

Видання здійснення за сприяння
Австрійського бюро кооперації у Львові,
Австрійського культурного форуму у Києві,
Магістрату міста Відень



Gedruckt mit Unterstützung
des OeAD-Kooperationsbüros Lemberg,
des Österreichischen Kulturforums Kyjiw,
der Magistratsdirektion der Stadt Wien
(Gruppe Europa und Internationales)

Staatliche Pädagogische Iwan-Franko-Universität
Drohobytsch

Österreich-Bibliothek Drohobytsch

HEIMKEHR

ANTHOLOGIE DER DEUTSCHSPRACHIGEN LITERATUR
GALIZIENS UND DER BUKOWINA

BAND 1: GALIZIEN

3., neu bearbeitete und erweiterte Auflage

Herausgegeben von
Jaroslaw Lopuschanskyj und Oleh Radchenko

Unter Mitwirkung von
Nataliya Dashko-Pircher und Iryna Lopuschanska

Die Veröffentlichung des Werkes dient nicht der Gewinnerzielung

Drohobytsch – Wien
Poswit
2023

Дрогобицький державний педагогічний університет
імені Івана Франка

Австрійська бібліотека м. Дрогобич

ПОВЕРНЕННЯ

**АНТОЛОГІЯ НІМЕЦЬКОМОВНОЇ ЛІТЕРАТУРИ
ГАЛИЧИНИ ТА БУКОВИНИ**

ТОМ 1: ГАЛИЧИНА

Видання третє, перероблене та доповнене

Редактори-упорядники:
Ярослав Лопушанський та Олег Радченко

За участю
Наталії Дашко-Пірхер та Ірини Лопушанської

Дрогобич – Відень
Посвіт
2023

УДК 821.161.2

П42

*Рекомендовано до друку вченою радою
Дрогобицького державного педагогічного університету імені Івана Франка
(протокол № 13 від 22 вересня 2016 року)*

ПОВЕРНЕННЯ. Антологія німецькомовної літератури Галичини та Буковини. Видання 3-тє, перероблене та доповнене. – Том 1: Галичина / За ред. Ярослава Лопушанського та Олега Радченка. Дрогобич–Відень: Посвіт, 2023. 628 с. (нім.)

ISBN 978-617-8274-41-2

Антологія німецькомовних письменників Галичини та Буковини презентує багатогранну творчість майстрів художнього слова кінця XIX-XX ст., життєвий і творчий шлях яких якнайвиразніше пов'язаний з національним та історико-культурним розвитком коронних земель Австро-Угорщини. Перший том видання представляє галицький топос у творчому доробку Й. Рота, М. Шпербера, Л. фон Захер-Мазоха, К.Е. Францоza, А. Гранаха, Т. Ріттнера, а також менш відомих авторів, як от Й.Р. Ерліха, М. Раппарта, Й. Кальмера, Г. Штернбаха, А.Е. Рутри та інших. Крім того, до збірки включені окремі німецькомовні твори І. Франка, О. Грицяя та Р. Сембратовича.

Книга адресується літературознавцям, германістам, студентам, вчителям і викладачам німецької мови та зарубіжної літератури.

УДК 821.161.2

Видання здійснене не з комерційною метою.

Рецензенти:

Штефан Сімонек – доктор філософських наук, професор Інституту славістики Віденського університету (Австрія);

Алла Паславська – доктор філологічних наук, професор, завідувач кафедри міжкультурної комунікації та перекладу Львівського національного університету імені Івана Франка;

Петро Іванишин – доктор філологічних наук, професор, завідувач кафедри української літератури та теорії літератури Дрогобицького державного педагогічного університету імені Івана Франка.

© Лопушанський Я.М., упорядкування, редакція, 2016, 2023

© Радченко О.А., упорядкування, редакція, 2023

© Вольгемут, Ю. фон, дизайн обкладинки, 2016

© Австрійська бібліотека м. Дрогобич, 2023

© Дрогобицький державний педагогічний університет імені Івана Франка, 2023

© Видавництво „Посвіт“, 2023

ISBN 978-617-8274-41-2

INHALTSVERZEICHNIS

<i>Stefan Simonek</i> . Vorbemerkung	9
--	---

GALIZIEN

<i>Jaroslav Lopuschanskyj, Nataliya Dashko-Pircher</i> Multikulturelle literarische Landschaft Galizien	12
Ivan Franko	19
Das Recht des Schweins. Eine politische Erzählung aus Galizien	21
Die galizische Schöpfungsgeschichte	27
Meine jüdischen Bekannten.....	30
Die Geschichte einer Konfiskation. Ein galizisches Lebensbild.....	37
Ostap Hrycaj	46
Weihnachten 1914.....	48
An Ukraina.....	49
Auferstanden.....	50
Peremyschl, das Auferstandene.....	51
Dem Genius der Ukraina	52
Roman Sembratovyč	54
Das Zarentum im Kampfe mit der Zivilisation.....	56
Karl Emil Franzos	93
Von Wien nach Czernowitz.....	96
Zwischen Dniester und Bistrizza.....	105
Ein Culturfest.....	116
Soma Morgenstern	138
Buffalo Bill in Tarnopol	141
Der Sohn des verlorenen Sohnes	142
Die Volksschule	149
In Burkanów.....	157

Minna Lachs	164
Kriegserklärung.....	166
Auf der Suche nach der eigenen Identität.....	167
Joseph Roth	171
Radetzkymarsch.....	175
Reise durch Galizien.....	183
Leo Herzberg-Fränkell	197
Abtrünnig. Ein Lebensbild aus Galizien.....	199
Die Juden.....	211
Josef Ruben Ehrlich	229
Der Weg meines Lebens. Erinnerungen eines ehemaligen Chassiden.....	231
Fabeln und Aphorismen.....	237
Leopold von Sacher-Masoch	248
Im Schlitten.....	251
Das Erntefest.....	256
Der Wanderer.....	268
Don Juan von Kolomea.....	279
Moritz Rappaport	291
Jeremias Klagelieder.....	294
Bajazzo.....	304
Thaddäus Rittner	318
Das kleine Heim.....	320
Das Zimmer des Wartens.....	336
Martin Buber	348
Die Mutter.....	350
Die Erzählungen der Chassidim.....	352
Manés Sperber	361
Das Städtel war ein Zentrum.....	364
Wie eine Träne im Ozean.....	369
Hermann Blumenthal	388
Die Schlacht bei Lemberg.....	390
Der rollende Mädchenkopf.....	412
Die Mutter.....	415

Alexander Granach	418
Da geht ein Mensch	420
Saul Raphael Landau	439
Unter jüdischen Proletariern: Reiseschilderungen aus Ostgalizien und Russland.....	441
Alexander von Guttry	454
Galizien. Land und Leute	456
Joseph Kalmer	469
Fiesole	471
Am Meer.....	472
Oktober.....	472
Skizze.....	473
Bekenntnis.....	474
Hermann Sternbach	475
Wenn die Schakale feiern: Skizzen aus der Russenzeit in Galizien	477
Galizien.....	488
Heimkehr.....	489
Arthur Ernst Rutra	490
Golgatha. Ein Spiel in neun Bildern	493
Die Toten	508
Sehnsucht.....	509
Schöpfung.....	510
Jonas Kreppel	512
Ostjüdische Legenden.....	515
Rabbi Jakob Aschkenazy	526
Adam Zielinski	533
Hołobutów	535
Lemberg, Peltewna-Straße	541
Nathan Samuely	548
Alt-Lemberg	550
Nur nicht jüdisch	554
Sigmund Bromberg-Bytkowski	568
Die Juden Lembergs unter der Russenherrschaft	571

Efraim Frisch	586
Zenobi	589
Die Legende von Kutu.....	601
Und doch!.....	606
Im Hochgebirge	606
Henry William Katz	607
Die Fischmanns	609
<i>Bibliographie</i>	620

VORBEMERKUNG

Stefan Simonek

Die dritte, gegenüber den vorangegangenen zwei Auflagen überarbeitete und (von einem ohnehin bereits beträchtlichen Umfang aus) nochmals erweiterte Auflage der Anthologie *Heimkehr* eröffnet in ihrer Gesamtheit einen höchst informativen Querschnitt durch eine in den Katastrophen des 20. Jahrhunderts weitgehend ausgelöschte Sprachlandschaft an der östlichen Grenze einer fluiden, in ihren genauen Grenzen letztlich nicht genau definierbaren Kulturregion. Sie wird je nach Betrachtungsweise einmal Mittel-, an anderer Stelle wiederum Zentraleuropa genannt, stand dessen ungeachtet aber paradoxerweise jahrzehntelang nur selten in der Mitte oder im Zentrum allgemein publizistischen Interesses; zumeist verblieb sie mit gewissen prominenten Ausnahmen wie etwa Joseph Roth relativ unbemerkt am Rande der öffentlichen Wahrnehmung. Erst als im scheinbar monolithischen sowjetischen Machtblock Mitte der 1980er Jahre erste Risse manifest wurden, gaben diese zunächst lediglich in kleinen Ausschnitten den Blick auf dahinterliegende ältere Kulturformationen frei, die in – zumeist von Österreich aus erstellten – Anthologien zur literarischen Landschaft Galiziens dokumentiert wurden.

Diese insgesamt höchst verdienstvollen publizistischen Unternehmungen setzten sich in der Regel zum Ziel, Galizien als plurikulturelles und multilinguales Gebiet zu dokumentieren, in dem stets in mehr als nur einer einzigen Sprache gesprochen, geschrieben und gelebt wurde, wobei die internen Relationen dieser Mehrsprachigkeit in Galizien anders ausgesehen haben als in der Bukowina. In den beiden benachbarten und historisch eng miteinander verbundenen Kulturregionen am Rande Ostmitteleuropas freilich spielte mindestens bis zum Holocaust und der Vernichtung des Ostjudentums das Deutsche eine essentielle Rolle gerade auch als künstlerisches Ausdrucksmedium von Autorinnen und Autoren jüdischer Herkunft, die in der vorliegenden Anthologie völlig zurecht in angemessener Auswahl und in gebotenum Umfang Berücksichtigung gefunden haben. Gerade diejenigen unter ihnen, die im Lauf des 20. Jahrhunderts weitgehend aus dem Kanon der deutschsprachigen Literatur herausgefallen sind oder gar nie darin Aufnahme gefunden haben wie etwa Hermann Blumenthal oder Jonas Kreppel, laden in der kenntnisreich zusammengestellten Anthologie *Heimkehr* zu ihrer (Wieder-)Entdeckung ein.

Dass sich unter der scheinbar einsprachigen deutschen Oberfläche der ausgewählten Textproben de facto in manchen Fällen jene literarische Zwei-, ja Mehrsprachigkeit verbergen kann, die für Galizien und ebenso für die Bukowina mindestens bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts kennzeichnend gewesen ist, belegen einige der Autorinnen und Autoren, die in der Anthologie entsprechend Berücksichtigung gefunden haben. Die beiden Schriftsteller Ivan Franko und (in noch stärkerem Ausmaß)

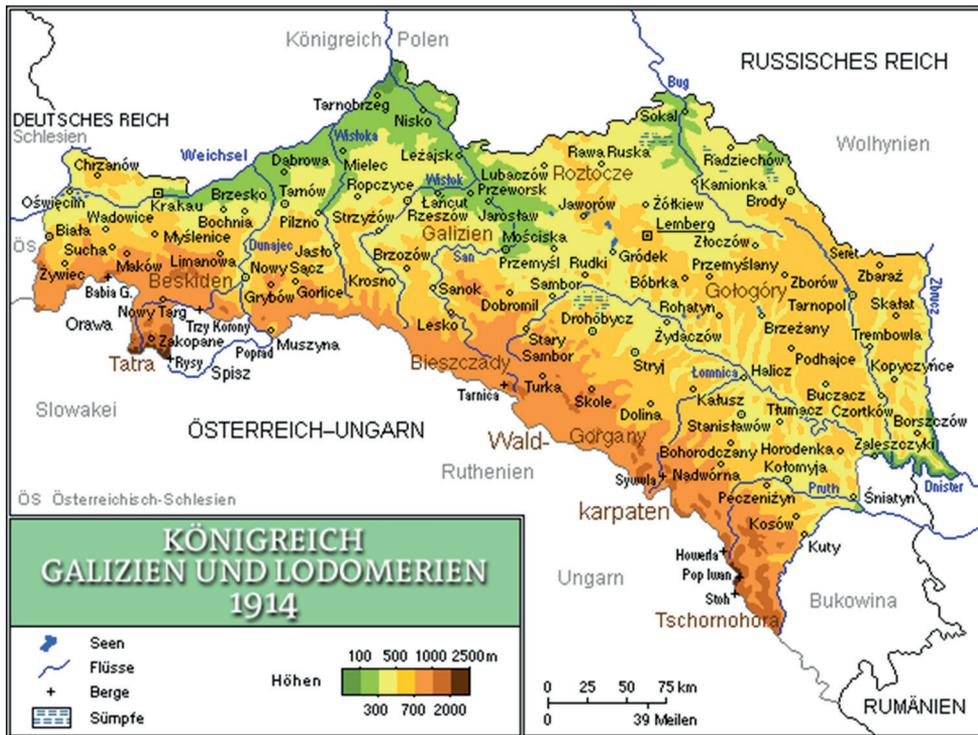
Ostap Hrycaj wird man wohl von den Dimensionen ihres jeweiligen Gesamtwerks her der ukrainischen Literatur des späten 19. sowie des frühen 20. Jahrhunderts zu rechnen dürfen – dessen ungeachtet haben beide Autoren neben ihren ukrainischen Arbeiten und literarischen Übersetzungen aus dem Deutschen ins Ukrainische auch deutschsprachige Arbeiten und Übertragungen ukrainischer Klassiker wie Ivan Kotljarevs'kyj oder Taras Ševčenko aus dem Ukrainischen ins Deutsche veröffentlicht. War dies im Falle von Franko vorwiegend an die von Hermann Bahr mitherausgegebene Wiener Wochenschrift *Die Zeit* gebunden, so bewegte sich Hrycaj mit seinen deutschsprachigen Arbeiten im Umfeld der Wiener Zeitschriftenlandschaft zur Zeit des Ersten Weltkrieges, die sich für die Anliegen der ukrainischen Kultur engagierte. Selbst wenn Hrycajs Veröffentlichungen in deutscher Sprache künstlerisch deutlich weniger überzeugend ausgefallen sind als Frankos pointierte Satiren und Polemiken gegen die deploralen politischen wie ökonomischen Zustände in seiner galizischen Heimat, scheint ihre Berücksichtigung durchaus berechtigt. Dies gilt analog für den in Wien verstorbenen westukrainischen Journalisten Roman Sembratovyč, der mit einem umfangreicheren Auszug aus einem seiner beiden auf Deutsch veröffentlichten Bücher ebenfalls vertreten ist.

Der in die Anthologie aufgenommene, deutsch-polnisch zweisprachige Autor Thaddäus / Tadeusz Rittner wiederum lässt sich über seine Dramen und Prosaarbeiten mit gleicher Berechtigung sowohl dem Jungen Polen als auch der Wiener Moderne zurechnen: So existiert zu beiden Textproben des Autors – dem *Kleinen Heim* wie dem *Zimmer des Wartens* – neben der deutschen bezeichnenderweise noch eine polnische Version mit teilweise abweichendem Titel und je nach Version modifiziertem Inhalt. Rittners autobiographisch unterlegter Entwicklungs- und Internatsroman *Das Zimmer des Wartens* spielt abschnittsweise in Wien, wo Rittner ein Elitegymnasium besuchte und danach auf Wunsch des Vaters Rechtswissenschaften studierte, um späterhin im österreichischen Staatsdienst Karriere zu machen. *Das Zimmer des Wartens* zählt sicher zu Rittners überzeugendsten, von niemand Geringerem als Arthur Schnitzler geschätzten Arbeiten in deutscher Sprache und hätte sich im Kontext des wiedererwachten Interesses für die Wiener Kultur der Jahrhundertwende wohl eine Neuauflage verdient.

Die aus Galizien stammenden und über Galizien handelnden Texte aller Literaturen dieser Region thematisieren seit dem 19. Jahrhundert immer wieder und bisweilen durchaus nicht frei von wechselseitigen Stereotypen die interethnischen Wege der Koexistenz innerhalb von Galizien. Diese Koexistenz fiel keinesfalls immer harmonisch aus, sondern nahm in den galizischen Literaturen alle nur denkbaren Formen des Neben- und Gegeneinanders, daneben freilich auch eines gelingenden Miteinanders an (Ivan Frankos Werke in deutscher, polnischer wie ukrainischer Sprache legen von diesen heterogenen interethnischen Positionierungen deutlich Zeugnis ab). So haben die in diese Anthologie aufgenommenen deutschsprachigen Texte an einer spezifisch galizischen Polyphonie Anteil, deren innere Mehrstimmigkeit immer auch ein Gegen- und Widerwort parat hält und die vielleicht gerade auf diese Weise die eigene Pluralität augenscheinlich macht.

Wien, im Juni 2023

GALIZIEN



Aus: https://de.wikipedia.org/wiki/Galizien#/media/File:Galicia_physical1914-de.png

MULTIKULTURELLE LITERARISCHE LANDSCHAFT GALIZIEN

Jaroslaw Lopuschanskyj, Nataliya Dashko-Pircher

„Galizien liegt in weltverlorener Einsamkeit und ist dennoch nicht isoliert; es ist verbannt, aber nicht abgeschnitten; es hat mehr Kultur, als seine mangelhafte Kanalisation vermuten lässt; viel Unordnung und noch mehr Seltsamkeit. [...] Es hat seine eigne Lust, eigene Lieder, eigene Menschen und einen eigenen Glanz; den traurigen Glanz der Geschmähten.“

Joseph Roth

Galizien, also jener Teil des Habsburgerreiches zwischen Krakau und Lemberg, in dem seit Jahrhunderten Ukrainer, Polen, Deutsche, Juden und eine Fülle weiterer religiöser bzw. kultureller Minderheiten lebten, stellte bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts eine Art Schmelztiegel, auch eine Art multikultureller Gesellschaft dar, die mit all ihren Belastungen, Spannungen und Chancen durch den Völkermord des nationalsozialistischen Deutschland und die anschließende sowjetische Gewaltherrschaft für immer zum Verschwinden gebracht wurde. Es ist aber in den unzähligen Werken von fünf verschiedenen sprachigen Literaturen (der ukrainischen, polnischen, deutschen, jiddischen und hebräischen) als räumlich fixierte Kultur für immer lebendig geblieben.

Diese literarischen Texte sind nicht nur Informationsquellen, die Aufschluss über das Leben in damaligen Kronländern der Monarchie geben, sondern sie sind darüber hinaus Medien der diskursiven Konstruktion kultureller Identitäten: Sie partizipieren aktiv an der Hervorbringung von Identität. Für die Literaturwissenschaft sollte die Inanspruchnahme der Literatur von Seiten der Kulturstudien vor allem als Anregung begriffen werden, ihren Fragehorizont im Hinblick auf Kulturinszenierungen zu reflektieren¹. Die deutschsprachige Literatur Galiziens soll nicht nur zum Objekt der Aufmerksamkeit der nationalen Literaturwissenschaften bleiben, sondern auch komparatistischen Methoden verwenden, um gemeinsames Literaturphänomen Galiziens darzustellen, das einerseits seine Auswirkung in jeder nationalen Literatur dieser Region fand und andererseits die ausgeprägte Intertextualität der galizischen Literatur bewies².

¹ Hartmann, Telse: Zwischen Lokalisierung und Deplazierung. Zur diskursiven Neuverhandlung kultureller Identitäten in den Kulturwissenschaften, in: Zeitschrift für deutsche Sprache, Literatur und Kultur. H. 50. Brüssel, 1999. S. 35.

² Cybenko, Larissa: Galicia miserabilis und/oder Galicia felix? Ostgalizien in der österreichischen Literatur. Lwiw: VNTL-Klasyka; Wien: Praesens Verlag, 2008. S. 19.

Der Forschungsstand zur deutschsprachigen Literatur Galiziens hat sich in den letzten Jahren sehr verändert. Es sei aber gleich zu betonen, dass nicht nur dem westeuropäischen Publikum, sondern auch dem ukrainischen Leser die galizische Herkunft vieler Dichter, Schriftsteller und Gelehrter immer noch unbekannt bleibt. Es gibt unter den galizisch-deutschen Autoren nur vier, die so bekannt geworden sind, dass man sich ihnen in wissenschaftlichen Arbeiten, die in der Ukraine herausgegeben sind, zugewandt hat. Dies sind Leopold von Sacher-Masoch¹, Karl Emil Franzos², Joseph Roth³ und Manès Sperber. Wegweisend ist die monographische Arbeit von Larissa Cybenko⁴, wohl die einzige in der Ukraine, die dem Topos Ostgalizien in der deutschsprachigen Literatur gewidmet ist. Neben Joseph Roth und Leopold von Sacher-Masoch holt die Autorin aus der Vergessenheit solche Namen, wie Karl Emil Franzos, Soma Morgenstern oder Alexander Granach, die in der Ukraine kaum bekannt sind. Nichtsdestoweniger fehlt es sowohl an einer Synthese über die deutschsprachige Literatur Galiziens, als auch an Forschungen, die einzelnen galizischen Autoren gewidmet sind.

Bevor man sich dem Literaturphänomen Galiziens zuwendet, muss man die historischen und kulturwissenschaftlichen Dimensionen des Begriffes „Galizien“ festlegen. Es sei gleich vorausgeschickt, dass die Bezeichnung „Galizien“ historisch korrekt nur für den Zeitraum 1772-1918 benutzt werden kann. Dieses Galizien als ein Kronland der Habsburgermonarchie existierte freilich nur so lange wie jener Staat. Wenn man über die deutschsprachige Literatur jener Gebiete, die vorwiegend durch eine ländlich geprägte Heimatliteratur der Galiziendeutschen vertreten war, in der Zeit von 1918-1939 spricht, ist es korrekt, sie als deutsche Literatur im ehemaligen Galizien zu bezeichnen. Nach 1945 gibt es nur noch die deutsche Literatur aus bzw. über, nicht aber in Galizien.

Obwohl deutschsprachige Literatur Galiziens ihren Anfang Ende des 18. Jahrhunderts nimmt, ließ erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts eine Flut von ethnografischer Publizistik, sog. Ghetto- und Dorfgeschichten sowie Erzählungen, eine Vorstellung von „Galizien“ aufkommen. Diese Literatur beschäftigte sich mit seltsamen Begebenheiten, Gebräuchen und Konflikten der Gesellschaft, insbesondere mit dem in Galizien starken Chassidismus, einer aus dem 18. Jahrhundert stammenden religiösen Reformbewegung innerhalb des Judentums. Zu solchen jüdischen Autoren aus Galizien, die deutsch schrieben und ihre Heimat sowie das Leben ihrer

¹ Горбач А.-Г.: Українська тематика в творчості Захер-Мазоха, в: Незалежний культурологічний часопис «І». 1995. № 6. С. 43–49.

² Зимомря М.: Карл Еміль Францоз у контексті українсько-німецько-єврейських культурних взаємодій на зламі ХІХ ст., в: Єврейська історія та культура в країнах Центральної та Східної Європи. Київ, 1998. С. 52–55; Наливайко Д.: Українська тема в творчості К.Е.Францо́за, в: Францоз К. Е.: За правду: Роман, повість, оповідання / пер. з нім.; прим. М. Зимомрі. Ужгород: Карпати, 1982. С. 5–20.

³ Факт як експеримент. Механізми фікціоналізації дійсності у творах Йозефа Рота / упоряд. і ред. Т. Гаврилів. Львів: ВНТЛ-Класика, 2007. 277 с. (Студії австрійської літератури).

⁴ Cybenko, Larissa: Galicia miserabilis und/oder Galicia felix? Ostgalizien in der österreichischen Literatur. Lwiw: VNTL-Klasyka; Wien: Praesens Verlag, 2008.

Ethnie thematisierten, zählt man Moritz Rappaport, Leo Herberg-Fränkell, Joseph Ruben Ehrlich u. a.

Nicht ohne Grund gehörten in diesen Texten zu den wesentlichen Charakteristika von Galizien agrarisch geprägte Armut und eine Art Multikulturalität, mit hin Mehrsprachigkeit, Multireligiösität und/oder Polyethnizität. Die einheimische Bevölkerung des Kronlandes bestand hauptsächlich aus drei ethnisch-konfessionellen Gruppen: aus den Polen, die verstreut auf dem flachen Lande und in dichteren Gruppen in den Städten, vor allem in der Landeshauptstadt Lemberg, lebten und vorwiegend römisch-katholisch waren, aus den Ukrainern, die den größten Teil der Einwohner in Ostgalizien ausmachten und der griechisch-unierten Kirche angehörten, schließlich aus den Juden, die etwa 10-12% der Landesbevölkerung bildeten und meistens in Städtchen, „Stetl“ lebten. Die Gesellschaft wurde in einer stereotypen Sozialstruktur wahrgenommen: agrarischer Großgrundbesitz, zumeist in der Hand des polnischen Adels, auf der einen und Armut auf der anderen Seite, bei polnisch- und ukrainischsprachigen Bauern wie auch bei den jüdischen Dorfhandwerkern, Pächtern von Schenken und Kleinhandeltreibenden. Aus dieser Sozialstruktur wurde eine besondere Reformbedürftigkeit der Provinz abgeleitet, denn es war das Land der sozialen Gegensätze und der bittersten Not.

Zu dieser Zeit wurde gerade die jüdische Kultur zum Träger und Vermittler der deutschen Literatur und Kultur. Dazu haben verschiedene Faktoren beigetragen. Die Umgangssprache der jüdischen Volksmassen war ja das Jiddische, das heute als eine Nahsprache des Deutschen bezeichnet wird. Außerdem spielte eine gewaltige Rolle bei der Entstehung der deutsch-jüdischen Kultursymbiose die Tatsache, dass die „Haskalah“, die jüdische Aufklärung, die im Zuge der napoleonischen Kriege nach Galizien gelangte, von Berlin ausgegangen war und das Zusammenwirken der dortigen deutschen und jüdischen Kreise beinhaltete. Das war der Grund dafür, dass die meisten deutschsprachigen Schriftsteller Galiziens jüdischer Herkunft waren.

Besonders wichtig für die „gemeinsame Literaturlandschaft“ sind die Erzählungen, Romane und Skizzen von dem aus dem sephardischen Judentum stammenden Arztsohn Karl Emil Franzos (1848-1904) und dem Sohn des adeligen Lemberger Polizeibeamten böhmisch-ukrainischer Herkunft Leopold von Sacher-Masoch (1836-1895). Beide haben in ihrer Kindheit in Ostgalizien gelebt. Ihre Erzählungen, Novellen und Skizzen erschienen in verschiedenen deutschsprachigen Zeitschriften und wurden auch als Bücher mehrfach aufgelegt. Beide Autoren griffen sowohl den Aufbruch aus der abgeschlossenen jüdischen Welt als auch die sozialen Konflikte zwischen Bauern und Adel auf. Beide sahen in der deutschen Sprache und in der deutschen Klassik die entscheidenden Werkzeuge für eine Verbesserung der Situation der Juden, wobei Franzos sowohl als aufklärerisch geprägter Humanist als auch als deutschnationaler Kulturexpansionist, Sacher-Masoch aber auf Grund seines Wissens über den Chassidismus und das rabbinische Judentum als „Philosemit“, eingeschätzt wird¹.

¹ Hüchtker, Dietlind: Der „Mythos Galizien“. Versuch einer Historisierung. URL: <http://www.kakani-en.ac.at/beitr/fallstudie/DHuchtker2.pdf>

Außerdem war Karl Emil Franzos einer der besten Vertreter der so genannten „ukrainischen Dichterschule in der österreichischen Literatur“. Wenigen ist es bekannt, dass Franzos neben Leopold von Sacher-Masoch einer der ersten deutschsprachigen Autoren war, der die Aufmerksamkeit auf die Ukrainer als auf ein eigen tümliches Volk lenkte. Man findet im Werk des Schriftstellers in Überfülle ukrainischen Themen, Motiven, sowie die Darstellung des ukrainischen Milieus.

Leopold von Sacher-Masoch, ein altösterreichischer Sänger Galiziens und ein kraftvoller Epiker des Ostens, bezeichnete sich mehrmals als „Galizianer“, was auch im Bereich des Sprachlichen zu bemerken ist. Man findet in seinen Werken mehrere Entlehnungen aus dem Polnischen, Russischen und v.a. aus dem Ukrainischen, zu denen sowohl Lehnübersetzungen, als auch Ausdrucksweisen der ukrainischen Sprache gehören. Sein Leben lang blieb Galizien seinen „Landschaft der Seele“ und bildete ein unerschöpfliches Reservoir an Motiven für eine große Anzahl seiner belletristischen Texte. Seinen Roman *Eine galizische Geschichte*. 1846 widmete er seinen Landsleuten, die er mit folgenden Worten ansprach: „So grüße ich Euch denn Alle, wie uns Alle ein Land: Galizien gebar; Polen, Ruthenen, Deutsche und Israeliten!..“¹.

Ein Zeitgenosse von Franzos war der in Stryj geborene Nathan Samuely (1846-1921), der zuerst Hebräisch und später Deutsch schrieb. Auch Samuely trat für die Aufklärung unter den galizischen Juden ein, wobei er seine Kritik vor allem gegen den Chassidismus richtete. Samuely ist weitgehend in Vergessenheit geraten, obwohl seine *Cultur-Bilder aus dem jüdischen Leben in Galizien* (1892) ein eindrucksvolles Bild von den elenden Verhältnissen vermitteln, in denen der Großteil der Juden in Galizien lebte. Wer sich mit „Galizien“ in der deutschen Literatur beschäftigt, kann den Schriftsteller Joseph Roth nicht übergehen. Vor ihrem Untergang brachte die jüdische Welt Galiziens mit Joseph Roth ihren hervorragendsten deutschsprachigen Schriftsteller hervor. Er hat seine Heimat verklärend-mythisierend zu einem Literarischen Phantasma umgedichtet, das einerseits seinen biographischen Erfahrungen, andererseits jedoch seiner reichen Vorstellungskraft entsprang². Mit den Romanen *Hiob* (1930), *Radetzky marsch* (1932), *Tarabas* (1934) oder *Das falsche Gewicht* (1937), die allesamt im österreichisch-russischen Grenzland spielen, hat Joseph Roth sicherlich den größten Anteil daran, dass Galizien als „unverwechselbare Literaturlandschaft“ nicht in Vergessenheit geraten ist.

Ein wichtiger Zweig der deutschsprachigen Literatur über Galizien ist die Erinnerungsliteratur. Nach dem ersten Weltkrieg erschien eine Reihe von autobiografisch geprägten Erinnerungen, Romanen und Erzählungen, in denen Armut und Multikulturalität zu Kennzeichen einer nicht mehr existierenden Provinz wurden. Das Galizien der Literatur wird als verklärtes Gegenbild zur elenden, von nationalistischen Gegensätzen und antisemitischer Gewalt geprägten Realität wahrgenommen.

¹ Röskau-Rydel, Isabel (Hrsg.): Deutsche Geschichte im Osten Europas: Galizien, Bukowina, Modau. Berlin: Siedler-Verlag, 1999. S. 397.

² Ibidem, S. 451.

So unterschiedlichen Autoren wie Sperber, Roth, Granach und Morgenstern ist eines gemeinsam: dass ihr Bild der Monarchie mit den Erinnerungstableaus von Jugend und Kindheit verbunden ist; die eigene Erinnerung, ist mit der Monarchie untrennbar verbunden. Sie sind Schriftsteller, die symbolisch heimatlos geworden sind und deren Produktivität aus der schmerzhaften Erfahrung herrührt, dass sie nicht nur aus der Kindheit vertrieben sind, sondern auch aus dem symbolischen Umfeld. Kultur, Heimat und Kindheit besitzen eine erstaunliche Überschneidungsfläche: der Rückbezug auf die Kindheit geht Hand in Hand mit der Rekonstruktion einer symbolischen Welt, die Identität verbürgt und auf die Wertkrise reagiert. So wird die eigene "Welt von Gestern" (Stefan Zweig) zur Folie für die Konstruktion einer ganzen Epoche: die Kindheit, aus der man vertrieben ist, und die untergegangene Welt der Monarchie bilden dabei zwei Seiten einer Erinnerungsmünze: vorne die eigene Kindheit, hinten der Doppeladler.

Beide, Kindheit und Monarchie, werden erinnert, weil sie unwiederbringlich verloren sind. Roth hat dies am radikalsten bewerkstelligt, indem er dem entrückten Kaiservater in Schönbrunn den Helden von Solferino zur Seite stellt: zwei imaginierte, entrückte Väter erzeugen zusammen das Bild von einer Welt, die unter sanfter patriarchaler Obhut steht und die symbolische Ordnung der Welt gewährleistet.

Oftmals wird diese retrospektive und nostalgische Rekonstruktion der Monarchie dem Habsburgermythos zugeordnet, der gerade an den Peripherien des Habsburgerstaates als eine übernationale, ethisch-kulturell einheitsstiftende Idee einen besonders fruchtbaren Boden gefunden hatte. Ausgangspunkt dieser Interpretation ist die Erinnerung an eine nicht mehr existente Provinz. Zu einem kontinuierlichen Faktor wird dabei die Positionierung Galiziens als Grenzregion zwischen West- und Osteuropa bzw. zwischen Europa und dem Osmanischen Reich¹.

Nach dem Holocaust setzt eine breite Flut von Erinnerungsliteratur ein – teilweise über die Jahre des Holocaust, aber auch über die Zeit vorher. Viele Exulanten ostjüdischer Herkunft wurden mit der Flucht aus dem nationalsozialistischen Deutschland zum zweiten Mal in ihrem Leben zu Emigranten, da sie erst vor etwa einer Generation als Einwanderer aus der entlegenen österreichischen Provinz Galizien nach Deutschland gekommen waren. In den Jahren des Exils nach 1933 entstanden nun einige, in ihrer äußeren Struktur teilweise sehr unterschiedliche autobiographische Schriften dieser Exulanten, die jedoch eine interessante Gemeinsamkeit aufweisen: Den Ausgangspunkt ihrer Darstellungen bildet nicht die unmittelbare Vergangenheit im Deutschland der Zwischenkriegszeit, sondern sie greifen in ihren Texten im wesentlichen auf ihre frühere Lebenswelt zurück, die der ostjüdischen Kindheit im k. u. k. Galizien. Damit entstand im Exil durch die autobiographischen Zeugnisse über Galizien als historisch-politisches Gebilde zugleich ein Bild der Lebenswelt des Ostjudentums, das in dieser Zeit der endgültigen Vernichtung durch den Holocaust preisgegeben war.

¹ Hüchtker, Dietlind: Der „Mythos Galizien“. Versuch einer Historisierung. URL: <http://www.kakani-en.ac.at/beitr/fallstudie/DHuchtker2.pdf>

Diese Literatur ist viel zu umfangreich, als dass man sie erschöpfend behandeln könnte. Hier können nur einige Beispiele genannt werden. Ein wichtiger Vertreter ist Manés Sperber (*Die Wasserträger Gottes* – Erinnerungen an seine Jugend im ostgalizischen Zablotow, wo er 1905 geboren wurde). Sperber spricht darin vom „ermordeten Shtetl“, einem „religiösen, sozialen und kommunalen Phänomen einer Gemeinschaft, zu deren letzten Überlebenden ich gehöre“. Auch in der autobiographisch gefärbten Romantrilogie *Wie eine Träne im Ozean* beschreibt Sperber teilweise seine ostgalizische Heimat, aus der er bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges floh, um nicht mehr zurückzukehren.

Alexander Granach, 1893 in dem ostgalizischen Dörfchen Werbowitz geboren, kam mit 16 Jahren nach Berlin und begann dort eine Karriere als Schauspieler. Sein Name wird vor allem mit dem expressionistischen Theater der 20-er Jahre verbunden. Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten flüchtete Granach aus Deutschland, seit 1938 lebte er in den Vereinigten Staaten; dort entstand Anfang der 40-er Jahre seine Autobiographie *Da geht ein Mensch*, in der er auf seine ostjüdische Kindheit und Jugend zurückblickt und seinen Weg zur Schauspielerei schildert¹.

Starke Parallelen mit Granach lebensgeschichtlich wie auch von seinem Sujet her weist Henry William Katz auf: 1906 als Herz Wolff Katz in der galizischen Kleinstadt Rudky geboren, kam er während des Ersten Weltkriegs nach Deutschland und begann Anfang der 30-er Jahre als Journalist zu arbeiten. Im Mai 1933 floh er vor den Nationalsozialisten ins französische Lyon, wo er nach Selbstauskunft „als arbeitsloser, ehemaliger junger Journalist die verrückte Idee hatte, ein Buch über Ostjuden in Deutschland zu schreiben.“ In diesen ersten Jahren des Exils in Frankreich entstand sein autobiographisch geprägter Roman *Die Fischmanns*, der die Geschichte einer ostjüdischen Familie in Galizien einschließlich ihrer Flucht nach Deutschland erzählt. Katz setzte die Geschichte der Familie Fischmann in Deutschland bis zum Jahr 1933 mit einem weiteren Roman, *Schlossgasse 21*, fort².

Neben Alexander Granach und Henry William Katz gibt es noch eine Reihe weiterer, mitunter erst in den letzten Jahren wiederentdeckter Autoren, die aus dieser österreichischen Grenzprovinz stammten und im Exil das Thema „Galizien“ aufgegriffen haben. Dabei muss zwischen Autoren unterschieden werden, die sich in der Zeit von 1933 bis 1945 dieses Themas angenommen haben, und einer zahlenmäßig größeren Gruppe von deutsch-jüdischen Exulanten, die nach dem Zweiten Weltkrieg und der endgültigen Vernichtung des Ostjudentums Galizien „entdeckten“.

Zur ersten Gruppe gehört Soma Morgenstern, dessen ostjüdische Herkunft das bestimmende Thema seines literarischen Schaffens im Exil war. Morgenstern wurde 1890 in der Nähe des ostgalizischen Tarnopol geboren, studierte in Wien und arbeitete nach dem ersten Weltkrieg für verschiedene Zeitungen in Berlin und Wien. Im Pariser Exil vollendete er 1934 seinen ersten Roman *Der Sohn des ver-*

¹ Adam, Winfried: Strukturen des Autobiographischen in der Exilliteratur. Alexander Granach und Henry William Katz erinnern sich an ihre Heimat im altösterreichischen Galizien, in: Sbornik praci filozofickej fakulty Brnenske univerzity. 2005. R. 10. S. 186.

² Ibidem, S. 189.

lorenen Sohnes. Hier besinnt sich der junge, im liberalen Großstadtmilieu aufgewachsene Alfred Mohylewski seiner ostjüdischen Wurzeln und kehrt auf das Gut seines tiefgläubigen Onkels im polnischen Galizien zurück. Nach dem Anschluss Österreichs emigrierte Morgenstern endgültig nach Frankreich und floh von dort 1941 nach New York, wo er bis zu seinem Tod lebte. In diesen Jahren entstanden die Romane *Idyll im Exil* und *Das Vermächtnis des verlorenen Sohnes*, die die Geschichte des Alfred Mohylewski zur Trilogie *Funken im Abgrund* fortsetzten.

Die „verschwundene Welt“ Galiziens ist trotz allen Massenmordes und aller materiellen Zerstörung bis heute auf eine eigentümliche Weise für viele Menschen in Europa gegenwärtig und lebendig geblieben. Das „ferne nahe Land“ lebt dank den Schriftstellern als ein Traumland fort, das immer wieder auch Menschen fasziniert. Viele von ihnen, wenn nicht die meisten, waren jüdischer Herkunft, viele, aber nicht alle schrieben nach der Emigration in die großen Städte oder im Exil. Dieser von Genre, Herkunft der Autoren und Sprache differierenden Literatur wird eine eigentümliche Faszination zugesprochen, eine Faszination, die als „Mythos Galizien“ apostrophiert wird.



IVAN FRANKO

Ivan Franko (geb. am 27. August 1856 in Nahujevyči, Ostgalizien; gest. am 28. Mai 1916 in Lemberg) ist einer der bekanntesten ukrainischen Dichter und Schriftsteller. Er war auch als Journalist, Literaturkritiker, Übersetzer bedeutend. Neben Taras Ševčenko hatte er einen enormen Einfluss auf die entstehende moderne ukrainische Literatur und die Entwicklung des nationalen ukrainischen Gedankens.

Franko wurde 1856 im Dorf Nahujevyči in der Nähe von Drohobytsch als Sohn eines Schmiedes geboren. In der Grundschule wurde er nur in deutscher und polnischer Sprache unterrichtet. Später besuchte er die deutsche Normal- schule und dann das Staatsgymnasium in Drohobytsch, wo er so gut Deutsch lernte, dass er schon als Schüler Werke von Klopstock und Wieland übersetzte. Nach dem Schulabschluss am Drohobytscher Realgymnasium studierte er seit 1875 an der philosophischen Fakultät der Lemberger Universität Philologie, Pädagogik, Psychologie, Anthropologie und ukrainische Sprache und Literatur. Franko wurde in dieser Zeit Mitglied der Studentengruppe *Akademischer Zirkel* und gab dessen literarische Zeitschrift *Druh* mit heraus. Die literarische Zeitschrift *Dnistrjanka* veröffentlichte 1876 Frankos erste Geschichten: *Lessyšyna čeljad* und *Zwei Freunde*; im gleichen Jahr erschien sein erster Gedichtband *Balladen und Märchen*.

Bereits 1877, kurz nach Veröffentlichung der ersten Texte aus dem Boryslaw-Zyklus verhaftete man Franko und seine Kollegen aus der Redaktion wegen

angeblicher sozialistischer „Geheimbündelei“; nach acht Monaten Untersuchungshaft wurde er im Januar 1877 schließlich zu sechs Wochen Arrest verurteilt.

Nach Fortsetzung seines Studiums und gleichzeitiger Arbeit als Autor und Redakteur erfolgte im März 1880 eine weitere Verhaftung wegen „Anstachelns des einfachen Volkes gegen die gesetzmäßige Ordnung“. Frankos Eindrücke aus der dreimonatigen Haft in Kolomea sind in seinem Stück *Am Grund* festgehalten.

Franko konnte unter diesen Umständen sein Studium nicht vollständig abschließen und lebte zwei Jahre in seinem Heimatdorf Nahujevyči. In dieser Zeit entstand die Novelle *Sachar Berkut*, die Übersetzungen von Goethes *Faust* und Heines *Deutschland. Ein Wintermärchen* sowie eine Artikelserie über Taras Ševčenko.

In den Folgejahren vertiefte sich Franko in Lemberg in die National- und Literaturgeschichte der galizischen Ukraine; er arbeitete für die ukrainischen Zeitschriften *Sorja* und *Dilo* und reiste 1885 und 1886 nach Kyjiv, wo er im Mai 1886 Olha Choružynska heiratete. Wegen seiner Kontakte zu Kyjiver Studenten, die Galizien besuchten, wurde Franko 1889 erneut für zwei Monate inhaftiert.

Im Jahr 1890 gründete Franko die Zweiwochenschrift *Narod* und veröffentlichte die Sammlung *Im Schweifse des Angesichts*. Auf seine und seines Freundes Mychajlo Pavlyks Initiative hin wurde 1890 die Ruthenisch-ukrainische Radikale Partei gegründet.

Um sein Studium abzuschließen, schrieb sich Franko 1892 ein letztes Semester an der Universität Czernowitz ein, nachdem man ihn an der Lemberger Hochschule nicht mehr zugelassen hatte. Nach seinem Abschluss verbrachte er ein weiteres Semester am Slawistischen Seminar der Universität Wien, wo er am 1. Juli 1893 seine in deutscher Sprache verfasste Dissertation *Über Barlaam und Josaphat und die Einhornparabel* verteidigte. Ebenfalls 1893 erschien sein Drama *Gestohlenes Glück*.

1896 bis 1897 nahm Ivan Franko an den Wahlen zum Wiener Parlament teil; 1898 feierte man sein 25-jähriges Jubiläum als Dichter. Gedichte wie *Das Begräbnis*, *Mein Smaragd* und *Der arme Heinrich* entstanden in dieser Zeit.

In den letzten Jahren seines Lebens erfuhr der Dichter Ehrungen wie die Feier zu seinem 40-jährigen Dichterjubiläum 1914, die Herausgabe von Jubiläums-Sammelbänden wie *Gruß an Iwan Franko* und *Aus meinen Jugendjahren*. Am 28. Mai 1916 starb Ivan Franko in Lemberg und wurde auf dem Lyčakivskyj-Friedhof beerdigt.

Werke (Auswahl): *Boryslav smijet'sja* (dt. Boryslav lacht, Roman, 1882); *Ukradene šťastja* (dt. Das gestohlene Glück, Drama, 1894); *Mojsej* (dt. Moses, Poem, 1905); *Z veršyn i nysyn* (dt. Aus Höhen und Tiefen, Gedichtband, 1887); *Zivjale lystja* (dt. Verwelktes Laub, Gedichtband, 1896); *Mij Izmarahd* (dt. Mein Smaragd, Lyriksammlung, 1897); *Iz dniv žurby* (dt. Aus Sorgentagen, Gedichtband, 1900); *Semper tiro* (Gedichtband, 1906); *Kamenjari* (dt. Die Steinbrecher, programmatisches Gedicht); *Smert' Kajina* (dt. Kains Tod, Poem, 1896).

Das Recht des Schweins. Eine politische Erzählung aus Galizien¹

Nachstehende Erzählung ist nicht mein geistiges Eigentum. Ich habe sie von einem alten Bauern namens Hrycuniak in Zbaraž in Ostgalizien in einer Volksversammlung erzählen hören. Hrycuniak ist eine höchst merkwürdige Erscheinung, einer der wenigen noch lebenden Repräsentanten jenes Geschlechts der Volkssänger und Rhapsoden, welche die alten Dumen von den Thaten und Abenteuern der Kosaken Zborowskij, Kiška, Bezvodnyj, Andyber, von den Schlachten Chmelnickijs gegen die Polen und von der tragischen Flucht der drei Brüder aus Azow verfasst und dem lauschenden Kosakenheere vorgetragen haben. In seinem Aeußeren nichts weniger als imposant, grauhaarig, einfach, sogar ärmlich gekleidet, nicht besonders hoch gewachsen, hager, mit einem von den Mühsalen des Lebens vielfach durchfurchten, aber ausdrucksvollen Gesichte und schwarzen, leuchtenden Augen, verschwindet er im Gedränge, mischt sich selten ins Gespräch und verrät durch nichts eine über das gewöhnliche Niveau des galizischen Bauers hervorragende Intelligenz. Natürlich kann er weder lesen noch schreiben.

Etliche Minuten vor dem Anfang der Versammlung unterhielt ich mich mit einigen bekannten Bauern. Hrycuniak trat auch zu uns herbei, wir wurden einander vorgestellt, wechselten einige Worte und gingen auseinander. Meine Bekannten, meist junge Bauern, welche die Volksschule besucht und durch fleißige Lektüre ihre Bildung erweitert haben, rühmten mir den Hrycuniak als ein eigenartiges Rednertalent, als einen der wenigen von der älteren Generation, welche sich der radikalen Bauernbewegung mit Leib und Seele angeschlossen haben. Ich war auf seine Rede nicht wenig neugierig, allein die Versammlung wurde eröffnet, Punkt für Punkt der Tagesordnung wurden absolviert, und Hrycuniak meldete sich nicht zum Worte. Erst bei dem letzten Punkte der Tagesordnung, welcher „Anträge und Interpellationen“ hieß, erklomm er, sichtlich ungerne und nur dem Drängen der ihn umgebenden Bekannten weichend, den Tisch, welcher die Stelle der Tribüne vertrat. Eine Bewegung, ein Flüstern ging durch den Saal bei seinem Anblick, und in der circa 600 Mann zählenden, im engen Räume hart zusammengepferchten Versammlung wurde es mäuschenstill.

„Ja, wenn ich reden soll“, sagte Hrycuniak hochernst zu den ihm am nächsten Stehenden, „so muss ich ein Papier vor mir haben. Ich kann zwar nicht lesen, aber

¹ Aus: Die Zeit. VII. Band. 6. Juni 1896, Nr. 88, S. 145–147.

meine Nummern kenn' ich doch wohl, und ein Papier muss ich haben und wenn es auch nur ein Steuerbüchel ist!“

Mit schallendem Gelächter wurde diese erste Manifestation Hrycuniaks begrüßt. Einer der Nächststehenden reichte ihm ein unbeschriebenes Blatt Papier. Hrycuniak nahm es vor sich, als wollte er darin lesen, und begann nun seinen Vortrag mit einer monotonen Aussprache, als wollte er das mühsame Lesen eines Volksschülers nachahmen. Mit der Zeit belebte sich sein Vortrag ein wenig, ohne jedoch aus dem Tone einer rhythmischen, bibelähnlichen Prosa herauszukommen. Jeden Augenblick wurde die Erzählung durch schallendes Gelächter der ganzen Versammlung unterbrochen, der Redner jedoch verzog keine Miene; im Gegenteil, bei den unablässigen Heiterkeitsausbrüchen der Versammlung schien sich sein Gesicht immer mehr zu verdüstern, bis es am Schlüsse den Ausdruck einer völligen, hölzernen Apathie annahm.

„Höret, Brüder, was für ein Gespräch ich unlängst mit meinem alten Freunde geführt habe. Kommt da zu mir mein Freund und Altersgenosse, den ich lange nicht gesehen hatte. Nachdem wir uns begrüßt hatten, frag' ich ihn:

„Na, wie geht's dir, alter Freund? Wie befindest du dich?“

„Gott sei dank, ich befinde mich wohl, und es geht mir gut“ sagt er.

„Das ist eine schöne Neuigkeit“ sage ich „und ich wäre sehr begierig, zu erfahren, worin dieses Gute besteht.“

„Worin es besteht? Das ist ja leicht zu sagen, und du weißt es auch selbst.“

„Nein, nein, so wirst du mich nicht abspeisen“ sage ich „du musst mir ausdrücklich sagen, was dir so Gutes widerfahren ist.“

„Ach Freund“ sagt er „ist denn das nicht gut, was wir, Gott sei dank, erlebt haben? Denke dir nur: den Frondienst verrichten wir nicht mehr, und vor dem Gesetze sind wir alle gleich, und Verfassungsrechte haben wir auch.“ Er hatte soviel auf einmal zusammengeredet, dass ihm beim letzten Worte der Atem ausging.

„Ja, lieber Freund“ sagte ich „das sind wirklich sehr schöne Sachen, von welchen du da gesprochen hast, nur muss man sie nicht allzu genau besehen.“

„Warum das?“

„Weil sie, wie die Fabriktücher, Farbe ablassen, und diese Farbe dann einem an den Fingern kleben bleibt.“

Mein Freund konnte das nicht verstehen und darum sprach ich weiter zu ihm:

„Siehst du, lieber Freund, es ist ganz richtig, dass wir den Frondienst jetzt nicht mehr verrichten müssen. Möchtest du dich aber nicht etwas genauer erinnern, wie es damals gewesen ist, und wie wir es jetzt haben?“

Mein Freund konnte sich dessen nicht so genau erinnern, und so musste ich ihm mit meinem Gedächtnis zuhelfe kommen.

„Nicht wahr? Damals ging jeden Tag am frühen Morgen der herrschaftliche Ataman (Aufseher) von Hütte zu Hütte im Dorfe herum, schlug mit seinem Krummstabe an die Türe und schrie: Heda, du Iwan, Hryc, Semen, auf, kommt zur Frohnarbeit, sonst werdet ihr Schläge bekommen!“

„Ja, ja, so war es damals“ sagte mein Freund und kratzte sich unwillkürlich an einer Stelle, wo es ihn gerade in diesem Augenblicke gar nicht juckte.

„Und wie haben wir es jetzt? Der Ataman geht nicht mehr mit seinem Krummstabe von Hütte zu Hütte im Dorf herum, das ist ganz richtig. Was macht aber der Bauer? Ich will es dir sagen, lieber Freund. Der Bauer steht frühmorgens von selbst auf, nimmt ein Huhn oder ein halbes Schock Eier und geht zu demselben Ataman – er heißt jetzt „Herr Verwalter“ – legt sein Geschenk vor ihn hin und bittet ihn kniefällig, er möge ihm erlauben, auf herrschaftlichen Äckern Frondienste zu verrichten. Und wenn er ohne Geschenk kommt, so versetzt ihm der Verwalter eins ins Genick und gibt ihm großmütig die Freiheit, Hungers zu sterben.“

Mein armer Freund fand keine Antwort auf diese Worte, er seufzte nur schwer und nickte mit dem Kopfe.

„Und gleich sind wir vor dem Gesetze, sagst du, lieber Freund“ so fuhr er fort „das mag auch richtig sein, obwohl ich es bis jetzt nie merken konnte. Komme ich zum Herrn Bezirksrichter oder zum Herrn Bezirkshauptmann oder sogar in den autonomen Bezirksausschuss, so heißt es noch immer, wie vor dem Jahr 1848: „Warte, Bauer! Steh' nur draußen, Bauer! Weg von hier, Bauer!“ Und als ich es einmal versuchte, naseweis zu sein und auf meine Gleichheit vor dem Gesetze zu pochen, so bekam ich eine Maulschelle, ebenso saftig und vollwichtig, wie zur Zeit der Atamane. Wenn dagegen ein Gutsbesitzer, ein Pächter, sogar ein gemeiner Schankwirt in die Kanzlei kommt, lässt man ihn nie draußen warten, ladet ihn zum Sitzen ein und behandelt ihn ganz delicat und zuvorkommend. Na, eine solche Gleichheit hatten wir auch vor dem Jahr 1848.“

„Damals gab es aber Stockschläge“ wandte mein Freund ein und kratzte sich wieder unwillkürlich an derselben nichtjuckenden Stelle.

„Ganz richtig“ sagte ich „doch gibt es auch jetzt etwas, was die Stockschläge vollkommen aufwägt.“ Vielleicht noch mit Überschuss. Wenigstens sagte unlängst ein Bekannter, welcher sich dazu hatte verleiten lassen, als Abgesandter der Gemeinde nach Wien zum Kaiser mit der ruthenischen Massendeputation zu reisen, und dafür von dem Bezirkshauptmann zu 50 Gulden Strafe verurteilt wurde: „Herr Bezirkshauptmann“ sagte er „ich bin ein armer Mann. Wenn ich das große Verbrechen begangen habe, vor dem Kaiser wegen unserer hochwohlgeborenen Landtagswahlen Klage zu erheben, so bin ich bereit, die gerechte Strafe dafür zu empfangen. Da aber weder meine Alte, noch meine Kinder an meinem Verbrechen mitschuldig sind, so belieben Sie, mich allein und nicht auch sie zu strafen. Wenn Sie mir eine solche Geldbuße auferlegen, dass ich, um dieselbe zu bestreiten, meine letzte Kuh und dazu auch mein einziges Schwein verkaufen muss, so fällt die Strafe doch mehr auf meine Familie, als auf mich allein. Ich bitte also, hochmögender Herr Bezirkshauptmann, könnten Sie mir nicht die große Gnade erweisen und die Geldbuße in Stockschläge umsetzen? Ich bin, Gott sei dank, ein gesunder und starker Kerl und werde 50 Stockschläge wohl aushalten, aber 50 Gulden Geldbuße hält meine armselige Wirtschaft nimmer aus.“ So sprach der Mann zum Bezirkshauptmanne, wurde aber nicht erhört, und erwartet jetzt eine amtliche Exekution auf sein gesamtes Hab und Gut, da er jene Geldbuße bis jetzt nicht erlegt hat. Was denkst du nun, lieber Freund, über diese neue Art von

Stockschlägen, welche statt eines bestimmten Körperteiles den ganzen Menschen und seine ganze Familie treffen?“

Mein Freund konnte wieder nichts antworten und ließ nur einen schweren Seufzer vernehmen.

„Und Verfassungsrechte haben wir auch“, fuhr ich nach kurzem Schweigen zu meiner Freude zu sprechen fort, „die sollen sehr schön und herrlich sein. Hast du sie jemals gesehen, lieber Freund?“

„Gesehen?“, verwunderte er sich. „Auf dem Papier, im Buche gedruckt hab‘ ich sie wohl gesehen.“

„Nein, nicht um die papierene Verfassung handelt sich‘ hier“ sagte ich, „sondern um die wirkliche, wie sie im Leben aussieht. Hast du diese wirkliche, lebendige Verfassung gesehen?“

„Wie kann man sie sehen? man lebt ja drin, man spürt sie...“

„O ja, man spürt sie, das ist ganz richtig! Ich aber habe sie auch leibhaftig gesehen, und will dir das erzählen. Ich fuhr einst mit meinen zwei Söhnen an einem Markttage nach Tarnopol. Vor uns fuhr ein uns unbekannter Bauer mit seiner Frau. Der Mann saß im Vorderteile des Wagens und trieb die Pferde, die Frau saß hinter ihm auf dem Sitze und zwischen beiden, im Stroh gebettet und gut gebunden, lag ein großes, gemästetes Schwein, welches sie in der Stadt verkaufen wollten, und streckte ruhig seinen großen Kopf zum Wagen heraus. Wir kommen in Tarnopol an, passieren den Schlagbaum, und siehe da, neben dem Schlagbaume sitzt ein älterer Herr, hält ein blankes Messer in der Hand und raucht eine Pfeife am langen Tschibuk – so lang! So bald er des Wagens mit dem Schwein ansichtig wird, steht er auf und schreit gewaltig:

„Halt, Bauer!“

Der Bauer hielt an, und der Herr mit dem Messer trat an den Wagen heran.

„Was führst du da im Wagen?“, fragt strenge der Herr.

„Ein Schwein, gnädiger Herr!“ sagt der Bauer demütig.

„Ich sehe ja, dass es ein Schwein ist, aber wie führst du es? Ha! Siehst du denn nicht, dass dem armen Vieh von den Stricken die Beine gänzlich angeschwollen sind? Du nichtsnutziger Lump, weißt du denn nicht, dass es verboten ist, die armen Tiere zu quälen?“

So sprechend näherte sich der Herr dem Schweine und schnitt mit seinem Messer dessen Stricke so rasch entzwei, dass er im Eifer sogar des Schweines Beine verwundete.

„Marsch auf die Polizei! Du musst gebührend abgestraft werden!“ schrie der strenge Herr und Schweinebefreier.

Der Bauer saß erschrocken, wie versteinert im Wagen; er versuchte, den strengen Herrn um Gnade zu bitten, doch der Herr war unerbittlich. Des Bauers Frau war aber findiger, sie merkte, wie da zu helfen sei. Während ihr Mann mit dem strengen Herrn Zwiesprache hielt, holte sie aus ihrem Busen ein rotes Sacktuch hervor, nahm die in einen Zipfel gebundenen 20 Kreuzer heraus (sie hatte gewiss zwei Tage schwer gearbeitet und Hunger gelitten, um sie zu verdienen), drückte sie dem

strengen Herrn in die Hand und vereinigte ihre Bitten mit denen ihres Mannes. Das wirkte. Der strenge Herr wurde allmählich etwas weicher und sagte:

„Na, diesmal will ich Nachsicht üben und dich entlassen, aber merk' es dir für die ganze Zukunft!“

Ich war mit meinem Wagen während dieses Abenteuers etwas vorausgefahren, ließ aber den Wagen anhalten, um zu sehen, wie die Geschichte ablaufen wird. Es dauerte eine gute Weile, bis der Bauer mit dem Schweine wieder an uns vorüberfuhr. Aber die Ordnung im Wagen war nun eine ganz andere, wie vordem. Die Frau saß im Vorderstele und trieb die Pferde, der Mann saß im Hinterwagen und hielt mit beiden Händen den Hals des Schweines umspannt. Das Schwein aber, von seinen Banden befreit, stand jetzt gerade im Wagen und sah sich nach allen Seiten um, jeden Augenblick vor einem neuen Gegenstande erschreckend, jeden Augenblick zum Sprunge bereit. Es dauerte nicht lange, da kam ein glänzendes herrschaftliches Viergespann mit Glockengeklirr und Peitschengeknall herangaloppiert. Das Schwein erschrak heftig, und mit einem Ruck sprang es vom Wagen herab. Der Bauer, welcher das Vieh beim Halse hielt, war schwächer und fiel ebenfalls heraus, und zwar so unglücklich, dass er sich das Gesicht auf dem Pflaster blutig schlug, während das Schwein das Weite suchte. Erst meine Burschen holten es ein und halfen dem Eigentümer es zu Fuß auf den Markt führen. Das, lieber Freund, ist des Schweines Recht. Aber es ist noch nicht alles.

Es war nachmittags an demselben Tage, als ich von Tarnopol zurückkehrte, noch zeitig genug, um vor der Nacht nach Hause zu gelangen. Ich näherte mich dem Schlagbaume, bei welchem noch immer der strenge Herr mit dem blanken Messer saß und gemächlich seine Pfeife am langen Tschibuk schmauchte. Indem ich meinen Blick über das Weichbild der Stadt hinausschweifen ließ, erblickte ich weit, weit auf der Heerstraße zwei Männer in Bauertracht, welche sich gemessenen Schrittes der Stadt näherten.

Na, die müssen lange beim Militär gedient haben, denk' ich mir, da sie auch jetzt noch, als alte Männer, so stramm und militärisch Schritt halten und in Reih' und Glied marschieren.

Wie sie aber etwas näher gekommen waren, seh' ich etwas Schwarzes hinter ihnen und etwas wie eine spitze Flammzunge über ihren Häuptern. Es kostete mich nicht viel Gehirnanstrengung, um herauszubringen, dass es ein Gendarm war. Und wie sie noch näher gekommen waren, hörte ich bei jedem ihrer Schritte ein harmonisches Kling-Klang! Kling-Klang!

Aha, dacht' ich mir, so löst sich das Rätsel ihres militärischen Marsches und ihres Schritthaltens! Sie sind mit Handschellen zusammengebunden! Aber warte nur, Herr Gendarm! Sobald du den Schlagbaum passierst und mit den so qualvoll zusammengeknüpften Menschen an dem strengen Herrn mit dem blanken Messer vorbeigehst, sollst du schon erfahren, was das heißt, Menschen in solcher Weise zu quälen.

Und ich zitterte schon im Geiste, der strenge Herr am Schlagbaume möge nicht vor allzu großem Eifer beim Zerschneiden der Fesseln, welche diese Unglücklichen

zusammenhielten, auch ihre Hände ebenso verwunden, wie er des Schweines Beine verwundet hatte. Nicht minder neugierig war ich darauf, wie der strenge Herr den pflichtvergessenen Gendarmen anfahren und auf die Polizei führen wird. Allein zu meiner größten Verwunderung geschah nichts von alledem. Die beiden Zusammengebundenen und der Gendarm passierten ruhig den Schlagbaum und gingen an dem strengen Herrn vorbei. Der strenge Herr, weit entfernt davon, den Gendarmen rau anzufahren, stand vielmehr auf und verneigte sich vor den Gendarmen ganz ehrerbietig, und ich fuhr ganz enttäuscht weg. Siehst du nun, lieber Freund, so schloss ich mein Gespräch, so sieht des Bauers Verfassungsrecht aus: er muss ein gemeines Schwein beneiden.“

Der Beifallssturm, welchen diese Rede hervorrief, dauerte ziemlich lange. Nachdem sich derselbe gelegt hatte, sagte der alte Hrycuniak: „Verzeiht, meine Lieben, ich habe das eigentlich bei dem Punkte „Emigrationsursachen“ sagen wollen, denke aber, dass es auch jetzt nicht ganz verspätet ist.“

Mit diesen Worten stieg er vom Tisch herab.

Die galizische Schöpfungsgeschichte¹

Im Anfang war der Schnaps.

Er war zuerst chaotisch. Ein jeder durfte ihn brennen, verkaufen oder auch höchsteigen trinken.

Da kam aber der Ungarwein ins Land. Und der war teuer. Und so schied Gott die Schnapstrinkenden von den Weintrinkenden und gab den letzteren eine Gewalt über die ersteren. Und so kam es, dass die einen nur den Schnaps brennen und trinken mussten, aber brennen für die anderen und trinken für ihr gutes Geld – die anderen aber bekamen den fertigen Schnaps und verkauften ihn für ihre Rechnung, um sich mit Ungarwein volltrinken zu können.

Das war der zweite Tag, und er hieß: Propination.

Es war ein langer Tag. Damals wurde das lateinische: *cuius regio, ejus religio* ins Galizische übersetzt: „wessen Gebiet, dessen Propination“. Die Bevölkerung wurde in zwei Schichten geteilt: die einen, bei denen das Schnapstrinken obligatorisch war, hießen Bauern oder Vieh, und die anderen, welche in dem Schnapstrinken der Bauern die Hauptquelle ihres Wohlstandes erblickten, hießen Schlachzizen, zuweilen auch Freiheitshelden, Vaterlandsretter, Märtyrer der nationalen Sache, oder allgemein „Nation“.

Da begann es aber im Lande sich zu rühren und zu regen. „Nationale Heiligtümer“ wurden mit Füßen getreten, alte Zaunpfähle wurden niedergerissen und verschiedene Grundpfeiler wurden wackelig gemacht. Einen Posten nach dem anderen verloren die Verteidiger des Alten. Schließlich konzentrierten sie ihre Kräfte auf dem letzten Bollwerk, und das war eben die Propination. Sie wurde damals heilig gesprochen. Leider vergaßen jene, welche sie in den Geruch der Heiligkeit brachten, dass man nur einen Toten heilig sprechen kann. Erst nachträglich bemerkten sie ihren Fehler und beratschlagten, was mit diesem heiligen Bollwerke der schlachzizischen Nationalität zu tun wäre. Gemäß der glorreichen nationalen Tradition beschloss man, das Heiligtum – zu verkaufen.

Das war der dritte Tag, und er hieß: die Propinationsablösung.

Da erhob sich ein Mann, groß in der Ratsversammlung, und sagte:

„Lasst uns nicht sein wie zweitausend Judasse! Lasst uns unser nationales Heiligtum nicht um dreißig Silberlinge verkaufen. Wenn es so sein muss, so verkaufen wir es teurer. Fordern wir wenigstens zweimal soviel – Millionen Goldgulden dafür!“

¹ Aus: Die Zeit. XXVII. Band. 13. April 1901. Nr. 341. S. 17–18.

Die ganze Ratsversammlung stimmte ihm zu und rief begeistert:

„Bravo! Bravo! Unter sechzig Millionen Goldgulden lassen wir es nicht.“

Da erhob sich ein zweiter Mann, noch größer in der Ratsversammlung, und sprach:

„Lasst uns nicht sein wie zweitausend Judasse! Lasst uns unser nationales Heiligtum nicht in natura verkaufen. Wenn es so sein muss, so verkaufen wir es in effigie, in der Theorie, so dass es zwar titularisch verkauft, abalieniert und totgesagt sein kann, aber tatsächlich wohl und gesund in unseren Händen verbleiben und lange Jahre fortleben möge.“

Ein Beifallssturm erhob sich in der Ratsversammlung. Als derselbe sich legte, piepste eine verlegene Stimme:

„Ja, aber wie ist das zu machen?“

„Ganz einfach“, sprach gewaltig der zweite Redner. „Wir verkaufen nur das nackte, theoretische Recht – den Schnaps zu brennen und zu verkaufen. Die Brennereien und Verkaufsläden bleiben nach wie vor unser Eigentum. Wer uns hernach Konkurrenz machen will, möge es versuchen, wenn ihn die Haut juckt.“

„Bravo! Bravo!“, schrie einmütig die ganze Ratsversammlung.

Da erhob sich aber ein dritter Mann, noch größer in der Ratsversammlung, und sprach:

„Nach dem, was meine geehrten Vorredner gesprochen und vorgeschlagen haben und was wir bereitwillig angenommen haben, fühle ich mich, fühlen wir uns alle von dem Vorwurfe des Judassentums reingewaschen. Das ist ein sehr erhebendes und angenehmes Gefühl. Lasst uns aber jetzt vom Vergnügen zum Geschäfte übergehen. Was der geehrte Vorredner über die Möglichkeit einer Konkurrenz mit uns im Propinationsfache gesagt hat, dürfte manchen von uns mit einem Unbehagen, ja sogar mit Angst erfüllen. Nein, so meinen wir es nicht! Unser Heiligtum so zu verkaufen, dass sich hernach der Erstbeste nach Belieben daran vergreifen kann – nein! Wenn wir es verkaufen müssen, so verkaufen wir es an uns selbst. So, dass wir zwar das Geld bekommen, dafür aber nicht die Realia behalten, sondern auch das Benützungsrecht ausschließlich in unseren Händen verbleibe. Erst eine solche Ablösung wird unseren Traditionen, unseren geheiligten Interessen und unseren Billigkeitsgefühlen entsprechen.“

Ein ungeheurer Beifallssturm erhob sich in der Ratsversammlung. Der Redner wurde auf den Händen herumgetragen. Als man ihn wieder zu Boden setzte, piepste dieselbe verlegene Stimme zum zweiten Male:

„Ja, aber wie ist das zu machen?“

„Ganz einfach“, sprach gewaltig der dritte Redner. „Wir verkaufen unser Propinationsrecht dem ganzen Lande.“

„Ja, aber“, wagte die oppositionelle Stimme noch einmal zu piepsen.

„Kein „aber“. Das Land kauft es, und die Landesrepräsentation übernimmt das Gekaufte und verwaltet es. Wer ist aber die Landesrepräsentation?“

„Wir, wir!“, erscholl es einstimmig in der Ratsversammlung.

„Natürlich“, beschloss der dritte Redner. „Die Propination bleibt in aller Form so, wie sie seit Anbeginn gewesen ist, nur dass sie jetzt kein Privat-, sondern Landeseigentum ist. Wir bekommen das Geld, behalten die Brennereien und die Schanklokale und behalten schließlich die Administration dieses neuen Landeseigentums in den Händen. Wir können es unter uns verpachten, können einen uns Missliebigen zur Pacht nicht zulassen, können schließlich auch die aus dem Pachtschillinge resultierenden Gelder.“

Ein stürmischer Beifallsjubel übertönte die letzten Worte des gewaltigen Redners. Die Anträge wurden angenommen und punktualiter durchgeführt.

Ein vierter Tag ist bis jetzt in Galizien noch nicht angebrochen.

Meine jüdischen Bekannten¹

Im Leben ist es wie auf einem langen Ackerfelde: da findet sich allerlei – sagt ein ruthenisches Sprichwort. Man schreitet langsam vorwärts, zieht seine Furche und wird von den unter die Pflugschar kommenden Gegenständen bald erschüttert, bald verwundert, bald so oder anders überrascht. Oft sind es Spuren alter Kultur, längst verschwundene Zusammenhänge, die da zum Vorschein kommen. Man sinnt darüber nach bei seinem Tagewerk und geht weiter. Manchmal aber ist es angenehm und nicht ohne Nutzen, solche zufälligen Funde und Gedanken zusammenzufassen, zu ordnen und von einem höheren Standpunkte, gleichsam aus der Vogelschau, zu betrachten.

Das Bild dieses Ackermannes, welcher mit seiner Pflugschar verschiedenartige seltsame Gebilde dem Boden entreißt, bald vorhistorische Scherben und Steinbeile, bald Bruchstücke griechischer Vasen, arabische Münzen oder mittelalterliche Panzer und Schwerter, kommt mir immer in den Sinn, sooft ich es versuche, meine Erinnerungen über Juden seit meiner Kindheit zu ordnen und in ein klares Bild zusammenzufassen. Die galizische Judenschaft ist ein kulturhistorisch und völkerpsychologisch so wundersames Gebilde, dass es weder von einem Außen- noch von einem Innenstehenden völlig verstanden werden kann, da ja jeder von ihnen eine andere Physiognomie zu sehen bekommt und gleichsam mit anderen Werten rechnet.

In einer Bauernhütte geboren und in einem ruthenischen Dorfe aufgewachsen, habe ich aus meiner frühesten Kindheit nicht viele Erinnerungen an Juden aufbewahrt. Eine der frühesten Erinnerungen ist die Szene, wie meine Mutter einmal aus dem Dorfe gekommen ist und einige jüdische Osterbrote mitbrachte, welche sie von der Schankwirtin bekommen hatte.

„Kinder“, rief die Mutter mir und meinen Geschwistern zu, „seht, was mir die Sara für euch mitgegeben hat!“

Sie brach die trockenen Brotstücke und verteilte sie unter uns.

„Esset, das ist die jüdische „Pascha“. Die Leute sagen zwar, es ist Blut von Christenkindern drin, aber das ist eine Dummheit.“

Das war der erste lebhaftere Eindruck, der mir von meiner Kindheit über jüdisches Wesen zurückgeblieben ist. Es war zugleich auch die erste Kunde, die ich von dem Blutmärchen empfing. Die Mutter sagte ihr Urteil darüber so ruhig und entschieden, dass wir nur verwundert die Augen aufmachten, ohne von dem üblichen

¹ Aus: Franko, Ivan: Beiträge zur Geschichte und Kultur der Ukraine. Ausgewählte deutsche Schriften des revolutionären Demokraten 1882–1915. Berlin: Akademie-Verlag, 1963.

Gruseln befallen zu werden, in welches sich weit ältere und zivilisiertere Menschen so oft hineinzureden pflegen. Die Mutter gab zugleich den besten Beweis, dass sie an das Blutmärchen nicht glaubte, indem sie zugleich mit uns die mitgebrachten Brotstücke verspeiste. Überhaupt habe ich bemerkt, dass das Blutmärchen in ruthenischen Dörfern zwar allgemein bekannt ist, wie sollte es auch nicht, da es von der orthodoxen Geistlichkeit schon seit dem 12. Jahrhundert in Wort und Schrift gepredigt wurde! – trotzdem aber von den Bauern eben wie ein Märchen behandelt wird und keine tieferen Emotionen, keinen fanatischen Hass wachruft, wie ich es in ostgalizischen Städten vielfach bemerkt habe. Der Städter ist gläubiger in dieser Hinsicht; ihm scheint, er wisse mehr als der beschränkte Bauer, dabei besteht aber sein Wissen größtenteils aus solchem durch Jahrhunderte fortgepflanzten und gelegentlich auch von verschiedenen Seiten genährten Aberglauben.

Das Dorf, wo ich geboren wurde, ist eigentlich nur ein Teil eines größeren Dorfes, eine abseitsstehende Häusergruppe, die sogenannte Sloboda (Freisassendorf). Dort gibt es kein Wirtshaus, also auch keine Juden. Der erste Jude, den ich persönlich öfter zu sehen bekam, war der alte Fawel, ein Hausierer aus Drohobycz, welcher einige Male in jedem Jahre zu uns ins Haus kam, um Schweineborsten, Pelzwerk und sonstige Rohprodukte zu kaufen. Es war ein etwa fünfzigjähriger hagerer Mann, ein typischer Judenproletarier mit einem freundlichen, melancholischen Gesichte. Wir Kinder fürchteten uns vor ihm ein wenig, obgleich er es nimmer versäumte, uns freundlich zuzureden. Seine lange, gebogene Nase, sein dünner, schütterer, fuchsblonder Bart, seine langen, korkenzieherförmig gedrehten Ringellocken, die Fajes, machten ihn in den Augen unserer Dorfschönen zu einem Ausbund der Hässlichkeit, und so geriet Fawel sogar ins Sprichwort: Wenn ein Mädchen einen Burschen nicht wollte, so spottete der Zurückgewiesene: „Ja, die wartet auf den Fawel.“ Aber man spottete über den Fawel nur so, unter sich; dass ihm persönlich je etwas Unfreundliches gesagt worden wäre – außer gewöhnlichen Späßen beim Feilschen um den Preis der Ware, die aber Fawel gar prompt mit anderen beantwortete und nicht übelnahm –, kann ich mich nicht erinnern.

Außer Fawel kamen auch andere Juden periodisch zu uns ins Haus. Es waren die sogenannten dymkari, Handwerker, welche vermittels der auf Brettern geschnitzten Muster, eines Waller und einer Art Druckertinte, verschiedene primitive Muster auf Stücken weißer Leinwand abdruckten; diese so bemalte Leinwand (dymka) wurde gewöhnlich für weißliche Unterröcke verbraucht, welche an Werktagen getragen wurden und nur an Sonn- und Feiertagen den aus farbigen städtischen Stoffen gemachten Kleidern Platz machten. Es ist selbstverständlich, dass wir Kinder die Manipulation dieser primitiven Leinwanddrucker mit größter Neugierde und Bewunderung betrachteten. Später, in Drohobycz, hatte ich Gelegenheit, das häusliche Leben eines solchen Druckers näher zu beobachten und ihn während der Sommermonate, wo wegen der Feldarbeiten sein Gewerbe stockte, bei einer anderen Arbeit, nämlich beim mühsamen Schnitzen jener Musterbretter, zu sehen.

Schließlich sei hier noch eines Bildes gedacht, welches mir von jener Zeit lebendig im Andenken blieb. Es ist das Bild eines anderen jüdischen Händlers,

welcher in einem kleinen einspännigen Wagen in den Dörfern herumfährt und mit lautem Schrei: „Minisaj onuci, minisaj!“ (Tausche Fetzen, tausche!) Bauern und Bäuerinnen, Mädchen, Kinder und Erwachsene zu einem merkwürdigen Tauschhandel herbeilockt. Er sammelt Leinwandfetzen (Wolle und Baumwolle sind ausgeschlossen), welche zur Papierfabrikation verwendet werden; im Tausch dafür gibt er kleine Messer, Nadeln, Zwirn, Glasperlen, Fingerhüte, Bänder und dergleichen. Interessant ist dabei besonders, dass die Bauern Sachen hergeben, welche in ihren Augen fast keinen Wert haben und von deren wirklichem Kaufpreise sie keine Ahnung haben, vom Juden aber dafür Gegenstände bekommen, welche in ihren Augen immerhin einen Geldwert repräsentieren. Dass es dabei trotzdem ein heftiges Feilschen und Markten gibt, wobei die Bauern und besonders die Bäuerinnen mit ihren Forderungen ganz im dunkeln tappen, macht die Sache ziemlich komisch.

Im Alter von sechs Jahren kam ich aus dem Vaterhause in das benachbarte Dorf Jasenycia-Silna in die dortige Volksschule. Hier war es, wo ich zum ersten Mal in nähere Berührung mit Juden kam. In der Schule waren auch zwei Judenknaben, Söhne des dortigen Schankwirtes, und sie wurden nun meine Mitschüler. Beide waren kräftige, lustige Knaben, welche sich in der Gesellschaft der Dorfkinder ganz wohl fühlten, mit älteren Schülern wie mit ihresgleichen scherzten und spielten, die jüngeren foppten oder protegerten und im ganzen weit mehr entwickelt waren als alle übrigen Schüler. Es war ganz natürlich, weil sie außer den obligaten Schulgegenständen zu Hause noch anderes lernten und in freien Stunden sowie an Feiertagen nie auf der Gasse oder auf dem Felde zu sehen waren. Der ältere von ihnen, Abranko, ein kräftiger Bursche, wurde mein besonderer Beschützer, da ich als kleiner, ungemein schüchterner Knabe von dem Übermut anderer Schüler viel zu leiden hatte. Abranko war eine durchaus gesunde Natur. Schon damals, als wir anderen Schüler noch an Kinderspiele dachten, bereitete er sich schon für das praktische Leben vor und ging zwei Jahre später nach Boryslaw, seinem Broterwerbe nach. Dabei war er ein Naturfreund, liebte besonders die Vögel und den Fischfang. In diesen seinen poetischen Extravaganzen wurde ich nun sein Genosse und Begleiter. Wir durchstreiften die Felder, um junge Wachteln und wilde Tauben zu fangen, und forschten mit unseren neugierigen Augen alle Tümpel des mitten durch das Dorf fließenden Baches durch, um das Vorhandensein etwa eines größeren Fisches auszukundschaften, auf welchen wir dann sogleich systematisch mit Händen und improvisierten Netzen Jagd machten.

Nach zweijährigem Unterricht in dieser Dorfschule kam ich nach Drohobycz in die dortige Normalschule, welche von den Basilianermönchen geleitet wurde. Hier gab es auch viele jüdische Schüler, sie wurden aber von den Patres in besonderen Bänken gehalten, so dass wir mit ihnen in keine rechte Berührung kommen konnten. Sie hielten sich auch abseits von uns, sprachen unter sich meist in dem uns unverständlichen Jargon, und so waren wir, obgleich in derselben Klasse, einander fast ganz unbekannt. Und so ist mir aus jener Zeit nur die halb komische und halb empörende Szene im Andenken geblieben, als der Kalligraphielehrer, ein gewis-

ser Meko, ein weltlicher Mensch, einen kleinen jüdischen Schüler dafür erbärmlich prügelte, weil er alle Ziffern und Buchstaben von rechts nach links schrieb.

Erst im Gymnasium hatte ich Gelegenheit, mehrere jüdische Mitschüler näher kennenzulernen. In erster Reihe nenne ich den Isaak Tigermann. Er war der beste Mathematiker in unserer Klasse und ging durch das ganze Gymnasium als einer der vorzüglichsten Schüler. Er war eine durchaus edle Natur, aufrichtig und ernst im Betragen, dabei äußerst zartfühlend. Nie erlaubte er sich einen groben Spaß oder Witz, keine Spur von Egoismus war in ihm, wie er bei den meisten übrigen Schülern besonders beim Erwachen der Pubertät zum Vorschein kam. Er genoß auch bei den Schulkollegen sowie bei den Lehrern allgemeine Achtung wegen seines Wissens und seines Fleißes, studierte privat im Englisch und Französisch und bereitete sich für den Kaufmannsstand vor. Ich weiß nicht, warum er später diesen Plan veränderte und die juristische Laufbahn ergriff. Nach Erlangung des Doktorgrades wurde er Advokat in Drohobycz und starb nach wenigen Jahren daselbst. Ich möchte bei dieser Gelegenheit hinzufügen, dass im Drohobyczer Gymnasium damals (1867-1875) noch keine Spur irgendeines nationalen oder konfessionellen Antagonismus unter der Jugend zu bemerken war, welcher jetzt infolge der Polonisierung üppig in die Höhe geschossen ist. Das Gymnasium hatte damals eben seinen deutschen Charakter abgestreift; die meisten Lehrer hatten noch an deutschen Gymnasien praktiziert, manche konnten nur mit Mühe polnisch radebrechen; die Zentralbehörde in Lemberg gab sich alle Mühe, diese Überbleibsel des deutschen Systems sobald als möglich zu beseitigen und polnisch-patriotisch denkende Männer an ihre Stellen zu beschaffen. Dass diese Patrioten gewöhnlich weit schlechtere Pädagogen, oft ziemlich unwissende und nur mit der national-slawischen Faulheit reich begnadete Menschen waren, das sollte erst nachgerade in voller Blüte ans Tageslicht kommen und zur öffentlichen Kalamität des galizischen Gymnasialwesens werden. Es ist wahr, ruthenisch-polnischer Antagonismus machte sich schon damals bemerkbar, manifestierte sich aber nur in mehr oder weniger traurigen Disputationen über Geschichte und Literatur; besondere studentische Organisationen gab es nicht; von der gegenseitigen Spionage und Angeberei, welche gegenwärtig besonders unter Firma der von Katecheten des römischen Ritus organisierten Sodalitates Marianae an vielen galizischen Gymnasien blüht, gab es damals noch keine Spur.

Die jüdischen Schüler mischten sich in diese Disputationen nicht ein, hielten sich von nationalen Antagonismen abseits; es war damals noch nicht obligat auch für Juden, sich als polnische Patrioten zu manifestieren. Im Gegenteil, manche von ihnen schrieben sich auf ruthenische Sprache und Literatur ein, welche in polnischen Gymnasien zu den nichtobligaten Gegenständen gehören, doch brachten sie es in diesem Studium gewöhnlich nicht weit und verließen es nach einem oder zwei Semestern, wohl hauptsächlich wegen der geistlosen und nachlässigen Vortragsart, welcher sich dieser Gegenstand an galizischen Gymnasien allgemein erfreut.

Unter den jüdischen Schülern, welche mit mir zusammen das Drohobyczer Gymnasium, wenn auch nicht in derselben Klasse, besuchten, gab es solche, welche sich später einen guten Namen in der Kunst und Wissenschaft machten. Da

war Moritz Gottlieb, der spätere talentvolle Maler, ein naher Verwandter meines Kollegen Isaak Tigermann, so wie dieser auch zu früh vom Tode hingerafft. Da war L. Monat, der gegenwärtig in Wien weilende Publizist. Da war Leo Sternbach, schon im Gymnasium ein Wunderkind wegen seiner philologischen Fähigkeiten, der gegenwärtige hervorragende Gräzist und Professor an der Krakauer Universität. Sein Vater hatte eine kleine Weinhandlung in Drohobycz, wo an Abenden manchmal auch Studenten aus älteren Klassen zusammenkamen, um bei einem Gläschen Wein, lautem Gespräch und Gesang einige Stunden gesellig zu verbringen. Saufgelage gab es nicht; der Wirt, welcher gewöhnlich auch selbst in unserer Mitte erschien und sich besonders an unseren Gesängen herzlich freute, sorgte dafür, dass die Lustigkeit nicht das gehörige Maß überschreite. Ich erinnere mich, wie er manches Mal mir gegenüber von seinem um ein oder zwei Jahre jüngeren Sohne mit unsäglicher Liebe und Stolz, sogar mit Tränen in den Augen sprach.

„Sehen Sie“, sagte er, „er ist von seinen Griechen nicht abzubringen.“ Und er zeigte mir einige von diesen Büchern, die ich mit Bewunderung betrachtete; obwohl ich bereits in der achten Klasse, ein vorzüglicher Schüler war und für einen guten Philologen betrachtet wurde, so war für mich doch das Lesen dieser im Gymnasialplan gar nicht vorhandenen und schwierigen Dichter im Original ein *pium desiderium*. Der hocheufreute Vater wurde nicht müde, mir von seinem Sohne, von dessen Fleiß, Arbeitslust und ungeheuerem Gedächtnis zu erzählen; er ahnte nicht, mit welchem Neid ich ihm zuhörte, da ich, ein armer, früh verwaister Bauernsohn, niemand in der Welt hatte, der sich um meine Fortschritte mit so viel Liebe und auch nur halb soviel Verständnis bekümmert hätte.

Da ich in Drohobycz meinen Unterhalt mit Korrepetitionen verdienen musste und die meisten Lektionen bei den Juden hatte, so hatte ich auch Gelegenheit, in das jüdische Familienleben tiefere Einblicke zu tun. Mir, der ich mit dem bäuerlichen, auf väterlicher Autorität und kindlicher Gehorsamkeit basierten Familienleben vertraut war, zeigte sich hier zum ersten Mal ein anderes Bild, wo der Vater seinen Söhnen und allen Familienangehörigen weit näher, vertrauter war wie ein älterer Bruder, an dessen Interessen, Bemühungen und Plänen alle Familienmitglieder so oder so Anteil nahmen. Etwas Warmes wehte mir entgegen aus kleinen täglichen Szenen, deren Zeuge ich war; ich verglich sie in meiner Seele mit analogen Vorgängen in der Bauernfamilie und fühlte, dass ich hier etwas weit Höheres, einen Typus älterer Kultur vor mir hatte. Und da ich gleichzeitig Gelegenheit hatte, auch das Familienleben der christlichen Städter näher kennenzulernen, so kam ich zu der Anschauung, dass von den drei mir bekannten Typen des Familienlebens dieses der niedrigste ist: der Patriarchalismus des Bauernlebens ist hier verschwunden, es fehlt aber das Band gemeinsamer Interessen und Traditionen, welches dem jüdischen Familienleben Wärme und Dauerhaftigkeit verleiht; die Stellung der Frau ist meistens zum Niveau der Dienstmagd gesunken, das Band zwischen den Eltern und den Kindern meistens zerrissen, kurz: Das Leben des mittleren städtischen Standes christlicher Konfession machte auf mich einen trostlosen, oft einen abstoßenden Eindruck. Als Korrepetitor minderbegabter Schüler sah und begriff ich sehr gut,

dass in der jüdischen Familie, sei sie auch die ärmste, alles dahin zusammenarbeitete, dem schattensuchenden Sohne seine Arbeit zu erleichtern und mir bei meiner Arbeit an die Hand zu gehen, während ich in christlichen Häusern meistens vollkommene Gleichgültigkeit für die Arbeit des Jungen, im Fall des Misslingens dieser Arbeit eine unsinnige Strenge, ja Grausamkeit gegen denselben, sehr oft aber auch das Bestreben sah, mir von dem geringen und oft sauer verdienten Honorar so viel wie möglich abzuknausern.

Und noch eine jüdische Figur aus meinen Gymnasialzeiten steigt in meinem Gedächtnis empor: der kleine, behäbige, immer lächelnde, immer zum Kredit bereite Studentenschneider. Wie er hieß, weiß ich nicht mehr – wir kannten nur seinen Spitznamen: Megalojs. Diesen Spitznamen verdankte er einem spaßigen Missverständnis. Er kam in ein Studentenquartier, um einen in der Zahlung nicht prompten Kundenmann in seinem eigenen Neste zu überraschen. Er fand den Erwarteten nicht, wohl aber einen anderen, welcher im Zimmer auf und abgehend die Deklination des Adjektivums: megas, megakh, mega memorierte. Der Schneider stand eine Zeitlang im Zimmer und hörte dem wunderlichen Kauderwelsch zu, dann aber verlor er die Geduld und ging weg. Auf der Gasse begegnete er seinem Klienten und sagte zu ihm:

„Ach, Herr N., ich bin bei Ihnen im Quartier gewesen. Haben Sie aber dort einen unartigen Kollegen! Hat mich nicht einmal begrüßt.“

„Wer ist es?“

„Ach, weiß nicht? Ein Herr Megalojs – so nannte er sich. Und wie ich ihn anschau, sagt er zu mir: „Megaj!“ (Hebe dich weg!). Da bin ich weggegangen.“

Noch an demselben Tage lachte das ganze Gymnasium über die Unartigkeit jenes Studenten, und unser Schneider bekam den Ehrennamen Megalojs. Anfangs protestierte er, dann gewöhnte er sich daran und kam schließlich dazu, dass er im Verkehr mit Studenten fast seinen eigentlichen Vornamen vergaß und sich nur Megalojs nannte. Es geschah oft, dass er zu einem ihm ganz unbekanntem Studenten, den er auf der Gasse im zerrissenen Rock oder im Winter in einem leichten Paletot sah, ganz ungebeten herantrat und ihm kurz und bündig sagte:

„Na, Herr, ich bin Megalojs. Warum kommen Sie nicht, einen neuen Rock zu bestellen?“

„Habe kein Geld, Herr Megalojs.“

„Was Geld? Sie sind selbst Geld. Sind besser als Geld. Wieviel können Sie monatlich zahlen?“

„Höchstens zwei Gulden.“

„Na, so werden sie in sechs Monaten Ihre Schuld abtragen. Kommen Sie nur, es schickt sich nicht für einen Studenten, in einem solchen Rock zu gehen.“

Ich weiß nicht, wann er sich ganz ruinierte – aber er musste sich ruinieren, denn es gab sehr viele unter den Studenten, welche es mit der Abtragung ihrer Schulden beim Megalojs gar nicht genau nahmen.

Die Zeit meines Normal- und Gymnasialunterrichts in Drohobycz fiel mit dem ersten Aufschwünge der Naphtha- und Erdwachsproduktion im nahen Boryslaw

zusammen. Noch als Kind im Vaterhause hörte ich viele wunderliche und schauerliche Geschichten über Boryslaw und die dortigen Naphthagruben erzählen. Später, von Drohobycz, bin ich viele Male zu Fuß nach Boryslaw gegangen; ich konnte aber auch in Drohobycz in nächster Nähe das Treiben der Boryslawer Arbeiter, Unternehmer und Spekulanten betrachten. Den ersten großen Brand, welcher im Jahre 1871 oder 1872 viele Gruben und Rohprodukte vernichtete, konnte ich jeden Tag und jede Nacht (er dauerte drei Tage) vom Drohobyczer Berge aus beobachten, und seine traurigen Folgen für viele kleine Unternehmer, welche dabei ihr Alles verloren hatten, erfuhr ich später in zahlreichen Erzählungen.

Die Geschichte einer Konfiskation¹ Ein galizisches Lebensbild

Seine Exzellenz war sehr pünktlich. Schlag neun Uhr war er schon im Amtsgebäude, nahm huldvollst die tiefen Bücklinge des Portiers entgegen, machte einen Rundgang durch die geräumigen Gänge des Gebäudes, trat hie und da ohne anzuklopfen in eine Kanzlei ein, um sich bei dem dort amtshandelnden Würdenträger über den Gang der Geschäft e zu informieren. Es handelte sich ihm hierbei nicht so sehr um die Informationen, als darum, nachzusehen, ob alle Beamten pünktlich in der Kanzlei seien. Seine Exzellenz vertrug keine Saumseligkeit, und es machte ihm einen riesigen Spaß, dem saumseligen Beamten seine Visitkarte auf den Bürotisch zu legen: Er wusste schon, der arme Teufel werde den ganzen Tag wie vergiftet herumgehen, weil die verhängnisvolle Visitkarte die Waage seiner Qualifikation wie ein Brennesschwert belasten wird.

Erst nach diesem Rundgange kam Seine Exzellenz in seine eigene Kanzlei. Er war höchst vergnügt, lächelte, indem er sich von dem Kanzleidiener bedienen ließ, und warf den ersten Blick auf den Tisch mit den neuen Zeitungen. Er las jeden Tag alle in Galizien erscheinenden Zeitungen, um sich über die im Lande herrschende Stimmung zu informieren; besonders eifrig las er die Lemberger Zeitungen, am eifrigsten natürlich die oppositionellen.

„Sind die Zeitungen schon da?“, fragte er den Amtsdienner.

„Zu dienen, Euer Exzellenz!“, war die Antwort.

Seine Exzellenz trat an den Zeitungstisch heran und musterte mit einem raschen Blick das gestern abends und heute früh Erschienene. Da lagen sie in schönster Ordnung und Eintracht nebeneinander: die amtliche „Lemberger Großmutter“ mit ihrem ruthenischen Anhängsel, dem „Nationalen Schoßhündchen“ – eine Schöpfung, auf welche Seine Exzellenz nicht wenig stolz war. Daneben lag die immer willige und dienstbeflissene „Buttermannsche Revue“, der einst grimmige, jetzt aber altersschwache „Nationale Hader“ und links die beiden Oppositionsblätter, der „Lemberger Fourageur“ und der...

Ja, was war denn das? Der andere Oppositionsmann, der „Polnische Strohsack“, ließ sich nicht blicken! Wo war er denn? Ist ihm etwas passiert?

„Wo ist denn der „Polnische Strohsack“?“, fragte Seine Exzellenz den Amtsdienner.

„Man hat ihn noch nicht gebracht.“

¹ Aus: Die Zeit. Nr. 245. 27.11.1897. S. 164–167.

„Was Teufel? Warum denn nicht?“

Seine Exzellenz war ungehalten. Auf die heutige Nummer des „Polnischen Strohsacks“ war er besonders gespannt. Sie sollte ein kleines Meisterwerk der Journalistik sein, ein Triumph seiner Regierungspolitik. Vor zwei Tagen hatte er es ja mit dem Redakteur abgemacht. Der grimmige Oppositionsmann war zu ihm gekommen und hatte ganz verständige, ganz originelle Ideen über das Wesen der unabhängigen Journalistik, wie sie die polnische Nationalität in Galizien benötigte, entwickelt. „Exzellenz“, hatte er gesagt, „ich bin Euer Gegner. Ich bin ein Demokrat, ein aufrichtiger Demokrat, wie es nur ein Pole sein kann, bin vielleicht der einzige konsequente polnische Demokrat in Galizien. Und darum komme ich zu Ihnen. Unser gemeinsamer Freund, der Herr mit dem großen Barte, hat mich darum gebeten. Ich habe ihm nämlich meine Idee über das Wesen der unabhängigen nationalen Journalistik entwickelt, und er hat gesagt: „Das müssen Sie Seiner Exzellenz persönlich vortragen. Er wird sehr erfreut sein, Sie zu hören.“ Da bin ich also. Und meine Idee? Sie ist einfach wie alles Große. Die polnische Journalistik in Galizien hat einen schweren Stand im Kampfe mit verschiedenartigsten feindlichen Elementen, und darum muss es ihre erste Sorge sein – unabhängig zu werden. Unabhängig! Das ist meine Losung. Unabhängig nicht nur nach oben, sondern auch nach unten. Unabhängig von der Tyrannei der fremden Machthaber, aber auch unabhängig von der weit schlimmeren Tyrannei der Massen, der Parteiungen, der Tageslosungen, der sogenannten politischen Prinzipien und Doktrinen. Der polnische Journalist muss imstande sein, den eingewurzelten Vorurteilen seiner Mitbürger, auch seiner Abonnenten, entgegenzutreten. Er muss kein Diener, sondern ein Lehrer seiner Nation sein. Er muss imstande sein, das Schiff der öffentlichen Meinung bald nach rechts und bald nach links zu lenken, wie es eben für nationale Interessen notwendig ist. Dazu gehört natürlich vor allem Mut – und den habe ich. Dann aber gehört dazu auch eine von der Journalistik unabhängige materielle Versorgung. Reptilien-gelder kann ich nicht brauchen, aber es gibt doch auf administrativem und autonomem Gebiete so viele schöne Stellen, wo es wenig zu arbeiten und viel zu verdienen gibt! Eine solche Stelle habe ich mir auch erwählt. Der Herr mit dem großen Barte hat mir schon seine Protektion versprochen. Wenn aber Eure Exzellenz ihr gewichtiges Wort auch in die Waagschale werfen möchte... Übrigens versichere ich Eure Exzellenz, dass ich sowieso meine journalistische Taktik diesen eben jetzt von mir auseinandergesetzten Anschauungen konform umgestalten werde, und übermorgen soll in einem Leitartikel der erste Vorstoß in dieser Richtung gemacht werden. Mehr sage ich nicht, hoff e aber, Exzellenz werden zufrieden sein.“

Noch nie hat seine Exzellenz so herzlich gelacht wie nach dem Abgange dieses grimmigen Oppositionsmannes und einzigen polnischen Demokraten in Galizien. Es war auch kein Spaß! Seine Menschenkenntnis hatte sich dabei um ein Bedeutendes erweitert, und welcher Mensch könnte bei einer solchen Erweiterung seine herzliche Freude unterdrücken?

Kein Wunder also, dass Seine Exzellenz auf die heutige Nummer des „Polnischen Strohsacks“ sehr gespannt war. Kein Wunder, dass er sehr ungehalten war, als

er die sehnlich erwartete Nummer auf seinem Tische nicht fand. Er lief stracks zum Telefon.

Kling, kling!

„Bitte mich mit der Polizeidirektion zu verbinden.“

Kling, kling! „Ist der Herr Polizeidirektor beim Telefon?“

„Zu dienen, Exzellenz!“ „Ist die heutige Nummer des „Polnischen Strohsacks“ konfisziert?“

„Ich weiß es nicht, Exzellenz! Werde gleich nachfragen.“

„Sie wissen nie etwas, Herr Hofrat, das ist das Charakteristische an Ihnen. Bitte, fragen Sie gleich, ich warte auf Antwort.“

*

Der Herr Polizeidirektor kam leichenblass vom Telefon, klingelte und ließ den in Presssachen amtshandelnden Polizeikommissär rufen.

„Ist die heutige Nummer des „Polnischen Strohsacks“ konfisziert?“

„Nein, Herr Hofrat.“

„Unglücksmensch! Wie lesen Sie die Zeitungen? Es muss etwas Schreckliches drinstehen. Seine Exzellenz ist sehr ungehalten. Fahren Sie gleich in die Redaktion und konfisizieren Sie das Blatt!“

„Vielleicht hat die Staatsanwaltschaft dort etwas gefunden“, wendete der Polizeikommissär schüchtern ein, „ich konnte nichts finden.“

„Eilen Sie nur und konfisizieren Sie schnell, ich werde mich mit der Staatsanwaltschaft verständigen.“

Weg war der Polizeikommissär, der Herr Polizeidirektor aber lief zum Telefon.

Kling, kling.

„Sind Eure Exzellenz beim Telefon?“

„Ich bin's, Herr Hofrat. Was ist's also mit dem „Polnischen Strohsack“?“

„Er wurde eben in diesem Augenblicke konfisziert.“

„Ah, so! Danke, Herr Hofrat!“

„Ein Lumpenpack, diese Journalisten!“, murmelte Seine Exzellenz höchst enttäuscht, indem er vom Telefon wegging. „Hier verspricht er mir ganz unzweideutig, er werde umsatteln, und ich lege schon mein Wort für ihn ein, und nun schreibt die Bestie konfiskationswürdige Artikel! Das ist doch infam! Ich muss darüber mit dem Herrn mit dem großen Barte ein ernstes Wort reden!“

Mittlerweile war der Herr Polizeidirektor noch immer beim Telefon.

Kling, kling!

„Bitte mich mit der Staatsanwaltschaft zu verbinden!“

Kling, kling!

„Ist der Herr Staatsanwalt beim Telefon?“

„Jawohl. Mit wem spreche ich?“

„Ich bin der Polizeidirektor.“

„Ach, guten Morgen, Herr Hofrat! Womit kann ich dienen?“

„Ist die heutige Nummer des „Polnischen Strohsacks“ konfisziert?“

„Nein. Ich habe nichts drin gefunden.“

„Es muss doch etwas drin sein. Seine Exzellenz war sehr ungehalten. Ich schickte schon meinen Kommissär, um die Konfiskation zu bewerkstelligen. Bitte Sie also, die Nummer noch einmal zu lesen. Seine Exzellenz wünscht ausdrücklich, dass die Nummer konfisziert werde.“

„Ah, so! Ich werde suchen. Gehorsamer Diener!“

„Auf Wiedersehen!“

Der Herr Staatsanwalt wurde purpurrot beim Telefon, wie er es gewiss selbst damals nicht geworden war, als ihn bei seinem ersten Stelldichein mit einem Mädchen der Vater ertappt hatte.

Was Teufel! In der Nummer sollte etwas Illegales sein und ich hätte es nicht bemerkt? Seine Exzellenz war sehr ungehalten! Der Teufel noch einmal, das riecht nach einer schlechten Anmerkung im Qualifikationsbogen! Nehmen wir die verdammte Nummer noch einmal durch!

Und missmutig vertieft e er sich in nochmaliges, minutiös aufmerksames Lesen, so minutiös und aufmerksam, wie nur die Staatsanwälte in Österreich zu lesen verstehen.

„Gott soll mich strafen!“, murmelte er, sich bei dieser Arbeit unterbrechend und eine Zigarre anzündend, wenn ich in diesem leeren Stroh auch ein einziges Korn der Illegalität finden kann! Im Gegenteil, mir scheint, dass die Redaktion ganz unzweideutig eine Schwenkung von dem demokratisch Phrasenhaften zum verdeckt Regierungsfreundlichen vollzieht. Wo soll hier irgendein Verbrechen stecken? Ist schon wahr, dürft e ich für einen Augenblick nur Mensch und kein Beamter sein, würde ich das Schundblatt nicht nur konfisizieren, sondern einfach unterdrücken. Ja, aber das geht nicht! Na, in Gottesnamen, versuchen wir es noch einmal mit dem Suchen.

Er war noch dabei und noch immer resultatlos, als die Tür sich öffnete, der in Presssachen amtshandelnde Polizeikommissär her eintrat und hinter ihm drei oder vier Polizeisoldaten, Lasten von frisch gedruckten und gleich von der Maschine weg konfiszierten Nummern des „Polnischen Strohsackes“ herbeischleppend und in der Ecke des Zimmers deponierend.

„Die Nummer hatte sich verspätet und konnte erst jetzt in der Druckerei beschlagnahmt werden. Kein einziges Exemplar wurde verkauft“, meldete der Polizeikommissär.

„Sehr wohl“, sagte der Staatsanwalt, „aber Sie werden vielleicht die Güte haben, mir zu sagen, warum eigentlich diese Nummer konfisziert wurde?“

„Ich dachte, der Herr Staatsanwalt werden es schon wissen.“

„Ich? Habe keine blasse Ahnung. Ich suche schon eine halbe Stunde und kann in der Nummer gar nichts Konfiskables finden.“

„Es muss doch etwas drin sein!“, sagte bedenklich der Polizeikommissär. „Der Herr Hofrat hat mir streng befohlen, sie sogleich zu konfisizieren, und sah ganz blass und verstört aus.“

„Gott im Himmel!“, schrie der Staatsanwalt in heller Verzweiflung. „Das ist ja einfach zum Überschnappen! Bin ich denn am Ende mit Blindheit geschlagen wor-

den? Bitte, Herr Kommissär, setzen Sie sich und helfen Sie mir suchen. Vielleicht sind Sie glücklicher.“

Der Kommissär verneigte sich, setzte sich auf einen Sessel, nahm eine der konfiszierten Nummern in die Hand, und es entstand ein tiefes ernstes Schweigen im Zimmer. Beide Herren vertieft en sich in die Lektüre des illegal sein sollenden „Polnischen Strohsackes“.

*

In der Redaktion des „Polnischen Strohsackes“ herrschte eine Stimmung wie in einem Hause, wo eben ein Toter zur Türe hinausgetragen wurde. Da stürzte der Chefredakteur herein.

„Tausend Teufel! Was ist denn das für eine Wirtschaft! Es ist schon beinahe zehn Uhr und keine einzige Nummer des „Strohsackes“ ist noch in der Stadt zu erblicken. Ist die Druckerei abgebrannt? Sind alle Maschinen kaputt?“

„Nein, die Nummer ist konfisziert worden.“

„W-a-a-s?“

Der Chefredakteur starrte ins Leere, schnappte nach Luft und konnte kein Wort hervorbringen.

„Der Polizeikommissär war eben hier. Er hat die ganze Auflage geradeaus von der Druckerei zum Staatsanwalt geschleppt.“

„Aber das ist ja nicht möglich!“, schrie der Redakteur aus der Tiefe seiner Verzweiflung.

„Und doch wahr.“

„Und was war der Grund der Konfiskation?“

„Der Kommissär wollte es nicht sagen. Der Herr Redakteur möge zum Staatsanwalt kommen, dort werde er es schon erfahren.“

„Mein Gott! Mein Gott! Die heutige Nummer konfisziert! Das hätte ich nie für möglich gehalten! Hat vielleicht einer von den Herren irgendein Kuckucksei in der letzten Minute hineingelegt?“

Keiner der Mitarbeiter war sich irgendeines Verbrechens bewusst.

„Na, ich werde es schon erfahren!“ Und er stürzte zur Staatsanwaltschaft.

*

Tarn! tarn! tarn!

„Herein!“

„Guten Tag, Herr Staatsanwalt!“

„Ah, guten Tag, Herr Redakteur! Womit kann ich dienen?“

„Bitte. Die heutige Nummer des „Polnischen Strohsackes“ ist mir konfisziert worden. Könnte ich nicht erfahren, aus welchem Grunde?“

„Sehr gerne. Bitte, da sehen Sie.“

Und er zeigte ihm die Nummer, wo einige Stellen rot unterstrichen waren. Horreur! Es war sein eigener Leitartikel, von dem er sich so Großes bei Seiner Ex-

zellenz versprochen hatte! Er konnte die unterstrichenen Stellen nicht lesen, denn es begann ihm vor den Augen zu flimmern und zu flackern.

„Aber... aber... Herr Staatsanwalt“, stammelte er.

„Bitte, setzen Sie sich“, sagte der humane Beamte und schob ihm einen Sessel zu, nahm dann die Nummer in die Hand und begann laut vorzulesen:

„Österreich hat der polnischen Nation so viele Wunden geschlagen, hat Galizien so lange ausgebeutet, das polnische Nationalgefühl so lange unterdrückt und depraviert“ – bitte Sie, ist das nicht eine ausdrückliche Aufreizung zum Hass und zur Verachtung gegen Österreich?“

„Verzeihen Sie, Herr Staatsanwalt, es ist ja nur die erste Hälfte des Satzes und in der anderen Hälfte steht doch wörtlich zu lesen: „dass es nur als ein Akt der geschichtlichen Gerechtigkeit zu betrachten ist, wenn wir jetzt, dank der ausdauernden und aufopferungsvollen Arbeit unserer Staatsmänner zu einer unserer Nation würdigen Stellung und zur entscheidenden Einflussnahme in Österreich kommen“. Ist das eine Aufreizung?“

„Ach, Herr! Ihre Sätze sind lang. Wer den Anfang liest, kommt vielleicht nicht dazu, auch das Ende zu lesen. Oder sehen Sie sich den andern Satz an:

„Die drakonische Verfolgung unserer Nation in Preußen, der schändliche Ausrottungskrieg, welcher dort gegen Polen nicht nur von hirnverbrannten Pseudophilosophen wie Hartmann gepredigt, sondern auch von der junkerlichen Regierung mit unerhörter Brutalität geführt wird“ – bitte Sie, es ist ja eine Beleidigung einer mit unserer Monarchie im freundschaftlichen Bunde stehenden Regierung! Und Sie wollen, dass ich Ihnen das stehenlasse?“

„Bitte aber nur den Satz zu Ende zu lesen!“, flehte der Redakteur. „Dort steht ja Folgendes: „... ist ein Grund mehr für uns, an Österreich mit allen unseren Fasern festzuhalten.“

„Natürlich, natürlich! Diese Worte habe ich nicht konfisziert, aber sagen Sie doch selbst: Der Vordersatz hat trotzdem seine eigene Bedeutung und dieser Vordersatz ist doch strafwürdig. Oder nehmen wir noch ein drittes Exempel: „Unsere politischen und autonomen Behörden legen so viel Laxheit, Fahrlässigkeit und sogar strafbaren Leichtsinns an den Tag“ – na, Herr Doktor, solche Injurien gegen die Beamtschaft können doch nicht zugelassen werden.“

„Aber Herr Staatsanwalt!“, schrie der zur Verzweiflung getriebene Redakteur auf, „warum lesen Sie immer nur die erste Hälfte des Satzes? Heißt es doch in der weiteren Hälfte des Satzes: „...dass es erst der Riesenkraft unseres größten Staatsmannes bedurfte, um das Niveau unserer Administration so hoch emporzuheben, wie wir es jetzt hoch erstaunt, aber noch nicht dankbar genug sehen.“ Ist das eine Injurie? Ist das Schmähung? Ist das Verbrechen?“

„Ihre Ansicht ist Ihre Ansicht, ich bleibe bei der meinigen. Möge das Gericht entscheiden, wer von uns recht hat. Übrigens ist der Konfiskationsantrag nicht von mir, sondern von der Polizeidirektion ausgegangen. Wenden Sie sich an den Herrn Polizeidirektor. Wenn er binnen einer Stunde seinen Antrag zurücknimmt, so habe ich nichts dagegen. Dann aber muss ich die Sache dem Gerichte übergeben.“

*

Tarn! tarn! tarn!

„Herein!“

„Untertäniger Diener des Herrn Hofrates!“

„Ach, Herr Redakteur! Bitte, setzen Sie sich! Was haben Sie mir zu sagen?“

„Ich komme wegen dieser Konfiskation...“

Herr Polizeidirektor zuckte mit den Achseln. „Was kann ich Ihnen da helfen?“

„Der Staatsanwalt hat gesagt, wenn der Herr Hofrat den Antrag zurückrufen wollten, so möchte er die Nummer freigeben.“

„Zurückrufen! Den Antrag! Aber ich habe ja gar keinen Antrag gestellt und folglich kann ich nichts zurückrufen.“

„Der Staatsanwalt sagte doch...“

„Aber nein, nein! Sie irren sich, und er irrt sich auch.“

„Es ist ja zur Konfiskation gar kein Grund vorhanden, Herr Hofrat!“

„Ach was! Gar kein Grund! Sehen Sie nur da!“ Und er zeigte dem verblüfft en Redakteur eine rot angestrichene Notiz in der Lokalchronik:

„Herr Leo Zamiatalski hat sich gestern mit Fräulein Olga Pumpinska verlobt. Das Familienfest wurde im engsten Freundeskreise, aber nichtsdestoweniger herzlich und freudig begangen.“

„Das also war der Grund der Konfiskation!“, rief der Redakteur höchst verwundert aus. „Verzeihen Sie, Herr Hofrat, aber das geht über mein Begreifen. Übrigens wurde mir diese Notiz persönlich von dem betreffenden Herrn gebracht.“

„Von dem betreffenden Herrn?“, rief der Polizeidirektor. „Kennen Sie den betreffenden Herrn?“

„Ja, ich habe eben gestern seine Bekanntschaft gemacht. Ein sehr distinguirter junger Mann.“

„Hat er sich als Leo Zamiatalski legitimiert?“

„Legitimiert? Das nicht, aber vorgestellt.“

„Das hab' ich mir auch gedacht. Wissen Sie also, dass Sie einer nichtsnutzigen Mystifikation zum Opfer gefallen sind? Herr Leo Zamiatalski ist gar kein junger Mann, sondern der bekannte Bezirkshauptmann in X., ein älterer würdiger, längst verheirateter Mann, und Fräulein Olga Pumpinska ist die Kammerzofe bei der Frau Seiner Exzellenz. Und Sie müssen wissen – ich sage es Ihnen im Vertrauen –, dass der Antrag auf die Konfiskation Ihres heutigen Blattes von keinem Geringeren als von Seiner Exzellenz selbst ausgegangen ist. Sie können sich schon denken, wie ungehalten Seine Exzellenz beim Anblicke dieser nichtswürdigen Notiz war.“

Der Redakteur stand wie vom Donner gerührt da und konnte einige Minuten seiner Sinne nicht Herr werden.

*

Es war zwölf Uhr. Die fatale Nummer des „Polnischen Strohsackes“ war endlich nach dreistündiger Verspätung und mit Weglassung der beiderorts inkriminierten Stellen erschienen. Erschöpft und tief bis ans Herz hinan ärgerlich trat der

Redakteur dieses Blattes in das luxuriös ausgestattete Arbeitszimmer seines mächtigen Gönners, des Herrn mit dem großen Barte, ein.

„Ah, guten Tag, Doktor!“, rief der Herr mit dem großen Barte freundlich und streckte ohne aufzustehen dem Kommenden seine Hand entgegen. „Aber um Gottes willen, wie sehen Sie denn aus? So bleich? So verstört? Ist Ihnen ein Unglück geschehen?“

„Nicht weit davon“, sagte traurig der Redakteur, erzählte das Geschehene und legte seinem Gönner die rotgestreifte Nummer vor. Dieser überlief die angemerkten Stellen und schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Aber ich sehe ja absolut keinen Grund zu einer Konfiskation drin!“

„Ich auch nicht. Der Leitartikel...“

„Ist prachtvoll! Ganz in dem Geiste verfasst, wie Sie uns auseinandergesetzt haben.“

„Und die Notiz...?“

„Ärgerlich, das ist wahr, aber doch eine reine Privatangelegenheit.“

„Das Traurigste an der Sache ist, dass Seine Exzellenz selbst den Auftrag zur Konfiskation gegeben hat.“

Der Herr mit dem großen Barte fuhr wie von einer Viper gestochen auf.

„Das ist unmöglich! Woher wissen Sie es?“

„Der Polizeidirektor hat mir das gesagt.“

„Zum Teufel! Es steckt etwas drin. So, wie die Sache vorliegt, klingt sie mir doch unwahrscheinlich. Ich will und ich muss ihr auf den Grund kommen. Adieu, mein Lieber. Sie brauchen sich nicht zu grämen. Lassen Sie mir diese kolorierte Nummer! Ich werde morgen oder übermorgen Seine Exzellenz sehen und mit ihm darüber sprechen. Und Sie selbst – bitte, lassen Sie sich durch die heutige Konfiskation nicht beirren, gehen Sie in der einmal eingeschlagenen Richtung immer weiter. Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, es wird schon gut werden.“

*

Der Herr mit dem großen Barte war eine einflussreiche, viel vermögende, vielumworbene und vielbeschäftigte Persönlichkeit. Es verflossen volle drei Tage, ehe er Zeit fand, bei Seiner Exzellenz vorzusprechen. Nachdem die beiden Herren sich über dies und jenes ausgesprochen hatten, bemerkte der Herr mit dem großen Barte:

„Bitte, Exzellenz, wie ist es denn mit der Konfiskation der vorgestrigen Nummer des „Polnischen Strohsackes“ gewesen?“

„Was weiß ich? Ich war so begierig auf diese Nummer, und man hat mir gesagt, sie sei konfisziert.“

„Wie? Haben Exzellenz keinen Auftrag gegeben, sie zu konfiszieren?“

„Ich? Wie komme ich dazu? Bin ich ein Staatsanwalt?“

„Ach, das ist prächtig!“, lachte der Herr mit dem großen Barte. „Der Polizeidirektor hat ja dem Redakteur gesagt, Eure Exzellenz haben befohlen, die Nummer zu konfiszieren.“

„Ich habe sie gar nicht zu Gesicht bekommen!“

„Hier ist sie. Die konfiszierten Stellen sind durch Striche kenntlich gemacht, und ich muss sagen, dass mir diese Stellen gar nichts Konfiskationswürdiges zu enthalten scheinen.“

„Im Gegenteil“, sagte Seine Exzellenz, nachdem er den Leitartikel gelesen hatte, „der Artikel ist ganz hübsch und hätte gewiss einen Eindruck gemacht.“

„Ich denke, das Gericht wird die Konfiskation nicht bestätigen.“

„Gewiss nicht, gewiss nicht! Übrigens wird es nicht schaden, wenn ich dem Gerichtspräsidenten eine kleine Aufklärung geben lasse.“ Und Seine Exzellenz lief zum Telefon.

Kling, kling!

„Bitte mich mit der Polizeidirektion zu verbinden!“

Kling, kling!

„Ist der Herr Polizeidirektor beim Telefon?“

„Zu dienen, Exzellenz.“ „Sie dienen mir schlecht, Herr Hofrat. Wie können Sie sagen, ich habe Ihnen befohlen, den „Polnischen Strohsack“ zu konfiszieren?“

„Hab’ es so verstanden, Exzellenz.“

„Wenn Sie alles so verstehen, Herr Hofrat, so verdienen Sie unverzüglich ins Herrenhaus abgeschoben zu werden. Haben Sie auch dem Gerichtspräsidenten die Geschichte so dargestellt?“

„Natürlich, Exzellenz.“

„Bitte also, telefonieren Sie ihm gleich, die Sache sei unrichtig, ich hätte keinen derartigen Auftrag gegeben und die Konfiskation möge vom Gerichte nicht bestätigt werden. Es liegt mir sehr viel daran, dass der Artikel in ursprünglicher Gestalt sobald als möglich wieder veröffentlicht werde.“

Kling, kling!

„Sind Sie es, Herr Hofrat?“

„Zu dienen Exzellenz.“

„Nun, was gibt’s?“

„Habe soeben telefonische Antwort vom Gerichtspräsidenten bekommen.“

„Was sagt er?“

„Die Konfiskation wurde vor einer halben Stunde vom Landesgerichte vollauf bestätigt.“



OSTAP HRYCAJ

Ostap Hrycaj (1881–1954) war ein langjähriger Vermittler ukrainischer Literatur im deutschsprachigen Raum. Er wurde in Knjazpil (Bezirk Staryj Sambir, Gebiet Lwiw, Ukraine) geboren und verbrachte seine Kinderjahre in der galizischen Umwelt. 1902 maturierte Hrycaj im Lemberger Gymnasium erfolgreich und schon zu dieser Zeit zeigte er ein besonderes Interesse an der europäischen Literatur. 1903–1910 studierte er in Wien Germanistik, klassische Philologie, Geschichte europäischer Literaturen und Künste. Sein Studium schloss Hrycaj mit der Promotion über Zacharias Werners Drama „Das Kreuz an der Ostsee“ ab. 1910 kehrte er nach Lemberg zurück, wo er bis 1914 im Gymnasium Deutsch, Polnisch und Latein unterrichtete. Außerdem arbeitete er mit der Lwiwer Zeitschrift *Dilo* aktiv zusammen. Mit dem Beginn des Ersten Weltkrieges zog er wieder nach Wien, wirkte dort als Gymnasiallehrer und war auch bis 1945 ansässig. Nach dem Zweiten Weltkrieg übersiedelte Hrycaj nach Berchtesgaden in Deutschland, wo er weiterhin als Schriftsteller und Publizist aktiv wirkte und am 7. Mai 1954 gestorben ist.

In der Zwischenkriegszeit war Hrycaj ein bekannter Schriftsteller, der sowohl in Deutsch als auch in Ukrainisch publizierte, sowie Übersetzer ukrainischer Dichter ins Deutsche. Während des Ersten Weltkrieges veröffentlichte er in den *Ukrainischen Nachrichten*, den Mitteilungen des Bundes zur Befreiung der Ukraine, die in Wien 1915 und 1916 erschienen sind, viele Übersetzungen und literarische Beiträge. Um diese Zeit übersetzte Hrycaj fast vollständig den *Kobzar* von Ševčenko

und stellte eine *Anthologie ukrainischer Lyrik* in deutscher Sprache zusammen, die aber nie erschienen ist. Seine zahlreichen deutschsprachigen Interpretationen aus der Dichtung von Taras Ševčenko, Ivan Franko, Pavlo Hrabov'skyj, Lessja Ukrainka, Pantelejmon Kuliš und Oleksandr Oles' wurden zerstreut in den Wiener Zeitungen und Zeitschriften wie *Ukrainische Rundschau*, *Ukrainische Nachrichten* und *Ukrainische Blätter* veröffentlicht. Auch die Übersetzung der ukrainischen Heldenichtung *Igorlied* (*Das Lied von der Heerfahrt Igors*) und eines Auszugs aus Kotljarevs'kyjs *Äneis* haben wir ihm zu verdanken. „Als Übersetzer hat Hrycaj, der immer bestrebt war, das Versmaß des Originals beizubehalten, zweifellos bessere Qualitäten denn als Autor; seine pathetischen, auf deutsch verfassten Gedichte wie *Weihnachten 1914*, *An Ukraina*; *Peremyschl, das auferstandene* (*Ukrainische Nachrichten* 1915, Nr. 16, 18, 38) u.a., die sich in der Regel auf der ersten Seite der jeweiligen Nummer befinden und eine Art poetischen Leitartikel abgeben, sind nicht mehr als Proben einer vom Krieg vereinnahmten, patriotisch-schwülstigen Dichtung. Unbestritten aber bleibt das Verdienst seiner Vermittlertätigkeit, die sich – neben seinen Übersetzungen – auch in zahlreichen Einführungen, Essays und Rezensionen zu einzelnen Autoren oder zur ukrainischen Literatur insgesamt äußert“¹.

Werke (Auswahl): *An Ukraina. Der ukrainischen Jungschützin Olena Stepaniw gewidmet* (Gedicht), in: *Ukrainische Nachrichten*, 1915, Nr. 18; *Auferstanden* (Gedicht), in: *Ukrainische Nachrichten*, 1915, Nr. 28; *Peremyschl, das auferstandene* (Gedicht), in: *Ukrainische Nachrichten*, 1915, Nr. 16; *Weihnachten 1914* (Gedicht), in: *Ukrainische Nachrichten*, 1915, Nr. 18; *Dem Genius der Ukraine (Zum dritten Zehntenjahre)* (Gedicht), in: *Ukrainische Nachrichten*, 1916, Nr. 79–80; *Ausgewählte Gedichte von Taras Schewtschenko* (Aus dem Ukrainischen übersetzt von Ostap Hrycaj). Wien, 1916; *Kotljarevs'kyj I. Aeneide. Teil I.* (Aus dem Ukrainischen übersetzt von Ostap Hrycaj), in: *Ukrainische Nachrichten*, 1915, Nr. 37; *Uteča Oleksy Perchuna*. Krakiv: Nakladom M. Kičury, 1909, 83 S.; *Anima universalis*, in: *Nad synim Dunajem. Juvilejnyj zbirnyk Akademičnoho tovarystva „Sič“ u Vidni*. Viden', 1932, S. 54–78; *Ščuri. Maljunok z suspil'noho pidzemel'ja*. Viden', 1922, 15 S.; *Estetyčno-krytyčni vysnovky*, in: *Ukrajins'ka literatura revoljucijnoji doby*. L'viv–Viden', 1922, S. 11–28.

¹ Alois Woldan über Ostap Hrycaj in: *Österreichische Osthefte*. 2000. Jg. 42. S. 617.

Weihnachten 1914¹

Hold lächelnd schwebt das Christkind sanft hernieder,
Umglänzt von wehmutsvollen Weihnachtssternen,
Und seinen Flug umtönen Friedenslieder,
Das Heil verkündend in den fernsten Fernen.
Das Christkind naht... Doch, weh – du Himmelsbote!
Das holde Lächeln wird dir bald erblassen –
Dein Friedenslied wird hier zum blutigem Spotte,
Und tief wird dich das Erdenweh erfassen...
Die Welt will keine Ruhe mehr hienieden!
Sie will, dass krasser Krieg zum Gott ihr werde,
In einem Meer von Blut versingt der Frieden,
Die Hölle scheint zu rasen auf der Erde,
Und trauervoll verhüllst du deine Augen
Und kehrst zurück zu Gott mit schweren Tränen...
Denn wo die Kriege an den Menschen saugen,
Was gilt, süß Christkind, dort dein Liebesehnen?

Doch Gott lenkt ruhig dieses Weltgetöse...
Denn – Gott ist's, der im Chaos dieser Kriege
Vernichtet furchtbar strafend alles Böse
Und frei macht seine Welt vom Trug und Lüge.
Befreit die Völker von den Sklavenketten,
Heißt die Erlösung folgen seinen Spuren;
Und Gott lässt endlich auf den freien Stätten
Erbühen Ukrainas freie Fluren.

¹ Alle hier angeführten Gedichte von Ostap Hrycaj stammen aus: Hrycaj, Ostap: Tvory. T.1: Hudožni tvory / upor. ta avtor peredmovy i komentariv Ljubov Pryma; avtor pisljamovy M. Zymomrja. Drohobyč: Posvit, 2009.

An Ukraina

*Der ukrainischen Jungschützin Fräulein
Olena Stepaniv gewidmet*

Siehe, Mutter Ukraina,
Was dein großes Leiden schuf:
Weit hinaus in deinem Lande
Dröhnt des Kampfes Feuerruf.

Waffenschimmernd, kampfestrunken,
Zog dein junges Volk ins Feld,
Und auf seinen Heldentaten
Schaut erstaunt die ganze Welt.

Denn mit deinen Söhnen, Mutter,
Ringen deine Töchter mit...
Todesmutig, feindemordend
Zieh'n sie hin im Todesritt. –

Mädchenblüten auf den Wangen
Wagen sie den Riesekampf,
Und dein grauser Todfeind, Mutter,
Windet sich im Todeskrampf.

Heil dir, Mutter Ukraina,
Bald ertönt dein Siegeschrei!
Und es krachen deine Ketten,
Und du, Heiligste, wirst frei.

Auferstanden

Und finster wurde es... Und wie in Todesschauern
Erzitterte allhin die gottberaubte Welt,
Und es erbeben selbst des Gottehauses Mauern,
Und lähmend zog durchs All ein namenloses Trauern,
Und jeder Stern erlosch am düstern Himmelszelt.

Denn dich, o Himmlischer, hat man an Kreuz geschlagen
Und dich versänkte man so rasch in Totengrab,
Der du das Heil der Welt in deinem Geist getragen
Und zu Erlöser warst den fernsten Menschentagen,
Kraft deiner Wahrheitsmacht, die dir allein Gott gab.

Und jenen Wahrheitsgeist, das Wunder deiner Nähe,
Den wollte morgen man, du Gottessohn, in dir!
Auf dass nie frei in Gott die Menschenwelt erstehe,
Und nie den Siegeszug des freien Menschentums sehe,
Betöret durch des Trugs ertönendes Gewirr.

Doch ob die Finsternis auch tobt mit Sturmgewalten
Und hassend dich, o Gott, verbreitet Tod und Schutt,
Allmächtig wird dennoch der lichten Wahrheit Walten
Und Wahrheit wird die Welt der Trümmer neugestalten,
Und Friede kommt zurück, der Menschen höchstes Gut.

O, Ukraina, glaub! Auch deine Totenbahre
Zerfällt gar bald in Nichts – und du entsteigst der Nacht,
Und siegesfroh umarmt die Wahrheit dich, die wahre,
Und du erlebst voll Glück und Stolz das Wunderbare –
Und jach zertrümmerst du des Moskowiters Macht.

Peremyschl, das Auferstandene

Dich haben schon der Finsternis Gewalten
Gleich einer endlos langen Nacht umhüllt,
Zerbrachen die den Helm, das Schwert, den Schild
Und haben plündernd deine Burg zerwühlt,
Und schmiedeten für dich das stärkste Eisen
Umringend dich mit wilder Horden Kreisen,
Und dachten dich nun ewiglich zu halten.

Da ward es Nacht um dich und du,
Du, Starker, lagst voll Totenruh';
In deiner Burg saß stolz dein Feind
Mit Mord und Tod gen dich vereint
Und höhnte schnöde deine Wehr
Als deines Landes neuer Herr.

Doch war sein Sieg nur eine Höllenlüge!
Denn kaum erschien der Maiensonne Strahl
Da griffst du, Sonnensohn, nach deinem Stahl
Und riefest deine Recken sonder Zahl,
Und schlugst vernichtend deiner Feinde Scharen,
Und jagtest fort aus deiner Burg zu Zaren,
Und welterschütternd riefst du: „Auf, zum Siege!“

Dem Genius der Ukraina

Wie stolz du thronst auf deiner Größe Höhen,
Wie wunderfrisch ist deiner Lorbeern Kranz!
Wie machtvoll wirkt dein überirdisch Wehen
Und deines Ruhmes frühlingsklarer Glanz!

Wohl war dir einst ein Lebenslos beschieden,
Wie es ein Übermensch nur tragen mag:
Du kanntest nur die tiefste Not hienieden,
Nur Unheil brachte dir ein jeder Tag.

Als Sklavenkind zur Sklavenfron geboren,
Hast du der Jugend Freuden nie gekannt –
Als Mann zum Kampfe für dein Volk erkoren –
Warst du an Zarenkerker bald gebannt.

Und tief im Kerker floss dein halbes Leben,
Man warf dich, Lichtgeist, in die tiefste Nacht –
Denn dein Gesang ließ Zarenblut erbeben
Vor deines Wortes wunderbarer Macht.

Doch ob dich auch zu Tod die Henker quälten
Fern in Sibiriens öder Wüstenei,
Du bliebst doch einer von den Auserwählten:
Ein Held des Geistes, unbesiegt und frei.

Und trugst du auch des Kerkers schwere Bande –
Du warst der Knechtschaft tödlich starker Feind
Und hast verkündigt Freiheit deinem Lande,
Und deine Brüder hin zum Kampf vereint.

Ach, sieh die Scharen, die in deinem Namen
Zermalmen des Zarismus morsches Reich!
Was deine Worte hingestreut an Samen,
Das geht nun auf und blühet überreich!

Und siegreich wurden Ukrainas Waffen,
Um dein Vermächtnis ringend ohne Ruh,
Und werden neues Dasein ihr verschaffen –
So stolz und frei und unbesiegt – wie du.



ROMAN SEMBRATOVYČ

Roman Sembratovyč (ukr.: Роман Сембратович, poln.: Roman Sembratowycz) war ein bekannter ukrainischer Journalist und Publizist. Er wurde im Jahre 1876 in in Monastyrec, Galizien (poln. Manasterzec, heute im Powiat Leski der polnischen Woiwodschaft Karpatenvorland) als Sohn eines ruthenischen Dorfpfarrers geboren. In seinem 18. Lebensjahr absolvierte er das ruthenische Gymnasium in Przemyśl und inskribierte sich hierauf in die Wiener Universität als Hörer der juristischen Fakultät. Während seines Studiums in Wien engagierte er sich in verschiedenen ukrainischen Vereinen wie dem Studentenverein *Sitsch*. Als Obmann dieses Studentenvereines entwickelte Sembratovyč eine rege Tätigkeit, wirkte an der Herausgabe des *Sitsch-Almanach* mit und verschaffte sich Zutritt in die deutschsprachige Journalistik. Sembratovyč verfügte über glänzende Kenntnisse der deutschen Sprache und arbeitete zunächst für die *Volksstimme*, wurde dann Mitarbeiter des *Neuen Wiener Journals* und der *Frankfurter Zeitung*. Den Ratschlägen seiner deutschen Freunde folgend, gab er im Jahre 1900 gemeinsam mit Anton Skart (1884–1937) die Zeitschrift *X-Strahlen* heraus und vom Jahre 1903 angefangen leitete er die gemeinsam mit den Reichsratsabgeordneten Vasyl Javorskyj und Dr. Andrij Kos gegründete ukrainische deutschsprachige Zeitschrift *Ruthenische Revue*. Die Gründung dieser Zeitschrift war die Erfüllung seines Wunsches, ständig und systematisch der Auslegung und Analyse der ukrainischen Angelegenheiten beizutragen. Durch diese Zeitschrift versuchte er, die ukrainische Frage unter den europäischen

Politikern und der Öffentlichkeit bekannt zu machen. Mehrere Artikel in der *Ruthenischen Revue* über die unterdrückte ukrainische Nation wurden in verschiedenen europäischen Zeitungen veröffentlicht oder zitiert. Sembratovyč versuchte auch, mit liberalen Politikern in persönlichen Kontakt zu treten, um Unterstützung für die ukrainische Sache zu gewinnen. Er pflegte eine rege Zusammenarbeit mit österreichischen und europäischen Politikern, Kulturschaffenden, Verlegern, Zeitungen und Zeitschriften.

Neben zahlreichen Artikeln zu ukrainischen, ukrainisch-polnischen und ukrainisch-russischen Themen in österreichischen, deutschen und ukrainischen deutschsprachigen Zeitungen und Zeitschriften veröffentlichte Sembratovyč zwei Bücher (beide in deutscher Sprache): *Polonia irredenta* (Frankfurt am Main, 1903) und *Das Zarentum im Kampfe mit der Zivilisation* (Neuer Frankfurter Verlag, 1905). Das letzte Buch wurde auch französisch unter dem Titel *Le Tsarisme et L'Ukraine* (Paris, 1907) mit einem umfangreichen Vorwort des berühmten norwegischen Schriftstellers Bjørnstjerne Bjørnson im Jahre 1907 publiziert.

Eine seiner letzten Leistungen war der in Zusammenarbeit mit Lucian Brunner (1850–1914), Dr. Ferdinand Kronawetter (1838–1913) und Prof. Tomáš Masaryk (1850–1937) gegründete Verein *Nationale Autonomie*, der sich die Umgestaltung Österreichs im national-autonomistischen Geiste zum Ziel steckte. Die schwere Krankheit, an der er seit einiger Zeit litt, erlaubte ihm nicht mehr, sich an der Tätigkeit des Vereines zu beteiligen.

Roman Sembratovyč starb am 8. Januar 1906 und wurde auf dem Gersthofer Friedhof in Wien begraben.

Werke (Auswahl): *Polonia irredenta* (1903); *Das Zarentum im Kampfe mit der Zivilisation* (1905); *Le Tsarisme et L'Ukraine* (1907); *Eine vergessene Nation. Zur Lage der Ruthenen in Russland* (1903); Zahlreiche Artikel zu ukrainischen, ukrainisch-polnischen und ukrainisch-russischen Themen in österreichischen, deutschen und ukrainischen deutschsprachigen Zeitungen und Zeitschriften.

Das Zarentum im Kampfe mit der Zivilisation¹

I. Einleitung

Das slawische Riesenreich wurde in Europa bis vor kurzem als eine mysteriöse Macht betrachtet; um deren Gunst buhlten alle europäischen Staaten und wetteiferten in den beschämendsten Huldigungen – keine Demütigung war groß genug, wenn es galt, die Freundschaft des gewaltigen nordischen Herrschers sich zu erwerben. Ja, selbst jetzt, wo die Schwäche des Zarenreiches in ihrer vollen Nacktheit vor uns erscheint, umwirbt man noch immer den weißen Zaren. Die hochoffiziösen Kundgebungen anlässlich des russisch-japanischen Krieges, all die Hausdurchsuchungen und Auslieferungen, denen der Königsberger Prozess die Krone aufsetzte, bieten eine grelle Illustration dieser Taktik.

Unter den Mächtigen dieser Welt gibt es manche, die im Zarentum ein Antidotum, einen widerstandsfähigen Damm gegen die aufsteigenden Wogen der Demokratie erblicken und deshalb sich an dasselbe anlehnen möchten. Die internationale Reaktion will nicht ruhig zusehen, wie sich ihr Rückgrat – das bis vor kurzem für so steif gegolten – krümmt. Jedoch die Verblüffung über die unvermutete Krümmung ist eine allgemeine. Denn selbst die fortschrittlichen Elemente verwiesen noch vor kurzem die Erzählung von dem Koloss auf den tönernen Füßen ins Gebiet der Märchen. Man stellte sich das russische Völkerkonglomerat als eine rohe, ethnographisch ziemlich differenzierte Masse vor, deren Bestandteile noch weit davon entfernt seien, zu selbständigen Nationen sich zu entwickeln und deren endgültige Verschmelzung im panrussischen Kessel nur mehr Frage der Zeit sei. Eine Ausnahme von dieser Regel machte man gewöhnlich nur bei den Polen und bei den Finnländern. Man bezeichnete den Kampf der russischen Regierung gegen all die Völkerschaften des Riesenreiches als einen Kampf um die nationale Einheitlichkeit des Staates, die im Interesse des kulturellen Fortschrittes der Gesamtbevölkerung liege. Eine andere Behauptung wurde als unbegründet und übertrieben betrachtet. Kurz, die nordische Macht imponierte jedermann.

Inzwischen bekundete Russland in seiner Weltpolitik höchste Zielbewusstheit, die im Verein mit der geschickten Diplomatie immer den Einfluss des Zarenreiches nach außen hin zu stärken, sowie dessen innere Schwächen zu verdecken verstand.

¹ Sembratowycz, Roman: Das Zarentum im Kampfe mit der Zivilisation. Frankfurt am Main: Neuer Frankfurter Verlag G.m.b.H., 1905. 56 S.

Diese traditionelle Politik besteht darin, Westeuropa systematisch hinter Licht zu führen, abwechselnd mit verschiedenen europäischen Staaten Bündnisse abzuschließen, niemals aber die übermäßige Stärkung des Verbündeten zuzulassen. Es bedarf nicht eines besonderen politischen Scharfblicks, um das an Frankreich zu bemerken. Es ist z. B. bereits wiederholt vorgekommen, dass der russische Gesandte in Konstantinopel die Pläne seines französischen Kollegen durchkreuzte. Und wenn heute die französischen Reaktionäre von Russland aus revolutionäre, gegen den Bestand der Republik gerichtete Schriften nach Frankreich einschmuggeln wollten, so würde Russland der verbündeten Pariser Regierung gewiss nicht mit solchem Eifer Beistand leisten, wie es Preußen der russischen Regierung gegenüber tut.

Des slawischen Riesenreiches Macht besteht hauptsächlich im gegenseitigen Misstrauen der europäischen Mächte – besonders in dem Deutschlands, Frankreichs und Englands; zum Teil auch in der für das slawische Ohr verlockend klingenden sogenannten panslawistischen Politik. Doch in dem Nimbus, der den Zarenthron noch bis vor kurzem umgab, spielte der Umstand eine große Rolle, dass Russland in Europa noch immer eine terra ignota ist. Nur das ostasiatische Inselreich verschaffte sich verlässliche Informationen über die inneren Zustände des Zarenreiches und enthüllte nun die Grauenhaftigkeit derselben vor dem verblüfften, teils beschämten Europa. Das mörderische, von der russischen Bureaucratie frevelhaft provozierte Ringen lieferte eine bleibende Illustration der russischen Verhältnisse, eine Illustration, deren Wirkung durch keinerlei Beschönigungen mehr abgeschwächt werden kann. In dieser neuen durchdringenden Beleuchtung erkannte man in allgemeinen Umrissen das wahre Zarenreich, die Wirtschaft der russischen Bureaucratie und deren Kulturwidrigkeit, ihren unwürdigen Kampf gegen jeden Fortschritt, gegen jede Regung des geistigen Lebens. Diese in allgemeinen Zügen gegebene Illustration in einzelnen Details zu vervollkommen und zu vertiefen, in jeden Winkel des russischen Völkerkonglomerats hineinzuleuchten und die vollständige Erkenntnis der Sachlage zu ermöglichen, liegt im Interesse des allgemeinen menschlichen Fortschrittes, ebenso in dem der russischen Völker und Russlands selbst.

Von diesem Standpunkt ausgehend, möchte ich die vorliegende Schrift einer Frage widmen, die mit Recht als eine Achillesferse des Panslawismus bezeichnet werden kann. Es ist das die Frage des Panrussismus. Die Lösung dieser Frage kann nicht gleichgültig sein, da es zugleich eine Kulturfrage ist, die im Sinne der russischen Regierung nur im Wege der kulturellen Ausrottung erledigt werden kann. Der offizielle russische Panslawismus basiert auf der Alleinherrschaft des Zaren und verdankt dem Absolutismus seine Expansivkraft. Da nun dieser Panslawismus lediglich die Fortsetzung der Politik Peter des Großen ist, so kann er nichts anderes als der zaristische Panrussismus sein – ein Panrussismus, der eine stete Gefahr für Westeuropa bildet, die politische Konstellation desselben, die Entwicklung, den politischen Werdegang sichtlich beeinflusst. Es hat scharfblickende Politiker gegeben, die das erkannten und durch vorübergehende Freundschaft oder gar durch höfische Liebenswürdigkeiten sich nicht täuschen ließen. So ralliierte sich der Schwedenkönig Karl XII. mit dem ruthenischen Hetman Mazepa, Napoleon mit Polen

usw. Und es dürfte die Zeit nicht gar so sehr entfernt sein, da Frankreich einsehen wird, dass jedes Bündnis mit Russland eine *societas leonina* sei; dass ebenso der politische Panromanismus wie auch der Pangermanismus sowie jedes starke politische Bündnis gegen Russland im Interesse Westeuropas und der europäischen Kultur gelegen wäre; dass kein politisches System für Westeuropa so gefährlich sei, wie der Panrussismus – falsch Panslawismus genannt – dessen oberstes Ziel die Ausbreitung und Befestigung der Macht des Zarentums sowie auch die Unterdrückung jeder freiheitlichen Regung in Russland selbst ist. Deshalb ist jede sogenannte russophile Aktion, jede panslawistische Kundgebung im Ausland eigentlich nur zarophil, sie gilt ebensowenig dem Slawentum wie dem russischen Volke, sondern einzig und allein dem nordischen Herrscher, beziehungsweise dessen Hauspolitik.

II. Der russische Panslawismus und Westeuropa

Die slawischen Gelehrten, die sich für die kulturelle und nationale Wiedergeburt aller slawischen Stämme begeisterten, dachten nicht daran, dass man einst ihre Theorie in den Dienst der reaktionärsten Bestrebungen stellen werde, – dass die von ihnen propagierte slawische Wechselseitigkeit zu einer Wechselseitigkeit der herrschsüchtigsten Elemente werden und nur einen Anstandsmantel der Ausbeutung und Unterdrückung der schwächeren „slawischen Brüder“ bieten solle. Die an und für sich löbliche Theorie der ersten Panslawisten enthielt zu große Widersprüche, um auch im praktischen Leben ihre ursprüngliche politische Keuschheit bewahren zu können. Diese wollten nämlich auf der Grundlage der vermeintlichen Blutsverwandtschaft aller Slawen ein System der politischen Reziprozität aufbauen, um die kleineren slawischen Stämme in deren schwerem Kampfe ums nationale Dasein erfolgreich unterstützen zu können. Sie wollten also die nationale Individualität einzelner slawischer Völker keineswegs zu Gunsten der größeren Stämme geschwächt wissen. Im Gegenteil, die Stärkung der nationalen Individualität der einzelnen Slawenvölker war der Hauptzweck ihrer politischen Kombinationen. In Westeuropa und in dessen Kultur erblickten sie niemals jene mysteriöse Feindin des Slawentums, mit welcher man heute die Slawen von Russland aus so gerne schreckt.

So verstand diese Theorie auch Franz Palacky, einer der Schöpfer des Schlagwortes von der slawischen Wechselseitigkeit. Er antwortete daher im Jahre 1873 dem russischen Professor Makuschew: ... „Wenn wir aber einmal aufhören müssten, Tschechen zu sein, da wird es uns ganz gleichgültig sein, Deutsche, Italiener, Magyaren oder Russen zu werden...“ Er lehnte auch die Illusionen von der Bildung und Einführung einer allslawischen Sprache ab. Diesem idealen Panslawismus gegenüber verhielt sich jedoch die russische Regierung äußerst feindlich und verfolgte z. B. rücksichtslos die Angehörigen des von solchen Ideen beseelten Kijewer „Bundes Cyrills und Methods“.

Doch die schöne Theorie der ersten Panslawisten war – wie bereits angedeutet – von Anfang an unhaltbar. Denn sie beruhte auf der summarischen Behandlung der diametral sich widersprechenden Interessen einzelner Slawenvölker und musste

zugunsten der unerbittlichen Wirklichkeit immer neue Konzessionen machen, bis schließlich der offizielle russische Panslawismus ihren Platz einnahm. Die russische Regierung bedient sich gerne nicht nur einzelner Söldlinge, sondern auch der ganzen Parteien, die im Auslande ihre Geschäfte besorgen. So wurde auch die panslawistische Theorie von der genannten Regierung monopolisiert und in den Dienst des russischen Imperialismus gestellt. Heute darf sich nur mehr das slawenfreundlich nennen, was die russische Expansionspolitik fördert. Mag sein, dass die russische Eroberungsmacht nicht so weit vordringen werde, wie ihre politischen Vorposten, doch der durch die neopanslawistische Agitation gelockerte Kordon bedeutet keinen festen Damm und schließt nicht die Hoffnung aus, einmal verschoben zu werden...

Palacky sagte im österreichischen Herrenhause: „Die Ungarn werden genau so wie die Tschechen für die Zukunft durch das Schicksal dazu getrieben, sich staatlich einem größeren Ganzen anzuschließen und den Lebensbedingungen dieses größeren Ganzen sich zu unterwerfen.“ Diese Theorie ist nun zum Kernpunkt des Neopanslawismus geworden. Allerdings mit der Modifikation, dass dieses „größere Ganze“ nunmehr Russland heißt und nicht – wie bei Palacky – Österreich. Die slawische Wechselseitigkeit im ursprünglichen Sinne des Wortes wurde nun begreiflicherweise aus dem neopanslawistischen Katechismus ausgeschaltet.

Wie sich die russische Regierung, von der panrussischen Phantasmagorie geblendete, oft zu den kuriosesten Maßnahmen verleiten lässt, ebenso überschreitet die großzügige Agitation der in Diensten der genannten Regierung stehenden Panslawisten oft das Maß des Glaublichen. Der von den offiziellen Kreisen oft als Sprachrohr benützte russische Publizist Arabatskij stellt in seiner „Russlands Landkarte der Zukunft“ die Ausbreitung des Zarenreiches über ganz Mitteleuropa in Aussicht. Er bezeichnet nicht nur die Städte: Lemberg, Krakau, Prag, Posen, sondern auch Wien, Budapest, Bukarest, Sofia, Belgrad und Konstantinopel als die Hauptstädte der zukünftigen russischen Provinzen. Wem die Verhältnisse näher bekannt sind, der wird wissen, dass solche Landkarten der Zukunft in den Köpfen vieler seriöser Politiker in Russland existieren. Zur Verbreitung und Popularisierung dieser Phantasiebilder wurde in Wien ein spezielles Organ, „Slawjanskij Wjek“, gegründet, das in verschiedenen slawischen Sprachen Artikel bringt und sich besonders die Mühe gibt, nachzuweisen, dass Wien eine slawische Stadt sei, (Dieses unschuldige und rührend naive Spiel des panrussischen Blattes versetzte merkwürdigerweise manche Wiener in große Aufregung.) Dieselben Geschäfte besorgt in Sofia der „Denj“, der z. B. am 28. Juni laufenden Jahres einen für die Stimmung der Herren Panslawisten – trotz aller russischen Schlappen! – sehr charakteristischen Leitartikel u. d. T. „Russland und das Slawentum“ brachte. In demselben wurde folgende Entwicklung der politischen Verhältnisse im europäischen Osten in Aussicht gestellt: Die Vereinigung aller Südslawen unter der Ägide Russlands; die Gründung der „Slawischen Vereinigten Staaten Europas“, und den Beitritt Griechenlands und Rumäniens diesem Staatenbund. Im weiteren schrieb der „Denj“: „Russland verausgabte bis jetzt am Balkan nur sein Kapital. Es ist an der Zeit, dass es auch die Zinsen dieses Kapitals verwerte. Russland darf nicht vergessen, dass es am Balkan eine Armee von einer

Million Bajonetten zur Verfügung haben könne; es darf nicht vergessen, dass das vereinte Südslawentum sein sicherster Mitarbeiter bei der Lösung der politischen Fragen in Osteuropa (Bosporus und Dardanellen) sein könnte; es darf endlich nicht vergessen, dass dies der Anfang der großen Vereinigung der slawischen Völker unter der Führung des verjüngten, reformierten Russland wäre...“ Solch phantastische Pläne werden auch auf allen panslawistischen Kongressen und in den Versammlungen entwickelt. Im vorigen Jahre tagte in Prag ein allslawischer Studentenkongress. Es wurde daselbst durch Akklamation eine Resolution beschlossen, in welcher: 1. Die Errichtung einer russischen Universität in Lemberg und der russischen Lehrkanzeln an den Universitäten in Krakau, Czernowitz und Wien; 2. die Einführung der russischen Unterrichtssprache an allen Volks- und Mittelschulen Ostgaliziens; 3. die Einführung des obligaten Unterrichtes der russischen Sprache an allen Unterrichtsanstalten Westgaliziens – verlangt wird. Die dagegen protestierenden Ruthenen wurden zum Worte überhaupt nicht zugelassen. (Dieselben veröffentlichten später in den Zeitungen einen Protest gegen den erwähnten Beschluss.)

Es ist bezeichnend, dass bei all diesen Kundgebungen Wien als eine wichtige Etappe des vorrückenden Panrussentums im Westen betrachtet wird, etwa wie Port-Arthur im Osten – nur dass man hier auf kein so dreistes Volk zu stoßen hofft, wie es die widerspenstigen Japaner sind. Trotzdem aber die westeuropäischen Regierungen des Zarenreiches Politik nur fördern und bereits jetzt dafür zu sorgen versprechen, damit es sich von den ostasiatischen Schlägen rasch erhole, betrachtet man in Russland ganz Westeuropa als ein nicht nur fremdes, sondern auch „feindliches Milieu“; die westeuropäische Kultur als etwas Profanes, dem slawischen Geiste Schädliches; jedes Bündnis mit den westeuropäischen Staaten als „eine vorübergehende Erscheinung auf dem Wege, dem Russland seit Peter dem Großen zustrebt“ ... Ohne uns nun auf einzelne Entwicklungsphasen des offiziellen Panslawismus – auf die Erörterung all dieser Theorien, mit denen die Trabanten der russischen Regierung deren Taktik zu beschönigen trachten – einzulassen, möchten wir das Wesen des Neopanslawismus im allgemeinen andeuten sowie die neopanslawistische Politik näher betrachten, und zwar auf jenem Boden, wo sie am energischsten getrieben wird. – Mit der alten Theorie von der slawischen Wechselseitigkeit hat diese politische Strömung gar nichts Gemeinsames. Es ist auch ganz begreiflich. Denn welcher Mensch, welcher ernste Politiker, der seiner fünf Sinne mächtig ist, kann heute – ohne zu heucheln – an den idealen Palackyschen Panslawismus glauben? Solange das nationale Aufstreben die Gemüter beherrscht, wird es auch im slawischen Lager nationale Gegensätze geben. In jenem Momente aber, da die einzelnen Nationen, ihrer Bedeutung und Individualität nach sich entwickelt haben, da keine nationalen Streitfragen existieren werden, ist die slawische Wechselseitigkeit nicht mehr notwendig. Wer sollte übrigens an die Aufrichtigkeit der russischen – also der tonangebenden – Panslawisten glauben, die über das Schicksal der österreichischen Slawen Klage führen, gleichzeitig aber die rücksichtsloseste nationale Bedrückung der „slawischen Brüder“ in Russland selbst befürworten.

Auch vom rein wissenschaftlichen Standpunkte aus entbehrt der Panslawismus jeder Begründung. Die Theorie von der gemeinsamen Abstammung aller Slawen – eine Theorie, die eher der Politik als der Wissenschaft ihren Bestand verdankt – kann wohl manchem Laien imponieren, ein Anthropologe, der sich speziell mit den slawischen Typen befasst, sieht darin nur eine kühne Hypothese. Die größte slawische Nation, die Russen, hat – vom anthropologischen Standpunkte aus betrachtet – mit den übrigen Slawen weniger Gemeinsames, als z. B. die Rumänen; abgesehen davon, dass auch die russische Sprache tiefe Spuren des finnischen Elementes aufweist. (Selbst der Name des slawischen Mekka: Moskwa – Moskau, ist ein finnisches Wort.)

Freilich könnten die gemeinsamen kulturellen Interessen der Slawen einen viel dauerhafteren Kitt bilden als die Sage von der gemeinsamen Abstammung. Doch wo bleiben diese gemeinsamen kulturellen Interessen, wenn gerade unter den größten slawischen Stämmen der hartnäckigste kulturelle Kampf wütet, den das Slawentum je zu bestehen hatte; wenn eine slawische Nation die kulturellen und nationalen Bestrebungen der anderen als eine von nichtslawischer Seite ersonnene Intrigue bezeichnet und bekämpft und dadurch in einer nicht misszuverstehenden Weise zu erkennen gibt, dass eher zwischen einem Teil der Slawen und den nicht slawischen Völkern gemeinsame kulturelle Interessen bestehen?

Damit wollen wir nicht gesagt haben, dass der Panslawismus heute keine Macht und keine Anhänger besitze. Im Gegenteil! Der ideale Palackysche Panslawismus, der wirklich freie Entwicklung allen slawischen Völkern sichern wollte, entsprach nicht der Politik der mächtigsten slawischen Völker und musste dem offiziellen russischen Panslawismus Platz machen, der nichts anderes als verkörperte russische Staatspolitik ist. Der Panslawismus wurde, wie gesagt, als eine sehr nützliche Erfindung im Zarenreiche bald patentiert und verstaatlicht. Dies geschah mit einer beispiellosen Geschicklichkeit. Man behielt den verlockenden allslawischen Namen, gab aber der Bewegung einen ausgesprochen panrussischen Charakter. Da jedoch diese „allslawische“ Diplomatie den Slawen nichts Positives bieten konnte, so musste man zumindest einen „gemeinsamen Feind“ ausfindig machen. Dieser wurde in der westeuropäischen Kultur, „der Mutter des Sozialismus“ entdeckt. Und so verfügt nun Russland über einen Apparat von nicht offiziellen, in allen Staaten Mitteleuropas zerstreuten Propagatoren der russischen Staatsidee, die diese Idee zur nationalen Sache einer großen Völkergruppe – der Slawen – machen. Zu einem integrierenden Teil des neopanslawistischen Programmes wurde selbstverständlich das sog. Testament Peter des Großen gemacht. Unter den von Galliardet im Jahre 1836 in Paris herausgegebenen Memoiren d'Eons befand sich bekanntlich auch das mysteriöse Testament Peter des Großen, welches letzteres d'Eon im Jahre 1757 aus Petersburg mitgebracht hatte. Es ist sehr wahrscheinlich, dass dieses Testament, gleich vielen politischen Legenden, eine Schöpfung der russischen Diplomatie ist, die mit Vorliebe hervorragende Gestalten aus der russischen Geschichte, ja sogar die Heiligen der orthodoxen Kirche inspiriert und dieselben ihren Plänen dienstbar macht. Doch die Entstehung des Testamentes ist für uns von untergeordneter Be-

deutung. Tatsache ist aber, dass die russischen Diplomaten in die Fußstapfen Peter des Großen treten, und dass dieser Zar als Anfänger der imperialistischen Politik Russlands im großen Stil zu betrachten ist. Seine Idee war die, alle Russland angehörenden Länder einheitlich zu gestalten und das Zarenreich zur Beherrscherin zweier Weltteile zu machen. Das fragliche Testament kleidet diese Politik nur in eine programmäßige Form. Die feierlichen Enunziationen der russischen Staatsmänner und Publizisten bei allerlei wichtigen politischen Begebenheiten beweisen nur, dass die im erwählten Testament festgelegten Ideen bereits tiefe Wurzeln in der russischen Gesellschaft gefasst haben. Man glaubt da an eine nebelhafte Mission Russlands – eine Mission, die es kraft seiner Eigenschaft als anerkannte Repräsentantin der Slawen übernehmen müsse. Zu diesem Zwecke erhält man in den Slawen systematisch Revanchegegenden. Man greift alle behebigen Gelegenheiten auf, um die jeder Kritik unzugänglichen Hitzköpfe in erwünschter Richtung zu beeinflussen. Anlässlich der Prager Hußfeier z. B. pries die gesamte panslawistische Presse Huß als den Kämpfer für den Sieg des Slawentums und als den Anhänger der rechtgläubigen Orthodoxie, forderte alle Slawen auf, den Traditionen Huß‘ treu zu bleiben und für die Verbrüderung aller Slawen zu arbeiten. Die Moskauer slawische Wohltätigkeitsgesellschaft benützte die Hußfeier dazu, um eine panslawistische Demonstration zu veranstalten. Hier hielt der Vorsitzende der Gesellschaft, Tscherep Spiridowitsch, der serbische Konsul in Moskau, eine Rede, in welcher er unter anderem sagte: „Huß ist das Symbol der slawischen Freiheit, der Befreiung der Slawen vom Joche der Teutonen, er verkündete die Morgenröte des Slawentums. Nachher kam die Schlacht bei Tannenberg, wo die Slawen den Germanen eine Niederlage von weitgehenden Folgen bereitet hatten. Jetzt muss man ernstlich daran denken, die Verbrüderung aller Slawen herbeizuführen. Der Devise des bei Tannenberg vernichteten deutschen Ordens eingedenk, welche lautet: Vernichtung oder Germanisierung der Slawen, müssen sich letztere für die Wiederholung eines neuen Tannenberg vorbereiten. Dazu ist es nötig, dass Polen, Russen, Tschechen und die anderen Slawen Hand in Hand miteinander gehen und Schulter an Schulter gegen den gemeinsamen Feind kämpfen...“ Dass ein neues Tannenberg in erster Linie gegen Russland sich richten müsste; dass dieser Staat heute eigentlich der gefährlichste „gemeinsame Feind“ ist, das sagen die Herrschaften natürlich nicht.

In diesem Sinne wurde der größte Teil der slawischen Intelligenz fanatisiert. Und wenn es zu einem Konflikt zwischen dem Zarentum und Westeuropa kommen sollte – was die Herren Panslawisten als unausbleiblich bezeichnen – dann wird sich erst zeigen, dass Russlands vorbereitende Arbeit nicht zwecklos war. In der Maulwurfsarbeit, im Intrigieren waren die russischen Regierungen immer groß. Denn die panslawistische Propaganda, die mit einer Meisterhand von Russland aus geleitet wird, ist durchaus nicht so harmlos, wie man anzunehmen pflegt. Nicht umsonst wird doch ganz Mitteleuropa von russischen „Wachtposten“ umzingelt, nicht vergebens werden von den anerkannten Repräsentanten des Slawentums alljährlich bedeutende Summen für verschiedene Zeitungen, sowie für einzelne Journalisten gespendet. Gut dotierte Unternehmungen finden immer tüchtige und „begeisterte“

Vertreter... Es werden talentvolle Agitatoren erhalten, von denen politische Analphabeten entsprechend erzogen werden. Der Kluge wird bestochen, der Gutmütige „überzeugt“. Es besteht auch eine ausgiebige panslawistische Volksliteratur, populäre Zeitungen und Broschüren werden herausgegeben, mit denen natürlich nicht die russischen Bauern, sondern vor allem die österreichischen Slawen überschüttet werden. So wachsen die Scharen der Panslawisten, die an die dem Slawentum „seitens der westeuropäischen Kultur drohende Gefahr“ heilig glauben.

Das panslawistische Evangelium – das mysteriöse Testament Peter des Großen – erblickt im deutschen Volke das Haupthindernis auf dem Wege zur Ausbreitung der Macht Russlands in Mitteleuropa, es bezeichnet Deutschland als Russlands Erbfeind, den man durch kluge Allianzen, diplomatische Höflichkeiten etc. hinter Licht führen und allmählich schwächen soll. Die im Zarenreich herrschenden Kreise und deren Trabanten, die Panslawisten, verfolgen nur das eine Ziel: die Vollstreckung des Testaments des ersten „Zaren der gesamten Reußen“, die Aufpflanzung des russischen Kreuzes auf Hagia Sofia, die Ausbreitung der russischen Macht in Westeuropa und in Asien. Das wird auch offen verkündet. Anlässlich des 25. Gedenktages der Kriegserklärung Russlands an die Türkei schrieben die „Birschewija Wjedomosti“:

„Niemand war Russland der Lösung seines alten Streites mit der Türkei so nahe, wie vor einem Vierteljahrhundert. Der Berliner Vertrag ist aber nur eine vorübergehende Erscheinung auf dem Wege, dem Russland seit Peter dem Großen zustrebt. Viel schwere Arbeit steht Russland auf diesem Wege noch bevor, und in dem Bewusstsein der Bereitschaft dazu feiert Russland den Gedenktag vom 25. April 1877“...

Sei dem wie immer, es ist klar, dass die russische Diplomatie durch den Panslawismus eine vorzüglich organisierte Avantgarde in Mitteleuropa gewonnen habe, die die Ausbreitung der russischen Einflussphäre erleichtert. Das versteht jeder mit den Verhältnissen auch nur halbwegs vertraute Mensch. Der bekannte slawische Forscher, Universitätsprofessor Baudouin, führte in einem seiner Vorträge Folgendes aus: „Sowohl in verwandtschaftlicher wie auch in historischer Hinsicht haben die Slawen keine gemeinsamen Eigenschaften, welche die allslawische Verbrüderung berechtigt erscheinen ließen. Wenn aber diese Bestrebung konkrete Formen angenommen hat und in einer Idee verkörpert wurde, so ist das nur ein geschicktes Spiel der russischen Politik. Als ein am stärksten konsolidierter, auf einem starken Volksstamm basierter Staat, lanzierte Russland den Panslawismus als eine Idee, als ein Banner seiner slawischen Politik. Das ist der praktische russische Panslawismus, welcher der Macht Russlands eine feste Grundlage zu verleihen, das ist die utilitäre Politik, welche die Gewalt zum Ideal zu erheben sucht...“ Soviel der slawische Gelehrte, der bekanntlich alles eher als Russenfeind ist.

Freilich würde man vielen Panslawisten – besonders den *dii minorum gentium* unter denselben – unrecht tun, wenn man sie als Söldlinge der russischen Regierung hinstellen wollte, denn es gibt unter ihnen gutmütige Schwärmer, die im guten Glauben dem Panslawismus huldigen. Dabei hat auch der Terrorismus nicht unbe-

deutenden Einfluss auf den Gang der Dinge. Ebenso wie einzelne Politiker, werden auch ganze Bewegungen der slawischen Völker und deren Bestrebungen, die in den panslawistischen Kram nicht passen, nach Tunlichkeit in den Augen der Slawen diskreditiert und als slawenfeindliche Machenschaften hingestellt. So datiert beispielsweise die ruthenische Bewegung nicht erst seit gestern. Die Ruthenen – ohne deren Mitwirkung die mächtigsten slawischen Völker, Polen und Russen, niemals zu solcher Bedeutung in der Geschichte Europas hätten gelangen können – wurden mit der Zeit zu einem Prügelknaben, um dessen Haut das Zarentum mit Polen seit Jahrhunderten gestritten. Die Polen behaupteten immer, das ruthenische Volk sei mit dem polnischen identisch, die nationale Bewegung der Ruthenen sei künstlich durch die moskovitische (russische) Politik hervorgerufen worden. Die Russen schoben wieder die Schuld an den „separatistischen“ Bestrebungen der Ruthenen den Polen in die Schuhe und bezeichneten die national-ruthenische Bewegung als eine polnische Mache. Diese Politik des gegenseitigen In-die-Schuhe-Schiebens der ruthenischen Frage konnte sich auf die Dauer nicht behaupten, die Inkonsequenz derselben war zu auffallend. Überdies ist in letzterer Zeit in den Köpfen mancher polnischer sowie russischer Politiker die Idee einer russisch-polnischen Allianz zur Bekämpfung der national-ruthenischen Bewegung aufgetaucht. Diese Bewegung nimmt nämlich immer größere Dimensionen an und bereitet besonders der russischen Regierung – welche die ruthenische Frage durch drakonische Verordnungen, wie Verbot der ruthenischen Literatur etc. aus der Welt schaffen zu können glaubte – große Verlegenheiten. Die Ruthenen sind ja ein großes Volk, das Russland von dem übrigen Europa, insbesondere von Südeuropa, abgrenzt, also in einem Konflikt zwischen dem Zarentum und Westeuropa eine große Rolle spielen könnte. Die Ukraine wird als das „Herz des Slawentums“ bezeichnet. Es war eine der Hauptaufgaben der nordischen Herrscher, dieses Herz dem russischen Norden anzupassen, also zu russifizieren. (Derselbe Plan bezog sich ursprünglich auch auf Russisch-Polen, wurde aber letzthin zum guten Teil aufgegeben.) Leider schlugen alle Bemühungen fehl. Die ruthenische Nationalliteratur entwickelt sich besonders in letzteren Jahrzehnten immer rascher und nimmt eine seriöse Stelle unter den slawischen Literaturen ein, sie wird auch von den russischen Gelehrten anerkannt und als eine selbständige Nationalliteratur behandelt. Die russischen Ruthenen gründen in Galizien nationale Institutionen, geben hier Bücher heraus, die dann nach Russland eingeschmuggelt werden usw. Von der Unterstützung der österreichischen Ruthenen durch die russischen sind aber auch die polnischen Machthaber in Galizien nicht erbaut, denn sie möchten über die ruthenische Frage auch zur Tagesordnung übergehen. Das alles bewog nun die slawischen Brüder, von den gegenseitigen Vorwürfen in der Sache – die beiden Seiten „auf dem Herzen“ liegt – abzustehen und nach einer neuen „Intrigue“ sich umzusehen. Dieselbe wurde bald gefunden. Dazu ist ja schließlich „der gemeinsame Feind“ da! So wurde nun die ruthenische Bewegung einmütig zu einer „westeuropäischen Intrigue“ umgestempelt. Dies geschah sozusagen im telegraphischen Wege.

Am 3. Mai 1900 telegraphierte dem „Nowoje Wremja“ dessen Wiener Bericht-erstatte anlässlich der Reise des österreichischen Kaisers nach Berlin:

„Der Thronfolger, Erzherzog Franz Ferdinand, begleitet nicht den Monarchen, obzwar man erwartete, dass auch er nach Berlin gehen werde, um dadurch die Gerüchte – er billige nicht die Politik der Unterwerfung Österreich-Ungarns den Berliner Plänen – zu widerlegen. Diese Gerüchte tauchten in der französischen Presse auf, und die österreichischen Offiziösen versuchten es nicht, dieselben zu bestreiten. Außer dem Grafen Goluchowski begleitet den Kaiser der Generalstabschef Freiherr v. Beck, der dadurch berühmt wurde, weil er bestrebt ist, der österreichisch-ungarischen Politik mehr Expansivkraft im Osten zu verleihen. Gemeinsam mit dem verstorbenen Grafen Kalnoky bewog General Beck die Wiener Regierung, in Ostgalizien eine politische ukrainische (ruthenische) Partei zu gründen.“

Da wird also die ruthenische Bewegung schlechtweg mit den Expansivbestrebungen der österreichischen Politik in Verbindung gebracht. Mit anderen Worten, Freiherr v. Beck und Graf Kalnoky wollten die russischen Ruthenen für ihre Pläne gewinnen und erzeugten eine ruthenische Frage in Galizien. Dass aber die nationale Wiedergeburt der galizischen Ruthenen viel früher, vor der Ministerschaft Kalnokys und vor Beck, beginnt – das will man der panslawistischen Politik zuliebe vergessen haben.

Solche und ähnliche Behauptungen der panslawistischen Presse mehren sich von Tag zu Tag. Als einen weiteren Beitrag zur Charakteristik dieser Diplomatie führen wir die Stimme des führenden Organes des polnischen Adels „Gazeta Narodowa“ an, welches erwiesenermaßen von den polnischen Staatsmännern als Sprachrohr gebraucht wird. Unter der Spitzmarke „Die Beichte eines Hakatisten“ brachte das genannte Blatt eine angebliche Unterredung eines polnischen Politikers mit einem höheren preußischen Würdenträger. Eingangs bemüht sich der Verfasser, den Lesern die Überzeugung beizubringen, dass zwischen der ständig wachsenden „revolutionären“ Bewegung der Ruthenen (sowohl in Galizien wie auch in Süd-Russland) und dem preußischen Hakatismus ein Bündnis bestehe – die ruthenische Bewegung sei eine deutsche Intrigue. Dann folgt die Unterredung selbst. Der mysteriöse preußische Staatsmann (anscheinend ein Minister) behauptete, zwischen den Deutschen und den Polen müsse ein Kampf auf Leben und Tod geführt werden, da letztere zu gute Slawen seien. Die Deutschen können Russland immer im Schach halten, denn sie haben auf russische Verwaltung Einfluss, russische Industrie, Finanzen etc. befinden sich in deutschen Händen. In Süd-Russland, ebenso wie in Ostgalizien, lebe ein großes Volk, die Ruthenen, welches nichts zu verlieren habe. Da hätten somit die Deutschen bereitwillige Legionen. Denn die Ruthenen würden nicht um die Grenzen streiten, sobald sie nur ihre Selbständigkeit wieder erlangen, sie würden die deutsche Intelligenz nicht boykottieren. Im weiteren führte der deutsche Staatsmann aus:

„Wir würden nach einem Konflikt Warschau, Wilna und die baltischen Provinzen bekommen; den übrigen Teil bis zum Schwarzen Meer könnten unter unserer

Ägide die Ruthenen erhalten. Diese Verbündeten könnten wir leicht gewinnen, sie wären verlässlicher als die Polen, stärker und schädlicher für Russland sowie für den Panslawismus... Das müsste selbst ein Kind einsehen, dass die Polen sich sogar mit dem heutigen Russland um den Preis einer beliebigen Konzession versöhnen, dass sie gemeinsam gegen uns kämpfen werden, um sich nur an dem Erbfeind zu rächen und die polnischen Provinzen wiederzugewinnen...“

Solche Behauptung einem preußischen Staatsmann in den Mund zu legen – ist zumindest naiv, denn Preußen ist der zarenfreundlichste Staat der Welt. Es würde uns zu weit führen, wenn wir alle diesbezüglichen Stimmen der slawischen Presse oder gar der panslawistischen Gelehrten anführen wollten. Die Herren Panslawisten gehen in ihren Behauptungen ziemlich weit, und wenn ihr Prophet, der marktschreierische „Philosoph“ Prof. Florinskij in seine berühmte Theorie von der germanischen Gefahr und von der Mission Russlands ein neues Dogma aufnehmen würde, wonach die rasche Vermehrung der Ruthenen in Russland der westeuropäischen Intrigue zuzuschreiben sei, so würde uns dieser geniale Einfall nicht überraschen, denn die ganze panslawistische Publizistik gibt sich alle Mühe, alles, was nicht ins panslawistische Hörn bläst, als eine Intrigue slawenfeindlichen Ursprungs hinzustellen. Alles Übel kommt eben aus Westeuropa. Doch die Plaudereien von der polnischen, österreichischen oder gar der deutschen Intrigue sind bewusste Unwahrheiten. Die polnischen Machthaber sowie die österreichischen Regierungen beweisen es durch ihr Unterdrückungssystem in Galizien, dass ihnen die Fortschritte der ruthenischen Bewegung gar unbequem seien; in Deutschland sowie in Westeuropa überhaupt, wusste man bis vor kurzem von den russischen Ruthenen soviel wie nichts. Im übrigen vergreifen sich die Herren Panslawisten am größten an der geschichtlichen Wahrheit, denn die ruthenische Frage in Russland ist so alt, als die Vereinigung der Ukraine mit dem Zarenreiche, was wir im Nachstehenden auf Grund historischer Tatsachen nachweisen. Die Russifizierungsmethode in der Ukraine ist nicht neu und hat bereits eine lange, wenn auch nicht besonders ruhmreiche Geschichte; merkwürdig ist es aber, dass auch die ausländischen, besonders die österreichischen, slawischen Politiker die gewaltige Denationalisierung eines großen slawischen Stammes, die Verwirklichung der panrussischen Träume zu ihrer politischen Plattform gemacht haben; ihr ganzes politisches System haben diese Herrschaften auf der Voraussetzung aufgebaut, dass die Ruthenen als selbständiges Volk nicht mehr in Betracht kommen. Das Wesen des heutigen Panslawismus ist somit aus seiner Politik der Ukraine und dem ruthenischen Volke gegenüber am leichtesten zu erkennen. Und da tritt als das Exekutivorgan der Panslawisten die russische Regierung auf; ihre diesbezüglichen Maßnahmen werden von den panslawistischen Agitatoren aller Länder durch allerlei Theorien beschönigt.

Es ist daher evident, dass die Begriffe: Panslawismus, Panrussismus, Zarrismus – sich vollständig decken und getrost als Synonyma betrachtet werden können.

III. Die traditionelle Politik der russischen Regierung in der Ukraine

Nun möchten wir mit einigen Worten die Geschichte der Russifizierungsbestrebungen der Regierung in der Ukraine sowie die Leitmotive der russischen Diplomatie in dieser Hinsicht andeuten. Denn wie aus dem oben Gesagten ersichtlich, geht hier die äußere Politik mit der innern Hand in Hand. Die Regierung des weißen Zaren glaubt, Russlands Weltherrschaft nur durch die vollständige Russifizierung der Ukraine anbahnen zu können. Von dieser wahnwitzigen Idee will man trotz aller Erfahrungen nicht absteigen, denn das soll der Genius der russischen Staatsidee verlangen – derselbe Genius, der unter Anrufung der Traditionen Peter des Großen und anderer Autoritäten durch den Mund Pobjedonoszews den Zaren fortwährend mahnt, um jeden Preis die von den Vorgängern übernommene heilige Autokratie in allem Umfange aufrechtzuerhalten.

Es mag paradox klingen, und doch ist es wahr: von den Inspirationen dieses Genius sind selbst die liberalen russischen Elemente – die sonst energisch gegen die Autokratie ankämpfen – nicht ganz frei. Auch die fortschrittlichen Russen huldigen der panrussischen Wahnidee, sie werden von der offiziellen Politik nur durch das unhaltbare Verwaltungssystem getrennt, das sie abschaffen möchten. Sowohl das offizielle wie auch das nicht offizielle Russland glaubt daran fest, das russische Volk sei ein ganz anders geartetes, Westeuropa fremdes Element, das aber das westeuropäische Kulturerbe anzutreten berufen sei. Freilich interpretieren die vermeintlichen Erben ihre Mission und deren Bedeutung – entsprechend ihrer politischen Parteistellung – verschieden. Und so wollen denn auch die fortschrittlichen russischen Parteien an der traditionellen panrussischen Politik nicht rütteln – in dieser Hinsicht sind sie auch konservativ – daher würde man in ihren Verfassungsentwürfen vergebens nach einem Passus betreffend die Autonomie der Ukraine, oder zumindest die sprachliche Gleichberechtigung der Ruthenen, suchen. Und doch ist jede Arbeit an der politischen Wiedergeburt des russischen Reiches, jede Freiheitsbewegung, die darauf abzielt, die Ukraine in ihrem jetzigen Hörigkeitszustand zu belassen – reine Sisyphus-Arbeit! Solange die Bewohner der Ukraine als Bürger zweiter oder dritter Klasse betrachtet und selbst von den in Russland geltenden Gesetzen ausgenommen werden, solange bleibt der russische Zentralismus und der Absolutismus (selbst wenn der Name der Regierungsform geändert wird) aufrecht. In der Ukraine ist der Herd der moskowitischen Willkürherrschaft. Nirgends feiert der Despotismus solche Orgien wie hier; nirgends beharrt er mit solcher Zähigkeit auf der Negation der kardinalsten Menschenrechte, auf der Entrechtung eines ganzen Volksstammes. Es ist zwar begreiflich, dass die Autokratie diesen Boden so wacker verteidigt und ihre barbarischen Prärogativen sich nicht nehmen lässt. Befremdend ist es aber, dass solche Prärogativen von demokratischer Seite stillschweigend anerkannt werden. Wir können deshalb über die Kurzsichtigkeit der freiheitlichen Elemente in Russland nicht genug staunen, wenn wir denselben den guten Willen gewiss nicht absprechen. Diese Leute haben eine heillose Angst vor

der Aufrollung der ukrainischen Frage, denn sie betrachten diese Frage als eine gefährliche Klippe im slawischen Meere, an welcher der schönste Gedanke Peter des Großen, das herrlichste panrussische Phantasiegebilde zu zerschellen drohe.

Der Lieblingsgedanke des genannten Zaren – sowie seiner Vorgänger – war nämlich der, seinem Reiche ein einheitliches Gepräge zu verleihen. Bereits bei der Wahl Mazepas wurde dem Hetmann und den Oberen die Pflicht auferlegt, dafür Sorge zu tragen, „dass das kleinrussische Volk auf jede mögliche Weise mit dem großrussischen vereinigt werde, sowie zum unerschütterlichen, dauerhaften Einvernehmen durch Eheschließungen und andere Bande geführt werde...“ Doch zu einem bewussten politischen System hat diese Taktik Peter der Große nach der Niederwerfung Mazepas gemacht. Die ruthenischen Schriftsteller und Gelehrten hat er bekanntlich aus Kijew nach Moskau übersiedeln lassen, um in kultureller Hinsicht den krassen Unterschied zwischen der Ukraine und dem moskovitischen Reiche auszumerzen. Er verwarf auch den Titel seiner Vorgänger (moskovitischer Zar) und nannte sich „Zar der gesamten Reußen“ – vielleicht hoffte der russische Reformator, auf diese Weise den historischen Antagonismus zwischen Moskovien und der Ukraine zu beseitigen. Als dann zu Ende des 18. Jahrhunderts die Zarin Katharina II. die Autonomie der Ukraine endgültig aufgehoben, hat sie dieses Ruthenenland in eine russische Provinz unter dem offiziellen Titel „Klein-Russland“ verwandelt, was auch dem Nivellierungssystem des „großen russischen Reformators“ entsprungen ist. Doch das war nicht das einzige Mittel, um das große slawische Meer zu regulieren. Als ein für die russischen Zukunftspläne gefährlicher Damm wurde nicht nur die politische Autonomie, sondern auch die geistige Selbständigkeit der Ukraine betrachtet. In der Ukraine bestanden bereits im XVI. Jahrhunderte freie Buchdruckereien, nicht nur für religiöse Bücher, sondern auch für die Weltliteratur.¹ Als nun die Ukraine mit Russland vereinigt, sowie deren Autonomie nach und nach derart geschmälert wurde, dass man die internen ukrainischen Angelegenheiten zu „regeln“ begann, rief der erste „Zar der gesamten Reußen“ eine Kulturinstitution ins Leben, die unter dem Namen „russische Zensur“ wohl bekannt ist und in der zivilisierten Welt den verdienten Ruf genießt. Zar Peter I. erließ nämlich einen Ukas vom 5. Oktober 1720, durch welchen die freien ukrainischen Druckereien in Kijew und Tschernigow der Kontrolle der heiligen Synode in Moskau unterstellt wurden. Ferner verfügte der Ukas, dass in den genannten Druckereien nur mehr Kirchenbücher gedruckt werden dürfen und selbst diese nach dem russischen Muster, „damit keine andere Sprache sich in den Büchern einbürgern könne“. Das ist also die erste den Druck von Büchern betreffende Verordnung in Russland. Charakteristisch ist es aber, dass dieses erste Pressgesetz im Zarenreiche gerade die Ukraine und die ruthenische Sprache trifft. Im Jahre 1769 verbot die heilige Synode das Drucken der ruthenischen Bibeln und ließ die vorhandenen mit Beschlagnahme belegen. Das war die zweite Etappe in der Entwicklung der russischen Zensur, die – wie ersichtlich – ein

¹ In Russland verhielt sich die Bevölkerung der Kunst Gutenbergs gegenüber äußerst feindlich. Das Gebäude, in welchem sich die russische Buchdruckerei befand, wurde überfallen und demoliert. Die später gegründete Druckerei befasste sich nur mit den Kirchenbüchern – bedurfte also keiner Zensur.

legitimes Kind des Russifizierungssystems ist und erst später auch anderen Zwecken dienstbar gemacht wurde.

Diese Versuche, aus den zwei slawischen Nationen, der ukrainischen und der moskovitischen, ein einheitliches russisches Meer zu schaffen – in welchem auch die anderen slawischen Ströme sich vereinigen sollen – dauert fort. Man glaubt, mit den drakonischen, kulturwidrigsten und unsinnigsten Maßnahmen den nationalen Unterschied verwischen zu können. So folgte Verordnung auf Verordnung, bis der famose Ukas vom Jahre 1876¹ der ganzen Nivellierungsarbeit die Krone aufsetzte. Nun ist aber die panrussische Staatskunst zu Ende. Noch schärfere Maßregeln sind nicht mehr möglich! Und doch hat der Zarenukas weder das ruthenische Volk noch dessen Sprache aus der Welt zu schaffen vermocht. Die nationale Wiedergeburt dieses Volkes schreitet trotz allerlei Schwierigkeiten unaufhörlich vorwärts, seine Literatur hat bereits die Anerkennung der zivilisierten Welt erworben, jener Welt, der weder die russische Zensur noch die russische Polizeiwesheit imponieren, und deren eminentester Vertreter – der norwegische Dichter und Denker Björnstjerne Björnson – in der Wiener „Ruthenischen Revue“ den Ukas vom Jahre 1876 als das dümmste Stückchen des geistigen Lebens der Menschheit bezeichnet. Den kulturellen Wert der Maßnahmen der russischen Regierung zur Unterdrückung der ruthenischen Literatur haben in der genannten Zeitschrift die hervorragendsten Männer aus allen Landen und aus allen Parteilagern besprochen und eingeschätzt.² Niemand ist darüber im Zweifel, dass dank den erwähnten Maßregeln die Konturen der unerwünschten Klippe sich nur noch spitziger gestalten und noch mehr hervortreten, die Wellen des panrussischen Meeres durchschneidend. Also auch hier, ebenso wie in Ostasien, erleidet die traditionelle Politik Schiffbruch und trägt der staatsmännischen Kunst der russischen Machthaber nur Spott und Schande ein; – die maßgebenden russischen Politiker dürfen sich somit nicht einbilden, dass es heute in Europa einen intelligenten Mann gebe, der an ihre zivilisatorische Mission glauben würde.

Für die russische Weltpolitik sowie für das russische Regierungssystem begeistern sich heute nur mehr die Herren Panslawisten und die preußische Polizei... Doch die erwähnten Russifizierungsversuche wollen wir in nachfolgenden Kapiteln einer näheren Betrachtung unterziehen. Aus dem bereits Vorgebrachten ist es aber leicht zu ersehen, dass die ruthenische Frage in der russischen Politik nicht erst seit gestern eine wichtige Rolle spielt, und dass die russischen Gewalthaber die Existenz dieser Frage durch allerlei drakonische Verordnungen hin und wieder dokumentarisch bestätigten – es ist auch evident, dass der Ursprung und die Basis der „panslawistischen“ Politik Russlands in der Ukraine zu suchen ist. Jedoch die Russifizierung der Ukraine (eine Idee, die von allen mit der Sachlage vertrauten Russen längst für nicht realisierbar erklärt worden ist) wurde nicht nur zur „Tradition“ der russischen Politik, sondern auch zum Resonanzboden der panslawistischen

¹ Vgl. Kap. VI.

² Vgl.: Ruthenische Revue, Wien. II. Jg. Nr. 11–17.

Zukunftsmusik überhaupt gemacht – und da in der Ukraine das nationale Leben in letzter Zeit immer intensiver pulsiert, so wird die panslawistische Melodie immer melancholischer und droht in eine Katzenmusik auszuarten.

IV. Die Ukraine und das ukrainische Volk

Nun wollen wir dem Hauptobjekt der Russifizierungspolitik, dieser Achillesferse des Panslawismus – welche durch die ungeschickten, im höchsten Grad kulturwidrigen Repressalien der Regierung immer leichter erkennbar gemacht wird – unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Dabei werden wir sehen, inwiefern die panslawistischen Träume berechtigt waren.

Das von den Ruthenen besiedelte Territorium führt den Namen Ukraine¹, Das Gros dieses Volkes wohnt in Russland, ein Teil in Galizien, in der Bukowina und in Nordungarn. Außerdem gibt es ruthenische Kolonien in Asien und in Amerika. Ebenso in den an die ruthenischen Stammländer angrenzenden Gebieten. Abgesehen jedoch von den letztgenannten Sprachinseln wohnen die Ruthenen in einer kompakten Masse zwischen dem 45° und 53° geographischer Breite und zwischen dem 38° und 59° geographischer Länge. Dieses Volk besiedelt also einen Landstrich von ungefähr 750000 Quadratkilometern. Universitätsprofessor M. Hruschewskyj beziffert die Anzahl der Ruthenen auf 34 Millionen.² Der tschechische Gelehrte Prof. Niederle auf 32 Millionen.³ Der bekannte ruthenische Schriftsteller J. Netschuj-Lewickyj, der in Russland lebt, in mehreren ruthenischen Provinzen Russlands tätig war und genaue Aufzeichnungen über die Bevölkerungsverhältnisse in einzelnen Gouvernements, ja sogar in einzelnen Bezirken besitzt, verzeichnet 32205278 Ruthenen in Russland allein und im ganzen über 37 Millionen.⁴ Genau lässt sich die Anzahl der Ruthenen nicht feststellen, denn der größte Teil dieses Volkes wohnt in Russland, also in einem Reiche, in dessen Interesse es liegt, die Existenz der Ruthenen zu verheimlichen oder zumindest deren Anzahl zu verkleinern. Es ist auch nicht zu vergessen, dass bei der Volkszählung in Russland alle Soldaten, Beamten, Amtsdienner, Schüler, Zöglinge, Studenten etc. durchweg als „russisch sprechend“ bezeichnet werden, da die Amts- und Unterrichtssprache russisch ist. Trotzdem wollen wir aber auch die Ergebnisse der offiziellen Volkszählung vom Jahre 1897 hier mitteilen, um doch auch einen amtlichen – wenn auch der Wahrheit nicht entsprechenden – Maßstab zu bekommen. Nach der amtlichen Statistik waren im europäischen Russland im Jahre 1897 22380551 Ruthenen. Das war nun damals zweifellos die Minimalzahl der Ruthenen im Zarenreiche. Wenn wir aber

¹ Ukraine, Ruthenien, KleinRussland – ukrainisch, ruthenisch, kleinrussisch sind Synonyma. Näheres darüber vgl. Kap. VIII.

² Vgl.: „Zur Geschichte des ukrainischen Volkes“ von Professor M. Hruschewskyj (Ruthenische Revue, Wien. III. Jg. Nr. 9).

³ Vgl.: Dr. L. Niederle. Die Zahl der Slawen Ende des Jahres 1900. Prag, 1903 (tschechisch).

⁴ Vgl.: „Die Anzahl der Ruthenen in Europa, Asien und in Amerika“ von J. Netschuj-Lewickyj (Ruthenische Revue, Wien. III. Jg. Nr. 10).

selbst diesen hochoffiziellen Angaben den ebenfalls nach dem amtlichen Maßstab berechneten natürlichen Zuwachs bis Ende des Jahres 1904 hinzurechnen, bekommen wir die Minimalanzahl der Ruthenen in Russland, die etwas über 26 Millionen beträgt. In Österreich waren im Jahre 1900 3380000, in Ungarn 429447 Ruthenen. Also selbst nach der amtlichen Statistik leben heute in Europa allein über 30 Millionen Ruthenen – ein Volk, das, in kompakter Masse wohnend, eigene Geschichte, eigene Kultur, eigene Sprache und Literatur besitzend, nur dank den außerordentlichen Umständen und politischen Komplikationen von der Geschichte fast gänzlich vergessen, ja sogar aus der Liste der europäischen Völkerfamilie gestrichen wurde. Wieso es kam, wollen wir in aller Kürze klarzulegen versuchen.

Das ruthenische Volk tritt mit dem 6. Jahrhundert n. Chr. in die Geschichte der Menschheit ein und hat seine heutige Heimat bereits zu Anfang seines historischen Lebens angesiedelt. Es bestand eine Zeitlang unter den ostslawischen Historikern die Theorie, wonach die Ukraine (besonders Kijew) vor den Einfällen der Tataren von den heutigen Russen bewohnt war und erst später von den Ruthenen aus Galizien und aus Wolynien kolonisiert wurde. Diese Theorie, die am energischsten von dem bekannten russischen Panslawisten Pogodin vertreten wurde, verdankt – gleich den anderen „Grundlehren“ des russischen Panslawismus – ihren Ursprung der Politik, kann der wissenschaftlichen Kritik nicht standhalten und wurde von den seriösen Historikern längst verworfen.¹ Ebenso unrichtig erscheint die Theorie, die aus den Eigentümlichkeiten der ruthenischen Sprache auf die serbische Abstammung der Ruthenen schließen wollte. Dass die ruthenische Sprache nicht jünger ist als die serbische und andere slawische „Dialekte“ (die älteren russischen Sprachgelehrten, von der Voraussetzung ausgehend, dass einmal eine gemeinsame slawische Sprache existierte, bezeichneten mit Vorliebe alle slawischen Sprachen als „Dialekte“), darüber sind die bedeutendsten slawischen Sprachforscher einig, und solche Autorität auf diesem Gebiete, wie der bekannte russische Gelehrte Lamanskij, behauptet, dass jene Eigentümlichkeiten der ruthenischen Sprache bereits in der prähistorischen Zeit entstanden sind. Ja, es gab auch solche Slawisten – beispielsweise Gretsck –, welche die ruthenische Sprache als eine Mundart der polnischen bezeichneten. Man sah sich nach der historischen Motivierung, nach der wissenschaftlichen Begründung der Russifizierungspolitik in der Ukraine um. Es war ein nervöses Suchen, jedoch nur nach den Argumenten pro, nicht auch nach denen contra. So griff man denn schließlich zu dem bequemsten Behelf und erhob die ruthenische Sprache zu einem Dialekt der russischen. Allein dieses Verfahren kann der Wissenschaft nicht lange trotzen. Der berühmteste slawische Philologe, Universitätsprofessor Dr. F. Miklosich, äußert sich in dieser Frage wie folgt: „Das Kleinrussische ist auf dem Gebiete der Wissenschaft als eine selbständige Sprache und nicht als Dialekt des Großrussischen zu betrachten.“² Ähnliche Ansichten äußerten die bedeutendsten russischen

¹ Vgl.: „Geschichte der Ukraine“ von Univ.-Prof. M. Hruschewskij (Lemberg, 1898), I. Band, S. 115–116 (ruthenisch).

² Miklosich: Lautlehre der slawischen Sprachen. Wien, 1852. Pag. IX. (deutsch).

Sprachforscher und Literaturhistoriker wie Lawrowskij, Bodianskij, Zyteckij, Pypin¹ sowie solche westeuropäische Linguisten, wie Schleicher, Friedrich Müller, A. Hovelacque, Talvi, Hins u. a. Es ist hervorzuheben, dass bei keinem anderen größeren Volke die Sprache so einheitlich ist, wie gerade bei dem ruthenischen. Infolge von ungeheueren Perturbationen kam eine vollständige Durchmischung der ruthenischen Bevölkerung zustande, wodurch das ruthenische Volk eine einheitlichere Gestalt annahm, und dies insbesondere in sprachlicher Beziehung.

Der bekannte Historiker Dr. M. Hruschewskij schreibt darüber wörtlich: „Die alten archaischen Dialekte erhielten sich nur in den von jenen Fluktuationen am wenigsten berührten Grenzländern der westlichen Gebirgs- und der nördlichen Waldeszone; die übrigen ukrainischen Dialekte haben schon einen späteren, neuartigen Anstrich und unterscheiden sich nur sehr wenig untereinander (während die alten Dialekte sich sowohl von den neueren als auch untereinander recht bedeutend unterscheiden); gegen vier Fünftel des Volkes gebrauchen diese neueren Dialekte, welche sowohl für die ukrainische Gebrauchssprache tonangebend sind als auch für die Literatursprache die Grundlage bilden. Sie sind das Resultat jener Durchmischung der ukrainischen Bevölkerung, wie sie nur selten je bei einem anderen Volke in so großartigem Umfange stattgefunden hat...“²

Gerade dieser Umstand versetzt die ruthenische Literatursprache und die ruthenische Literatur in eine viel günstigere Lage als andere slawische Literatursprachen; gerade deshalb kann die ruthenische Literatursprache und die ruthenische Literatur durch keine andere ersetzt werden, abgesehen davon, dass da auch andere Umstände im Spiel sind, dass ein Volk seine Literatur nicht nur der Sprache wegen sein geistiges Eigentum nennt. Daher kommt es, dass der ganze Kreuzzug gegen die ruthenische Nationalliteratur – der sich wie ein roter Faden durch die ganze Geschichte Russlands nach dessen Vereinigung mit der Ukraine zieht – gar keine Änderung in den nationalen Verhältnissen herbeiführen konnte.

Die russischen Schriftsteller und Gelehrten unterhielten sich bis vor kurzem mit besonderer Vorliebe über die sogenannte allrussische Sprache, die nach ihrer Behauptung einmal, in der grauen Vorzeit, existierte. Aus dieser ideellen allrussischen Sprache sollen nun der großrussische und der kleinrussische Dialekt hervorgegangen sein (vorher behauptete man, dass das Ruthenische einfach ein Dialekt des Großrussischen sei). Zum größten Leidwesen der gesamten panslawistischen Welt kommen in der letzten Zeit die bedeutendsten russischen Philologen und Historiker zu der Überzeugung, dass eine „allrussische Sprache“ niemals existierte. Was die ruthenische Sprache speziell anbelangt, so sind wir in der Lage, die offizielle Äußerung darüber der Petersburger Akademie der Wissenschaften mitzuteilen. Infolge der sich immer mehrenden Proteste der ukrainischen Landschafts- und Bezirksvertretungen, der Stadträte, verschiedener Korporationen etc. gegen das Ver-

¹ Vgl.: „Geschichte der slawischen Literaturen“ von A. N. Pypin, I. Band, 2. Auflage, Petersburg, 1879, S. 306–315 (russisch).

² Vgl.: „Aus der Geschichte des ukrainischen Volkes“ von Univ.-Prof. M. Hruschewskij (Ruthenische Revue. III. Jg. Nr. 9, S. 229).

bot der ruthenischen Sprache, sah sich das Ministerkomitee veranlasst, den Kijewer Generalgouverneur, die kaiserliche Akademie der Wissenschaften, die Kijewer und die Charkower Universität um deren Gutachten in dieser Angelegenheit zu ersuchen. Alle drei genannten Institutionen befürworteten die Abschaffung der Proskription der ruthenischen Sprache. Von besonderer Bedeutung ist aber das auch im Druck erschienene¹ Memorandum der Petersburger Akademie der Wissenschaften, also eine offizielle Kundgebung der russischen Gelehrtenwelt. (Die Akademie betraute mit der Ausarbeitung des Memorandums eine spezielle Kommission, bestehend aus F. Korsch, A. Tamincyn, W. Zalenskij, F. Fortunatow, A. Schachmatow, A. Lappo-Danilewskij, S. Oldenburg. Das Hauptreferat wurde dem bekannten Sprachforscher A. Schachmatow zugeteilt.) In dem genannten Memorandum geht die russische Akademie der Wissenschaften von diesem Standpunkte aus, dass das ruthenische Volk eine besondere Nation bilde, deren Idiom eine selbständige Sprache sei, dass dieses Volk eigene historische Traditionen besitze und somit auf freie kulturelle Entwicklung volles Recht habe. Die russischen Gelehrten sprechen da vom „großrussischen und kleinrussischen Volk“ als von zwei vollständig gleichberechtigten Individualitäten, ebenso von der „großrussischen und kleinrussischen Sprache“ (also nicht mehr vom Dialekt!); sie weisen auch nach, dass es eine „allrussische Literatursprache“ niemals gegeben habe. Es heißt im Memorandum wörtlich: „Alles oben Gesagte führte die Akademie der Wissenschaften zu der Überzeugung, dass die kleinrussische Bevölkerung dasselbe Recht, wie die großrussische haben soll – öffentlich und im Druck ihre Muttersprache zu gebrauchen.“

Wir haben uns absichtlich bei der Erörterung der Sprachenfrage länger aufgehalten, weil das der heikelste Punkt in der Sache ist und weil eben in dieser Hinsicht die kuriossten Ansichten verbreitet sind. Deshalb haben wir die Äußerungen der allgemein anerkannten Autoritäten in dieser Frage zitiert, um zu zeigen, wie jene Männer darüber urteilen, welche die geschichtliche Wahrheit und die rein wissenschaftlichen Forschungen durch das *pium desiderium* der Politik nicht trüben wollen.

Wie erwähnt, hat das ruthenische Volk ebenso wie eine selbständige Sprache auch eigene Geschichte, die aber leider mit der des russischen Volkes nur zu oft wechselt wird. Das ruthenische Volk hatte in der Geschichte Osteuropas eine wichtige Rolle gespielt. Die Ruthenen waren es, die harte, erbitterte und erfolgreiche Kämpfe gegen die von Osten nach Europa eindringenden Nomadenvölker führten und deren Besitzergreifung abwehrten. Die slawischen Historiker stimmen darin überein, dass das russische (großrussische) Volk politisch sich später organisierte als das ruthenische.² Im 9. Jahrhundert gruppierte sich um die Stadt Kijew eine Föderation unter dem Namen Rußj, die sich auf das heutige Russland nicht erstreckte. Die Rußj wurde im Lateinischen als *Russia*, *Ruscia* oder *Ruthenia*, das Volk als *Rutheni*, *Rusci* oder *Russi* bezeichnet. Die Benennungen „*Rutheni-Ruthenia*“ finden wir in den ältesten Urkun-

¹ Kaiserliche Akademie der Wissenschaften. Über die Aufhebung der Einschränkungen betreffend die kleinrussischen Druckschriften. St. Petersburg, 1905, III u. 96. Gedruckt über Anordnung der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, März 1905 (russisch).

² Vgl. auch das oben zitierte Werk von A. N. Pypin, I. Bd. S. 309.

den vor, so z. B. am Anfang des 12. Jahrhunderts bei den polnischen Chronisten; in einem vatikanischen Schriftstück aus dem Jahre 1150 (Matthei er. episc. epistola ad, s. Bernardum, abbatem claravellensem. De suscipienda Ruthenorum conversione); in einer Urkunde des ungarischen Coloman vom Jahre 1226, des Papstes Gregor IX. vom 24. Februar 1233 sowie in vielen Annalen und sonstigen Schriftstücken.¹ Die an Ruthenia im Osten und Norden angrenzenden Länder wurden von Finnen bewohnt. Dort siedelten sich einige, den Rutheni verwandte, jedoch ethnographisch von den letzteren verschiedene² ostslawische Stämme an und bildeten in Verbindung mit den Finnen ein neues Volk. Dieses Volk betrachtete die eigentliche Rußj als ein ihm fremdes Land und bildete unter der Oberherrschaft der Tataren ein eigenes Staatswesen. In Westeuropa war dies später unter dem Namen moskovitisches Reich bekannt. Das heutige Russland wurde als Moszkovia vel Moscovia, die heutigen Russen als Mosel vel Moschi bezeichnet.³ Das Volk selbst bezeichnete sich als „moskowskij“ und seine Herrscher als „moskovitische Fürsten“. Jedoch infolge des politischen Verfalles der alten Rußj und der dynastischen Zusammenhänge mit diesem Reiche fängt später Moskovien an, als Erbin der Rußj sich zu betrachten. Die moskovitischen Herrscher nehmen den Titel „Fürsten der ganzen Rußj“ an, und Peter der Große nennt sich bereits „Zar der gesamten Reußen“. Inzwischen bekommt das von den Ruthenen bewohnte Land mit der Hauptstadt Kijew den – allerdings schon im 13. Jahrhundert gebräuchlichen – Namen Ukraine, und das bisherige „Rußj“ wird ihm mit der Zeit ganz fremd. Der Entwicklungsgang ist demnach derart: die Ruthenen waren die Stammbevölkerung und Träger der Geschichte der alten Rußj. Dieses Land wurde späterhin Ukraine genannt, während die Moskoviter den Namen Rußj annahmen. Mit dem Namen ging nun auf die Moskoviter scheinbar auch die Geschichte über, so dass heute die Ruthenen für ein viel später entstandenes Volk gehalten werden.

Die ursprünglichen ethnographischen Differenzen dieser zwei Volksstämme haben sich mit der Zeit vervielfältigt. Unter dem; Einflüsse der Tataren bildete sich in Moskau eine zentralistisch-despotische, der westeuropäischen Zivilisation feindliche Monarchie. Alle Volksschichten waren servil und hassten jede Neuerung. In der Ukraine hingegen – wo das Volk seit jeher einer gewissen Selbstverwaltung sich erfreute, immer zur Selbständigkeit und zur Aufklärung hinneigte – bildete sich mit der Zeit eine republikanische Staatsform. Die oberste Exekutivgewalt lag in den Händen des zu wählenden Hetmans; die übrigen Organe der höheren Verwaltungsbehörden, ja selbst der Klerus, wurden gewählt. Die Städte hatten ihre Munizipal-Autonomie und wurden nach dem westeuropäischen Muster organisiert.⁴ Als Repräsentantin der de-

¹ Vgl.: *Vetera monumenta Poloniae et Lithuaniae, gentiumque finitimarum*. Ab Augustino Theimer. Typis Vaticanis. Romae, 1860, I. Bd. S. 23. Ferner: *Monumenta Poloniae historica*. Lemberg, 1864. I. Bd. S. 402; *Codex diplomaticus Hungariae, studio Q. Fejer, Budae, 1829*. III. Bd. 2. Teil. S. 90.

² Das hebt auch Pypin in seinem oben zitierten Werke (S. 308) hervor.

³ Vgl.: *Historica Russiae monumenta ex antiquis exterarum gentium archivis et bibliothecis deprompta*, ab A. J. Turgenewio. Petersburg, 1841. S. 129–399.

⁴ Vgl. das russische Werk von Kostomarow „Bohdan Chmelnyckyj“, St. Petersburg, 1884, II. Bd. S. 205–207.

mokratischen Ordnung zeigte sich Sitsch, ein ständiges Militärlager, das sich einer großen Sympathie unter dem Volke erfreute. Die Volksaufklärung befand sich auf einer verhältnismäßig hohen Stufe. In Verbindung mit den Kirchen gab es Volksschulen, in Ostrog, Wilna, Brest, Minsk, Lemberg und anderen Städten bestanden Mittelschulen, in Kijew sogar eine Hochschule. Die Gewerke der Handwerker und Korporationen der Kaufleute bildeten Vereine, die alle diese Schulen erhielten. In Zabludow, Wilna, Ostrog, Lemberg, Luck, Tschernigow, Kijew u. a. waren Buchdruckereien. (Die Ruthenen besaßen somit zur Zeit ihrer Autonomie mehr Kulturmittel als heutzutage.) So bildeten sich zwei verschiedene nationale Individualitäten, die sich nicht nur durch ihre Sprache und durch historische Traditionen unterscheiden, sondern auch durch ihre besonderen Volkscharaktere und Gesinnungen. Die moskovitische Autokratie mit ihren strengen, rohen Regierungsformen sowie die moskovitische Lebensweise erregten bei den Ukrainern nur Abscheu. Infolge der im Jahre 1654 erfolgten Vereinigung beider Länder hat sich der historische Antagonismus zwischen den Ukrainern und den Moskovitern nur noch vertieft, und er äußert sich in den nationalen Schimpfworten „Kazap“, mit welchem die Russen traktiert werden, und „Chachol“, mit welchem das Gehör der Ruthenen gekitzelt wird. In Ansehung dieser – für viele Slawisten traurigen – Tatsachen widmete der bekannte Historiker, Professor an der Petersburger Universität Kostomarow, dem Studium der ethnischen Besonderheiten der beiden Völker ein spezielles Werk, betitelt „Zwei russische Nationen“. Dass die Russen (Großrussen) und Ruthenen (Kleinrussen) zwei besondere Völker sind, darüber ist heute kein seriöser Gelehrter in Russland im Zweifel – wie es das oben zitierte Memorandum der Petersburger Akademie der Wissenschaften anschaulich beweist. Auch die zarische Regierung war sich immer darüber im klaren, dass die schroffen Gegensätze und die nationalen Unterschiede nicht so leicht auszumerzen seien – sie griff daher energisch zu, schickte das schwerste Geschütz ins Treffen – anstatt jedoch die trennende Scharte auszuwetzen, vertiefte sie noch dieselbe. Man wollte die Oberfläche des panrussischen Meeres auf diese Weise ebnen, dass man die ruthenische Kultur – den kulturellen Separatismus der Ukraine – mit allen zu Gebote stehenden Mitteln vernichtete, man zitierte aber dadurch den Geist Chmelnyckyjs und Mazepas.

Die ganze Geschichte der Ukraine nach der Vereinigung mit Russland ist nichts anderes als die Geschichte der Kämpfe eines nach der Freiheit der kulturellen Entwicklung ringenden Volkes mit der moskovitischen Gewaltherrschaft.

V. Union der Ukraine mit Russland

Es sind 250 Jahre seit der Zeit verflossen, als das Oberhaupt der ukrainischen Republik, Hetman Bohdan Chmelnyckyj, die Ukraine freiwillig mit dem moskovitischen Zarenreiche vereinigte. In Moskau herrschte damals Zar Alexej. Auf Grund des in Perejaslaw (1654) abgeschlossenen Vertrages wurde der Ukraine ihre vollständige Autonomie garantiert. Die wichtigsten von der moskovitischen Regierung und von den Abgesandten Chmelnyckyjs zusammengestellten Artikel (die soge-

nannten Punkte) ordneten das Verhältnis zwischen der Ukraine und dem Zarenreiche im allgemeinen folgendermaßen:

Die Verwaltung und die Gesetzgebung ruhen in den Händen des frei gewählten ukrainischen Hetmans und seiner Regierung; die Einflussnahme der zarischen Regierung wird nicht zugelassen.

Die Ukraine hat ihre eigene Miliz.

Nur Ukrainer (Ruthenen) dürfen die Staatsämter in der Ukraine bekleiden. Eine Ausnahme bilden bloß die Kontrollbeamten, welche die Einhebung der Steuern für den moskovitischen Zaren zu beaufsichtigen haben.

Die Ukraine wählt selbständig den Hetman, ist aber verpflichtet, von der Wahl die Regierung des russischen Zaren in Kenntnis zu setzen.

Die früheren Rechte sowohl der weltlichen wie auch der geistlichen Persönlichkeiten werden garantiert; die Regierung des moskovitischen Zaren wird sich in die inneren Angelegenheiten der Ukraine nicht einmischen.

Der ukrainische Hetman hat das Recht, die Beziehungen der Ukraine zu anderen Staaten zu ordnen.

Wie ersichtlich, sollte die Ukraine auf keinen Fall in ein Abhängigkeitsverhältnis gebracht werden, und der bedeutendste russische Rechtshistoriker, Professor an der Petersburger Universität Sergejewitsch, charakterisiert die Beziehungen der Ukraine zu Moskovien als Personalunion, er sagt nämlich: „Die Ukraine vereinigte sich nicht mit dem moskovitischen Reiche, sie erkannte nur als ihr Staatsoberhaupt den moskovitischen Zaren und dessen Nachkommenschaft.“ – Allein Chmelnyckyj sah bald ein, dass die moskovitische Regierung nicht gesinnt sei, die Selbstverwaltung der Ukraine zu respektieren, er erkannte seinen Fehler und war bestrebt, denselben gutzumachen, was ihm jedoch nicht leicht kam, da die Ukraine von Feinden umgeben war. Der jähe Tod vereitelte die Pläne Chmelnyckyjs, er starb während der Vorbereitung einer Aktion behufs Befreiung der Ukraine von ihrem Verbündeten. Chmelnyckyj daher – der Vater der Union mit dem russischen Zaren – war gleichzeitig der erste ukrainische „Separatist“, denn er war bestrebt, der Union eine Separation folgen zu lassen. Es ist also ganz unbegründet, wenn die Herren Panrussen die autonomistischen Bestrebungen der Ruthenen auf den Hetman Mazepa zurückführen und die Anhänger dieser Bestrebungen als „Mazepisten“ bezeichnen. Mazepa erscheint nur als Vollstrecker der Pläne Chmelnyckyjs.

Wir zeigten bereits, dass zwischen der Ukraine einerseits und dem moskovitischen Zarenreich andererseits nicht nur ein historischer Antagonismus, sondern auch ein großer kultureller Unterschied bestand. Die Führer des ukrainischen Volkes, meistens Männer von europäischer Bildung, waren bemüht, ihr Vaterland mit Volks-, Mittel- und Hochschulen zu besäen, während in Moskovien von Schulen fast gar keine Rede sein konnte. Das ruthenische Volk war immer demokratisch gesinnt und besaß bereits in den ältesten Zeiten eine weitgehende Gemeindeautonomie, es war kulturfreundlich, gravitierte deshalb nach Westeuropa und hatte daselbst eine verhältnismäßig große Bedeutung, wovon z. B. die Gesandtschaft Kaiser Rudolf II. (1594) – der mit den ukrainischen Kosaken eine gemeinsame Aktion gegen die Tür-

ken plante – einen Beweis liefert. (Bis zur Schlacht bei Poltawa, 1709, rechnet die internationale Diplomatie mit der Ukraine und mit Saporozje.) Moskovien dagegen verhielt sich jeder Neuerung, jedem Fortschritt gegenüber äußerst feindlich. Um so unleidlicher war das im Entstehen begriffene Verhältnis beider Länder zueinander.

Der Nachfolger Chmelnyckyjs, der Hetman Wyhowskyj, wollte nun begreiflicherweise sein Vaterland vom russischen Protektorat befreien. Auf dem Volksrat zu Hadjatsch (1658) beschlossen daher die Ruthenen, eine Union mit Polen auf Grund der vollständigen Selbstverwaltung der Ukraine zu schließen. Worauf der Volksrat zu Hadjatsch das Hauptgewicht legte, erhellt aus folgenden, daselbst angenommenen Artikeln des Vertrages mit Polen: „Es wird die Freiheit des Drückens und der Gründung von Druckereien in der Ukraine verbürgt. In Kijew und noch in einer ruthenischen Stadt werden zwei ruthenische Universitäten, in der ganzen Ukraine allerlei Volks- und Mittelschulen gegründet.“

Doch die Absichten des Polenreiches zeigten sich bald, als es im Andrussower Verträge gemeinsam mit Moskovien die Ukraine brüderlich teilte. Im Jahre 1681 kam es zur zweiten Teilung der Ukraine. Als Teilungsmächte fungierten jetzt Polen, Moskovien und die Türkei. Das durch die Einverleibung der Ukraine erstarkte Zarenreich zerstückelte ein Jahrhundert später seine ehemalige Teilungsgenossin – Polen.

Freilich konnte die Selbstverwaltung der Ukraine noch nicht ganz gebrochen werden, aber die Teilungsmächte trachteten vor allem in die Reihen der ruthenischen Nationalmiliz Demoralisation hineinzutragen. Zu Obersten wurden allerlei eingewanderte Subjekte von zweifelhaftem moralischen Wert – Moskoviter, Serben, Griechen, Armenier etc. – ernannt. Die ruthenische Kirche wurde der „heiligen Synode“, unterstellt und allmählich russifiziert. Die Lage der Ukrainer wurde immer unerträglicher. Der ukrainische Hetman Iwan Mazepa und der Saporozjer Heerführer Hordijenko entwarfen eine neue Verfassung, die von ihnen sowie von den ukrainischen Oberen und den Saporozjer Kosaken beschworen wurde. Die Ukraine sollte wieder vereinigt werden, mit einem freigewählten Hetman als Staatsoberhaupt, der jedoch der Kontrolle des Generalrates unterstellt werden sollte. Einer der wichtigsten Artikel der Verfassung verbürgte die persönliche Freiheit und Gleichheit der Staatsbürger, ebenso die Wählbarkeit sämtlicher Ämter.

Die Beziehungen der Ukraine zu Schweden waren bereits älteren Datums. Als nun der schwedische König Karl XII. in einen Krieg mit Polen, Dänemark und Moskovien verwickelt war, ralierte er sich mit dem ukrainischen Hetman Mazepa.

Jetzt zeigte es sich, wie nützlich für den moskovitischen Herrscher seine Kirchenreformen waren. Peter der Große, als Oberhaupt der heiligen Synode und der derselben unterstehenden Kirchen, erließ ein Manifest gegen Mazepa, „der sich mit den protestantischen Schweden verband, um die orthodoxe Kirche zu vernichten“. Der Zar versprach, das Volk von allen Steuern und Lasten zu befreien, ließ den ukrainischen Hetman aus der orthodoxen Kirche exkommunizieren und in sämtlichen Kirchen gegen ihn predigen. Kurz, Mazepa wurde zur Personifikation der autonomistischen Bestrebungen der Ukrainer gemacht, und gegen ihn wurde die gan-

ze orthodoxe Kirche mobilisiert. Diese Taktik – samt anderen Nivellierungsarbeiten Peter des Großen – wird in Russland bis heute fortgesetzt. In den sogenannten Stauropigien und großen Klöstern wird am ersten Sonntage der großen Fastenzeit nebst Arius und anderen Sektierern auch Mazepa feierlich verflucht.¹ Die Furcht der in Russland maßgebenden Kreise vor dem Namen dieses Hetmans hat oft auch ihre zwerchfellerschütternde Komik. Im Jänner 1852 veröffentlichte die Zeitung „S. Peterburskija Wjedomosti“ im Feuilleton eine Zuschrift aus Paris, in welcher über einen neuen Pariser Tanz berichtet wurde, dem die Franzosen den Namen „Mazepa“ gegeben haben. Der Tanz wurde als hübsch und effektiv dargestellt. Dieses Lob auf den „Mazepa“ hat die russische Bürokratie in große Aufregung versetzt. Man fand es unverantwortlich, dass der Zensor eine derart ketzerische Äußerung nicht unterdrückt habe. Der Unterrichtsminister Fürst Schirinskij ordnete – mit dem Erlass vom 27. Jänner 1852 – eine strenge Rüge für den Zensor Peiker sowie für den Redakteur des genannten Blattes, Herrn Otschkin, an. – Heute erblickt die russische Regierung selbst in der ruthenischen Rechtschreibung den Geist Mazepas und verbietet dieselbe.

Doch zur Sache! Bekanntlich bereitete die unglückliche Schlacht bei Poltawa (1709) den Bemühungen Mazepas und Hordijenkos ein tragisches Ende. Der Hetman und sein Anhang gingen ins Ausland, manche wanderten sogar nach Schweden aus. Von der einstigen Autonomie der Ukraine blieb nur mehr ein Schatten. Die Zarin Katharina hat jedoch selbst diese „Selbstverwaltung“ im Jahre 1764 aufgehoben, die Ukraine unter dem offiziellen Namen „Klein-Russland“ dem moskowitzischen Reiche einverleibt und in Gouvernements geteilt. Im Jahre 1775 wurde kraft ihres Befehls die Saporozjer Sitsch ruiniert und im Jahre 1783 in der ganzen Ukraine der Frondienst eingeführt. So wurden alle Versuche, die einst garantierte aber gesetzwidrig und treulos geschmälerte Autonomie wieder herzustellen, vereitelt. Das bedeutete aber gleichzeitig auch den kulturellen Verfall. Die ruthenische Intelligenz wurde größtenteils deportiert oder ging freiwillig ins Exil; das ruthenische Schriftstellertum befand sich im Rückstand; die ruthenischen Schulen wurden teilweise aufgehoben, teilweise in russische umgewandelt; die ruthenische Kultur wurde mit allen einer brutalen asiatischen Staatsgewalt eigenen Mitteln vernichtet.

Es ist daher begreiflich, dass die Ukrainer seit jeher jene „Punkte“ des Chmelnyckyjschen Vertrages mit dem russischen Zaren zur Basis ihrer Postulate machten und wiederholt energischen Protest gegen die Missachtung jenes Vertrages erhoben.

¹ Ein Ukrainer beschreibt die Exkommunikationsfeier wie sie vor zehn Jahren im St. Mytrophanius-Kloster stattgefunden, wie folgt: Die Exkommunikation wird feierlich und erschreckend prononziert. Tausende von Leuten, versammelt in einer großen Kirche, erwarten mit größter Spannung, wie die geächteten Sünder, die sich gegen den heiligen Geist vergangen, im Chor verflucht werden. Zu dieser Feier kommen auch solche Mönche, die eines hohen Alters, oder besonderer Verdienste wegen in ihren Klausen allein zu Gott beten. Mitten in der Andacht beginnt der Bischof selbst alle diese Verbrecher bei ihrem Namen zu nennen: „Mazepa, Anathema!“ Dann wiederholen es mindere Orden, zuletzt erschallt der Chor... Der Eindruck ist ein kolossaler. Das Volk betet laut. Die Weiber schreien: „Gott bewahre uns vor der Todsünde!“... Es entsteht ein Konzert der menschlichen Verzweiflung, welches auch die Haare eines Ungläubigen zu Berge stehen lässt.

(So z. B. Hetman Doroschenko, Mazepa, die Bruderschaft Cyrills und Methods, Schewtschenko, die Bauernaufstände in den 80er Jahren usw.). Dieser Vertrag besteht noch heute zu Recht, da er durch keinen rechtsgültigen Staatsakt aufgehoben wurde. Und die Ukrainer betonen diese Tatsache immer deutlicher. Die Revolutionäre Ukrainische Partei (R. U. P.) gab im Jahre 1900 eine Flugschrift, betitelt „Die selbständige Ukraine“ heraus. Dasselbst heißt es u. a. wörtlich: „Die moskovitischen Zaren haben ihre Pflicht der Konstitution vom Jahre 1654 gemäß nicht erfüllt und behandeln uns so, als wenn die Perejaslawer Konstitution niemals existiert hätte. Sie tun so, als wenn unsere Nation auf ihre Staatsrechte verzichtet, den russischen Imperatoren auf Gnade sich ergeben und freiwillig das Schicksal des russischen Volkes geteilt hätte. Jedoch unser Volk hat weder selbst noch durch seine Regierung jemals dazu seine Zustimmung gegeben, es hat niemals auf die im Perejaslawer Vertrage verbürgten Rechte Verzicht geleistet. Infolgedessen ist der Perejaslawer Vertrag für beide Kontrahenten bindend: für die moskovitische Monarchie und für die ukrainische Republik, denn kein Vertrag darf einseitig durch die Willensäußerung des einen, ohne die ausdrückliche Zustimmung des anderen Kontrahenten abgeändert oder aufgehoben werden.“

Ebenso verlangen auch die anderen Parteien – wie z. B. die Ukrainische Demokratische Partei, die sich im April laufenden Jahres konstituierte, die Ukrainische Radikale Partei (U.R.P.) und die Ukrainische Nationalpartei – für die Ukraine volle Selbstverwaltung mit einem speziellen Parlament. Das müssen die Ruthenen immer energischer fordern, denn die Bestimmungen des Perejaslawer Vertrages wurden gesetzwidrig umgangen und der eine Kontrahent – das ruthenische Volk – in den Helotenzustand versetzt. Die eines langsamen aber sicheren Schrittes vorwärts sich bewegende nationale Wiederbelebung der Ukraine einerseits, die immer unerträglicher werdenden Repressalien der russischen Regierung andererseits bringen der Bevölkerung der Ukraine die Überzeugung bei, dass ohne die Restitution des Vertrages vom Jahre 1654 an eine wenn auch so bescheidene national-kulturelle Entwicklung nicht zu denken sei. Diese Regierung, die dem ruthenischen Volke selbst die primitivsten Voraussetzungen der kulturellen Entwicklung entzieht, erinnert es immer nachdrücklicher an dieses Gebot der historischen Logik und beschleunigt so die klare Formulierung der politischen Postulate, das Reifen des national-politischen Lebens der Ruthenen. Diesen Werdegang sowie die Präventivmaßregeln der russischen Machthaber möchten wir nun in aller Kürze schildern.

VI. Des Zarentums größtes Kulturwerk

Wir haben bereits oben¹ die Geschichte und die Leitmotive der russischen Politik in der Ukraine angedeutet, nun erübrigt uns noch, die neueste Phase der zarischen Wirtschaft in diesem unglücklichen Lande, sowie die Konsequenzen des monströsen moskovitischen Unternehmens zu schildern. Diese Phase ist eben am

¹ Vgl. Kap. III.

interessantesten und bietet einen wichtigen Beleg zur Geschichte der zivilisatorischen Mission Russlands.

Nach der Vernichtung der Autonomie der Ukraine und deren Einverleibung dem russischen Reiche unter dem hochoffiziellen, jedoch unhistorischen Namen „Klein-Russland“ glaubte man, das große Russifizierungswerk besiegeln und über das ruthenische Volk zur Tagesordnung übergehen zu können. Die nationale Miliz wurde ja unter Katharina II. aufgehoben, das ständige Militärlager Sitsch ruiniert und der Frondienst eingeführt. Die russische Staatskunst feierte also Triumphe, denen die klugen russischen Diplomaten nachträglich ein panslawistisches Gewand anlegten. Das Werk Katharina II. wurde bekanntlich später zum „Triumph der slawischen Idee“ umgestempelt. Eine Zeitlang schwieg das unterjochte Volk und verhielt sich apathisch den Bestrebungen der Intelligenz gegenüber. Und wenn auch im Jahre 1791 der Kijewer Adelsmarschall Kapnist den preußischen Minister Hertzberg um Hilfe für seine Konnationalen ersuchte, die durch den Vertragsbruch¹ seitens der russischen Regierung aufs äußerste gereizt waren, so war das keine Aktion des ganzen Volkes mehr, sondern nur einer Gruppe ukrainischer Patrioten.

Jedoch die Freude der russischen Regierung über den lethargischen Schlaf des ruthenischen Volkes sollte bald zerstört werden. Die Ukraine blieb von der allgemeinen geistigen Bewegung Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts nicht unberührt. Vorerst machte sich die nationale Wiederbelebung auf dem Gebiete der schönen Literatur bemerkbar. Da der größte Teil des ruthenischen Volkes im heutigen Süd-Russland wohnt, so ist es nur erklärlich, dass hier diese Wiederbelebung angefangen hat und erst später nach Galizien und nach der Bukowina übergegangen ist. Das grillenhafte Schicksal wollte, dass gerade jene ukrainische Stadt, bei welcher Peter der Große den ukrainischen Hetman Mazepa schlug und seine Herrschaft über die Ukraine befestigte, dass es gerade Poltawa war, die den Schöpfer der neuen Periode der ruthenischen Literatur hervorbrachte. Iwan Kotlarewskyj (geboren zu Poltawa 1769) gab im Jahre 1798 seine berühmte Travestie der Äneis heraus; dieses Jahr ist ebenso wie das ganze Leben und Wirken Kotlarewskyjs in der Geschichte der nationalen Wiederbelebung des ruthenischen Volkes epochemachend. Auch nach Kotlarewskyj schrieben zwar eine Zeitlang hervorragende ruthenische Talente – wie Kapnist, Hnidytsch, Pohorilskyj, Gogol – russisch und dachten nicht an die Nationalliteratur ihres Volkes. Jedoch das Auftreten Kotlarewskyjs war bahnbrechend, sein Geist, seine Schreibweise beherrschten längere Zeit die ukrainische Literatur. Seinen Fußstapfen folgte bald eine ganze Generation von begabten Schriftstellern. Deren romantisch angehauchte Versuche trugen aber noch immer den Stempel der Schüchternheit und des nationalen Dilettantismus, der den aggressiven Anmaßungen des Panrussentums gegenüber nicht immer standhalten konnte. In diese zum größten Teil noch einseitige literarische Bewegung brachte erst der größte ukrainische Dichter, Taras Schewtschenko, einen frischen, energischen Zug. Schewtschenko war die genialste Verkörperung der nationalen Traditi-

¹ Es wurde der Perejaslawer Vertrag vom Jahre 1654 gemeint.

onen und der in den breiteren Volksschichten schlummernden – der neuen Sachlage entsprechenden – Bestrebungen. Das war ein Dichter, der nicht nur die mit Ruhm bedeckten Gräber der großen Vorfahren besang, sondern auch die jüngeren Generationen zum wirklichen und würdigen Leben rief. Der mächtige, energische Protest gegen jede Bedrückung, gegen jede Tyrannei, die leidenschaftliche Liebe zur Ukraine, die unausrottbare Hoffnung auf deren Auferstehung vereinigten sich bei Schewtschenko zu einer verlockenden, hinreißenden Melodie, die seiner Dichtung einen unbezwingbaren Zauber verliehen. Der Widerhall seiner in Begeisterung schwingenden Stimme erscholl in allen ukrainischen Landen, vom Kaukasus bis zu den galizischen und Bukowinaer Karpaten. Überall erstanden neue Kämpfer für die von Schewtschenko gepredigten Ideale. Erschreckt, zum Teil verblüfft, sahen die Trabanten der russischen Regierung den Geschehnissen zu ... Und alsobald ereilte den Dichter und dessen Freunde der Arm der strafenden panrussischen Gerechtigkeit – sie wurden sämtlich deportiert. Jedoch man irrte sich, wenn man glaubte, in den Wüsteneien Sibiriens, im sibirischen Schnee, mit den ukrainischen Schriftstellern auch die von denselben vertretene Sache begraben zu können. Die nationale Wiederbelebung der Ukraine konnte auch durch weitere Verbannungen nicht mehr aufgehalten werden.

Aber der nationalen und kulturellen Wiedergeburt jenes Volksstammes, dessen Entvölkerung als erste Vorbedingung der Verwirklichung der schönsten Träume russischer Panslawisten von der politischen Vereinigung und nationalen Verschmelzung aller Slawen galt – dieser Wiedergeburt wollten die Träger der panrussischen Idee mit verschränkten Armen nicht zusehen. Sie konnten ja nicht dulden, dass ihre mit so viel Mühe durchgeführte Russifizierungsarbeit – wie die Aufhebung der Autonomie der Ukraine, Vernichtung des ruthenischen Schulwesens etc. –, die ihnen wenig Ruhm und viel Haß eingetragen, anstandlos rückgängig gemacht werde. Und so verstanden sich die Träger der russischen Staatsidee zu einem Unternehmen, das an Kulturfeindlichkeit alle Maßnahmen der wildesten Völker übertrifft und ohne Beispiel in der Geschichte der Menschheit dasteht. Bevor wir dies klassische Monument, diese unverwüstliche Legitimation der panslawistischen Politik Russlands hier anführen, möchten wir die Entstehungsgeschichte derselben in allgemeinen Umrissen erzählen. Die bedauerliche Lage der Ruthenen in Russland wurde unter dem Regime Alexander II. doch einigermaßen gemildert, allerdings auf eine sehr karg bemessene Zeit. Die deportierten Schriftsteller kehrten in ihre Heimat zurück. Es wurden viele ruthenische Bücher herausgegeben, eine Revue „Osnowa“ wurde gegründet, um die sich ruthenische Schriftsteller und Gelehrte scharten – kurz, die ruthenische Literatur schien in Russland wieder aufleben zu dürfen. Aber schon gegen Ende des Jahres 1862, vorzugsweise anfangs des Jahres 1863 kam es zu neuen Verfolgungen. Im September 1862 wurden zahlreiche Verhaftungen vorgenommen, und gegen Ende dieses Jahres wurden wieder viele Schriftsteller auf Geheiß des Zaren deportiert. Viele andere verloren ihre Anstellungen. Indes begannen die Verhandlungen anlässlich des Verbotes ruthenischer Bücher religiösen Inhaltes, wie die Übersetzung des Evangeliums von Moratschewskyj u. a. Von der Akademie der

Wissenschaften, welche die Übersetzung genehmigt hatte, pilgerte sie zur heiligen Synode. Von dieser wurden der Minister des Innern, der Chef der Gendarmerie, der Generalgouverneur von Kijew und der Metropolit um ihr Gutachten befragt, die Übersetzung aber wurde zur nochmaligen Prüfung dem Kaluger Bischof übergeben. In der amtlichen Antwort vom 17. März 1863, Z. 949, äußerte sich der Generalgouverneur Anenkow dahin, dass ein Buch in ruthenischer Sprache, überdies noch eine Übersetzung der heiligen Schrift, nur nachteilig für den Staat sein könne. Der Metropolit erblickte darin eine Profanation der heiligen Offenbarung. Der Chef der Gendarmerie, Dolgorukij, war der Ansicht, eine Publikation der heiligen Schrift in ruthenischer Sprache wäre soviel wie eine radikale Vernichtung der bisherigen Bemühungen der Regierung, ruthenische Länder zu russifizieren. Der Minister des Innern sah darin ebenfalls eine Gefahr für den Bestand des Zarenreiches und erließ im Einvernehmen mit dem Gendarmenchef und mit Genehmigung des Zaren ein geheimes Rundschreiben, worin die Zensoren aufgefordert wurden, die Veröffentlichung ruthenischer Werke zu verhindern. Davon wurde der Unterrichtsminister durch die Zuschrift vom 8. Juli 1863, Z. 394, die heilige Synode, Z. 395, in Kenntnis gesetzt. Die heilige Synode hat mit dem ebenfalls geheimen Runderlass vom 10. Juli 1863, Z. 2156, die Drucklegung der heiligen Schrift wie auch aller übrigen Bücher religiösen Inhaltes in der ruthenischen Sprache verboten. Das Drucken vieler unschuldiger, bereits bewilligter Bücher wurde eingestellt. Alle bereits von der Pressbehörde revidierten und erschienenen ruthenischen Fibeln und Lehrbücher wurden in den Schulen und bei den Privatleuten beschlagnahmt und verbrannt. Die zur Zensur eingereichten Handschriften der Lehrbücher der Arithmetik, Geometrie, Physik, Botanik, Mineralogie etc. endeten ebenfalls auf dem Scheiterhaufen. Allein in aller Form wurde die ruthenische Literatur erst gegen Ende der liberalen Ära im Zarenreiche zum Tode verurteilt. Die Oberpressbehörde erließ folgenden Ukas a dato 5. Juli 1876, Z. 3158:

Der Kaiser und Gebieter geruhte am (18.) 30. Mai allergnädigst zu befehlen:

I. Die Einfuhr in die Grenzen der Monarchie – ohne spezielle Bewilligung der Oberpressbehörde – jeder Art der im Auslande herausgegebenen ruthenischen Druckschriften zu untersagen.

II. Innerhalb der Monarchie ist das Drucken und Herausgeben von Originalwerken und Übersetzungen in dieser Sprache zu verbieten, mit Ausnahme a) von historischen Dokumenten; b) von Werken aus dem Bereiche der schönen Literatur, unter der Bedingung aber, dass bei Veröffentlichung der historischen Dokumente die Orthographie des Originals, bei belletristischen Werken ausschließlich die russische Rechtschreibung angewandt wird. Dass ferner die Bewilligung des Drückens ruthenischer Bücher nicht anders als nur nach Prüfung der Handschrift von der Oberpressbehörde erteilt wird.

III. Ebenso sind die Bühnenvorstellungen jeder Art und Vorträge in der ruthenischen Sprache sowie die Drucklegung ruthenischer Texte in Musiknoten zu verbieten.

Chef des Hauptdepartements für Pressangelegenheiten:

Grigorjew

Dieser Ukas wird mit beispielloser Strenge gehandhabt; neulich wurden sogar die ruthenischen Vermählungsanzeigen in Kamientiec Podolski konfisziert. Im slawischen Riesenreiche, wo selbst Zeitungen in allen möglichen Sprachen – in französischer, hebräischer, georgischer, deutscher, russischer, polnischer, litauischer, finnischer, armenischer, tatarischer u. a. – erscheinen, darf heute, am Anfang des 20. Jahrhunderts, kein einziges ruthenisches Blatt herausgegeben werden. Selbst die literarisch-wissenschaftliche Revue „Kijewskaja Starina“ muss in russischer Sprache publiziert werden und darf nur die belletristischen Beiträge in ruthenischer Sprache veröffentlichen. Jede noch so unschuldige, in Galizien herausgegebene Publikation, ja sogar die von der britischen Bibelgesellschaft herausgegebene ruthenische Übersetzung der heiligen Schrift wird von den Grenzen des slawischen Riesenreiches ferne gehalten. Zum besseren Verständnis sei erwähnt, dass von der genannten Gesellschaft die heilige Schrift in 420 Sprachen und Mundarten herausgegeben wurde, von all diesen Übersetzungen aber nur die ukrainische auf ein Verbot gestoßen ist. Im Jahre 1901 allein wurden in Russland 592627 Exemplare der heiligen Schrift in 36 Sprachen verkauft. Im Zarenreiche sind folgende Übersetzungen gestattet: die russische, polnische, tschechische, lateinische, bulgarische, slowenische, englische, deutsche, französische, griechische, italienische, rumänische, dänische, schwedische, finnische, armenische, arabische, hebräische, im jüdisch-deutschen Jargon, estnische, lettische, chinesische, japanische, persische, türkische, tatarische, jakutische, georgische u. a. Also Übersetzungen in den verschiedensten Sprachen sind in Russland zugelassen, nur die in der Muttersprache des größten nicht russischen Volkes in diesem Staate ist verboten!

Dass die Japaner für die gefangenen Russen Analphabetenschulen errichteten und dieselben mit Lesen und Schreiben beschäftigten – so dass die Untertanen des weißen Zaren nach dem Kriege bis zu einem gewissen Grade zivilisiert aus Ostasien zurückkehren werden –, dürfte aus den Tageszeitungen allgemein bekannt sein. Noch bezeichnender ist aber folgende Tatsache: Hochschulprofessor Dr. J. Puluž wandte sich im Februar laufenden Jahres an die russische Regierung mit dem Ersuchen, die von der britischen Bibelgesellschaft herausgegebene heilige Schrift in ruthenischer Sprache für die in Asien befindlichen ruthenischen Soldaten zu bewilligen. Gleichzeitig richtete der genannte Gelehrte ein analoges Ersuchen in Angelegenheit der ruthenischen Kriegs- gefangenen an den japanischen General Nogl. Während nun die russische Regierung die Eingabe als „zur Bewilligung nicht geeignet“ fand, gab die japanische dem Ansuchen in entgegengesetzter Weise statt. Schon dieser Umstand allein wirft ein schönes Licht auf die Zustände im Reiche des Friedenszaren. Und doch erklärte Russland am Anfang des ostasiatischen Krieges, „das Christentum und die Zivilisation“, zu verteidigen!

Eine sub I, im oben angeführten Ukas jedenfalls nur pro forma erwähnte „spezielle Bewilligung der Oberpressbehörde“ wurde bis jetzt noch in keinem Falle erteilt, und das heißt viel, wenn man bedenkt, dass der Ukas im Mai 1906 sein 30 jähriges Jubiläum begehen wird. Als Nikolaus II. den Thron bestieg, glaubte man, dass

Russland nun in ein Stadium durchgreifender Reformen eingetreten sei. Der junge „Zar der gesamten Reußen“ trug die Frage der allgemeinen Abrüstung durch seine bekannte Friedensbotschaft in die Liste der großen Weltfragen ein und schickte sich an, das russische Deportationswesen zu reformieren. Doch trotz seiner löblichen Friedensideen hat Nikolaus II. das drakonische Verbot der ruthenischen Sprache aufrechterhalten. Und so blieb dem 20. Jahrhundert das größte juristische Kuriosum erhalten, das es überhaupt je gegeben – ein barbarisches Denkmal der panrussischen Politik.

Durch dieses drakonische Dekret wurde das ukrainische Volk als Nation geknebelt; dessen Entwicklung wurde unterbunden; der Willkür der russischen Bureaucratie wurde ein unbegrenzter Spielraum gelassen; unglaubliche, sonst in keinem halbwegs zivilisierten Staatswesen mögliche Gewalttaten und Missbräuche wurden im vorhinein sanktioniert.

Wenn wir aber von der moralisch-ethischen Seite der panrussischen Medaille absehen, so sind die durch den genannten, Ukas geschaffenen Zustände in der Ukraine auch vom juristischen, insbesondere vom völkerrechtlichen Standpunkte aus verwerflich. Es besteht in Russland kein Gesetz, das den Gebrauch der nicht russischen Sprachen im öffentlichen Leben untersagen würde, daher sind auch Druckschriften aller Art, öffentliche Vorträge etc. in allen möglichen Sprachen gestattet. Die ukrainische Sprache wird also einfach vom Gesetze ausgenommen. Das frühere Schulwesen der Ruthenen (aus der Zeit der Selbstverwaltung der Ukraine) wurde vernichtet, während die Ruthenen – auch im juristischen Sinne – ein Recht auf ihre Sprache, die ihr Eigentum ist, haben. Nachdem das Herausgeben von Zeitungen in Russland erlaubt und kein verbotenes Gewerbe ist, beständen ukrainische Zeitungen auch zu Recht – im juristischen Sinne ist daher das Verbot eine Rechtsverletzung. Mehr noch bei dem Verbote der Einfuhr von ruthenischen Werken und Zeitungen. Nachdem laut der internationalen Handelsverträge die Einfuhr von Büchern und sonstigen Druckschriften, deren Inhalt nicht strafbar ist, gestattet ist, muss dies auch für wissenschaftliche Bücher in ukrainischer Sprache der Fall – sein. Ein generelles Verbot ist aber eine Verletzung des internationalen Völkerrechtes!

Was aber die Ukraine selbst anbelangt, so stellt sich das erwähnte Verbot als ein dreister Versuch dar, einen ganzen Volksstamm der Möglichkeit der kulturellen Entwicklung zu berauben und dessen Individualität zu ersticken. Die ruthenische Literatur kann übrigens durch keine andere ersetzt werden; sie ist durchaus volkstümlich, entspricht dem Geiste und der historischen Entwicklung des Volkes, seinem ganzen Naturell, seinem Charakter und Gemüte. Der Pole P. Swiencicki schrieb im Jahre 1871: „Den Byron verstehen zwei Millionen Engländer; den Goethe eine Million Deutsche; den Slowacki eine halbe Million Polen; dem Schewtschenko lauschen, verstehen ihn – ja singen mit ihm fünfzehn Millionen...“ Ihrem Materiale, ihrem ganzen Wesen nach ist die ruthenische Literatur vom Anfang an demokratisch. „Was den Demokratismus anbelangt, ist die kleinrussische Literatur der russischen um 50 Jahre vorausgeeilt“ ... sagt die Petersburger Akademie der

Wissenschaften in dem bereits zitierten Memorandum.¹ Es ist daher begreiflich, dass sich die ruthenische Literatur durch keinerlei Willensäußerung der russischen Machthaber aus der Welt schaffen lässt. Ebensowenig lässt sich die überaus reiche ukrainische Volkspoesie ausrotten, von welcher der deutsche Schriftsteller Friedrich Bodenstedt sagte: „In keinem Lande hat der Baum der Volkspoesie so herrliche Früchte getragen, nirgends hat sich der Geist des Volkes so lebendig und zwar in seinen Liedern ausgeprägt, als bei den Kleinrussen.“²

Der kuriose Ukas vom Jahre 1876 kann somit das erwünschte Ziel nicht erreichen. Er bildet aber den Höhepunkt der russischen Staatskunst. Der weitere – zugleich aber der letzte – konsequente Schritt auf diesem Wege wäre eine Verordnung, laut deren allen neugeborenen ruthenischen Kindern die Zungen amputiert werden sollen. Das wäre auch ein Kuriosum, aber kein größeres, als der Ukas vom Jahre 1876, der erwiesenermaßen in nationaler Hinsicht erfolglos geblieben ist, dafür aber in kultureller Hinsicht kolossale Verwüstungen angerichtet hat.

Die ruthenisch-nationale Bewegung verpflanzte sich auch nach Galizien und nach der Bukowina. Wenn nun die Ruthenen auch in Österreich keineswegs auf Rosen gebettet sind, so haben hier ihre Gegner doch nicht diese Macht wie die russische Regierung, um das nationale Leben des ruthenischen Volkes zu unterbinden, denn sie werden daran zum Teil auch durch die Verfassung gehindert. Deshalb konzentriert sich das nationale Leben der Ruthenen in Österreich. Hier wurden wirtschaftliche und Volksbildungsvereine, wissenschaftliche Gesellschaften, periodische Zeitschriften etc. gegründet, an deren Publikationen vorzugsweise die russischen Ruthenen teilnehmen. Außerhalb Russlands erscheinen 46 ruthenische Zeitschriften und Zeitungen, von denen einige massenhaft nach Russland eingeschmuggelt werden. Die bedeutendste ruthenische Institution, die Schewtschenko-Gesellschaft der Wissenschaften, deren rein wissenschaftliche Publikationen der Anerkennung der gesamten Gelehrtenwelt sich erfreuen, wurde von den russischen Ruthenen in Lemberg gegründet und wird von einem Ruthenen aus Russland, dem bekannten Historiker Universitätsprofessor Dr. M. Hruschewskyj, geleitet. Der Schwerpunkt des geistigen Lebens der Ruthenen wurde also, wie erwähnt, nach Österreich verlegt, und zwar mit dem Schaden für Russland, wie es auch die Petersburger Akademie der Wissenschaften in dem angeführten Memorandum treffend bemerkt.³

Alle Bemühungen der russischen Regierung haben somit bloß kulturelle Nachteile, die Zunahme des Analphabetismus, aufzuweisen, und diese Errungenschaft gereicht dem Zarentum gewiss nicht zur Ehre. Wenn man von der „zivilisatorischen Mission Russlands“ hört, so denkt man unwillkürlich an den Ukas vom Jahre 1876, denn das ist die bedeutendste kulturelle Leistung des Zarentums – allerdings im negativen Sinne.

¹ Vgl.: Kaiserliche Akademie der Wissenschaften. Über die Aufhebung der Einschränkungen betreffend die kleinrussischen Druckschriften. St. Petersburg, 1905. S. 4. (russisch)

² Vgl.: „Die poetische Ukraine“ von Friedrich Bodenstedt, Stuttgart, 1845, S. 16.

³ Vgl. das oben zitierte Memorandum der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, S. 10.

VII. Der Ukas vom Jahre 1876 und die Ukraine

Die Proskription der ruthenischen Sprache in Russland schädigt nicht nur das ruthenische Volk allein, sondern auch das ganze Slawentum – ja sie hemmt den kulturellen Fortschritt in Osteuropa überhaupt. Denn die Bezeichnung der Ukraine als „das Herz des Slawentums“ war keine leere Phrase. Die ukrainische Volkspoesie bot der polnischen Literatur reichhaltige Nahrung und rief die Entstehung einer „ukrainischen Schule“ bei den Polen hervor; ebenfalls die russische Literatur schmückten die Ukrainer mit den kostbarsten Perlen.

Welch wichtige Rolle die Ukraine unter den Ostslawen spielte, welch große kulturelle Bedeutung diesem Ruthenenlande zukam, erkannten viele, sowohl russische wie auch polnische Schriftsteller und Gelehrte an. Dem Polen Mickiewicz beistimmend, schrieb Friedrich Bodenstedt: „Die Flächen der Ukraine nennt Mickiewicz den Sitz der lyrischen Poesie der Slawen. Von hier aus haben Lieder unbekannter Volksdichter häufig das ganze Slawentum durchzogen.“ Ein anderer Deutscher besang die Ukraine folgendermaßen:

Du, Ukraine, bist das Land der Sänger,
Schufst Genien in Sang und Kampf gleich groß –
Dein Volk lebt treu der Patriarchen Zeiten,
Und unter ihm wohnt heimatlich sein Gott;
Mit ihm im Busen und der Harfe Saiten
Macht es Tyrannen Drohung kühn zu Spott.
Wohl ward's gebeugt, doch niemals war's zertreten,
Wohl ward's geknechtet, doch ein Sklave nie...

Dieses „Land der Sänger“ wurde nun zur geistigen Finsternis verurteilt, man hat es auf dessen Ruin abgesehen und möchte erst auf dessen Trümmern den panrussischen Bau aufführen. Doch all die angedeuteten panrussischen Maßnahmen stärken das Zarentum weder moralisch noch materiell und rufen immer größere Erbitterung hervor. An Protesten gegen dieses rücksichtslose Russifizierungssystem hat es niemals gefehlt, wir wollen hier aber nur einige aus der letzten Zeit anführen.

Vor allem gehen die Bestrebungen der Ukrainer dahin, die Wiedereinführung der ruthenischen Sprache in den Volksschulen sowie die Bewilligung der Herausgabe ruthenischer Zeitungen zu erwirken. Wie bemerkt, besaß die Ukraine zur Zeit ihrer Selbstverwaltung ein viel höher entwickeltes Schulwesen als das Moskovitereich; dieses Schulwesen wurde nun nach der Aufhebung der Autonomie vernichtet. Doch bereits unter der russischen Regierung ertönte das ruthenische Wort in der Schule, und zwar in den sogenannten Sonntagsschulen, vorzugsweise in Kijew und Poltawa. Noch Anfang der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts konnten ruthenische Schulbücher in Russland anstandslos herausgegeben werden. Doch die im Zarenreiche maßgebenden Faktoren, beherrscht von der panrussischen Wahnidee, erachteten diesen Zustand als mit dem Endziel der russischen Politik nicht vereinbar. So kam die unselige Proskription der ruthenischen Sprache in Russland, die alle Bemühungen der Ukrainer um die Volksaufklärung mit einem Federstrich ver-

hinderte. Selbstverständlich kann dieser Umstand auf die Gemüter in der Ukraine keinesfalls beruhigend wirken, und die Unzufriedenheit mit der Sachlage macht sich immer bemerkbarer. Selbst die Semstvos, auf die die Regierung jedenfalls großen Einfluss hat, protestieren seit jeher gegen die panrussischen Gewaltmaßregeln.

So hat beispielsweise dieser Kampf um die Muttersprache im Tschernigower Semstwo seine ganze Geschichte. Zuerst verlangte das Mitglied der Bezirksvertretung, N. Konstantynowitsch, dass man die Einführung der ukrainischen Sprache in den Schulen verlangen solle, und bezeichnete die Volksschulen, in welchen man „mit dem Unterricht der russischen, für die achtjährigen Kinder vollständig unverständlichen Sprache beginne“, als unnatürlich und nicht zweckmäßig. Sein diesbezüglicher Antrag wurde von der Bezirksvertretung angenommen. Dann wurde diese Frage in der Tschernigower Landschaftsvertretung (Semstwo) erörtert und der Schulkommission überwiesen. Die Schulkommission erklärte sich mit der Bezirksvertretung eines Sinnes und beantragte, die Einführung der ruthenischen Sprache sowie die Herausgabe der ruthenischen Schulbücher zu verlangen. Die Kommission motivierte den Antrag damit, dass 1. die russische Vortragssprache die Fortschritte und die geistige Entwicklung der Kinder erschwere, sowie 2. „eine Kluft zwischen der Familie und der Schule schaffe“. Der Antrag der Kommission wurde im Plenum der Landschaftsvertretung angenommen, war aber der Regierung zu unbequem, um berücksichtigt zu werden. Die Sache kam also im Tschernigower Semstwo durch den Antrag des Advokaten E. Schrah im Jahre 1893 wieder auf die Tagesordnung. Herr Schrah stützte seine Ausführungen auf diesbezügliche Äußerungen solcher Männer wie Diesterweg, Grimm, Pestalozzi sowie der namhaften russischen Gelehrten und Pädagogen. Er zitierte unter anderen diesbezügliche Äußerung des Uschinskij:

„...Was bedeutet jene Schule mit den hundert schlecht erlernten Wörtern im Vergleiche mit dieser lebendigen, tief empfundenen Sprache, die das Volk im Laufe von Jahrtausenden aus sich herausgebildet hat? Eine solche Schule ist machtlos, denn sie entwickelt das Kind nicht auf der einzig fruchtbaren geistigen Basis – der Sprache des Volkes. Diese Schule ist schließlich ganz fruchtlos: das Kind betritt sie aus einem ganz fremden Milieu kommend und verlässt sie, um in dieses Milieu zurückzukehren. Es vergisst bald die wenigen russischen Wörter, die es in der Schule erlernt hat, und damit vergisst es auch die Begriffe, die damit verbunden waren.“

Herr Schrah berief sich auch auf die Geschichte des ruthenischen Schulwesens zur Zeit der Autonomie der Ukraine, auf die Existenz der Volks- und Mittelschulen sowie einzelner Universitätskatheder mit der ruthenischen Unterrichtssprache in Österreich und stellte den Antrag auf 1. Einführung der ruthenischen Sprache in den Schulen des Tschernigower Gouvernements; 2. Bewilligung der Herausgabe der Schulbücher in dieser Sprache; 3. Zulassung ruthenischer Bücher in die Schulbibliotheken. Das Präsidium des Semstwo erklärte sich mit dem Antragsteller solidarisch und wies bei dieser Gelegenheit auf die bedauerliche Tatsache hin, dass in Russland die heilige Schrift in siebenzig verschiedenen Sprachen und Mundarten erlaubt sei und nur die ukrainische Ausgabe von den Grenzen des Zarenreiches ferne gehalten werde. Der Antrag wurde auch im Plenum angenommen.

Die Versammlung der Bezirksärzte und der Repräsentanten der Bezirksvertretungen des Tschernigower Gouvernements verlangte die Bewilligung der Herausgabe von populären medizinischen und hygienischen Büchern, sowie die Zulassung diesbezüglicher Vorträge in ruthenischer Sprache. Dementsprechend hat die Landschaftsvertretung am 25. Jänner 1898 beschlossen, um Abschaffung jener Verordnung anzusuchen, die den Verkehr der Ärzte mit dem Landvolke einschränken sowie populäre Vorträge in der ruthenischen Sprache untersagen.

Im Jahre 1881 fand in Cherson ein Lehrerkongress statt. Derselbe trat aus rein pädagogischen Rücksichten für die Einführung der ruthenischen Unterrichtssprache ein. Eine diesbezügliche Resolution nahm auch die Chersoner Landschaftsvertretung an und petitionierte um die Realisierung dieses Postulates. Auf Antrag des Herrn Selenyj (Bürgermeister von Odessa) beschloss im Jahre 1895 die Elisabethgrader Bezirksvertretung auch eine ähnliche Resolution. Mit derselben Frage befasste sich, womöglich noch gründlicher, die Poltawaer Landschaftsvertretung. Im Jahre 1900 unterbreitete derselben B. Leontovvytsch einen ausführlich motivierten Antrag, in welchem er die Schädlichkeit der unverständlichen Unterrichtssprache sowie die Zwecklosigkeit einer solchen Schule nachgewiesen.

Ebenso nehmen sich der Sache die sogenannten landwirtschaftlichen Komitees an, die in den Jahren 1902–1903 organisiert wurden und ihre Existenz der Initiative des Ministers Witte verdanken. Herr Witte forderte in einem Rundschreiben die Komitees auf, offen und unumwunden über die Verhältnisse sich zu äußern. Als jedoch sein Wunsch erfüllt wurde, hat man viele von jenen, die sich über die unleidlichen Zustände wirklich offen geäußert haben, deportiert oder unter die polizeiliche Aufsicht gestellt. Trotzdem traten die meisten „landwirtschaftlichen Komitees“ in der Ukraine für die Rechte der ukrainischen Sprache ein. Besondere Aufmerksamkeit verdienen diesbezügliche Resolutionen des landwirtschaftlichen Komitees in Chotyń und in Ananjew. Die meisten Komitees verlangten: 1. Die Wiedereinführung der ruthenischen Unterrichtssprache in den Volksschulen; 2. die Zulassung der in Russland herausgegebenen und behördlich bewilligten ruthenischen Bücher in die Volksbibliotheken; 3. die Aufhebung des Ukas vom 18. (30.) Mai 1876.

Nicht mindere Bedeutung kommt den Kundgebungen verschiedener Versammlungen und Kongresse zu, die in letzteren Jahren sowohl auf dem ukrainischen Boden wie auch in den Hauptstädten Moskoviens stattfanden. Der agronomische Kongress in Moskau (1901) nahm eine Resolution an, worin die Herausgabe der agronomischen Bücher sowie der agronomischen Fachzeitschriften in der ukrainischen Sprache verlangt wird. Ähnlich die Versammlung der Kleingewerbetreibenden in Poltawa (1901), in Petersburg (1902) sowie der Petersburger Techniker-Kongress (1903) u. a. Mit analogen Enunziationen traten die Volksbildungsvereine in Kijew, Charkow, ja sogar in Petersburg auf.

Die Verfügungen der russischen Regierung, die dem an und für sich kuriosen Verbot der ukrainischen Sprache entspringen, strotzen oft von Widersprüchen und verblüffen durch rührende Naivität der russischen Behörden. Im Jahre 1898 begingen die Ruthenen sowohl in Österreich wie auch in Russland feierlich das 100-jähri-

ge Jubiläum der Wiedergeburt der ruthenischen Nationalliteratur, die im Jahre 1798 mit der Herausgabe einer Travestie der Äneis von Iwan Kolarewskyj beginnt. Man beschloss damals, dem Dichter in dessen Vaterstadt Poltawa ein Denkmal zu setzen. Der Stadtrat von Poltawa nahm die Sache energisch in die Hand, und im September 1903 fand die feierliche Enthüllung des prächtigen Denkmals statt, die sich zu einer eminenten Nationalfeier gestaltete. An derselben nahmen Deputationen aus allen ukrainischen Landen teil, Reichsratsabgeordnete, Universitätsprofessoren und Publizisten aus Österreich usw. Die russische Regierung war in Verlegenheit, was für eine Stellung sie den ruthenischen Festreden gegenüber einnehmen sollte... Im Reiche des bejubelten Friedensapostels, der noch vor kurzem durch seine humanen Vorschläge Westeuropa in hochgradige Entzückung versetzte, den Gebrauch ihrer Muttersprache den Angehörigen eines europäischen Staates – zumal darunter auch Reichsratsabgeordnete und Universitätsprofessoren waren – zu untersagen, das ging doch nicht an. So ein Verbot hätte unliebsames Aufsehen erregt, auch im österreichischen Parlament ein Echo hervorgerufen und überhaupt unangenehme Erörterungen verursacht. Das zu vermeiden, war ein Gebot der staatsmännischen Klugheit. Herr Plehwe ist nun auf einen genialen Gedanken verfallen, der eiligst in die Tat umgesetzt wurde: den Delegierten ukrainischer Vereine aus Galizien und aus der Bukowina wurde es gestattet, ukrainische Ansprachen zu halten und mitgebrachte Adressen zu verlesen, dasselbe wurde aber den Untertanen des Friedenszaren verboten ... Es wurde aber offiziell angekündigt, die Feier gelte dem „Stifter der neuen Periode der ukrainischen Literatur“ – das wurde auch in den Einladungen und in der Denkschrift betont ... So kam es, dass im slawischen Riesenstaate der Schöpfer der neuen Periode der ukrainischen Literatur durch ein demonstratives Verbot der ukrainischen Sprache gefeiert wurde. (Wegen dieser Verfügung erhob der Stadtrat von Poltawa eine Anklage an den Senat, bekam jedoch bis heute keine Antwort.)

Die Protestbewegung gegen die Proskription der ruthenischen Sprache in Russland ist in den letzten zwei Jahren begreiflicherweise nur noch energischer geworden. Jüngst haben alle größeren Städte der Ukraine – Kijew, Poltawa, Tschernigow, Charkow, Odessa u. a. – Memoranden, Telegramme und Petitionen an das Ministerkomitee gerichtet, in welchen die Aufhebung des Ukases vom Jahre 1876 sowie die Einführung der ruthenischen (ukrainischen) Unterrichtssprache verlangt wird. In dieser Angelegenheit wurde jüngst auch eine Deputation nach Petersburg entsendet, welche die Aufhebung der unsinnigen Verordnungen verlangte. Im Stadtrate von Odessa kam es zu einer diesbezüglichen Kundgebung, und Bürgermeister P. A. Selenyj unterbreitete ein ausgezeichnetes Referat in dieser Angelegenheit. In der ganzen Ukraine nehmen sich Vereine und Korporationen der Sache an, die auch in den russischen Blättern lebhaft diskutiert wird. Sogar Zöglinge der Lehrerbildungsanstalten entsenden an die Regierung Denkschriften, in denen sie sich außerstande erklären, in der russischen Sprache zu unterrichten, die sie selbst nicht gut beherrschen. Die russischen Blätter erörtern den Wert des russischen „Amtsjargons“, der sich in den Städten der Ukraine gebildet hat – das ist ein Mittelding zwischen dem Russischen und Ruthenischen, eine Kompromissprache sui generis. Es ist nämlich Tatsache, dass ein Ruthene, der

nicht von Kindheit an russisch konvertiert, nur selten korrekt russisch sprechen wird; deshalb sieht die Amtssprache in den ukrainischen Städtchen einfach miserabel aus. Die Russifizierung erzeugt also auch in dieser Hinsicht Kuriositäten. Doch jeder Erfahrung zum Trotz verharrt die russische Regierung auf dem Standpunkt der Negation und weist sogar alle Gesuche um die Bewilligung der ruthenischen Zeitungen ab, während sie in jüngster Zeit die Gründung neuer polnischer, litauischer, jüdischer und tatarischer Blätter gestattete. Und so sehen denn die Ukrainer immer mehr ein, dass das Grundübel in dem Bruch des Vertrages vom Jahre 1654 liege, dass man nicht die Aufhebung des Ukases vom Jahre 1876 – zu dem die russische Regierung niemals berechtigt war –, sondern die Restitution des Perejaslawer Vertrages, id est die nationale Autonomie anstreben müsse. Diese Einsicht fand auch in den Programmen der größten ukrainischen Parteien – der Revolutionären Ukrainischen Partei, der Ukrainischen Demokratischen Partei, der Ukrainischen Radikalen Partei und der Ukrainischen Nationalpartei – ihren Ausdruck. Die langjährige Politik der russischen Regierung, die konsequente Verweigerung jedweder Reformen in der Ukraine – dem am meisten bedrückten Lande Russlands – drängen die Bevölkerung fast mit Gewalt zu der Einsicht, dass ohne vollständige Selbstverwaltung an eine günstige kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung nicht zu denken sei.

VIII. Die Polyonymie des ruthenischen Volkes

Schließlich wollen wir auch der Vielnamigkeit der Ruthenen erwähnen, da sie auch zum guten Teil in den Bereich der panslawistischen Politik fällt. Das genannte Volk wird im Ausland als Ukrainer, Ruthenen, Kleinrussen – ja, gar als Rusnaken oder Russinen bezeichnet. Letztere zwei Benennungen hatten eigentlich nur lokale Bedeutung und sind nunmehr fast gänzlich außer Gebrauch. Die Bezeichnung „Klein-Russland – kleinrussisch“, die im Ausland ziemlich verbreitet ist, führte zu mannigfaltigsten Verwechslungen und erwies sich daher als ein sehr bequemes Mittel in den Händen der russischen Diplomatie, die so gerne die nationale Einheitlichkeit des Zarenreiches vortäuschen möchte. Dieser Name, ebenso wie jener „Rusnaken“, hatte ursprünglich nur rein lokale Bedeutung – unter *Russia Minor* verstand man das galizisch-wolynische Fürstentum – und kam erst dank der panrussischen Politik zu Ehren, indem er allmählich auf die ganze Ukraine erstreckt wurde. Ja, die genannte Politik ging in ihrer Konsequenz noch weiter, indem sie den Termin „Klein-Russland – kleinrussisch“ durch einen noch bequemeren, nämlich durch „Süd-Russland – südrussisch“ zu ersetzen bestrebt war. Das war eine evidente Nachbildung der im Deutschen Reiche üblichen Nomenklatur „Süddeutschland – süddeutsch“.

Auffallend ist da die Tendenz: man will den Ruthenen um jeden Preis ein *nomen compositum* anhängen, welches – durch die Anhängsel: Russland, russisch – den Zusammenhang dieses Volkes mit den Russen illustrieren und so die Ausländer über den wirklichen Sachverhalt täuschen würde. Man möchte eben wenigstens auf der Wandkarte den großen slawischen Nationalstaat spielen. Es ist nicht zu leugnen, dass diese Wandkartenverwandlungskunst sichtliche Erfolge aufzuweisen

hat; viele Ausländer sind über das Verhältnis „Süd-Russlands“ zu „Nord-Russland“ wirklich im Unklaren.

Aus den oben angedeuteten Gründen war der Name Ukraine in Russland bis vor kurzem verpönt, und der Zensor strich die in einem Gedichte oder in einer Novelle vorkommenden Worte „unsere Ukraine“ fleißig aus. Jedoch die erwähnten Versuche der Einführung künstlicher Terminologie erwiesen sich als verfehlt, und nun werden in Russland selbst (auch in der russischen Presse) meistens die Benennungen Ukraine, Ukrainer, ukrainisch gebraucht.

Die Benennung Ruthene, ruthenisch ist nicht nur im Auslande sehr populär, sondern auch historisch begründet. Die byzantinischen Geschichtschreiber gebrauchten den Termin *Ρουθηνοι*, in den lateinischen Annalen und Urkunden – hauptsächlich vom 12. Jahrhundert angefangen – kommen beständig die Bezeichnungen Ruthenia, Rutheni vor.¹ Daraus ersieht man die Ignoranz der Herren Panslawisten, die behaupten, der Name „Ruthenen“ sei geschichtlich unbegründet, ganz neu und erst vom Grafen Stadion (Statthalter von Galizien) im J. 1846 erfunden. Die Ruthenen selbst bezeichnen sich als Ukrainer, ihre Heimat als Ukraine. Nebstbei sind – hauptsächlich in Österreich – auch die Benennungen Rutheno-Ukrainer, rutheno-ukrainisch (oder auch ruthenisch-ukrainisch) ziemlich gebräuchlich. Wir glauben, dass das letztgenannte Kompromiss zwischen dem ureigenen Namen des Volkes² einerseits und der in historischen Dokumenten sowie im heutigen Westeuropa eingebürgerten Bezeichnung³ andererseits am ehesten noch dem obwaltenden Namenchaos ein Ende bereiten und auf Akzeptierung seitens der ausländischen Publizistik rechnen könne. Im übrigen scheint uns die einheimische Nomenklatur (Ukrainer – ukrainisch) am meisten berechtigt zu sein.

Dieses Namenwirrniss fassen wir allerdings nicht allzu tragisch auf. Es gibt auch andere Völker, die unrichtige (beispielsweise Bulgaren) oder auch gleichzeitig mehrere Namen führen. Die Deutschen heißen so nur in ihrer Muttersprache; von den Engländern werden sie als Germanen, von den Franzosen als Allemanen, von den Slawen als Nimci oder Njemcy bezeichnet. An der Themse lässt man sich keine grauen Haare darüber wachsen, dass die Bewohner des mächtigen Inselreiches oft nicht nur in demselben Buche oder Zeitungsartikel, sondern auch in demselben Satz als Engländer, Briten und Anglosachsen bezeichnet werden. Die Geschichte verzeichnet auch solche Fälle, wo ein Volk beziehungsweise dessen offizielle Repräsentanten aus rein politischen Beweggründen den althergebrachten Namen änderten. So nannten sich die moskovitischen Herrscher „Zaren aller Reußen“ und das moskovitische Zarenreich – Russland. Die Wallachen änderten ihren Namen jüngst in „Rumänen“ um etc.

Es liegt uns daher ferne, gegen die Polyonymie anzukämpfen, wir möchten aber der falschen Auslegung und Auffassung einzelner Bezeichnungen vorbeugen.

¹ Vgl. Kap. IV.

² Ukrainer – ukrainisch.

³ Ruthene – ruthenisch.

IX. Anhang

Wer den geschichtlichen Werdegang des heutigen slawischen Kolosses verfolgte, wer die nationale und kulturelle Nivellierungsarbeit der russischen Regierungen näher kennen lernte, wird das Reden von der „zivilisatorischen Mission“ des offiziellen Russland als einen bitteren Hohn empfinden. Das russische Volk ist eines der sympathischsten slawischen Völker; die russische Regierung – die unsympathischste ... zumindest aller Regierungen der Gegenwart. Ohne also diese beiden Faktoren zu identifizieren, müssen wir zugeben, dass die moskovitischen Gewalthaber nur die Barbarei und die den asiatischen Nomadenvölkern entschlüpfende Wacht der Finsternis in ihren Händen zum Kampfe gegen die Zivilisation und gegen den allgemein menschlichen Fortschritt organisierten. Moskovien betrachtete sich immer als Universalerbin jener Nomadenvölker und richtete dementsprechend seine Politik ein. Selbst der liberale Fürst Esper Uchtomskij schreibt in einer seiner Publikationen,¹ der russische Absolutismus sei eine kostbare Erbschaft der tatarischen Chane, ein moralischer, Russland mit Asien verbindender Kitt. Am Schluss derselben Schrift sagt er wörtlich: „Ohne diesen Absolutismus wäre es für Asien nicht möglich, Russland lieb zu gewinnen und sich mit ihm ohne Schmerzen zu vereinigen; ohne ihn könnte uns Europa sehr leicht zergliedern und schwächen, so wie es mit den schwergeprüften Westslawen getan...“ Fürst Uchtomskij weist nach, dass Russland immer bewusst sich Asien anzupassen suchte und sich als eine asiatische Macht betrachtete.

In den grellsten Farben tritt nun die asiatische Politik Russlands in der Ukraine zutage, wie wir es auf Grund positiver Tatsachen zeigten. Viele absolutistische Institutionen, wie z. B. die russische Zensur², haben im Russifizierungssystem der moskovitischen Gewalthaber ihren Ursprung und konnten sich nur dank diesem System so lange behaupten. Die panrussische Politik, der Petersburger Zentralismus mit seinem Zugehör und seinen Konsequenzen stützt sich eben auf die Entmündigung der Ukraine – solange sich die Bevölkerung dieses Länderkomplexes in einem Helotenzustand befindet, so lange wird auch der Petersburger Absolutismus fortbestehen, ohne Rücksicht darauf, ob dessen Name inzwischen geändert wird oder nicht! Und das Fortbestehen dieses Absolutismus sowie seiner zentralistisch-panrussischen Politik kann nur im Interesse der dunklen Mächte liegen...

Jedoch weder der Zarismus noch jene dunklen Mächte sind omnipotent, sie können es nicht verhindern, dass nun via Japan einige Lichtstrahlen der europäischen Kultur nach Russland gelangen – und das Licht ist des zaristischen Panrussismus größte Feindin!

Wien, im Juli 1905

¹ Vgl.: „Zu den Ereignissen in China – die Beziehungen des Westens und Russlands zum Orient“ von E. Uchtomskij. St Petersburg, 1900.

² Vgl. Kap. III.



KARL EMIL FRANZOS

Karl Emil Franzos (geb. am 25. Oktober 1848 in Podolien nahe von Czortkow, Galizien; gest. am 28. Januar 1904 in Berlin) war ein zu seiner Zeit sehr populärer österreichischer Schriftsteller und Publizist. Seine Erzählungen und Romane reflektieren die Welt des osteuropäischen Judentums und die Spannungen, denen er als Jude und Deutscher in Galizien und der Bukowina ausgesetzt war.

Karl Emil Franzos wurde als Sohn von Heinrich Franzos (1808-1858), Bezirksarzt in Czortkow, und Karoline Franzos, geb. Klarsfeld aus Odessa, in einem Forsthaus geboren. Karl Emil erhielt Privatunterricht von Heinrich Wild, einem Wiener Studenten. Später besuchte Franzos drei Jahre die Klosterschule der Dominikaner in Czortkow. Nach dem Tod des Vaters (1858) übersiedelte Karoline Franzos mit ihrer Familie nach Czernowitz. Hier besuchte Karl Emil 1859 bis 1867 das deutsche Gymnasium und erhielt in dieser Stadt auch die stärksten Eindrücke seines Lebens, einen Einblick in die ethnische Vielschichtigkeit des Habsburger Reiches, die in seinen späteren Erzählungen und Romanen ihre literarische Verarbeitung erlebten. In diese Zeit fallen auch seine ersten dichterischen Versuche.

Nach dem Abschluss der Reifeprüfung 1867 mit Auszeichnung wollte er zunächst Klassische Philologie studieren. Da ihm aufgrund seiner jüdischen Abkunft kein Stipendium gewährt wurde, begann er 1867 sein Studium der Rechtswissenschaften an der Universität Wien und wechselte nach zwei Semestern an die Universität Graz. Franzos bekannte sich stets offen zu seinem Judentum, war aber dennoch,

geprägt durch den Vater, deutschnationaler Gesinnung und in Wien Mitglied der Burschenschaft „Teutonia“ und in Graz der „Orion“. Die Gründung des deutschen Kaiserreiches 1871 begrüßte er freudig und sprach sich außerdem für eine deutsche Einigung unter preußischer Führung mit Einschluss Österreichs aus. Franzos trat allerdings tief enttäuscht aus den Burschenschaften aus, nachdem deren antisemitische Gesinnung klar zutage trat.

In Graz verfasste er für Tageszeitungen Satiren, Rezensionen, Erzählungen und Gedichte und freundete sich mit Schriftstellerkollegen wie Robert Hamerling und Alfred Klaar an. Das Zerbrechen einer Liebesbeziehung mit einer Christin aus Czernowitz wurde zum Anlass der Novelle *Das Christusbild*, die in *Westermanns Monatshefte* aufgenommen wurde und bei den Lesern sogleich Anklang fand.

1872 bis 1873 war Franzos Feuilletonredaktor der Tageszeitung *Ungarischer Lloyd* in Budapest, und schrieb später für die Wiener *Neue Freie Presse*. Nebenbei verfasste er Ghettonovellen. Er unternahm längere Reisen, die ihn u. a. nach Venedig, Genua, Monaco, Florenz, Rom und Neapel führten und die in seine Reisefeuilletons eingingen.

Seine Reisebeiträge waren beliebt, weswegen ihn die *Neue Freie Presse* von 1874 bis 1876 auf weitere Reisen in die östliche Hälfte der Monarchie schickte. Es entstanden kulturhistorische und ethnografische Kulturbilder, die, nach Abdruck in der Zeitung als Buch unter dem Titel *Aus Halb-Asien* zusammengefasst und immer wieder aktualisiert, in mehreren Auflagen erschienen und sehr erfolgreich wurden. 1878 und 1888 erschienen weitere Sammlungen solcher Kulturbilder (*Vom Don zur Donau beziehungsweise Aus der großen Ebene*).

In der Novellensammlung *Die Juden von Barnow* (1877), die jüdische Ghetto-geschichten vereint, setzte Franzos seinem Heimatort Czortkow (dem fiktiven Barnow seiner Schriften) ein literarisches Denkmal. Diese Werke schufen die materielle Grundlage dafür, dass er sich mehr und mehr vom Tagesjournalismus abwenden und sich der Schriftstellerei im Hauptberuf widmen konnte.

Neben seiner Tätigkeit als Schriftsteller war Franzos auch als Übersetzer, beispielsweise von Gogol und ukrainischen Volksliedern, und vor allem als Herausgeber tätig. Als herausragende Leistung gab Franzos 1879 die Werke von Georg Büchner, dem zunehmend vergessenen deutschen Dichter aus der Vormärzzeit, heraus. Franzos' Edition wird in der zeitgenössischen Philologie einerseits positiv bewertet, andererseits werden Bearbeitungsfehler und eine teilweise Zerstörung der Manuskripte Büchners durch Franzos kritisiert.

1884 wurde Franzos Redakteur der *Neuen Illustrierten Zeitung* in Wien und gründete 1886 die Halbmonatszeitschrift *Deutsche Dichtung* (1886-1904), die er bis zu seinem Tod herausgab. Für diese literarische Zeitschrift schrieben auch heute noch bekannte Schriftsteller wie C.F. Meyer, Theodor Fontane oder Theodor Storm. Franzos hatte es sich zudem zur Aufgabe gemacht, junge Talente zu fördern. Stefan Zweig veröffentlichte darin seine ersten Gedichte und Aphorismen.

1887 zog Franzos mit seiner Gattin von Wien nach Berlin. In den 1890-er Jahren schrieb er vor allem bürgerliche Liebes- und Gesellschaftsnovellen mit leicht

pessimistischen Zügen, die trotz einigen Anklangs beim Lesepublikum literarisch nicht kanonisch wurden. Gleichzeitig engagierte er sich für seine jüdischen Glaubensgenossen in Russland, die unter zunehmendem Druck standen. 1891 trat er dem Zentralkomitee für die russischen Juden bei, das Geld für verfolgte Juden sammelte. Außerdem hielt er Vorträge zu diesem Themenkreis (Manuskripttitel: Russische Literatur und Kultur, Die Rechtslage der russischen Juden, Die Juden in Russland: Nach Zeugnissen christlicher Russen).

1895 erfolgte auf Initiative Franzos' und mit dessen finanzieller Beteiligung die Gründung der Concordia-Verlagsgesellschaft.

Mit seiner Mittlerstellung zwischen Judentum und Deutschtum geriet er in den 1890er Jahren zunehmend in das Zentrum antisemitischer Angriffe. Seit 1901 litt er an Herzbeschwerden und starb am 28. Januar 1904 in Berlin, wo er auf dem Jüdischen Friedhof Berlin-Weißensee in einem Ehrengrab beigesetzt wurde.

Werke (Auswahl): *Aus Halb-Asien. Culturbilder aus Galizien, der Bukowina, Süd-Russland und Rumänien* (1876); *Die Juden von Barnow* (Novellen, 1877); *Vom Don zur Donau. Neue Culturbilder aus Halb-Asien* (1878); *Junge Liebe* (Zwei Geschichten, 1879); *Stille Geschichten* (1880); *Moschko von Parma* (Roman, 1880); *Ein Kampf ums Recht* (Roman in zwei Bänden, 1882); *Mein Franz* (Novellen in Versen, 1883); *Der Präsident* (Erzählung, 1884); *Die Reise nach dem Schicksal* (Erzählung, 1885); *Tragische Novellen* (1886); *Aus der großen Ebene. Neue Culturbilder aus Halb-Asien* (1888); *Der Schatten* (1888); *Judith Trachtenberg* (Roman, 1891); *Der Wahrheitssucher* (Roman in zwei Bänden, 1893); *Die Geschichte des Erstlingswerkes* (Selbstbiographische Aufsätze, 1894); *Ungeschickte Leute* (1894); *Der kleine Martin* (Erzählung, 1896); *Leib Weihnachtskuchen und sein Kind* (Roman, 1896); *Allerlei Geister* (Erzählungen, 1897); *Mann und Weib* (Novellen, 1899); *Deutsche Fahrten I* (Reise- und Culturbilder, 1905); *Neue Novellen* (1905); *Der Pojaz* (Roman, 1905); *Der alte Damian* (Roman, 1905); *Der Hiob von Unterach* (1913).

Von Wien nach Czernowitz¹

„Bitte, mein Herr, ist die asiatische Grenze schon passiert?“

Sie sprach es mit einem eigentümlichen Lächeln und jenem sonderbaren heisern Timbre, welches dem Kenner beweist, dass sein Gegenüber nicht leicht etwas übelnimmt. Wer sie war, hatte ich auf den ersten Blick weg: eine Dame, die im Osten ihr Glück versuchen wollte, nachdem sie im Westen sehr viel Glück gegeben und empfangen. Übrigens nicht ohne Witz und Bildung, wahrscheinlich ein gefallener Bildungsel, eine ausgeglittene Gouvernante.

„Wo denken Sie hin – erst am Ural...“

„Ja – wie diese Geographen sagen. Aber blicken Sie doch hinaus...“

Das tat ich. Es war hinter Lemberg. Der Zug wand sich durch ödes, ödes Haideland. Zuweilen war ein abscheuliches Hüttchen zu sehen; das modrige Strohdach stand dicht über der Erde auf: eine rechte Troglodyten-Höhle. Zuweilen ein Ochs vor einem Karren oder ein Haufe halbnackter Kinder. Und wieder die unendliche Öde der Haide, und der graue Himmel hing trostlos darüber.

„Wir sind bereits in Asien“, wiederholte sie mit größter Bestimmtheit. „Ich könnte drei körperliche Eide darauf schwören...“ Und sie begann sich im Waggon einzurichten, als ob wir in Asien wären.

... Das war vor vier Jahren. Unmittelbare Folgen hatte es nicht, dass wir damals bereits in Asien waren. Ich benahm mich auch ferner gegen sie, als wären wir in Europa. Aber indirekte Folgen hatte es: diese Zeilen. So oft ich wieder nach Osten fuhr, fiel mir die galante Asiatin ein, und nun treibt es mich, auch einmal mit der Feder in der Hand zu untersuchen, inwiefern sie Recht gehabt.

Dass „diese Geographen“ Unrecht haben, steht fest. Das weiß Jeder, der jemals die Steppe zwischen Don und Wolga durchmessen. Geographisch und ethnographisch gehört dieser unendliche Tummelplatz von Nomaden zu Asien. Von dem westlichen Anland Sibiriens gilt dasselbe.

Also westwärts zurück mit den Grenzpfählen des kleinsten Weltteils! Aber wie weit?! Darüber sind verschiedene Menschen sehr verschiedener Ansicht. Alexander Herzen meint, bei Eydtkuhnen stehe der Grenzpfahl Europas... „es ist Zeit, der geschickten Lüge des Czars Peter ein Ende zu machen.“ Dem Fürsten Metternich erschien der Linienwall von St. Marx als Schranke – das dürfte etwas zu

¹ Aus: Franzos, Karl Emil: Aus Halb-Asien: Culturbilder aus Galizien, der Bukowina, SüdRussland und Rumänien. Erster Band. Leipzig: Verlag von Duncker & Humblot, 1876. S. 91–113.

eng sein; es war überhaupt eine Eigentümlichkeit des Mannes, zu enge Schranken aufzurichten... In einem südslavischen Feuilleton habe ich einmal gelesen, Wien sei ein asiatisches Babel; freilich können wir nicht Alle so gebildete Europäer sein, wie die Morlaken... Die polnischen Geographen lassen im äußersten Falle den Don als Grenze gelten, und in der Klosterschule zu Barnow in Podolien habe einmal ich oder vielmehr eine ansehnliche Partie von mir einige Unannehmlichkeiten erduldet, weil ich der Ansicht war, dass Moskau in Europa liegt. „In Asien!“, rief der Pater Marcellinus und applizierte mir einigen polnischen Patriotismus an jene Körperstelle, welche er wahrscheinlich für dies Gefühl besonders empfänglich hielt...

Wenn „diese Geographen“ und die galante Asiatin, Pater Marcellinus und Fürst Metternich, ja sogar ein südslavischer Feuilletonist ihre eigenen Hypothesen haben dürfen, so ist wohl auch noch Raum für den Flügelschlag meiner geographischen Überzeugung. Nach meiner Ansicht laufen die Grenzen beider Wellteile sehr verwickelt ineinander. Wer zum Beispiel den Eilzug von Wien nach Jassy benützt, kommt zweimal durch halbasiatisches, zweimal durch europäisches Gebiet. Von Wien bis Dzieditz Europa, von Dzieditz bis Sniatyn Halbasien, von Sniatyn bis Suczawa Europa, von Suczawa bis zum Pontus oder zum Ural Halbasien, tiefes Halbasien, wo Alles Morast ist, nicht bloß die Heerstraßen im Herbst. In diesem Morast gedeiht keine Kunst mehr und keine Wissenschaft, vor allem aber kein weißes Tischtuch mehr und kein gewaschenes Gesicht.

Wie gesagt, zweimal trifft man da auf Europa, zweimal auf Halbasien. Und dabei braucht man nirgendwo Halt zu machen. Der Blick aus dem Coupéfenster genügt, höchstens auch noch das Betreten der Bahnhof-Restaurationen und der Genuss der landesüblichen Speisen und Getränke. Ein Genuss übrigens, der meist wahrhaftig kein Genuss ist. Ich habe diese „Kulturstudie im Fluge“ unzähligemale in Wirklichkeit gemacht. Warum nicht auch einmal auf dem Papier?

Nordbahnhof zu Wien. Halb 10 Uhr vormittags. So lehrt die Uhr in der Halle. Freilich ist es derzeit nirgendwo so viel an der Zeit, weder in Wien, noch sonst wo. Es ist die „mittlere Ortszeit“. Eine recht sinnige Anordnung des Dr. Vanhans, da er noch Handelsminister war. Sie bewährt sich vorzüglich, insbesondere werden sehr viele Menschen von voreiligen Reisen abgehalten, indem sie den Zug versäumen.

Also: Halb 10 Uhr. Einsam leuchtet der marmorne Rothschild in das stille Treppehaus hinab. Einsam wimmelt vor dem Eingang ein Lastträger hin und her. Die beiden Damen in der Nachbarschaft Rothschild's, die junge, welche Zeitungen verkauft, und die alte, welche Schlüssel vermietet, unterhalten sich. Man hört es bis an den geschlossenen Schalter, bis in die verödete Gepäckhalle hinein...

Ein Wagen kommt herangerollt, der elegante Mietwagen eines großen Hotels. Was darin liegt, ist minder elegant, wenigstens die Emballage ist es nicht. Zuerst sieht und riecht man nur sehr viel Schafpelzwerk. Dann wird eine unförmliche Gestalt sichtbar, ein blasses weitläufiges Gesicht, geschlitzte Äuglein, welche misstrauisch die fünfundzwanzig Packträger anblinzeln, die urplötzlich wie aus dem Boden herausgewachsen sind. „Podwoloczysk“, sagt die Gestalt, dies einzige Wort aus dem gesamten Sprachschatz der Menschheit scheint ihr geläufig. Darum wiederholt sie es aber

auch recht häufig. Ein Großgrundbesitzer aus Südrussland, der wie ein dickes Mammut nach Marienbad gegangen und wie ein etwas dünneres Mammut zurückkehrt.

Ein Fiaker. Sehr viele Koffer und Schachteln darin. Überdies zwei Damen. Blaue Kleider, grüne Mäntel, rote Hüte, gelbe Handschuhe. Oder gelbe Kleider, rote Mäntel, grüne Hüte und blaue Handschuhe. Ein Regenbogen ist gegen diese Anzüge ein monotones Ding. Die eine Dame ist überaus dick, gelbes Gesicht, schwarze Augen. Die andere überaus dünn, gleichfalls gelb und schwarz. „Itzkany“ sagen sie und steigen die Treppe empor. Was dabei an Unterröcken sichtbar wird, mag vielleicht zuletzt im Jahre des Heiles 1873 gewaschen worden sein. Sie setzen sich in die Restauration, trinken Kaffee und rauchen Zigaretten. Dabei werfen sie sehr begehrlche Blicke. Es ist zwar Niemand im Saale, als ein Bierjunge, die Buffetdame und das Mammut aus Südrussland. Aber sie tun es auch nur der lieben Gewohnheit wegen oder um nicht aus der Übung zu kommen. Im Übrigen zwei rumänische Bojarinnen, die aus Franzensbad heimkehren.

Ein Einspänner kommt mühsam herangekeucht. Drinnen sehr viel Gepäck und vier Personen, ein Herr und eine Dame, ein Knabe und ein Mädchen. Alle Vier lang, blond und mager. Der Herr feilscht auf Tod und Leben mit dem Kutscher. Aber es handelt sich auch um eine Differenz von zwanzig Kreuzern. Zehn Kreuzer zahlt er endlich, aber er schimpft dabei gewaltig auf das verlotterte Österreich. Dann gibt er dem Lastträger fünf Kreuzer für den Transport ebenso vieler Koffer. Das leuchtet dem Manne nicht ein. Der Herr feilscht mit ihm auf Tod und Leben. Endlich gibt er ihm fünf weitere Kreuzer, aber er schimpft dabei auf das verlotterte Österreich. Am Schalter will er Karten dritter Klasse lösen. Aber der Eilzug führt nur zwei Klassen. Der Herr löst Karten zweiter Klasse, aber er schimpft dabei auf das verlotterte Österreich. So schimpft er noch einige Male, bis er sich auf den Peron durchschimpft. Die Familie unterstützt ihn kräftig. Vielleicht sind die armen Leute nur deshalb so mager, weil sie sich so viel über Österreich ärgern. Im Übrigen sind es Berliner und reisen nur zu ihrem Vergnügen.

Die Omnibusse!... Da sind Handlungsreisende, die nach Russland gehen, nach Preußen, nach Rumänien. Dieser Zug ist stets sehr stark mit solchen Herren gesegnet. Da gibt es Mercure, die in Seide machen oder in Papier, oder in Tuch, oder in wollenen Strümpfen und Glanzleder. Ganz besonders häufig aber solche, die in Wein machen. Die Herren sind sehr verschieden, arm oder wohlhabend, – kurz oder lang, dünn oder dick, aber in Einem gleichen sie einander: sie Alle sind sehr geistreich und sehr jovial, und es gibt keinen, der nicht mindestens 23757 Anekdoten wüsste. Aber mindestens so viel!

Mit dem Omnibus kommen auch polnische Juden, bessarabische Ochsenhändler, russische Getreidemakler, schlesische Kaufleute. Vielleicht kommt auch hie und da ein Mädchen mit diesem bescheidenen Gefährt zum Krakauer Eilzug – ein blondes, blasses, schüchternes Mädchen in ärmlicher, dunkler Kleidung. „Itzkany“ sagt sie, indem sie ihr kleines Kofferchen aufgibt. – Armes Kind, welches die Not zwingt, sein kümmerliches Brot als Erzieherin in wildfremdem Lande zu suchen, wie wird es dir ergehen?! Armes Kind!

Mehr als eine Stunde ist vergangen, und der Portier stimmt in höchst eigen-
tümlichem Rhythmus und mit überaus gewaltiger Stimme sein Lied an: „Oder-
berg-Krakau-Podwoloczysk-Itzkany“. Und noch einmal und zum dritten Male. Die
Passagiere werden in die Waggons gepackt. Nirgendwo ist man mit Waggons spar-
samer, als bei diesem Eilzug. Vielleicht geschieht es nur, um die Geselligkeit unter
den Reisenden zu fördern. Wir sind ja in Europa!

Und wir bleiben's, auch wenn sich der Zug in Bewegung setzt. Fabriken, statt-
liche Wohnhäuser fliegen an uns vorbei. Das Riesenwerk des neuen Donaubettes.
Dann gesegnete Felder, so üppig, wie sie selten der Blick erschauen kann, jede
Scholle unendlich fleißig ausgenützt. Das ist das Marchfeld. Stattliche Dörfer, blü-
hende Gärten. Und in Gänserndorf Frankfurter Würste und Schwechater „Lager“.
Ja, wir sind in Europa!...

Sanft hügelt sich das Gelände; wir brausen nach Mähren ein. Das ist aber nur
eine neue Provinz, kein neuer Weltteil. Überall die lichten Spuren der Kultur. Da
rauscht der wohlgepflegte Wald, da gedeiht auf den Fluren die reiche Saat. Der Ber-
liner sieht sich's an und sagt zu seiner bessern Hälfte: „Ja, das Land ist gesegnet!
Wenn nur die verlotterten Österreicher etwas arbeiten wollten. Es wächst hier näm-
lich Alles von selber!“ – „Von selber!“ sagt sie, „o diese Österreicher!“... Aber das
sind ja Vergnügens-Reisende und daher müssen sie sich ärgern.

Die Fabriken mehren sich, Schlot an Schlot, in den Lüften schwimmt dichter
Kohlendunst, was wohl für die Nase kein lieblicher Duft ist, desto mehr jedoch für
den Verstand. Wie Schlösser sehen die Fabriken und wie Städte die Dörfer aus. Jede
zehnte Minute saust irgend ein Zug vorbei: Passagiere, Kohlen, Ochsen, Kohlen, Wa-
ren, Kohlen – die Kohle ist der häufigste und beliebteste Passagier der Nordbahn, und
diesem rußigen Gesellen wird darum auch auf dieser Bahn große Achtung erwiesen.

Auf das Mammut aus Südrussland ist hingegen weit weniger Rücksicht ge-
nommen worden. Es ist mit fünf anderen Herren in ein Coupé eingepackt. Das
Mammut ärgert sich, aber vielleicht hätten seine fünf Mitdulder weit mehr Grund
dazu. Denn ihnen hat Gott den Leib nicht so wunderbarlich gestaltet, auch ha-
ben sie sich in ein anderes Gewand gehüllt, als in frischduftendes Schafpelzwerk.
Darum ziehen auch vier von ihnen schiefe Gesichter. Aber der fünfte lächelt, seine
Nase leidet fürchterlich, aber das geschniegelte Männchen schmunzelt. Denn das
unförmliche Stück Menschheit ihm gegenüber sieht stark danach aus, als könnte
man ihm straflos mindestens hundert Anekdoten versetzen...

Das Mammut ahnt nichts von der Gefahr. Harmlos blickt es auf das blühende
Dorf, an dem der Zug vorübersaust, und dann auf sein Gegenüber. „Sehr – schöner
– Stadt“, bemerkt es in sehr schlechtem Deutsch.

„Eine Stadt?!“ Das geschniegelte Männchen lächelt überlegen. „Sie irren – ein
Dorf. Aber Irren ist menschlich. Wissen Sie, welcher Irrtum einmal mir passiert ist?
Da komme ich in ein ungarisches Schloss. Die wunderschöne Gräfin –“

„Dorf?“ Das Mammut wundert sich. „So – großer – Dorf! Hier Deutsche?“

„Czechen!“, tönt es stolz aus einer Ecke und hinter einer Nase hervor, die stark
gegen Himmel gerichtet ist.

„Aber – Sklaven – Czechen?!“, stammelt das Mammut. Es erinnert sich, sehr oft gehört zu haben, wie arm und unglücklich die Czechen in Österreich sind. Und nun wohnen diese Heloten in Häusern, wie sie in Südrussland kaum ein Adeligler hat. Es sind Fenster darin, wirkliche leibhaftige, gläserne Fenster!

... Auch die beiden schwarzgelben Damen in den geschmackvollen Toiletten wundern sich. Wo der Zug hält, da gehen Weiber und Kinder die Wagen auf und ab und halten Wasser, Früchte, Würste feil u. s. w. Im Osten kommt Niemand auf solche Gedanken. Und dann: diese Weiber und Kinder sind vollständig bekleidet und tragen sogar Schuhe. Schuhe! Bauernkinder, welche Schuhe tragen! In der „süßen Heimat“, in Rumänien, kommt solcher Unfug nicht vor. Dort tragen sogar die Kammerzofen keine Schuhe, und manchmal sogar die – Bojarinnen selbst...

Prerau! Fünfzehn Minuten Aufenthalt!

Dich grüß' ich in Ehrfurcht, ragende Halle, dir beuge ich mein Haupt, dicker Zahlkellner von Prerau, der du der letzte Pfeiler europäischer Speisekultur bist für Jeden, welcher den Krakauer Eilzug benützt. Hier sind noch die Tischtücher weiß, die Gläser rein, die Speisen genießbar. Und darum wird hier durch eine Viertelstunde gewütet – „nicht eine Schlacht, ein Schlachten ist's zu nennen“. Der dicke Südrusse leert fünf, die magere Rumänin sechs Schüsseln. Nur eine Reisende hat nicht den Waggon verlassen. Da sitzt die blonde, schwächliche Gouvernante und isst betrübt ein Stücklein Wurst und ein groß Stück Brot. Wurstessen ist keine poetische Tätigkeit, und doch! – wenn ich das arme, todbange Kind so recht hinzumalen verstehe, dem härtesten Menschen müsste das Auge sich feuchten....

Weiter geht's durch's blühende „Kuhländchen“ – nach Oderberg. Hier ist der Aufenthalt zu kurz, sonst wäre hier vielleicht in einem andern dicken Zahlkellner ein anderer Eckpfeiler deutscher Kultur zu entdecken. Aber diesmal sicherlich der allerletzte.

Hier verlassen die Berliner Vergnügungsreisenden das verlotterte Österreich. Alles Übrige lässt sich durch die gesegnete schlesische Ebene gemächlich vorwärts schleppen. Schon vor Dzieditz verschwinden auf den Stationen die Verkäufer. Dass ein Reisender Hunger und Durst haben könnte – auf diesen sonderbaren, unerhörten Gedanken kommen hier die Leute nicht mehr.

Dzieditz – ein kleines Nest, aber als Grenze Europas bemerkenswert. Hier führt ein Schienenstrang nach Bielitz und Biala. In dieser letzteren Stadt, welche durch eine boshafte Laune des Zufalls zu Galizien gehört, wohnen liebe, mutige, deutsche Menschen, welche um die Wahrung ihres Volkstums einen Kampf ausfechten müssen, wie man ihn fünf Jahre nach Sedan und vier Jahre nach Besiegung Hohenwart's kaum für möglich halten sollte. Sie stehen einsam in diesem Kampfe und machen nicht viel Aufhebens von ihrem Heldentum. Aber sollen wir fortfahren, tatlos zuzusehen, wie hier ein vorgeschobener Posten des Deutschtums langsam von polnischem Übermute zu Grunde gerichtet wird?!...

In Dzieditz fängt „Halb-Asien“ an. Nur zögernd habe ich mich zur Schaffung dieses eigentümlichen geographischen Terminus entschlossen. Er ist aber notwendig. Manches erinnert in Galizien allerdings an Europa: zum Beispiel das wahr-

haft kunstvoll ausgebildete System der Wechselreiterei, das nicht minder kunstvolle Steuersystem und was solcher Kultursegnungen mehr sind. Aber ein Land, in welchem man auf schmutzigen Tischtüchern isst, von anderen Dingen ganz abgesehen, kann man unmöglich zu unserem Weltteile rechnen...

Krakau!

Die Italiener geben jeder Stadt einen klingenden Beinamen, Genova la superba, Firenze la bella und so weiter. Wäre diese Sitte auch in Halb-Asien gebräuchlich, dann könnte das heilige Krakau nicht anders heißen als „Cracovia la stincatoria“... Pardon, verehrte Leserin, aber der Name würde passen. Ich habe nie in dieser Stadt geweiht, ohne mir einen ausgiebigen Schnupfen zu wünschen, um dieses Duftes nicht gewahr zu werden. Übrigens war dies ein bescheidener Wunsch, welcher erfüllt wurde; der Duft war so stark, dass ich den Schnupfen bekam. Dass die Menschen, welche in dieser Stadt zu leben verdammt sind, nicht alljährlich von einer Epidemie dezimiert werden, ist wahrhaftig ein besonderes Wunder Gottes. Warum es in Krakau so fürchterlich duftet, darüber sind die Bewohner verschiedener Ansicht, und zwar je nach ihrer Konfession. Die Juden behaupten, das sei Schuld der Klöster, insbesondere der Bettelmönche. Die Christen behaupten, das jüdische Proletariat mit Kaftan und Schmachtlöcklein sei daran schuld. Der Streit könnte wahrlich ruhen, denn sie haben Beide Recht...

An heißen Sommertagen duftet es aus der Stadt bis in den Bahnhof hinein, in den übrigen Jahreszeiten bestreitet der Bahnhof seinen Odeur aus Eigenem. Jene würdige Dame, welche im Wiener Nordbahnhofe in der Nähe Rothschild's ihren Sitz hat, hat in Krakau keine Kollegin...

In der Restauration sieht es wesentlich anders aus, als in Europa. Wohl tragen die Kellner noch Fräcke, sogar recht ehrwürdige und durch ihr Alter Respekt einflößende Fräcke; aber wahrlich, es wäre besser, sie trügen keine. Denn ein Frack lässt sehr viel von der sonstigen Bekleidung und besonders von der Wäsche sehen... Es ist vielleicht ein frommer Wunsch, aber er ringt sich mir ungestüm aus der Brust empor: „O, möchten die Krakauer Kellner doch lieber in dichtgeschlossenen Oberröcken servieren!“

Für reisende Geographen werden die Tischtücher von Interesse sein; sie finden darauf alle erdenklichen Grenzen in verschiedenen Saucen ausgeführt. Wen etwa der Abgang des Zuges an eingehenden Studien hindert, der mag sich trösten: er wird nach drei Monaten, wenn er wieder hier sitzt, dasselbe Tischtuch mit denselben Saucen wiederfinden!

Die Verkehrssprache ist die polnisch-deutsche. Zum Beispiel: „Befehlen Sie poledwica?“ – „Prose Bier oder Wein?“ – „Rynski und zwanzig Kreuzer!“ Auch das Publikum, welches hier neu hinzukommt, den Eilzug bis Lemberg zu benützen, spricht zum großen Teil diesen Mischmasch. Seit die Polen die deutschen Bildungsanstalten vergewaltigt, sprechen sie statt eines guten Deutsch ein erbärmliches Deutsch. Das ist der einzige Unterschied zwischen Einst und Jetzt. Denn Deutsch sprechen sie auch jetzt noch, sie fühlen instinktiv, dass es ein Wahnsinn, ein geistiger Selbstmord wäre, sich dieser Kultursprache zu verschließen.

Wer in der Krakauer Bahnhof-Restaurations dicht an der Tür sitzt, hört draußen ein verworrenes Lärmen, Toben und Jammern, wie es etwa Dante vernahm, als er sich der Hölle näherte. „Ausgang“ steht über dieser Türe geschrieben, aber passender wäre jenes: „Lasciate ogni speranza...“ Weh' dir, der du, ein harmloser Reisender, in die Vorhalle dieses Bahnhofs trittst! Urplötzlich umgibt dich ein Knäuel streitender, schmeichelnder, brüllender, flüsternder, stoßender, zerrender Gestalten, Juden in Kaftan und Schmachtlöcklein, so fürchterlich schmutzig, dass du kaum begreifst, warum sie nicht an einander kleben bleiben, sobald sie zusammenstoßen. „Sie Alle sind erschienen, dich herrlich zu bedienen,“ wie's im Studentenlied heißt. Es sind „Faktoren“, zu Deutsch Vermittler. Der Eine erzählt Dir von einem wundervollen Hotel, der Zweite von einem eleganten Wagen, der Dritte von Krakau's Königsgräbern, der Vierte von Wieliczka, der Fünfte will dir Taler wechseln, der Sechste Geld auf deine Uhr leihen. Und wenn du dies Alles nicht brauchst, dann beginnen sie flüsternd das Sirenenlied von einer jungen Krakauer Dame, welche vor Sehnsucht brennt, dich in ihren Salons zu empfangen.

Halb-Asien! In Europa hätte doch wohl die Polizei der schamlosen Kuppelei im Bahnhofs zu steuern gewusst.

Die Glocke läutet zum dritten Male. Der Zug geht nach Lemberg ab. Es ist 9 Uhr Abends, im Morgengrauen sind wir in der galizischen Hauptstadt. Wahrlich, es ist überaus menschenfreundlich von der Karl-Ludwigsbahn, dass sie den Eilzug Nachts gehen lässt. Denn einen trostloseren Anblick hat man kaum aus dem Coupé irgend einer Bahn des Kontinents. Öde Haide, spärliches Gefild, zerlumpte Juden, schmutzige Bauern. Oder irgend ein verwehrtes Nest und auf dem Bahnhofs ein paar gähnende Local-Honoratioren, einige Juden und einige andere Geschöpfe, denen man kaum noch den Titel Mensch zuwenden kann. Wer auf dieser Bahn, welche übrigens derzeit sehr gut administriert wird, bei Tage reist, wird vor Langeweile sterben, wenn er nicht vor Hunger stirbt. Wohl gibt es einige Restaurations auf dieser Strecke... aber der Mensch begehre sie nimmer und nimmer zu schauen... Ich selbst habe in Przemysl einmal das allersonderbarste Kalbsschnitzel meines Lebens gegessen. Es war ein gefülltes Kalbsschnitzel, und zwar fand ich da: einen Nagel, stark verrostet, eine Stahlfeder und ein Büschel Haare. Als ich dem Restaurateur die Corpora delicti unter die Nase hielt, meinte er höchst gleichmütig: „Ich weiß nicht, warum Sie sich so ereifern. Habe ich Ihnen gesagt, dass Sie sollen essen das alte Eisen? Sie sollen essen das Fleisch!“

Aber wir machen ja die Reise Nachts. Wir verschlafen alle Schrecken dieser Landschaft und dieser Kalbsschnitzel. Erst im Morgengrauen weckt uns der Ruf: „Lemberg!“ Ein fahler, grauer Herbstmorgen lugt in die hohen, von Schmutz erblindeten Bahnhof-Fenster. Vielleicht ist dies das einzig passende Licht für diese trostlosen Räume. Ich habe selten irgendwo einen so verwehrten Raum gefunden, wie die Restaurations zu Lemberg. Und diese verschlafenen Kellner, die in ganz unsäglichen Toiletten verdrießlich einherschleichen! Und diese Tassen, aus denen man den Kaffee trinken muss! Man kämpft wahrhaftig mit sich selbst, bis endlich das Bedürfnis siegt, etwas Warmes in den Leib zu bekommen.

Die Leute um uns scheinen freilich nichts von solchen Skrupeln zu empfinden. Es ist ein lebhafter Verkehr in dieser Station, und das Bild verdient wohl mindestens in flüchtigen Strichen fixiert zu werden.

Freilich ist das Gewühl noch größer, wenn hier zu Mittag gespeist wird. Da drängen die Menschen durcheinander, wie bei einer Rekrutierung oder einem Jahrmarkt oder vielleicht am richtigsten: wie bei einem Fastnachtsballe. Himmel, was für Menschen kann man da sehen, und wie speisen sie zu Mittag! In der Restauration drinnen, da sitzen an den wackligen Tischen, welche gleichfalls, wie in Krakau, mit Landkartentüchern bedeckt sind, die vornehmen Reisenden und werden von schmutzigen Schlingeln mit ölgetränkten Haaren bedient. Da sitzen Bojaren aus der Moldau mit schwarzen verschmutzten Gesichtern, schweren Goldringen und Uhrbehängen und mit ungewaschenen Händen. Da sitzen feine, glatte, elegant gekleidete Herren, welche drei Brote nehmen und eines ansagen und dann vielleicht einen Gulden Trinkgeld geben. Da sind herrliche, dunkeläugige Frauen in schweren Seidenkleidern und schmutzigen Unterröcken. Dazwischen zivilisierte Reisende aus Deutschland und England, emanzipierte polnische Juden, welche gern jüdische Polen sein möchten und in der Speisekarte vor Allem nach dem Schweinebraten suchen; langbärtige, ruthenische Popen in fettglänzenden Kaftanen, elegante Husaren-Officiere, abgeblühte Cocotten, die nach Bukarest und Jassy gehen, um dort „ihr Glück zu machen“. Und sie Alle essen à la carte aus der französischen Hexenküche des jüdischen Restaurants und zahlen ein Heidengeld dafür.

Draußen ist das Gewimmel noch größer. Jüdische Obstweiber preisen schreiend die saftigen Früchte der Ebene, kleine Judenmädchen betreiben einen schwunghaften Handel mit Wasser und kleine Judenknaben desgleichen mit Süßigkeiten. Sie sind sehr regsam. Aber glotzend und teilnahmslos stehen die russischen Bauern und Kleinbürger hinter ihren Verkaufsbuden, wo sie Früchte feilbieten oder Brot und Wurst. Dazwischen drängen lange, magere, zerlumpte Jungen, die aus großen grünen Flaschen in kleinen grünen Gläschen Schnaps feilbieten. Derartiges genießen die Reisenden der dritten Klasse: schmutzstarrende polnische Juden mit langen Bärten und Wangenlößchen, unter denen euch oft in typischer Schärfe ein edler Christuskopf in die Augen sticht oder ein grinsender Judaskopf; streitende, schreiende italienische Bahnarbeiter; stumpfe, gleichmütig vor sich hinstarrende podolische Landleute. An den Türen aber stehen die Elegants von Lemberg und näseln Bemerkungen über die Damen. Polnische Gepäckträger schleppen kleine Kofferchen unter Ächzen und Stöhnen ab und zu; jüdische Lohndiener preisen die prachtvollen Hotels des Ortes, und jüdische Lohnkutscher ihre überaus vortrefflichen Wagen. Dazwischen brüllt eine volhynische Ochsenheerde, die man eben nach Wien verladet. Kurz – ein Hexensabbath und ein Höllenkonzert.

... Heute, im Morgengrauen ist es weit stiller. Das Ungeziefer, welches den Reisenden in der Krakauer Vorhalle anfällt, die „Faktoren“, fehlen gänzlich. Auch bei Tage sind sie in Lemberg minder sichtbar. Lemberg ist auch in dieser, wie in jeder andern Beziehung reinlicher als Krakau. In der galizischen Hauptstadt liegt wenig

Unrat auf den Straßen. Desto dichter ist er leider in den Spalten mancher Blätter aufgehäuft, die in Lemberg erscheinen.

... Der Eilzug nach Czernowitz geht ab. Die Fahrt ist trostlos langweilig, und was zwischen Krakau und Lemberg die Nacht milde verhüllt, das zeigt hier in Ostgalizien der Tag erbarmungslos klar: die kahle Haide, die ärmlichen Hütten, den Mangel jeglicher Industrie und Kultur. Es ist gut, wenn man sich in Lemberg mit Lektüre versorgt. Freilich ist die Auswahl, welche man dort im Bahnhofs treffen kann, eine sehr beschränkte. Es werden zwei Sorten Literatur feilgeboten: Obszönitäten und Hetzschriften gegen die Juden. Man hält eben auf Lager, was Absatz findet! Aber wie charakteristisch ist der kleine Broschürenschatz für die Verhältnisse in Halb-Asien!

Auch auf dieser Strecke kann man sich im Hunger üben. Ein österreichischer General und ich, wir waren bereits in gelinder Verzweiflung, als wir endlich in Stanislau einfuhren. Aber auch da bekamen wir nichts, als ein Glas Branntwein und ein Stück Brot. Not lehrt Schnaps trinken.

Das ist aber auch die letzte Prüfung. Die Haide bleibt hinter uns, den Vorbergen der Karpaten braust der Zug entgegen und über den schäumenden Pruth in das gesegnete Gelände der Bukowina. Der Boden ist besser angebaut und die Hütten sind freundlicher und reiner. Nach einer Stunde hält der Zug im Bahnhofs zu Czernowitz. Prächtig liegt die Stadt auf ragender Höhe. Wer da einfährt, dem ist seltsam zu Mute: er ist plötzlich wieder im Westen, wo Bildung, Gesittung und weißes Tischzeug zu finden. Und will er wissen, wer dies Wunder vollbracht, so lausche er der Sprache der Bewohner: sie ist die deutsche. Und er sehe zu, zu welchem Feste sie rüsten; zu einem Feste des deutschen Geistes.

Der deutsche Geist, dieser gütigste und mächtigste Zauberer unter der Sonne, er – und er allein! – hat dies blühende Stücklein Europa hingestellt, mitten in die halbasiatische Kulturwüste! Ihm sei Preis und Dank!

Zwischen Dniester und Bistrizza¹

„Zwischen Dniester und Bistrizza“... wer weiß, wer das alte Jubellied ersonnen und zu welches Woden Ruhm? Sein Angedenken ist verklungen, sein Name steht nicht eingeschrieben in der Welt Geschichten, verrauscht ist längst der Jubel, aber noch singen sie, droben auf den felsigen Höhen, zwischen denen der wilde Czere-mosz schäumt, und in der grünen Wüstenei des Lungul und drunten im lachenden Sereth-Tal:

Zwischen Dniester und Bistrizza
Freu'n sich alle braven Leute,
Und in Waffen geh'n die Männer
Und in Seide geh'n die Frauen,
Geh'n in Seide und in Blumen,
Und sie rufen: Heil uns, Heil!
Preis und Dank dem großen Woden,
Der uns aus der Not gerettet...

War's Polennot? War's Türkennot? Und wer war der große Wode?... Unverstanden, inhaltlos klingt das Lied durch den Karpatenwald, durch die Buchenhaine der Niederung. Aber heute² ist wieder einmal ein Tag, da das alte Lied wieder zu schöner Wahrheit wird, da neuer Geist und Sinn in die alten Reime kommt! Denn heute ist ein Tag des Gedächtnisses, an dem in der Tat Alle, Alle, die drüben im schönen entlegenen „Hochland im Ost“ in Licht und Frieden wohnen dürfen, aus ganzem Herzen rufen: „Heil uns, Heil!“ Alle, nicht etwa bloß ergebenste Loyalitätsmenschen, sondern jeder Vernünftige, der seine Augen zum Sehen gebraucht, der Umschau hält in der eigenen Heimat und dann über die Grenze hin, nach Ost und

¹ Aus: Franzos, Karl Emil: Aus der großen Ebene. Neue Culturbilder aus Halb-Asien. Stuttgart, 1888.

² Die Skizze ward zum 7. Mai 1875 geschrieben, zum hundertsten Jahrestag der Vereinigung der Bukowina mit Österreich. Sie darf heute leider nur mehr den Wert beanspruchen, die Kulturverhältnisse der Bukowina, wie sie vor dreizehn Jahren bestanden, wahrheitsgetreu darzustellen. Dass sich das erste Decennium des zweiten Jahrhunderts, welches die Bukowina unter österreichischer Herrschaft verbringt, für das Land weniger segensreich gestaltet, und aus welchen Gründen, hierüber mag man die Einleitung dieses Buches nachlesen. Ich will mich hier auf diesen Hinweis beschränken und, um Wiederholungen zu vermeiden, jede berichtigende Bemerkung zu der folgenden Schilderung unterlassen. Traurig genug, dass man diese letzte Epoche nicht mehr „eine Zeit währenden, wachsenden Gedeihens“ nennen kann. „Wir Österreicher“, sagte mir einmal einer unserer bedeutendsten und edelsten Patrioten, mit bitterem Lächeln, „haben ein Talent zum Zerstören, wie sonst Niemand auf der Erde; was wir heute nicht ruiniert haben, das ruinieren wir morgen!“

Süd: in's verödete Bessarabien, in's unglückliche Rumänien!... Ja, Preis und Dank dem „großen Woden“, der seine Hand über dieses Land gestreckt und es aus der Not der Barbarei gerettet, dem Herrscher, der in der Tat ein großer, edler Mensch gewesen, dessen eiserne Hand „den Völkern eine Rose bot“ – Preis und Dank dem „Woden“ Josephus! Seines Namens war er der Zweite, seines Herzens und Geistes für alle Zeit der Erste! Lebendig gilt er der Sage, und sein Gedächtnis wird nie ersterben; aber inniger denkt Niemand seiner, als die „braven Leute zwischen Dniester und Bistrizza“! Und nun gar heute! Denn heute sind es hundert Jahre, da des Herrschers Mühen und Ringen um diese Landschaft endlich Abschluss und Erfolg gefunden: am 7. Mai 1775 ist die Bukowina an Österreich gekommen.

In Allem ist das uralte Lied wieder neu und giltig geworden, nur in Einem nicht: heute gehen drüben am Pruth und der Suczawa die Männer nicht im Waffenschmucke, die Frauen nicht in „Seide und Blumen“ – es ist eine stille Feier, und laut und prächtig soll sie sich erst in jenen Tagen entfalten, da das Reich der Provinz nachträglich zu ihrem Festtage das Ehrengeschenk darbringt, das schönste und nützlichste, was man auszusinnen vermocht: die neue deutsche Hochschule im Osten, die „Universitas Czernoviciensis!“... „Prächtig“, sagte ich, würde das Fest jener Herbsttage sein, und ich weiß doch gut, dass das ferne Hochland wohl schön ist, aber nicht eben reich und gar so abgeschieden von der großen Welt, dass die armen Leute beim besten Willen nicht solchen Prunk und Glanz aufbringen können, wie sie sicherlich gerne möchten! Aber das Wort nehme ich nicht zurück. Denn eine Feier, bei der sich jede Brust stolz hebt und jedes Auge freudig leuchtet, bei der kein Hochruf erzwungen ist und kein begeistertes Wort erlogen, eine solche Feier darf man wohl prächtig nennen, ohne Rücksicht auf die Zahl der Teppiche und Fahnen! Und solcher Geist wird durch jene Herbsttage wehen; dieses Land ist dankbar und treu und verdient seine Bezeichnung als „Tirol Ostösterreichs“ nicht bloß seiner landschaftlichen Schönheiten wegen... Wohl gibt es Menschen im Lande, welche anders denken und der Säkularfeier die Totenfeier für irgend einen dakischen dunklen Ehrenmann demonstrativ entgegenstellen; zwei ganze Dutzend dürften es sein – „nationale Politiker“ nennen sie sich selbst; „Hochverräter“ werden sie von den Anderen genannt. Aber beide Namen scheinen mir überaus unpassend. Ein nationaler Politiker ist ein achtungswerter Mann, der beharrlich und besonnen ein Edelstes und Höchstes erstrebt: Sicherung und Blüte seines Volkstums – und selbst zu einem ganzen Hochverräter gehören ganze fünf Sinne! Aber wer heute, im Jahr des Heils 1875, ernstlich anstrebt, dass die deutsche Kultur in der Bukowina ausgerettet werde, dass das Land an Rumänien falle, der ist kein Hochverräter, welcher Strafe verdient, der ist von Gott gestraft genug und verdient im Gegenteil eine tägliche ausgiebige Douche und den kostenfreien Aufenthalt in der einsamen Zelle eines nützlichen sanitären Instituts, zu dem es das Buchenland freilich leider noch nicht gebracht hat...

Eine Landes-Irrenanstalt also haben sie drüben noch nicht, aber ein schönes Kulturleben haben sie und Rechtssicherheit und geordnete Sitte und bürgerliche Freiheit! Wie eine Oase liegt dies Ländchen mitten in der Wüste östlicher Unkultur. Wahrlich, wenn der Bukowinaer so dankbar und so treu ist, so hat er auch allen Grund dazu

– mehr Grund, sag' ich offen, als der Bürger eines andern Kronlandes! Nicht etwa, dass hier die k. k. Verwaltung durchwegs von besserem Geist erfüllt gewesen, als anderwärts – auch hier blieb sie sich gleich in ihren geringen Vorzügen und großen Schwächen. Aber zwei Dinge gibt's, für welche der Bukowinaer dem österreichischen Staate allezeit verpflichtet bleiben muss: Erstens für – den 7. Mai 1775! Ja, schon die Tatsache, dass dies Land nicht bei der Moldau blieb, sondern an Österreich kam, wiegt schwer genug! Zweitens für die treffliche Art, in der Kaiser Joseph das Land kolonisiert, für den genialen Blick, mit dem der große Monarch das Verhältnis der Nationalitäten festgestellt. Die Bukowina ist ein kleines Ländchen, und was Joseph dafür getan, steht in keinem Geschichtsbuch zu lesen, aber wer sich in die vergilbten Akten aus jener Zeit vertieft, in die Berichte der k. k. Militär-Verwaltung und des Herrschers Entscheide hierüber, dem tritt es fast überwältigend entgegen, wie weit, wie scharf, wie weise diese Kaiseraugen geblickt...

Das kann man von den Augen der k. k. Verwalter, der Herren Kreishauptleute und Landes-Chefs freilich nicht immer sagen. Einiges haben sie gefördert, Manches wohl auch gehindert – die Hauptarbeit haben sie wahrhaftig nicht getan! Es war dies auch zum Glück nicht nötig, denn wenn es nötig gewesen wäre, dann – siehe Ostgalizien, siehe Oberungarn... Aber hier war ein richtiger Grundstein gelegt, und die Erbgesessenen und die Kolonisten schafften selber fröhlich weiter, und es war Segen über ihrem Werke, weil sie dabei Frieden hielten und sich nicht um Glauben oder Sprache die Köpfe blutig schlugen. So war das Jahrhundert, welches heute voll wird, für die Bukowina eine Zeit emsigsten, gesegnetsten Fleißes, eine Zeit währenden, wachsenden Gedeihens. Und so mag der Bürger dieses Landes heute dankbar jenes Tages gedenken, da für die Bewohner ein menschenwürdiges Dasein begann, aber noch dankbarer der Arbeit seiner Ahnen und Väter, und stolz der eigenen Arbeit. Wohl wird sich auch die ferne, düstere Vergangenheit vor sein Auge stellen, und dann, wie sich jener 7. Mai 1775 gefügt, aber lieber wird er bei der schöneren Gegenwart verweilen. Und genau so will ich's halten in diesem Gedenkblatt zum Festtag des schönen, merkwürdigen Berglandes...

Düster und traurig ist die ferne Vergangenheit des Gaus zwischen Dniester und Bistrizza, der „obern Moldau“ – der Name „Bukowina“ wird auch just heute erst hundert Jahre alt. Düster und traurig! Unsäglich viel ward auf diesem Boden gedrängt und geschlagen; hier ging die große Völkerstraße von Ost gegen West. Hier wanderte – wer misst, seit welchen Tagen? – das sarmatische Nomadenvolk der Skythen von Trift zu Trift, bis die Geten, vielleicht ein germanisches Kriegervolk, sie schützend und knechtend zugleich unter ihnen Wohnsitze nahmen – die „Königsskythen“ Herodots. In diesem Hügellande staute sich die wüste grimme Völkerwelle der Bastarner, immer wieder in römisches Gebiet hinabflutend, dann eingedämmt, endlich spurlos verflutend im Völkermeere des Weltreiches. Das hatten zuerst oberflächlich die Waffen der Legionen bewirkt, dann gründlich jene der Kultur. Wo dem Cäsarenstaate die Marken gestanden, ob dies oder jenes Stücklein noch dazu gehört, darüber wird noch heute mit großer Galle und Gelehrsamkeit gestritten; gewiss ist, dass mindestens die Landschaft südlich des Hierasos – Pruth heißt heute der rasche,

blaue, wilde Bergfluss – dem Einfluss römischer Kultur nicht entrückt gewesen. Freilich war es nur dünner Firnis, den die Weltgebieter schlau, rasch und energisch den Unterjochten aufgedrückt, und er barst und fiel ab, als nun von Osten her, dröhnend, verderbend, reinigend wie ein Gewitter, die neuen Herren der Welt gezogen kamen – die Germanen, die Goten. Auf der Stätte des heutigen Suczawa hielten ihre Könige Hof¹, das Christentum erblühte und mit ihm auf dem Boden eines starken unvererbten Volkstums allmählich eine neue Kultur. Aber sie endete jäh und grässlich unter den Hufen der Hunnenrosse, und was nun vom vierten bis ins vierzehnte Jahrhundert folgt, ist eine Kette unsäglicher Gräuel: ein Volk drängte und mordete das andere, bis es selbst ertränkt ward von einer neuen Völkerwelle von Osten her. So sind Gepiden und Awaren, Bulgaren und Chazaren, Magyaren und Petschenegen, Kumanen und Uzen, Mongolen und Tataren gekommen und gegangen; wie eine einzige, ewig lange, grauenvolle Nacht liegt dies Jahrtausend dem Blicke des Spätgeborenen, von einem kümmerlichen Lichtblitz erhellt: dem heldenmütigen, selbstlosen Kampfe des deutschen Ritterordens für Bildung und Christentum. Aber über die Trümmer seiner Burgen zu Niamtz und am Zezin, über die Leichen der Ritter fluteten die Horden der Mongolen. Als sie sich verlaufen, da war das Land eine Wüste, überaus spärlich bewohnt von Überbleibseln all der Völker, welche diesen Boden mit ihrem Blute gedüngt. Doch den Herrenlosen kamen bald, diesmal von Westen her, neue Gebieter: rumänische Hirten und Jäger stiegen aus der Marmaros in das Tal der Moldawa hinab und gründeten hier unter Dragosch, dem Häuptling, ein neues, von Felsen umfriedetes Gemeinwesen. Aber die Ebene lockte sie, aus den Hirten wurden Krieger, das Völker-Bruchgestein am Sereth und Pruth konnte ihnen nicht widerstehen, und so entstand, anfangs fast genau in den heutigen Grenzen der Bukowina, ein streitbarer Staat: die Moldau, der bald mächtig gegen Ost und Süd wuchs. Unter Stephan dem Alten erreichte der Rumänenstaat die größte Blüte, welche ihm bisher gegönnt gewesen, und so mag sein Volk diesen Fürsten immerhin den Großen nennen: er schlug den Feind in Nord und Süd, in Ost und West – dem Polen und dem Türken, dem Ungar und dem Kosaken war der „Kara Bogdan“ (der „schwarze Stephan“) gleich fürchterlich. Aber auch in Dingen des Friedens war er stark und weise, er vollendete mutig alles Gute, was die Ahnen schüchtern begonnen, er mehrte die Bevölkerung seines Landes durch Aufnahme von Armeniern, Pokutiern und Zigeunern, er gab Gesetze und handhabte sie gerecht. Seine Regierung ist der Glanzpunkt rumänischer Geschichte, und einsam ragt aus diesem Volkstum diese groß, kühn und stolz geartete Heldengestalt, furchtbar einsam! – so sehr es dieses Volk bedurft hätte, ein „Stefan cel mare“ ist ihm nicht wieder geboren worden!... Was der gewaltige Mann geschaffen, hat kurz gewährt; unter seinen nächsten Nachfolgern schon brach Alles zusammen: die Moldau ward zur türkischen Provinz, die Landschaft zwischen Dniester und Bistrizza zum Schlachtfeld, auf dem sich der Türke mit dem Polen maß oder der abgefallene tatarische Hospodar mit seinem osmanischen Zwingherrn. Oder es erhö-

¹ Wenigstens ist dies eine Hypothese, welche viel Wahrscheinlichkeit für sich hat. Dass aber „Suczawa“ ein gotischer Ortsname sei (Suozawe = süße Aue, Schönau) ist sicherlich nur ein Philologen-Traum. Der Name ist zweifellos slavischen Ursprungs.

ben sich einige Bojaren, zogen vereint gegen Suczawa, die Fürstenstadt, schlachteten vereint den Hospodar ab samt Weib und Kind, schlugen sich dann aber grimmig herum, wer nun Hospodar sein, zu deutsch: wer nun das Land aussaugen und zertreten dürfe. Denn ärger als die Kriegsnot war jene des Friedens, das scheußliche, entnervende, durch und durch verderbte und verderbende Walten der eingeborenen, im Namen des Sultans gebietenden Machthaber. Jede Zeile in den Geschichten jener Tage kündigt unsägliche Gräuelp, es war ein beispielloses Morden, beispiellose Verderbnis. Alle Bande des Volkstums, alle Bande der Familie lösten sich, es war ein Wüten Aller gegen Alle. Grauensvolle Nacht lag über dem Lande. Da brach jäh und unverhofft ein Lichtstrahl herein: die Besetzung durch die Österreicher.

Das war am 1. Oktober 1774. Zunächst schafften sie mit eiserner Hand Ordnung, steuerten dem Rauben und Morden, schützten die Sicherheit des Besitzes. Sieben Monate darauf folgte die formelle Erwerbung: vor hundert Jahren, durch den Vertrag zu Konstantinopel, abgeschlossen zwischen dem Großvezier Izzed Mechet Pascha und dem Gesandten Freiherrn v. Thugut. Dieser listige Diplomat hat damals, wie überhaupt während seines Wirkens am Goldenen Horn, seinem Namen Ehre gemacht; später freilich und zu Wien hat er's verdient, dass ihn der Volksmund den Thunichtgut taufte.

Diese Besetzung und diese Erwerbung – es ist eine etwas eigentümliche Historie. In solcher Art, wie die Bukowina, ist kein anderes Land an Österreich gekommen. Und es gibt überhaupt in aller Geschichte nicht viele solche Fälle! Denn dass befreundete Souveräne einander im Frieden Pferde oder Edelsteine beschenken, kommt vor; aber dass einer dem andern ohne jegliche äußere Veranlassung einhundertachtzig Quadratmeilen schenkt, ist doch etwas kurios. Die Bukowina ist ein Geschenk des Sultans an Joseph, selbst nach strengster juristischer Definition ein Geschenk, weil ganz freiwillig gegeben, aber – es ist doch eine eigentümliche Historie, so recht eine Staatsaktion im Geiste jenes Säculums...

Man weiß, damals rangen mit einander zwei Richtungen der Politik in Österreich, beide durch groß angelegte Herrschernaturen repräsentiert; rücksichtsvoll rangen sie, aber es war doch ein ewiges Ringen zwischen der großen Kaiserin und ihrem größeren Sohne. Maria Theresia hing an den alten Traditionen und dem alten Hass; Joseph erkannte, dass im Bündnis mit Preußen, in der Verständigung mit Russland die Gewähr für das Erstarken Österreichs liege, und vor Allem für dessen Vergrößerung. Vor Allem hierfür: nach Mehrbesitz stand sein Sinn, aus Stolz wie aus Staatsraison. Heute denken wir anders; nicht in der Zahl, sondern in der Harmonie der Massen und ihrer Homogenität liegt uns der Quell der Macht, und gewaltig schreitet die Idee der Nationalitäten durch unser Jahrhundert. Dem großen Kaiser lag sie ferne – sehr begreiflich, nicht weil er ein Österreicher, sondern weil er ein Sohn seiner Zeit war; hatte sie doch auch der Preuße nicht, der große König. Aus Stolz wie aus Staatsraison, sagt' ich, strebte Joseph nach Mehrbesitz, und überdies lockte die leichte Gelegenheit. Da lag im Südosten der ohnmächtige Osmanenstaat, da lag im Osten das doppelt ohnmächtige Polen, nur noch durch die Eifersucht der drei Nordmächte im elenden Dasein geschützt. Heftig rangen Mutter und Sohn, bis Joseph die

Teilnahme an Polens Teilung erstritt. So kam Halicz und Wlodimir an Österreich, das bergige Pokutien dazu und ein Stück Podoliens.

Aber anders dachte der Kaiser bezüglich der Mittel, türkisches Gebiet zu erlangen. Nur bezüglich der Mittel! – er hat später mit dem Schwerte um Bosnien gekämpft und schon in den Siebziger-Jahren erstrebte er zuerst das Tiefland an der Aluta, später jene Landschaft, deren Erwerbung allerdings sehr wünschenswert geworden, da sie sich wie ein Keil zwischen Siebenbürgen und das neugewonnene Dniesterland einschob, eben die Bukowina. Hatte er Galizien durch den Bund mit Russland und Preußen erworben, so erlangte er die Bukowina durch den Bund mit der Türkei, auch diesmal wieder mühsam der Mutter Einwilligung erringend. Als Katharina II. 1768 den Krieg gegen die Osmanli begann und ihre Heere Sieg auf Sieg erfochten, da gönnte Maria Theresia im frommen Herzen den Ungläubigen ehrlich alle die Hiebe, indes Joseph in schwerer Besorgnis den mächtigen Rivalen siegen sah. Darum suchte er Friedrich zu bestimmen, mit ihm vereint bei Katharina für die Vielgeschlagenen zu intervenieren. Aber nach langwierigen Verhandlungen versagte Preußen endgültig seine Hilfe. Indes war die Gefahr immer drängender geworden, die russischen Hiebe immer wuchtiger. Denn wohl waren die Feldherren der Czarin erbärmliche Strategen, aber die ihrer Gegner noch viel erbärmlichere – den „Krieg des Einäugigen mit dem Blinden“ hat es Friedrich II. spöttisch genannt. Es hat da Facta gegeben, die wie Märchen klingen; so ergab sich z. B. die stärkste Veste des Ostens, Chotin, mit 184 Geschützen armiert, an – acht Kosaken. Aber Joseph nahm mit Recht die lustigen Fakta sehr ernst und schloss am 6. Juli 1771 mit der Türkei ein geheimes Schutz- und Trutzbündnis, welches ihr den Besitz der Moldau und Walachei garantierte. Die fromme Mutter entsetzte sich über den Bund mit den Ungläubigen, aber Joseph hatte recht gehandelt; der Traktat war ein Meisterstück, er verpflichtete die Türkei zur Dankbarkeit, ohne dass Österreich Opfer brachte. Denn am 21. Juli 1774 kam zu Kutschuk-Kainardschi der Friede zwischen Russland und der Türkei zu Stande; die Türkei behielt die Donaufürstentümer, die Russen räumten die Moldau. Aber kaum dass sie abzogen, rückten die Österreicher ein. Stillschweigend rückten sie ein, ohne Proklamation, vielleicht weil sie ohnehin nur Wenige im Lande hätten lesen können, vielleicht weil es – sonst seine Schwierigkeiten gehabt hätte... Und nun arbeitete Thugut rastlos, dem *Fait accompli* gesetzliche Form zu geben. Was mehr auf den armen Izzed Mechet gewirkt, ob die Vorstellung, dass die Dankbarkeit eine schöne Tugend, ob jene, dass die österreichischen Soldaten recht zahlreich – gleichviel! Die Türkei trat die Bukowina freiwillig an Österreich ab, und aus dem Besitz ward Eigentum. Ganz freiwillig, im ersten Artikel des Vertrages steht es klar und deutlich: „*Pour donner une preuve non équivoque d'amitié, d'affection et de bon voisinage la Sublime Porte donne et abandonne et cède à la cour impériale les terres contenues d'une part entre le Dniester, le confin de Pocutie, de Hongrie et de Transylvanie.*“ Man sieht: ganz klar und deutlich steht es da. Und wann hätten je diplomatische Schriftstücke gelogen!...

Sehen wir uns nun die „*preuve non équivoque*“ näher an. Einhunderteinundachtzig Quadratmeilen waren's, und so mag das Höflichkeitswort des guten Izzed

Mechmet immerhin als Wahrwort gelten. Aber das Land war eine Wüste, die spärliche Bewohnerschaft roh und verwildert, die Hauptstadt Suczawa eine Trümmerstätte, das uralte Sereth verödet, das junge Czernowitz ein Haufen Lehmhütten. Es fehlte an Gesetzen und Ämtern, an Straßen und Schulen, nur an Not und Räubern war Überfluss. Besonders aber fehlte es an – Bewohnern...

An Allem fehlte es, und für Alles sorgte Joseph, und trefflich kam die Militär-Verwaltung seinen Aufträgen nach. Ganz genau kann man dabei verfolgen, was dem großen Monarchen vorschwebte; nicht bloß aus der Barbarei überhaupt wollte er das Land reißen, sondern es auch als würdiges Glied für das Zukunftsreich gestalten, welches er plante. Kein deutscher Nationalstaat sollte Österreich werden, aber ein deutscher Kulturstaat und alle Nationalitäten sollte ein versöhnendes Band umschlingen: eine gleichartige Bildung. Darum schaffte er zunächst deutsche Schulen und deutsche Kolonisten in's Land. Daneben kamen aus allen Windrichtungen auch andere Leute daher, Leute jeder Sprache und jedes Glaubens. Allen ward die Wohltat der Steuer- und Militärfreiheit bis in's neue Jahrhundert hinein; willkommen war Jeder, der arbeiten wollte und dem Gesetze gehorchen und seine Kinder in die Schule schicken. Czernowitz ward Hauptstadt und als solche Sitz der höchsten Bildungsanstalt des Landes, einer – vierklassigen Normalschule (1778 gegründet). Kurz – Alles, was das Land heben konnte, geschah rasch und weise. Sogar für einen geordneten – Adel ward gesorgt, denn das gab's vorher nicht im Lande; „Bojar“ nannte sich jeder Reiche, jeder Ochsenhändler und Gutsbesitzer, wie dies ja auch heute noch in Rumänien üblich. Nun erhielten einige dieser Bojaren den österreichischen Adelsbrief und ein Wappen dazu. Auch später sind noch einige reiche Ochsenhändler vom Kaiser Franz geadelt worden. Daher wird es auch erklärlich, warum die Söhne und Enkel dieser guten Leute mit solcher Beharrlichkeit hochfeudale Politik treiben. Sie können nichts dafür: das Blut spricht in ihnen! Noblesse oblige....

Überaus viel dankt die Bukowina der Militär-Verwaltung, weniger, wie erwähnt, der Zivil-Administration. Hauptsächlich war es ein Umstand, welcher die volle Entfaltung des Ländchens verhinderte: seine Anschweißung an Galizien. Wohl war es damals noch das deutsch und vernünftig administrierte Galizien, in welchem noch polnischer Übermut nicht seine Allotria treiben durfte. Aber beide Länder sind doch so grundverschieden, dass bei einer gemeinsamen Verwaltung unbedingt das kleinere leiden musste. Darum war es immer ein stiller Herzenswunsch der Bukowinaer, von Galizien loszukommen. Erst im Jahre 1848, wo ja alle stillen Wünsche laut wurden, kam auch dieser zum Ausdruck. Im „tollen Jahr“ waren ja die Revolutionen in Mode, und so machten auch die „guten Leute zwischen Dniester und Bistrizza“ ihre Extra-Revolution. Etwas eigentümlich war diese Erhebung und ganz unblutig, nämlich so: Einige setzten eine Petition auf und Alle unterschrieben sie, und das Schriftstück ging nach Wien. Und was forderten sie darin, etwa Pressfreiheit und Volksbewaffnung? Ach nein! Nichts forderten sie, sondern sie baten ergebenst: erstens, der Kaiser möge sie gefälligst künftig nicht auf dem Umwege über Lemberg regieren, sondern direkt von Wien aus und durch einen Landes-Chef in Czernowitz; zweitens, er möge dem Lande einen Titel und ein Wappen geben, und drittens – hier

erheben sie sich zu drohendem Drängen – er möge doch in seiner Huld ruhen, diesen Titel dem seinen beizufügen und das Landeswappen in das Reichswappen aufzunehmen. Das gaben sie rekommandiert auf die Post, steckten das Receptisse in die Tasche, und die Czernowitzer Revolution von 1848 war zu Ende. Die Leute bekamen auch, um was sie gebeten: einen Landes-Chef nach Czernowitz und für die Bukowina den Titel „Herzogtum“ und als Wappen jenes der Moldau: den goldenen Stierkopf im blauroten Felde. Seitdem heißen auch Österreichs Monarchen „Herzoge der Bukowina“, und im Reichswappen findet sich auch der goldene Stierkopf. Alles haben sie bekommen. Ja, wenn man sich so gründlich auf ‘s Revolutionieren und Rebellischsein versteht!...

Und dann kamen und gingen einige Landes-Chefs, und dann ging Einer, welchem keiner mehr folgen sollte; so plante es Herr Graf Agenor Goluchowski. Aber die ganz unsinnige und ungerechte Maßregelung, die Ankettung an Galizien, dauerte nur so lange, wie die Minister-Herrlichkeit des Herrn Grafen; er ging und im Februar 1861 kam wieder ein Landes-Chef. Mehrere sind seitdem wieder gekommen und gegangen, aber nur Einer verdient hier dankbar hervorgehoben zu werden, der aber voll und ganz: der Freiherr von Myrbach. Denn er waltete ebenso weise als gerecht und energisch, er war mehr als ein pflichteifriger Chef der Verwaltung, er war ein wahrer Vater für das Land und hat der Regierung mehr Sympathien erworben, als alle seine Vorgänger und Nachfolger zusammengenommen.¹

¹ Myrbach fiel, weil er als energischer Förderer der Reichseinheit den rumänischen Föderalisten ein Dorn im Auge war. Was jede andere Regierung durch wärmste Anerkennung belohnt hätte, vergalt die Wiener durch – den »blauen Bogen«, die vorzeitige Pensionierung. Wie dieser Grund zu Myrbach's Sturz für unser Staatswesen charakteristisch war, so auch die Veranlassung: ein baronisierter Ochsenhändler aus der Bukowina, der Führer der Rumänen, *Petrino*, war – Ackerbau-Minister geworden und verweilte auf einer Urlaubsreise einen Tag in Czernowitz. Er ließ dem Landeschef ausdrücklich mitteilen, dass er lediglich als Privatmann da sei, was Myrbach natürlich nur dahin verstehen konnte, dass der neue Herr Minister seinen Besuch nicht wünsche. Als er nun aber den Besuch unterließ, wurde er wegen Unhöflichkeit gegen seinen Vorgesetzten vom Amte gejagt. Kaum glaublich, aber buchstäblich wahr. Nach Myrbach kam Herr v. *Pino* als Landeschef nach Czernowitz; er war's, der das Kunststück zu Stande brachte, unter Hohenwart den bis dahin verfassungstreuen Landtag der Bukowina in einen föderalistischen umzugestalten und dann unter Auersperg den föderalistischen Landtag in einen verfassungstreuen. Wie wesentlich er sich schon dadurch um Rechtsgefühl und politische Sittlichkeit des Ländchens verdient machte, so war dies doch nicht der einzige Weg, den er zu diesem Ziele einschlug, und der Skandal wurde schließlich so groß, dass sich die Regierung veranlasst sah, den vielgewandten Mann – nicht etwa zu entlassen, sondern vielmehr als Statthalter nach Triest zu setzen. Zum Landeschef der Bukowina aber wurde Herr v. *Alesani* ernannt, ein Mann, der bezüglich seiner Wirksamkeit auf dem schwierigen Posten zu freudigen Hoffnungen berechtigte. Einer italienischen Familie Dalmatiens entstammend und gleich seinen anderen dalmatinischen Landsleuten entschieden verfassungstreu, ja zentralistisch gesinnt, ein Mann von deutscher Bildung und deutschem Wesen zugetan, hatte er schon durch die Eindrücke seiner Jugend volles Verständnis für die Bedürfnisse einer polyglotten Provinz gewonnen und sich zuletzt in einer überaus schwierigen Stellung, als Leiter der Statthaltereie-Expositur in Trient, voll bewährt: er war den Italianissimi energisch, aber taktvoll entgegengetreten und hatte, ohne durch überflüssige Härte zu verletzen, die Interessen des Reichs in dem bedrohten und von politischen Leidenschaften zerwühlten Grenzländchen trefflich zu wahren gewusst. Ich hatte während des Winters 1873-74, den ich zum größten Teil in Wälschtirol verbrachte, Gelegenheit gehabt, diese seine Tätigkeit kennen zu lernen, und gehörte daher zu Jenen, die seine Ernennung mit am freudigsten begrüßten. Auch darf ich ihm auf Grund eines Briefwechsels und zahlreicher mündlicher Unterredungen nachsagen, dass seine Absichten die besten waren und dass er namentlich für die Kultur-Bedeutung der neuen Universität Czernowitz nicht bloß in der Theorie volles Verständnis

Das wäre in nuce des Ländchens Geschichte. Und wer dies Hochland, ob auch nur eiligen Fußes durchstreift, dem tönt diese Geschichte auf Schritt und Tritt entgegen-

hatte, sondern auch wohl begriff, dass kein Geldopfer gescheut werden dürfe, um mindestens einige Männer von wirklicher, wissenschaftlicher Bedeutung nach Czernowitz zu ziehen. Ob er seine Vorschläge nicht energisch genug vertrat oder wirklich, wie er mir oft klagte, auf unübersteigliche Hindernisse stieß, vermag ich nicht zu beurteilen; Tatsache ist, dass die Universität, als sie ihre Wirksamkeit begann, ein ganz anderes Bild bot, als wir gehofft und erwartet. Ich habe diesen Punkt schon in der Einleitung berührt und werde in Folgendem darauf zurückkommen; hier sei nur berichtet, dass auch aus den anderen schönen Dingen, die Herr v. Alesani zum Heile der Bukowina plante, nichts geworden ist. Kulturarbeit lässt sich eben leider nicht im Handumdrehen verrichten; es gehört nicht bloß Energie und Fleiß dazu, sondern auch Genügsamkeit; Großes kann ein Landeschef nicht selbstständig schaffen, aber Kleines und Kleinstes, was doch auch zum Segen wird; das hätte Alesani von dem edlen Myrbach lernen können. Dann hätte er sich auch nicht in der kleinen Stadt gelangweilt und wäre, gleich Myrbach, der Versuchung widerstanden, sich zum Reichrats-Abgeordneten wählen zu lassen. Dass er Statthalter einer Provinz auf seinem Posten bleibe, statt sein Erscheinen im Parlament lediglich zu beweisen, dass es in seiner Provinz wenig unabhängige und viele respektvolle Leute gibt, ist sonst überall Brauch, ja ein Gebot der Schicklichkeit, nur in Österreich nicht. Man hat es Alesani sehr verargt, dass er, ein ehemaliger Anhänger des Zentralismus, unter dem „Versöhnungs“-Ministerium im Amte blieb, aber dafür gibt es viele Beispiele, und von einem politischen Beamten dieselbe rückhaltlose Überzeugungstreue zu verlangen, wie von einem unabhängigen Manne, ist vielleicht eine zu ideale Forderung; aber dass er auf seinem Posten bleibe und seine Pflicht tue, darf man sicherlich von ihm verlangen. Seit 1879 habe ich Herrn v. Alesani nicht mehr gesprochen; unser Briefwechsel war schon weit früher eingerostet; ich weiß daher auch nicht aus eigener Kenntnis zu sagen, wie sich seine, im Interesse des Landes nicht genug zu beklagende Amtsführung im laufenden Jahrzehnt – er starb 1887 – erklärt. Baron Alesani – er war in den Freiherrnstand erhoben worden – tat allmählich nichts mehr, in des Wortes verwegenster Bedeutung *nichts*; er kümmerte sich um die Geschäfte überhaupt nicht mehr und ließ seine Beamten tun und lassen, was ihnen irgend beliebte. Welchen unermesslichen Schaden dies dem Lande brachte, kann an dieser Stelle nicht im Detail nachgewiesen werden; Tatsache ist, dass da schließlich Zustände herrschten, wie man sie in einem Kultur- und Rechtsstaat für ganz unmöglich halten sollte. Wie Baron Alesani angeblich seine Zeit ausgefüllt haben soll, würde in eine *Chronique scandaleuse* von Czernowitz, nicht in ein ernsthaftes Buch gehören; wer ihn entschuldigen will, behauptet, dass er in den letzten Jahren geistesschwach oder geradezu gemütskrank gewesen. So kann man nur mit tiefster Wehmut jener Zeit gedenken, als er, dreizehn Jahre vorher, ins Land gekommen: ein junger, tüchtiger, von den besten Absichten erfüllter Mann. Es sei mir gestattet, hier ein Kuriosum mitzuteilen, welches sich auf meinen persönlichen Verkehr mit Alesani bezieht. Viele meiner Bukowinaer Landsleute konnten es durchaus nicht fassen, dass ein junger Schriftsteller nicht die persönliche Freundlichkeit eines Landeschefs dazu ausnützen sollte, um auch ein Ämtchen für sich zu ergattern, und da die Redaktion des Bukowinaer Amtsblättchens, der „Czernowitzer Zeitung“, der einzige literarische Posten war, den Alesani zu vergeben hatte, so hatte ich, dem seine Tätigkeit und sein Ehrgeiz wahrlich ein anderes Ziel anwies, als in Czernowitz das Amtsblatt zu redigieren, eines Tages die angenehme Aufgabe, das lächerliche Gerücht dementieren zu müssen. Gleichwohl bekam ich erst jüngst wieder, in einer sehr wohlgemeinten biographischen Skizze, welche ein junger Landsmann über mich veröffentlichte, zu lesen, es sei doch eigentlich sehr schade, dass meine Bewerbung um das Czernowitzer Amtsblatt vergeblich gewesen, und so dementiere ich denn hiermit nochmals: Nein! ich habe nie daran gedacht und ebensowenig Herr von Alesani... Doch zurück zu unserem Thema! Während Alesani die Bukowina verwaltete, stieg Herr von *Pino* immer höher; er wurde Baron, Geheimer Rat, schließlich sogar Handelsminister. Aber man weiß, wie diese Ministerschaft endete, denn der Sturz *Pino*'s in Folge von Enthüllungen über die Reinlichkeit und Selbstlosigkeit seiner Amtsführung, war ja nicht bloß ein österreichischer, sondern geradezu ein europäischer Skandal! Mit Schmach beladen zog sich *Pino* in das Dunkel des Privatlebens zurück; dass er je wieder daraus emporzutauchen und abermals irgend eine amtliche Stellung erlangen könnte, schien ganz undenkbar. Aber Österreich ist das Land der Unwahrscheinlichkeiten und Baron *Pino*, derselbe *Pino*, der sich und sein Vaterland in bis dahin unerhörter Weise bloßgestellt, wurde nach Alesani's Tod wieder, was er einst gewesen, Landeschef der Bukowina! Und er ist es noch heute! So werden in Österreich die Interessen einer Provinz wahrgenommen, welche nichts, als ein wenig Tatkraft und Wohlwollen der Verwaltung bedurft hätte, um eine Oase des geistigen und materiellen Wohlstands zu werden!

gen, die ferne wie die nahe, die dunkle wie die lichte, nicht aus toten Denkmälern – die Wucht ewigen Kriegssturms hat die alten hinweggefegt und neue sind nicht errichtet worden – sondern aus Sprache und Typus der Bewohner. Seltsam, in unerhörter Mannigfaltigkeit, für welche die Völkerkunde kaum ein ähnliches Beispiel bietet, setzt sich diese Bewohnerschaft mosaikartig aus dem Bruchgesteine aller Nationen zusammen, welche einst über diesen Boden gezogen. Hier sitzt, als der jüngste und fleißigste Bürger, als Handwerksmann, Kaufherr und Gelehrter in den Städten, als Bauer, Winzer und Bergmann in den Dörfern, der Deutsche aller Stämme: aus der Zips und vom Königsboden, vom Neckar und vom Niederrhein, aus der Pfalz und vom bairisch-böhmischen Grenzwald. Hier haust, an Kopfszahl am stärksten, der Kleinrusse (Ruthene), immer mehr nach Süden herabrückend und schrittweise der einst zahlreichsten Nationalität des Landes, dem Rumänen, das Wohngebiet beschränkend. An diese beiden Haupt-Nationalitäten schließen sich, mit ihnen eins in der Sprache aber so verschieden in Typus und Sitte, dass nur beschränkte Eitelkeit diese Besonderheit zu leugnen vermag: an die Russinen das raue Bergvolk der Huzulen, der alten Uzen rätselhaft Söhne, an die Rumänen Volkssplitter der Tataren und Mongolen. Ferner in kompakten Massen Moskowiter und Magyaren, zahlreich, aber zerstreut Armenier und Zigeuner, auch Polen; ebensowenig fehlen Griechen und Türken, Bulgaren und Slovaken. Und schließlich ist noch, von kleinen Häuflein anderer Nationen abgesehen, ein Teil der Juden, die Orthodoxen, nicht bloß als Religions-Genossenschaft zu erwähnen, sondern auch als Nationalität. Wer sich die ethnographische Karte des Ländchens ansieht, dem flimmert's bunt genug vor den Augen, aber noch bunter sind die Wege, auf denen diese halbe Million Menschen dem ewigen Heil zusteuert – römisch-, griechisch-, armenisch-katholisch; armenisch- und griechisch-orientalisch; augsburgisch, helvetisch und calvinisch; türkisch und jüdisch, kurz nach jeglicher Façon wird man hier selig, oft nach sonderbarer, wie Popowzen, Unitarier und Bezpopowzen beweisen, oft nach gar keiner – es gibt unter den Zigeunern im Süden erklecklich viele Heiden!

Wunderbar mannigfaltig wie die Leute ist auch das Land. Das baumlose, weicherreiche Tiefland zwischen Dniester und Pruth und die Urwaldnacht der Luczyna, die fruchtbare Ebene am Sereth und das wildschöne Waldtal der Putna, das sanft gehügelte Gelände um Suczawa und die unheimliche Felsenöde des Rareu und Dzumaleu – selten mag ein größerer Gegensatz in gleich enge Grenzen gebannt sein! Aber nicht bloß die äußere, auch die innere Gestaltung der Erdrinde ist unerhört wechselnd; von dem ausgebrannten Krater des Duschor im äußersten Süden bis zu den Kalkbergen, welche an der Nordgrenze den Lauf des Dniester geleiten, fehlt kaum irgend eine hervorragende Gesteinsart oder Formation. Selbst Gold findet sich da und jegliche Gattung edlen Metalls. So ist die Bukowina auch geognostisch eine Musterkarte.

Wer all dies zusammenfasst, wird wohl selbst zu dem Schlusse gelangen, dass sich im Laufe dieser Geschichte auf solchem Boden und bei solchem Völkergewirr Leben und Verkehr, Sitte und Gesinnung höchst eigenartig gestaltet. Aber das warmlebendige Leben übertrifft auch hier, wie allimmer und allorts, jegliche Vorstellung, und die Bukowina ist – ich spreche dieses Wort wohlervogen aus – vielleicht

in kulturhistorischer Beziehung das interessanteste Land in Europa. Man kann nicht sagen, dass sich die einzelnen Volkswellen hier in einen einzigen, seltsam schillernen Strom vereinigt – im Gegenteil! jede hat ihre Besonderheit festgehalten. Aber wenn sie sich auch nicht in einander gemischt, so haben sie sich doch in einander gefügt, und eigenartige Form, eigenartige Färbung des sozialen Lebens ist hierdurch entstanden. Und zwar sind im Ganzen und Großen Form und Färbung erfreulich und gedeihlich, so unbehaglich, ja faul auch Einzelnes daran sein mag. Freilich hätten sich die widerstrebenden Elemente nicht so friedlich in einander gefunden, freilich würde das Ländchen nicht, wie jetzt der Fall, seine Nachbarn rings umher in jeglicher Richtung menschlichen Strebens überragen, wäre nicht ein Faktor hierbei rastlos spornend, klärend und veredelnd tätig gewesen: das Deutschtum. Es ist in gewissem Sinne das herrschende Element des Landes; es unterdrückt die anderen Nationalitäten nicht, aber es bietet ihnen den versöhnenden, bildenden Einigungspunkt. Es mag auf den ersten Blick erstaunlich sein: Deutsch sind in dem entlegenen, zwischen slavischen und rumänischen Nachbarn eingekeilten Ostländchen Amt und Schule, Deutsch ist ausnahmslos unter allen Gebildeten die Sprache des Verkehrs, und wer an den Ufern des Pruth und der Suczawa den Drang verspürt, zu dichten – und es verspüren hier auffallend Viele diesen Drang, Berufene und Unberufene – der tut's in deutscher Sprache. „Hier muss kräftig germanisiert worden sein“, wird Mancher denken. Aber mit Unrecht, sofern man unter „Germanisierung“ das Erdrücken eines Volkes versteht oder gar jene traurige k. k. Polizei-Arbeit, welche anderwärts, z. B. in Ungarn, den Namen des Deutschtums geschändet. Wäre das Deutschtum hier auf denselben faulen Grundlagen errichtet gewesen, es wäre auch hier zusammengebrochen wie in Ungarn. Aber hier ruht es auf ethischer und darum unverrückbarer Grundlage, auf ernster, steter, selbstloser Kulturarbeit. Manches mag fördernd eingewirkt haben, so insbesondere, dass es keine allzu mächtige Nationalität, keine allzu mächtige Kirche im Lande gab. Aber die Hauptsache war doch, dass hier die Deutschen selbst gearbeitet, für sich und für die Anderen, und nicht sie allein, sondern mit ihnen alle Guten und Verständigen der anderen Stämme.

... Es war mir eine liebe Aufgabe, eine rechte Herzensfreude, von dem Lande meiner Jugend, von meiner geliebten zweiten Heimat so viel Schönes und Lichtes berichten zu können. Wohl wäre noch Manches hinzuzufügen. Wohl wäre es lustig und erbaulich, zu schildern, wie sich in den Köpfen dieser so überaus verschiedenen Menschen ihr Verhältnis zu Land und Reich spiegelt, und auch die neue Hochschule verdiente ausführliche Würdigung. Aber man soll nicht Alles auf Einmal sagen wollen. Nur ein Wort, nur einen Wunsch will ich hier noch beifügen. Wenn wir auf die Vergangenheit dieses Landes zurückblicken, so quillt uns daraus sicherlich eine wohlberechtigte freudige Zuversicht für die Zukunft. Möge diese Zuversicht nicht trügen! Mögen all die Gaben und Gnaden, welche in dieser Landschaft und in diesen Menschen schlummern, zu voller Entfaltung kommen! Mögen all die guten Geister, die es bisher behütet, auch ferner darüber sein: der Friede, die Arbeit, der deutsche Geist!...

Ein Culturfest¹

Das schöne, von äußerem Glanz, wie von innerer Begeisterung erfüllte Fest, welches die entlegene Ostmark Österreichs, die Bukowina, in der ersten Oktoberwoche von 1875 gefeiert, hat weit über die schwarzgelben Grenzpfähle hinaus Beachtung und warme Würdigung gefunden. Man darf wohl ohne Überschwänglichkeit sagen, dass jene ganze schöne, stille Gemeinde, deren Glieder durch Raum und Sprache geschieden, aber im Geiste geeint sind, dass alle Gebildeten dieser Feier ihre herzlichen Sympathien geschenkt. Und mit Recht! Denn das Czernowitzer Oktoberfest galt jener lichten, sieghaften Macht, der alle Guten gern dienen, der Kultur, und jenem Geiste, der zauberkräftig und selbstlos ist, wie kaum ein Anderes auf Erden, dem Geiste der deutschen Wissenschaft.

Eine Doppelfeier war's, die da in der jungen, kräftig aufblühenden Stadt am Pruth begangen wurde. Am 7. Mai 1875 waren es hundert Jahre geworden, seit die Bukowina an Österreich gefallen. Es ist wohl begreiflich, dass die Enkel begeistert rüsteten, die Erinnerung an den Tag festlich zu begehen, an dem ihre Ahnen aus Heloten zu Bürgern, ihre Heimat aus einer Wüste zur geschützten und sorglich umhegten Provinz eines zivilisierten Staates geworden. Weil aber das Reich dem Lande zu seinem Freudentage das herrliche Ehrengeschenk einer Hochschule darbieten wollte, so verschob man die Jubiläumsfeier und ihren hervorragendsten Akt, die Enthüllung des Austria-Denkmal's auf den Oktober, weil man da zugleich das Gründungsfest der neuen Hochschule begehen konnte. Man tat recht daran, denn beide Feste gehörten zusammen, und gleicher Geist hat sie durchweht, wie sie ja auch aus gleichem Geist geboren wurden. Dieselbe Kulturarbeit im Osten ist's, die in doppelter Gestalt gefeiert wurde, und während das Jubiläum uns vor Augen stellt, was diese Bestrebungen bisher gefruchtet, veranlasst uns die Gründung der Hochschule zu einem Ausblick auf deren Zukunft.

In beiden Fällen sind es Lichtbilder, die sich uns vor Augen stellen und mit gerechtem Stolze mag sie besonders jeder Deutsche betrachten.

Als Kaiser Josef II. im September 1774 seinem Reiter-Obristen v. Metzler den Befehl gab, den oberen Distrikt der Moldau zu besetzen und vorläufig militärisch zu administrieren, als er vernahm, wie dieser Befehl am 1. Oktober jenes Jahres ausgeführt worden und dass „die Verpflegung des Kriegsvolkes so schwer sei in die-

¹ Aus: Franzos, Karl Emil: Aus Halb-Asien: Culturbilder aus Galizien, der Bukowina, SüdRussland und Rumänien. Erster Band. Leipzig: Verlag von Duncker & Humblot, 1876. S. 139–192.

ser Einöde“, da träumte er wohl nicht, dass einzig in diesem verwüsteten Ländchen sich erfüllen werde, was er für seine gesamten Staaten so heiß erstrebte: die Blüte der gleichartigen, deutschen Bildung. Wie bereits erwähnt, ist der geniale Gedanke des Monarchen, aus Österreich einen deutschen Kulturstaat zu machen, nur in der Bukowina zur Tat geworden.

Auch die Gründe dafür finden sich auf den vorstehenden Blättern bereits angedeutet und so mag hier eine knappe Zusammenfassung genügen. Vor allem war es jungfräulicher Boden, den man hier gewonnen. Er hatte keine andere Signatur als jene des Elends und der Öde, und so konnte man ihm jede beliebige aufdrücken. Nun ward diese Signatur durch die mächtige Kolonisation aus Deutschland gleich von vornherein eine deutsche, oder doch intensiver deutsche, als sie dem gesamten übrigen Osten der Monarchie aufgedrückt wurde. So ward hier die deutsche Sprache nicht bloß jene des Beamtentums und der Verwaltung, sondern zum nicht geringen Teil auch Volkssprache. Darum fand die Regierung hier auch keinen Widerstand bei Ausführung ihrer Pläne, ferner gab es ja auch keine nationale Bildung und darum war deutsche Bildung hochwillkommen. Was anderwärts ähnliche Bestrebungen geschädigt und lahmgelegt: historisch-politische Eigentümlichkeiten, religiöser Fanatismus, Eifersucht der anderen Nationalitäten, dies Alles fehlt hier gänzlich. Als ein Hauptmotor des Erfolgs ist endlich die rührige Kulturarbeit der eingewanderten Deutschen zu betrachten, welche selbst für ihr Volkstum sorgten und nicht dem lieben Gott, noch der lieben Regierung Alles überließen...

Es ist interessant und hochehrfreulich, zu sehen, wie sich unter diesem milden starken Einfluss germanischer Kultur während eines Säkulums österreichischer Herrschaft alle Verhältnisse des Ländchens zum Guten oder doch zum Bessern gewandelt. Wer die Kulturverhältnisse von 1775 mit jenen von heute vergleicht, kann eine Wandlung konstatieren, wie sie für europäische Verhältnisse nicht häufig ist. Freilich lässt sich der Beweis hierfür nur durch Zahlen-Kolonnen antreten. Aber „Zahlen beweisen“, sagt Benzenberg, und in diesem Falle ist der Beweis der Mühe wert.

Ich beginne mit dem Schulwesen. Wie es da 1775 aussah, lässt sich sehr kurz zusammenfassen: es gab auch nicht eine einzige Schule. Zwar behauptet Andreas Mikulicz in einer sonst ganz vorzüglichen Übersicht der damaligen Kulturzustände, welche im Herbst 1875 als Festgabe erschienen ist, dass in den neununddreißig Klöstern des Landes das Lesen und Schreiben der cyrillischen Schrift gelehrt wurde, aber das wird wohl eine sehr vereinzelte Erscheinung gewesen sein. Denn diesen hochwürdigen Herren war ja meist die geheimnisvolle schwierige Kunst des Buchstabierens verschlossen und jedes Buch ein Buch mit sieben Siegeln. Als Oberst Metzler die Grenzregulierung in der Bukowina durchführte und sich hiebei einiger dieser Klostergelehrten als Schriftführer bedienen wollte, machte er die unliebsame Bemerkung, dass sie eigentlich nur ein Kreuzlein als Namensfertigung hinzumalen wussten. Wer Priester werden wollte, brauchte nur einen sechsmonatlichen Unterricht in den Ritualien zu genießen und etwas Gesang zu erlernen und er konnte geweiht werden. Einige Bojaren im Lande sollen sich griechische Hauslehrer gehalten haben, die mindestens fertig lesen konnten. Mehr aber auch nicht!

Und heute! Von der neuen Hochschule abgesehen, blühen im Lande drei Gymnasien (zu Czernowitz, Nadantz, Suczawa). In Wahrheit sind es aber fünf Anstalten, denn zwei dieser Gymnasien haben Parallelklassen bis zur Oktava. Das Gymnasium in Czernowitz hat eine Schülerzahl, welche jene mittlerer Universitäten übersteigt; diese Zahl schwankt zwischen 600 – 700 und darüber. Ganz dasselbe gilt von der Oberrealschule in Czernowitz, welche derzeit 1875 in ihrem ersten Jahrgang 150 Schüler hat! Außerdem gibt es noch eine Realschule zu Sereth. Ferner finden sich in Czernowitz noch folgende Anstalten mit durchweg überstarker Frequenz: Eine höhere Gewerbeschule, eine landwirtschaftliche Lehranstalt, eine Lehrbildungsanstalt, ferner eine Anstalt für Heranziehung weiblicher Lehrkräfte, eine höhere Töchterschule, eine große Anzahl Volksschulen, deren es im ganzen Lande an zweihundert gibt. Das kleine Czernowitz mit einer Bevölkerungszahl von nur etwa 18,000 Einwohnern, wenn man eben die Städter ins Auge fasst, hat mehr Schulen, als manche größere Provinzialstadt des Westens und bringt relativ größere Opfer hierfür, als irgend eine andere Kommune des Reichs, Wien vielleicht ausgenommen. Auf diesem Gebiete herrscht ungemeine Rührigkeit und die neue Hochschule wird vollends das geistige Leben fördern und den ohnehin lebhaften Bildungstrieb zu heller Lohe anfachen.

Greifen wir einen andern Punkt zur Vergleichung heraus zwischen Einst und Jetzt: die Bevölkerungsziffer. Zur Zeit der Erwerbung durch Österreich gab es da, wie erwähnt, im Ganzen 75,000 Einwohner, vielleicht nicht einmal so viel, da die erste Volkszählung erst einige Jahre nach Übernahme des Landes erfolgte. Hier von waren 35,000 Rumänen, 12,000 Ruthenen, 8000 Menschen verschiedener Nationalitäten, Juden, Armenier, Zigeuner, letztere in besonders großer Zahl. Auch wohnten in den drei Städten Czernowitz, Sereth und Suczawa einige deutsche Kaufleute, namentlich Sachsen aus Siebenbürgen. Unter den damaligen „Städten“ hat man sich übrigens nichts weiter zu denken als Orte, wo Lehmhütten zahlreicher zusammenstanden als anderwärts. In Czernowitz gab es keinen einzigen Steinbau, und als da 1776 die Huldigungsfeier erfolgte, musste hierfür ein Zelt aufgeschlagen werden; es gab keine einzige Stube in dieser „Landeshauptstadt“, welche auch nur zehn Menschen hätte fassen können. Solcher Orte, wo zwar auch Lehmhütten zusammenstanden, aber nicht so zahlreich, also Dörfer, gab es 239. Die Zahl der Lehmhütten im ganzen Lande betrug vier Jahre nach der Erwerbung 12,000, die Zahl der Familien 12,500.

Heute stellt sich die Bevölkerungssumme der Bukowina auf 543,420 Einwohner, welche in 120,380 Familien vereinigt sind. Ein Wachstum also, wie es für amerikanische Begriffe freilich geringfügig, in Europa jedoch selten ist. Der Nationalität nach leben da im tiefsten Frieden, den einige wenige Hetzer vergeblich zu stören suchen: 221,726 Rumänen, 202,700 Ruthenen, 95,091 Deutsche christlicher und jüdischer Konfession, ferner 9238 Ungarn, 3260 Lipowaner, 1087 Slovaken, ferner 10,307 Einwohner der verschiedensten Nationalitäten, von denen die Zigeuner und die Polen mit beiläufig je 2000 Seelen am zahlreichsten vertreten sind, während die Türken mit nur 17 Seelen den geringsten Bevölkerungsbruchteil repräsentieren.

Mächtig haben sich die Städte gehoben. Der Lehmhüttenhaufe, der vor hundert Jahren „Tschernauz“ hieß, ist heute die freundliche, zivilisierte deutsche Stadt Czernowitz. Auch Sereth hat sich gehoben, nur Suczawa nicht – die alte Fürstenstadt der Moldau bietet auch heute noch einen trostlosen Anblick. Zwei Marktflecken, Radautz und Kimpolung, wurden zu Städten erhoben. Die Gesamtzahl der Städte stellt sich also jetzt auf 5, ferner jene der Märkte auf 19, Dörfer gibt es 295, Weiler 193. Die Anzahl der Häuser stellt sich auf 99,245.

Werfen wir einen vergleichenden Blick auf die Verkehrsmittel, auf Handel und Gewerbe. Im Jahre 1775 gab es, wie erwähnt, weder Straßen noch Brücken. Selbst die Einrichtung der Überfahren ließ Alles zu wünschen übrig. Die Landwege hatten nur den Zweck, den Verkehr von Dorf zu Dorf zu vermitteln; die Flüsse waren unreguliert und daher als Transportwege gar nicht im Gebrauch. Posten gab es nicht; wer den Andern etwas zu sagen hatte, kam selbst oder schickte einen Boten. Handel und Gewerbe lagen gänzlich darnieder. Die Bauern waren ausschließlich auf das angewiesen, was sie selbst erzeugten; sie aßen, was sie hatten, und wenn sie nichts hatten, so verhungerten sie.

Heute durchzieht die Eisenbahn in einer Ausdehnung von 17,4 Meilen das Land und wenn sie u. A. auch über die viel berufenen Mihuczeni-Dämme führt, so wird sie doch von Vielen benutzt. Auch wird der Süden des Landes wohl nicht allzulange auf eine neue Bahn, die Verbindung mit Siebenbürgen, zu harren haben. Die Reichstraßen, die trefflich erhalten werden, betragen 54 Meilen, die Konkurrenzstraßen 69 Meilen, die chaussierten Gemeindestraßen 101 Meilen. Vier große und zahlreiche kleine Brücken, ferner Überfahren erleichtern den Verkehr. Die Flüsse des Landes sind in einer Ausdehnung von nicht weniger als 86 Meilen mit Flößen schiffbar und auf diesen Wasserstraßen wandern insbesondere die herrlichen Buchen und Tannen dieses Berglandes an die untere Donau hinab und in die Schiffswerften am schwarzen Meer. – Ferner besteht im Lande eine Postdirektion mit 78 Postämtern und eine Telegraphendirektion mit 18 Telegraphenstationen. Handel und Gewerbe blühen und haben insbesondere in den letzten Jahren fröhlichen Aufschwung genommen. Die bereits erwähnte fleißige Arbeit von Mikulicz gibt die Zahl der Handeltreibenden mit 3718, die Zahl der Gewerbetreibenden mit 5227 an, von denen 141 sich mit dem Transport beschäftigen. Es sind 22 Dampfmaschinen im Betriebe und 56 Dampfkessel in Branntweimbrennereien. Der lebhafteste Handel hat eine internationale Bedeutung und über Czernowitz geht größtenteils der Verkehr Rumäniens mit Deutschland.

Erwähnen wir ferner, was bei einem Agrikulturlande unerlässlich, wie sich der Stand des Ackerbaus von 1775 zu dem von 1875 verhält. Von der Gesamt-Area von 1,816,163 Joch entfielen auf verbaute Flächen, auf Gärten und Äcker 375,729 Joch, von denen aber mehr als die Hälfte regelmäßig brach lag – es fehlte gleichermaßen an Arbeitslust wie an Arbeitskraft. Auf Wiesen entfielen 140,000, auf Hutweiden 240,000, auf Waldungen 920,000 Joch, während 69,000 Joch von Sümpfen bedeckt waren, und der unproduktive Boden einen Flächenraum von 71,454 Joch einnahm. Produziert wurden 700,000 Metzen Mais, 100,000 Metzen Hirse, 80,000 Metzen

sonstiges Getreide (besonders Weizen). Der Ertrag der Obst- und Gemüsegärten war ein geringer, edlere Obstsorten kannte man gar nicht. Die prächtigen Wälder lagen ohne jeden Ertrag, ganz sich selbst überlassen, keine Spur von einer Forstkultur, nicht einmal von einer rohen Ausnutzung; achtlos ließ man die herrlichsten Baumstämme vermodern. Der Viehstand betrug 12,000 Pferde, 91,000 Rinder, 130,000 Schafe und Ziegen, 10,000 Schweine, 6000 Bienenstöcke. Der Bergbau wurde nicht rationell betrieben, man hieb nur auf, was zu Tage lag, und das gab etwa 150 Zentner Eisen. Sehr primitiv war die Benutzung der zahlreichen Salzquellen des Landes; das Salzwasser wurde geschöpft und gleich in dieser Form als Würze benutzt; an ein Versieden dachte Niemand. Übrigens war dieses Salzwasser von den moldauischen Hospodaren mit einer hohen Steuer belegt. Diese Leute besteuerten Alles; es ist ein wahres Wunder, dass sich diese Blutegel nicht jeden Atemzug Luft bezahlen ließen.

Heute umfassen die Bauparzellen, dann Gärten und Äcker 481,185 Joch. Also anscheinend nur eine Vermehrung um ein Drittel, in Wahrheit aber um circa 75 Prozent, denn nun liegen nur 4 Prozent der Äcker brach. Auf Wiesen entfallen 1875 281,896 Joch, auf Hutweiden 198,540 Joch. Die Waldungen hatten sich etwas vermindert, auf 810,820 Joch. An Sümpfen sind bloß 381 Joch verblieben; durch diese Kulturarbeit haben sich insbesondere die Lippowaner große Verdienste um das Land erworben. Der unproduktive Boden bedeckte jetzt nur noch 43,341 Joch, und zwar mit Einschluss der Gewässer, Straßen, Wege, Schotterbänke, Felsen u. s. w. Der Ackerbau produzierte derzeit an Weizen 173,240, an Roggen 577,255, an Mais 1,648,992, an Gerste 476,442, an Hafer 652,894, an Heidekorn 104,693, an Hülsenfrüchten 38,143, an Kartoffeln 2,301,120, an Ölsamen und Anis 59,285, an Kleesamen 12,397 Metzen. Ferner an Tabak 1349 Zentner, an Heu und Grummet 3,968,790 Zentner, an Kleeheu 769,987 Zentner. An edlem Obst wurden 25,778 Metzen gewonnen. Auch der Weinbau wird nun eifrig betrieben. Die Bukowinaer Traube ist sehr süß, was sich vom Wein gerade nicht sagen lässt. Wahrscheinlich liegt dies an der unrationellen Art der Pressung und Klärung.

Die Waldungen geben jährlich 511,767 Kubikklafter Brennholz und 16,036 Kubikklafter Bau- und Werkholz. An Vieh wurden gezüchtet: 42,813 Pferde, 242,424 Rinder, 216,699 Schafe und Ziegen, 135,885 Schweine, 17,091 Bienenstöcke. Der Bergbau wird rationell betrieben, freilich werden die Schätze, die in diesem Boden schlummern, noch lange nicht so ausgenützt, wie sie es verdienen und reichlich lohnen würden. Der Bergbau liefert 21,095 Zentner Kupfererze, 200,621 Zentner Eisenerze, 6627 Zentner Braunstein, 28,982 Zentner Steinsalz. Der Jahreswert der durch die Urproduktion gewonnenen Produkte erreicht 36,269,434 fl. ö. W.

Stellen wir ferner die Kultus-Verhältnisse von Einst und Jetzt in Parallele. Die griechisch-orientalische Kirche war im Jahre 1775 die unbedingt herrschende, zu ihr bekannten sich etwa 67,000 Einwohner. Der Rest, also etwa 8000 Seelen, gehörte verschiedenen Konfessionen an, die Mehrzahl waren Juden, einige Hundert (Zigeuner) waren Heiden. Die Katholiken hatten (noch aus der Polenzeit her) eine einzige Kapelle in Suczawa, die Juden hingegen durften keine Synagoge errichten.

Um so üppiger florierte der Kult der herrschenden Religion, sie hatte einen Bischof zu Radautz, ferner 186 Pfarrer und 140 Hilfspriester. Aber das ist noch lange nicht Alles! In dem armen Ländchen bestanden 39, sagen neununddreißig Klöster, so dass beiläufig auf je 1500 Gläubige ein Kloster kam, ein Verhältnis, welches nicht auf dem ganzen Erdball und zu keiner Zeit seines Gleichen findet! Von diesen Klöstern waren 31 zur Aufnahme von Mönchen (sämtlich nach der Regel des heil. Basilius) bestimmt, in den übrigen 8 Klöstern hausten nach derselben Regel Nonnen. Im Ganzen gab es im Lande zur Zeit der ersten Erbhuldigung, also zwei Jahre nach der Okkupation und nachdem die frommen, aber rohen und stark verkneipten Väter massenhaft nach der Moldau geflüchtet und den größten Teil der Kirchenschätze mitgenommen, 466 Mönche und 88 Nonnen, für das Jahr 1775 aber kann man ihre Anzahl mindestens auf 2000 anschlagen, sodass beiläufig jedes dreißigste Männlein oder Weiblein Mönch oder Nonne war. Dieses Heer von Nichtstuern wurde aus den Klostergütern erhalten – zwei Dritteile des Landes gehörten den Klöstern oder waren an sie verpfändet oder verliehen!

Natürlich hat der Josefinismus in diesem Augiasstall gehörig aufgeräumt. Die Nonnenklöster wurden sämtlich, die Männerklöster bis auf drei gesperrt. Die letzteren bestehen noch heute, doch stellt sich die Zahl der Mönche in allen zusammen nur auf 30–40; das hervorragendste ist Putna, geringer an Zahl und Gut sind Suczawiza und Dragomirna. Das Vermögen der Klöster wurde eingezogen und daraus der griechisch-orientalische Religionsfond gegründet, einer der reichsten Fonds der Monarchie mit ungeheurem Guts-, Haus- und Bergwerkbesitz. Aus den Erträgnissen werden nicht nur sämtliche Kulturbedürfnisse der griechisch-rechtgläubigen Bewohnerschaft bestritten, sondern auch viele Schul- und Wohltätigkeits-Institute, welche allen Konfessionen zu Gute kommen, erhalten. Auch heute ist die griechisch-orientalische Kirche an Bekennern (407,311 Köpfe, deren Seelsorge von einem Erzbischof und etwa 300 Pfarrern besorgt wird) die stärkste, aber sie ist nicht die herrschende; es gibt keine herrschende Konfession in der Bukowina und eben darum herrscht ungetrübtester religiöser Friede im Lande – trotz oder – wegen der Vielfältigkeit der Glaubensbekenntnisse. Außer den Griechisch-Orientalen leben noch im Lande 84,481 Seelen anderer christlicher Konfessionen: Römisch-Katholische (in 31 Pfarreien), Griechisch-Katholische (in 16 Pfarreien), Armenisch-Katholische (2 Pfarreien) Armenisch-Orientalische (1 Pfarre), Protestanten A. C. (4 Pastorate), Protestanten H. C. (1 Pastorat). Ferner Unitarier, Bezpopowzen und Popowzen, letztere gar sonderbare Christen, welche in diesem Buche unter dem stolzen Namen, den sie sich selber beilegen, als „Leute vom wahren Glauben“ nähere Würdigung finden. Von einem konfessionellen Hader oder Vorurteil findet sich, wie erwähnt im Lande keine Spur, auch die 50,000 Juden erfreuen sich der vollständigsten sozialen Gleichberechtigung und vergelten dies durch redliche und erfolgreiche Arbeit in allen Zweigen des öffentlichen Lebens. Der Jude in der Bukowina steht sozial, politisch und moralisch ungleich, ja unglaublich höher, als der polnische oder rumänische Jude, und ich habe Gelegenheit, da

wieder einmal von ganzem Herzen mein Sprüchlein anzubringen: „Jedes Land hat die Juden, die es verdient“...

Den schärfsten Kontrast jedoch bieten Verfassung und Verwaltung von 1775 und von heute. 1775 war die Bukowina ein Teil des Fürstentums Moldau, einer türkischen Provinz also, die an habgierige Hospodare vermietet wurde. 1875 ist die Bukowina das gleichberechtigte Glied eines konstitutionellen Kulturstaates! Wer die Verhältnisse der Bukowina mit jenen ihres Stamm- und Nachbarlandes Rumänien vergleicht, der wird den Enthusiasmus begreiflich finden, mit dem die Bewohner des gesegneten Ländchens die Erinnerung an den Tag begingen, der sie aus jenem unseligen Staatswesen löste und dem Kaiserstaate einfügte.

Aber in gleichem Grade galt dieser Enthusiasmus auch der Gründung der neuen Hochschule. Die Stiftung der Francisco-Josephina bildete den würdigen Höhepunkt und Markstein der abgelaufenen hundertjährigen Kultur-Epoche und gibt die Gewähr eines dauernden geistigen Ringens und Strebens.

Nicht als politisches Experiment ist diese Stiftung zu betrachten, nicht als der Versuch, im entlegenen Osten neuerdings eine Politik zu inaugrieren, welche in Galizien und Ungarn gescheitert. Es ist ein wirkliches, tatsächliches, dringendes Bedürfnis, dem die neue Hochschule entsprechen soll. Die Bukowina ist ein ansehnliches Land mit deutscher Verkehrssprache und – die nächste deutsche Hochschule war bisher fast 150 Meilen fern! Wenn der deutsche oder deutschsprechende Sohn dieses Landes nicht an der polnischen Universität Lemberg oder an der magyrischen Universität Klausenburg studieren wollte, so blieb ihm nichts übrig, als sich nach dem fernen, kostspieligen Wien zu wenden. Das konnten aber Viele nicht und das Land litt tatsächlich Mangel an eingeborenen Ärzten, Lehrern und Richtern. Schon als Landesuniversität also ist die Universität Czernowitz vollkommen berechtigt und notwendig und die Mittelschulen in der Bukowina allein sind im Stande, ihr eine Frequenz zu sichern, welche die kleiner deutscher Hochschulen weit übersteigt.

Aber auch als friedliche Schutzwehr für das bedrohte deutsche Volkstum im Osten ist die neue deutsche Hochschule aufgerichtet. Der Sohn des galizischen Deutschen, der Sprosse des wackeren siebenbürgischen Sachsenstammes, der Deutsche in den oberungarischen Komitaten war gezwungen, entweder an eine Hochschule West-Österreichs zu gehen oder, sofern er dies nicht konnte, sich wohl oder übel entnationalisieren zu lassen. Man sage nicht, dass es ihm ja wohl möglich war, seine Studien in anderer Sprache zu betreiben und deshalb doch ein Deutscher zu bleiben. Es war dies bei dem nationalen Fanatismus, der sich insbesondere an den polnischen Hochschulen breit macht, in der Tat nicht so leicht möglich, und übrigens ist auch unter uns Deutschen nicht Jeder ein Hermann oder Cato. Unser Volkstum hat auf diese Weise manchen herben Verlust erfahren. Nun ist diesem Unheil ein starker Riegel vorgeschoben.

Aber nicht bloß als eine Erhalterin und Mehrerin der deutschen Kraft im Osten kommt die neue Hochschule in Betracht, auch als eine Erhellerin den anderen Völkern. Und hierin liegt wohl ihre Hauptbedeutung. Das politische Moment, welches ihr innewohnt, ist kein allzu bedeutendes, aber das kulturhistorische Moment ein

unermessliches. Dem Ruthenen aus Galizien, dem Rumänen aus Siebenbürgen oder den Donaufürstentümern, dem Südrussen aus Bessarabien und Wolhynien wird die neue Hochschule die Ergebnisse deutscher Wissenschaft vermitteln und ihn somit nicht seinem Volke entreißen, sondern zu einem doppelt nützlichen Sohne desselben herausbilden. Auch hierin wird sich die selbstlose deutsche Art bewähren.

Und nun von jenen Festtagen. Hei! wie schimmert es uns in der Erinnerung entgegen, das prächtige Bilderbuch, in dem wir damals festtrunken geblättert, Blätter, so gewaltig, so sinnverwirrend bunt und dabei so schlicht und herzerfreulich! Wir hatten es uns nicht so schön gedacht, wir Alle nicht, die wir gekommen, das Fest im fernen Ostlande mitzufeiern. Und mag immerhin in währendem Zeitlaufe hier eine Farbe verblassen, dort ein Umriss verschwimmen, ganz wird Keinem sein Bilderbuch entschwinden. Dafür ist gesorgt.

All Jenen, die nicht dabei gewesen, oder Jenen, die gerne eigene Eindrücke mit fremden vergleichen, sei hier ein oder das andere Blatt aus dem Buche aufgeschlagen, das ich mir selbst in den unvergesslichen Tagen angelegt. Das Fest galt der Erinnerung an die Verlobung, die einst hier der Geist des Westens mit dem Osten gefeiert, und nun, da hundert Jahre gesegneten Brautstandes ins Land gegangen, ward er zum jubelnden Hochzeitsfeste der Beiden. Wie der Strom des Westens den Osten befruchtet, trat in tausend lichten Spuren zu Tage. Aber auch in unvermitteltem Nebeneinander waren sie zu sehen: hier höchste Kultur, dort unverfälschteste Natur. Die drei Oktobertage von 1875 zu Czernowitz waren das heiterste, angenehmste und interessanteste Kompendium der Kulturgeschichte, welches je erschienen ist.

Halb ein Bilderbuch zur Unterhaltung, halb ein Stücklein Kulturgeschichte zur Orientierung – so lasst euch denn die flüchtigen Skizzen gefallen...

Vor allem der ständige Hintergrund: Czernowitz.

Du liebe, junge, unfertige Stadt am Pruth, vielleicht bin ich nicht der rechte Mann, dich zu schildern. Die Stätte, wo man als Jüngling geweilt, hat man lieb wie seine Jugend. Da liegt Alles in Duft und Sonnenschein, wenn man zurückblickt. Wer recht seiner Jugend gedenkt, dem liegt über der kältesten Nacht im Dachstübchen warmer Goldschimmer und über dem härtesten Stück Brotes Bratenduft. Vielleicht geht es mir nicht anders mit dir, du liebe Stadt! Vielleicht habe ich dich zu lieb, deine Schwächen zu sehen.

Aber ich denke, Jeder, der unbefangen diese Stadt besieht und kennen lernt, wird ihrer freundlich gedenken. Auch die Erfahrung bestätigt dies. Nur muss man freilich die Verhältnisse des Ostens kennen. Für den ersten Eindruck, welchen Czernowitz macht, ist es entscheidend, ob man früher eine andere Stadt des Ostens gesehen und gerochen oder nicht. Ist Letzteres der Fall, so wird ein Wiener leicht die feine Beobachtung machen, dass nicht aller Komfort des Westens hier zu finden ist. Auch sind in der Tat am Graben zu Wien die Häuser viel höher und stattlicher als am Ringplatz zu Czernowitz. Aber wer langsam die umliegenden Landschaften durchzieht, hierher zu gelangen; wer Stanislaw oder Jassy, Mohilew oder Bistritz gesehen, wird freudig erstaunt diese Kultur-Oase betreten. Er sieht wieder einmal eine Stadt, nicht mehr einen wirren Knäuel von Häusern und Hütten; er sieht Straßen, nicht mehr

im Zickzack laufende Zwischenräume, auf denen der Unrat der umliegenden Häuser abgelagert wird; er sieht schöne, wohnliche Häuser, ihn grüßt mancher neue, stilvolle Prachtbau; er sieht wieder gepflasterte Straßen und Plätze, und die Straßen werden beleuchtet und gekehrt. Und vor Allem: wieder einmal kann man in den Straßen wandeln, ohne sich das Sacktuch vor die Nase halten zu müssen.

Freilich, diese Stadt wird, und selten hat sich in Europa eine so jähe Entwicklung vollzogen wie hier. Im Laufe eines Jahrhunderts hat sich die Bevölkerung um das Siebenunddreißigfache vermehrt! Im Jahre 1775 ein Haufen Lehmhütten, 1860 ein stilles galizisches Kreisstädtchen, ist Czernowitz heute die hübscheste, freundlichste Stadt des österreichischen Ostens, zugleich die Stätte und noch mehr die Vermittlerin eines gewaltigen Verkehrs. Alljährlich wachsen neue Straßenzüge aus dem Boden, schwinden Ruinen und Gärten, neuen Bauten Platz zu machen. Hier brauchte Chidher, der ewig junge, nicht so lange Pausen zu machen, um Alles gründlichst verändert zu finden!

Aber wüchse die Stadt auch noch so gewaltig, die gegenwärtigen Grenzen ihres Gebietes wird sie deshalb nicht hinauszurücken brauchen. Czernowitz bedeckt mit seinen Vorstädten den Flächenraum einer Quadratmeile. Jene Stadt, welche so regsam und sieghaft einer blühenden Zukunft entgegenringt, nimmt hiervon kaum ein Zwölftel in Anspruch. Das Übrige ist Garten, Dorf, Acker. Wer diese Stadt durchwandert, dem treten so merkwürdig verschiedene, so überaus bunte Bilder vor die Augen, dass er sich immer wieder verwundert fragt, ob es dieselbe Stadt ist, in der er wandelt. Ost und West, Nord und Süd und alle erdenklichen Kulturgrade finden sich da vereinigt. Alle erdenklichen! – wiederhole ich. Der Fond eines Czernowitzer Fiakers kann uns zu Faust's Zaubermantel werden, der uns binnen wenigen Stunden Bilder vor die Augen zaubert, die sonst durch Raum und Zeit unendlich weit geschieden liegen.

Da hebt sich gegen Süd ob der Stadt ein schöner Berggipfel, den grüner Wald umkränzt und die Sage zauberhaft umfließt, der Caecina. Eine tiefe Schlucht trennt ihn von dem Hochplateau, auf dem das liebe Stück Europa liegt mit seinen ragenden Türmen. Die Schlucht birgt freundliche Häuser, und auch den Bergabhang klimmen sie empor und grüßen aus tiefem Grün freundlich herüber. Wer dies sieht und je im Schwarzwald gewesen, dem wird schier traumhaft zu Mute. Das ist ja ein Schwarzwaldtal, wie es leibt und lebt! Und fährt er durch die Gässchen und sieht sich die Menschen an, oder klopft er an eines dieser Häuser, so umwebt ihn der Traum immer dichter. Die Leute tragen die Tracht und reden die Mundart, die zwischen Kinzig und Neckar so behaglich-naiv und freundlich-komisch im Schwung ist. Ein Schwarzwalddorf – aber dabei ein Teil der Landeshauptstadt Czernowitz.

Weiter führt uns Faustens Zaubermantel, weiter, so rasch es seine mageren Gäule gestatten. Schließet ein Viertelstündchen nur die Augen, haltet das Bild des freundlichen Bergdorfes fest. Und nun, da der Wagen hält, öffnet sie wieder! Wieder umklingen euch deutsche Laute, aber widrig verzerrt. Und statt des frischen Waldduftes sehr eigentümliche Gerüche. Vor euch ein düsterer, grauer Steinbau und rings kleine, dumpfige, erbärmliche Häuser, die Straße ein Schlammgefühl. Und

um euch schmutzige, blasse Menschen in Kaftan und Schmachtlöcklein und früh verwelkte Frauen mit sonderbarer Kopftracht. Ihr steht in der Judenstadt, vor der Synagoge der Orthodoxen. Ein podolisches Ghetto, wie es leibt und lebt, aber dabei ein Teil – der älteste Teil – von Czernowitz.

Aber nicht alle Söhne des „auserwählten Volkes“ sind hier geblieben in Schmutz und Dunkelheit, die meisten sind emporgezogen, den Berg empor, wo bessere, reinere Luft weht, und wohnen da vereint mit ihren Mitbürgern, durch nichts von ihnen unterschieden, als durch die Konfession. Den Juden gehört ein guter Teil der Häuser im Zentrum der Stadt. Dieser Teil bietet gleichfalls ein eigenartiges Bild, dessen Charakter sich am besten feststellen lässt, wenn ich an die jungen Stadtteile deutsch-österreichischer Provinzstädte erinnere. So etwa sieht es in den Vierteln Geidorf oder Leonhard zu Graz aus. Freundliche, regulierte Straßenzüge, aber noch nicht völlig ausgebaut. Hier eine Zinskaserne, daneben ein Garten, ein kleines Häuschen und wieder ein mächtiger Bau. Gebaut wird überall, die Häuser wachsen nur so aus der Erde.

Rolle ostwärts, Zaubermantel, und rüttle uns nicht zu stark!... Wollt ihr nächst der jungen deutschen Provinzstadt ein kleines russisches Landstädtchen sehen? Hier habt ihr die kleinen weißen Häuser, die breiten Gassen, die Gärten, das russische Bad, die byzantinische Kirche. Dort, wo der Weg nach Horecza biegt, liegt das Städtchen, als hätte es ein Zauberer aus irgend einem westlichen Gouvernement herausgehoben und hierher gepflanzt. Oder wollt ihr ein ruthenisches Dorf, ein echtes? Die Hütten im Knäuel liegend, strohgedeckt, die Arme der Schöpfbrunnen hochauf zum Himmel ragend. Rings Maisfelder, braune Haide, im Hintergrunde ein Wald. Man könnte sich tief in Podolien wännen oder tief in der Ukraine. Aber wir sind im Stadtgebiete von Czernowitz und noch lange nicht an seiner Grenze.

Und nun wieder westwärts. Vom alten Byzanz klingt die Sage, wie seine Paläste herrlich ragten und mächtig seine Kuppeln strahlten; aber dazwischen stand ein griechisches Holzkirchlein, ehrwürdig durch sein Alter, und elende Häuschen, ebenso dumpf und niedrig, wie jene Bauten stolz und herrlich, und vielleicht just darum so niedrig. Wollt ihr ein Stück Byzanz sehen? Hier hebt es sich: die bischöfliche Residenz, ein Prachtbau, so gewaltig und merkwürdig, dass er allein Kunstverständigen eine Reise ins entlegene Ostländchen reichlich lohnt, in seiner Nähe der stolze Kuppelbau der Synagoge. Selbst die altehrwürdige Holzkirche fehlt nicht und noch minder die elenden Häuschen. Ein Bild, glänzend und ärmlich zugleich, und auch in dieser Richtung ein echtes Stück Orient.

Aber nicht weit davon liegt ein Stück Amerika. Ich bin leider noch nicht drüben gewesen jenseits des „großen Wassers“, und kann mir nur aus Berichten und Zeichnungen das Bild einer werdenden Stadt zusammensetzen. Aber so mag es am Rande der Prairie aussehen, wie zu Czernowitz auf dem „Austriaplatz“. Dicht hinter den Häusern des Platzes beginnt die unbewohnte Haide und dehnt sich meilenweit fort. Und auf dem Platze da steht ein schönes, stilvolles Gebäude, wackelige Notbauten, Hütten, umfriedete Bauplätze, Alles bunt durcheinander gewürfelt. In der Mitte das Denkmal. Ähnliches findet man wahrhaftig in Europa nicht. Auch ein kleines

Stück England findet sich in Czernowitz: die Fabrikstadt in der Pruth-Ebene. Da stehen die massiven Steinbauten und schwarz rauchen die Schloten. Die Luft ist von Kohlendunst geschwängert, aber mehr, noch weit mehr dieses Dunstes wünsche ich meiner Jugendstadt von ganzem Herzen. Hebung der Industrie muss ihr erstes und wichtigstes Bestreben sein, nun, da für geistige Interessen vorläufig genügend gesorgt ist.

Noch manches seltsame Bild könnte ich aus dieser Stadt der Gegensätze herausgreifen. Aber das Bisherige mag genügen. Die wachsende Kultur, der Segen zukünftiger Tage, dem die junge Stadt entgegenblüht, werden wohl manche Besonderheit verwischen. Insbesondere hört das Stück Amerika wohl bald auf, amerikanisch zu sein. Aber eine interessante Stadt wird Czernowitz immer bleiben – durch das Gewirre der Kulte und Nationalitäten. Letztere geben sich in dieser Stadt frei, was die Gebildeten betrifft, nur durch den Typus kund, nicht durch die Sprache. Dieser Aller Sprache ist die deutsche.

Eine interessante Stadt und eine liebliche dazu. Viel dichtes Grün erfreut hier das Auge, und wer aus der Ebene kommt und die ragende Höhe sieht, muss unwillkürlich denken: Stünde hier keine Stadt, man müsste sie hier erbauen. Dieser günstigen Lage verdankt die Stadt nicht bloß ihre Existenz, sondern auch ihre Dauer durch die Nacht sturmvoller Jahrhunderte. Czernowitz, als Stadt so jung, ist als Wohnstätte überhaupt uralte. Mögen sie nun die Römer oder die Gothen gegründet haben, gewiss ist, dass hier unzählige Geschlechter geblüht und gewelkt. Schwere Schicksale trafen die Stadt am Karpatenfuß; wohl an die dreißig Mal ward sie geplündert, verbrannt, von der Erde vertilgt. Und schier ein Jahrhundert lang lebte nichts von ihr als die Sage, dass hier einst Menschen gehaust. Aber der Zauber ihrer Lage erwies sich wunderkräftig, er belebte noch einmal die verödete Stätte, und außer dem Fleiß der Bewohner hat Czernowitz dieser überaus günstigen Lage sein fabelhaft rasches Wachstum zu danken.

Dies der Hintergrund für die Bilder jener Oktobertage. Und wie ich ihrer gedenke, treten sie vor mich hin, so unsäglich bunt und wechselvoll, so von sonderbarstem, eigenartigstem Leben durchflutet, dass mir wahrlich die Zuversicht schwindet, sie in schwachem Wort festhalten zu können, und die Wahl schwer wird, welches genauerer Ausführung am meisten wert. Denn über diese Tage ließe sich ein Buch schreiben, und es wäre wahrlich nicht das uninteressanteste, welches je geschrieben wurde...

Ich beginne mit dem buntesten, eigenartigsten Bilde, dem Volksfest.

Dort, wo die letzten Häuser stehen, an der Heerstraße, die von Czernowitz gegen Süd führt, grünt ein Garten voll kühler Bosquets und sonniger Wiesen und lauschiger Irrgärten, wie er in keiner andern Stadt des Ostens so groß und wohlgepflegt zu finden: der städtische Volksgarten. Hier promenieren am Sabbat die jüdischen, am Sonntag die christlichen Honoratioren, an Wochentagen aber klingt nur zuweilen durch die stillen Alleen rätselhaft und dumpf Getön: das sind die Gymnasiasten von Czernowitz, die hier für den nächsten Tag das eingezeichnete Stück Wissenschaft auswendig lernen. Sonst quakt hier nur noch zuweilen ein Frosch, oder einer

der dreihundert zwanzig Lyriker, mit denen die Stadt gesegnet, gebiert unter halblautem, angstvollem Stammeln ein Lied...

Auch manches Fest ist hier schon gefeiert worden, manches hübsche Volksfest. Aber ein solches wie am ersten Sonntag des Oktober noch nicht. Und schwerlich mehr wird ein solches hier gefeiert werden, außer etwa wieder am 3. Oktober 1975. Aber das liegt ja just nicht dicht vor uns. Freuen wir uns, dass wir diesmal recht die Gelegenheit genützt. Es war wahrlich der Mühe wert. Denn es gibt keinen andern Ort der Welt, wo man Ähnliches sehen könnte, in Europa mindestens gewiss nicht. Weder die Pracht des Festes, noch die Zahl der Teilnehmer diktiert mir diesen anscheinend sehr überschwenglichen Ausdruck. Aber schwerlich anderswo wird man so vielen Sprachen, Trachten, Nationen begegnen. Das war sinnverwirrend im allerbuchstäblichsten Sinne des Wortes. Es blendete das Auge, es betäubte das Ohr.

Gegen die Mittagsstunde waren die Abgeordneten der Bauernschaft des Landes, an die zwölfhundert Mann, mit ihren Weibern und Töchtern, Müttern und Bräuten in den Garten eingezogen. Vom kalkigen Felsufer des Dniester und den blauen Waldhöhen am Czeremosz bis hinab zum goldumsäumten Rande der Bistrizza und den Wiesen, durch welche lässig die Suczawa rinnt; von der unermesslichen Urwaldnacht, welche zwischen diesem Lande und seinem magyari-schen Nachbar aufgerichtet ist, bis tief ins fahle Haideland im Osten, durch welches die rumänische Grenze schneidet – aus allen Dörfern, Weilern und Höfen waren sie gekommen, ihrem Staate zu huldigen und seiner Verkörperung: dem Fürsten.

Aber das sollte morgen geschehen. Hierher, in diesen Garten, waren sie nur gekommen, sich zu freuen. Und Freude geben dem Naturmenschen drei Dinge: Essen, Trinken, Tanzen. Vielleicht noch andere Dinge, aber diese stehen nirgendwo auf dem offiziellen Programm, auch haben sich die Festordner nicht dafür zu bemühen. Also: gegessen, getrunken, getanzt wurde auch im Volksgarten zu Czernowitz. Und über die beiden ersten Dinge ist nicht viel zu sagen. Man trank Schnaps und Bier und aß Ochsen- und Hammelbraten, die eben an freien Feuern gar geworden.

Aber dieser Tanz, aber diese Musik!

Wer je dieses Land, ob auch nur flüchtigen Fußes, durchschritten, der weiß, dass hier Bruchgestein all der Völker haust, die jemals über diesen Boden gegangen; dass hier kaum ein Dorf ganz dem andern gleicht, an Bauart der Häuser, an Sprache, Tracht, Sitte und Typus der Bewohner. Aber auf seinen Fahrten waren ihm noch all die Bilder durch Raum und Zeit geschieden. Hier jedoch hallte Alles in derselben Sekunde in sein Ohr, und ein Blick des Auges konnte Alles umfassen. Was mir auch bisher in aller Herren Ländern zu schauen gegönnt war, Interessanteres als dieses Volksfest im Stadtgarten zu Czernowitz habe ich nicht gesehen, und mit gespannten Sinnen habe ich nichts betrachtet. Denn eine tausendjährige Geschichte tanzte da vorbei, und die Kulturgeschichte des Ostens johlte aus tausend und aber tausend Kehlen.

Wohin sich zuerst wenden?... Dort, vom Rande der Wiese, klingt jäh, heulend, langgezogen ein Ton in unser Ohr und schwebt vernehmlich über dem andern Getön: eine Bergpfeife aus dem Czeremosz-Tal. Ein junger Bursch bläst sie, und um

ihn her strampfen im Kreise, eng aneinandergeschlossen langhaarige, sonderbar gekleidete Männer. Eintönig kreischt die Pfeife, eintönig geht das Gestrampfe, und aus rauhen Kehlen heulen sie ein Lied dazu, es klingt wie ein ewiges „Urraj!“ Sie blicken nicht auf, sie halten sich eng aneinander. Denn vielleicht zum ersten Male sind sie in einer Stadt und sicherlich zum ersten Male in der Hauptstadt. In vereinzelt Hütten, begraben in der grünen Wüstenei des Bergwaldes an der Grenze gegen Po-kutien, hausen sie sonst, ihre Herden ihr einziger Schatz und das einzige Tauschmittel des Verkehrs. Und mitten im Karpatenwald hausend, sind sie gleichwohl eine Reiteration, die mehr auf dem Rücken ihrer kleinen, zähen, flinken Rosse wohnt, als in den erbärmlichen Hütten. Vielleicht ist dies auch ein Erbteil ihrer Väter, des verschollenen, rätselhaften Stammes der Uzen, der einst von Ost kam und gen West ging, so dass nur im Bergtal eine Woge haften blieb. Huzulen heißt man sie, und weil sie Ruthenisch sprechen, nennt sie die Statistik Ruthenen. Aber ihr Typus deutet nicht darauf; diese kleinen, schwarzhaarigen Menschen mit dem kühn und scharf geschnittenen, gelblichen Antlitz schauen nicht aus wie Slaven. Auch ihre Tracht ist merkwürdig: grellrotes enges Beinkleid, brauner kurzer Reitrock, kleines keckes Federhütchen, um den Leib ein mächtiger Gurt, in dem mindestens eine Pistole blinkt und mindestens ein breites Messer. Sie machen oft davon Gebrauch, nicht bloß dem Bären gegenüber. Wie die Kinder sind diese Menschen, just so gutmütig, aber just so jäh und launisch und wild. Sie verachten die Ruthenen der Ebene und nennen sich selbst stolz „Söhne der Uzen“.

In der Tat ist zwischen ihnen und ihren Sprachgenossen im Flachlande in allen Dingen gewaltiger Unterschied. Wenige Schritte davon könnt ihr sie tanzen sehen, die Ruthenen aus der Ebene zwischen Dniester und Pruth. Sie sind nicht so genügsam wie die einsamen Leute aus den Bergen, denen ihre Schalmei genügendes Orchester ist. Ihnen spielen Geiger auf und Zymbalschläger. Und da drehen sie sich nun in den buntesten Gangarten und Gruppierungen: „Po rusku“ ist ein Gemisch von Rundtanz und Cotillon. Sie sind ein schöner, starker Menschenschlag, hoch, breitschulterig, mit lichter Haut- und Haarfarbe. Unter den Mädchen finden sich neben entsetzlich soliden Schönheiten, die einige Ellen im Umfang haben, auch auffällig graziöse Gestalten mit lieblichem, feingeschnittenem Antlitz. Für Männer und Frauen ist der Schafpelz das Festkleid, was eigenartig aussieht und eigenartig riecht. Die Ärmeren tragen den braunen „Serdak“, einen breit und weit geschnittenen Rock. In der Kopftracht unterscheiden sich scharf die Vermählten von den Ledigen und auch beim Tanze sondern sie sich darnach. Das Weib trägt ein weißes Tuch um den Kopf, das Mädchen die Haare frei herabwallend und einen Kranz oder eine ganz sonderbare, mit Flittern besteckte Tuchkrone ums Haupt. Sie sind ein phlegmatisches, melancholisches, zähes Volk, diese Ruthenen. Auch hier könnt ihr's sehen. Unermüdlich drehen sie sich, wie sie denn überhaupt Alles gern langsam und gründlich tun. Aber ihre Gesichter bleiben stumpf und traurig. Keuchend, aber todesernst drehen sich die Bursche und Mädchen. Der Kontrast zwischen den heiteren Weisen und diesem Gesichtsausdruck wirkt unwiderstehlich komisch.

Aber im Übrigen darf man wahrlich nicht über sie lachen. Zäh und beharrlich haben sie sich das Land erobert und drängen die ursprüngliche Hauptbewohnerschaft, die Rumänen, immer weiter nach Süd. Wo Rumänen und Ruthenen zusammengrenzen, herrscht binnen zehn, zwanzig Jahren der Letztere. Und der Besiegte nimmt des Siegers Sprache an. Da drüben, der Wiese nah, wo die Herdfeuer stammen, vergnügt sich eine solche Gruppe. Dunkeläugige, schlaublickende Juden spielen ihnen auf, und was sie tanzen, ist ein echt rumänischer Tanz, der Harcanu. Ihre Hautfarbe ist bronzeartig, und die magere, bewegliche Gestalt verrät das romanische Blut. Aber horcht den Rufen, mit denen sie sich in immer tollere Freude hineintanzen – sie klingen ruthenisch. Und werden sie rumänisch angesprochen, so erwidern sie kopfschüttelnd: „Ne ponemaju“. Sie haben die Sprache der Väter verlernt.

Also Ruthenen, die eigentlich Huzulen, Ruthenen, die eigentlich Rumänen sind, und daneben sehr, sehr zahlreich echte Ruthenen. Auch sie selbst unterscheiden sich von einander durch Tracht und Dialekt, je nachdem sie aus Pokutien oder Podolien eingewandert, je nachdem sie ihren Wohnsitz im Flachlande oder im Hochlande genommen. Unter den Hunderten finden sich kaum je zehn, die in Sprache und Tracht vollständig übereinstimmen. So gibt es in einer und derselben Hauptgruppe erst recht ein kleines Babel.

Dasselbe gilt von den Rumänen. „Söhne Romas“ nennen sie sich stolz, und aus ihrer Sprache lassen sich bei einiger Mühe ganze Sätze zusammenstellen, die wortwörtlich mit dem Lateinischen zusammenklingen. Aber das Blut ist stark gemischt mit slavischem, mongolischem, tatarischem Blut. Tagelang kann man im Lande reisen, ohne reinblütige Rumänen zu treffen. Hier freilich, wo Alles zu sehen, kann man auch sie treffen. Aus dem Hügellande, wo Österreich an die Fürstentümer grenzt, sind sie hergekommen. Abseits, ganz abseits halten sie sich; ein sonderbarer Stolz ist diesen Menschen angeboren, und sie haben viel natürliche Würde, so lange sie – nüchtern sind. Hier sind sie's noch. Zigeuner spielen auf, überaus zerlumpte Zigeuner, aber ihre Fiedeln singen zaubertönig – ein echter Rumäne tanzt nach keiner andern Musik. „Romana“ tanzen sie, den Nationaltanz, phantastisch und figurenreich, oder „Oleadru“, einen Cotillontanz, wie ihn selbst die hochverehrliche „deutsche Tanz-Akademie“ – bei aller Achtung vor dieser gelehrten Gesellschaft sei es ausgesprochen – nicht graziöser und kunstvoller austüfteln könnte. Aber das entspricht ja der Art dieser schlanken, beweglichen Söhne des Südens mit dem scharfgeschnittenen braunen Antlitz und den dunklen, blitzenden Augen. Und was vollends diese Mädchen betrifft, so wäre es bei ihrem Anblick gar nicht schwer, sich an die Ufer des Tiber zu träumen. Auch auf dem Tusculum des Cicero haben sich die latinischen Mägde nicht anders getragen: in Linnen und bunter Stickerei, und zur Festtracht um die Schultern eine blaue Tunica. Und nicht anders haben sie dem Horaz das Aug' erfreut: schlanke, üppigstolze und doch schmiegsame Gestalten, im süßen, dunklen, halbverschleierte Auge wildesten Sinnenbrand.

Aber auch viel Mischlingsblut spricht die dakisch-latinische Mundart. Hier eine Gruppe, auf welcher der Blick nicht gerne ruht: die Leute sind gar zu hässlich.

Kleine Menschen mit gelben Gesichtern, schiefgeschlitzten Äuglein, schier verkümmerten Nasen. Und die Beine bilden das schönste, regelmäßigeste, lateinische O. Rumänisierte Mongolen, die in den Bergen sitzen geblieben, durch welche einst die Raub- und Heerstraße ihres Volkes ging. Sie brauchen keine Musik, sie heulen sich selber ein Lied vor, nach dessen Takt die Säbelbeinchen regelmäßig zusammenknicken und wieder aufschnellen. Unermüdlich hüpfen sie, wie die Frösche – es wäre zu komisch, wenn es nicht so unheimlich wäre.

„Hup! Hup!“, tönt uns noch lange das Geheule nach. Aber nun klingen uns freundlichere Töne ins Ohr; es ist ein Ländler, ein wahrhaftiger Ländler von Lanner. Wie das sonderbar anmutet, ist kaum zu sagen. Rasch biegen wir um die grüne Hecke – da, vor der Schänke, ein Bild aus dem Renschthal oder von der Schwäbischen Alp. Da sitzen an den Tischen die alten Schwabenbauern, in den langen stattlichen Kaputröcken aus blauem Tuch mit silbernen Knöpfen, und neben ihnen die Weiber im geblühten mächtigen Reifrock. Da tanzen die jungen Bursche im knöpfeschimmernden Spenser, die Mädchen im bunten Mieder und kurzen Röcklein, dass darunter die Waden im schwarzen Strumpf wie mächtige Pilaster zu sehen. Hier haben sich die Deutschen gelagert, die Schwaben aus Rosch, die Deutschböhmern aus Fürstenthal, die Zipser aus Jakubeny, die Pfälzer und Niederdeutschen aus dem Anland der Suczawa. Zehn verschiedene Dialekte, zehn verschiedene Trachten aus allen Gauen Deutschlands. Aber sie verstehen sich gut und halten treu zusammen, die versprengten deutschen Landsleute. Freilich tanzt der Zipser nur mit seiner schlanken Zipserin und der Mann aus Rosch mit seinem runden, rotbackigen „Moidele“. Aber vielleicht ist auch dies deutsche Art. Übrigens geht es hier nicht allzu laut zu. Alles mäßig, ehrbar, aber gründlich. Nur zuweilen schlägt die Lust in hohen Wogen auf. Denn während der Ruthene beim Tanz aussieht, als begrübe er just sein Liebstes, lacht und frohlockt der Deutsche und schmettert zuweilen ein Trotz- und Tanzlied in die Lüfte.

Huzulen und Mongolen, Rumänen, Ruthenen, Deutsche – auch dies Gewühle wäre verwirrend genug. Aber was Alles kann man hier nicht noch außerdem tanzen und johlen hören!

Hier Slovaken im spärlichen Linnengewand, den runden weichen Filzhut auf dem langhaarigen Haupte. Heute ungemessen in der Freude, wie sonst ungemessen in der Klage, Söhne eines Volkes, dem auch auf diesem gesegneten Boden dasselbe Los gefallen wie anderwärts: die Ärmsten unter den Armen zu sein. Hier sitzt der Slovake nicht etwa als Drahtflechter, sondern als Ackerbauer, aber er gedeiht nicht recht. Heute freilich johlen sie entsetzlich, und ihre Weiber in buntem Drillich kreischen. Diesem Volke, besonders seiner zarten Hälfte, wäre es nicht gut, zu predigen, dass Gott sie nach seinem Ebenbilde geschaffen, sie würden sich sonst den lieben Gott mit einer Stumpfnase ausstatten und mit einem Munde, der die Aufgabe hat, zwischen beiden Ohren eine wulstig klaffende Öffnung zu ziehen.

Schön und kräftig, schlanke braune Bursche, dralle, feueräugige Dirnen – so präsentieren sich ihre Nachbarn, hier im Garten und in der Wirklichkeit: die Magyaren. Aus dem armen, bergigen Szeklerlande sind sie einst hinabgestiegen in das Tiefland

und haben hier ein reiches, blühendes Heim gefunden. Darum jauchzen auch ihre „Eljen“ zum Himmel auf wie Raketen – die Leute wissen, was der heutige Tag bedeutet. Hui! wie die Fiedel klingt; hui! wie der „Csárdás“ dröhnt! Die Sporen klirren und die weiten weißen Pumphosen fliegen nur so im Kreise. Nur die Reicheren tragen das eng verschnürte Beinkleid. Aber eine bunte Feder hat sich Jeder auf den Hut gesteckt und eine rechte Festfreude ins Herz hinein. Und wie sie so am Rande der Haide tanzen, ist es ein Bild, wie aus der Puszta zauberhaft hierhergestellt.

Aber es gibt auch Viele, die nicht tanzen. Da wandelt, bald scheu abseits, bald näher herandrängend als just notwendig, der orthodoxe Jude in seiner altpolnischen Tracht. Da geht sein semitischer Stammesgenosse, der Armenier, langsam und gemessen einher – aus Suczawa oder Kimpolung; dort allein hat sich die armenische Tracht erhalten, ein langes, seidenes Untergewand, bis auf die Knöchel herabwallend, darüber ein samt- oder pelzgeschmückter Kaftan. Da wandelt düster und mürrisch der Lippowaner daher in altmoskowitischer Tracht, neben ihm sein dickes Eheweib in grellem, rotgeblühten Kleide. Er ist Einer der „Leute vom wahren Glauben“. Zur Huldigung ist er gekommen; aber was soll ihm die Freude mit dem unreinen Gewürm, das an Götzen glaubt?!

Dann elegante Herren und Damen, Bürger aus den Czernowitzer Vorstädten mit ihren Weibern – Pardon! Gemahlinnen – in roten Umhängtüchern und grünen Handschuhen, Soldaten, Bergknappen, rumänische Popen mit langem Bart und Gewand, böhmische Spielleute, Akrobaten – ich glaube, ich schreibe es nicht aus, und schrieb' ich noch so lange fort.

Und dies Alles zusammengedrängt auf dem Raume einiger Gartenplätze und Alleen – es war ein Lärmen und Treiben, dass man sich hätte die Ohren stopfen und die Augen schließen mögen, und wieder, dass man sich tausend Augen und Ohren wünschte, Alles recht in sich zu fassen!

Und erst als es Abend wurde und Alles durcheinanderdrängte! Und wieder, als das Feuerwerk begann und bengalisches Licht die unsäglich bunte Gruppe der Harrenden zauberhaft umfloß! Es war ein märchenhaft schönes Bild!

... Schöneres haben diese Festtage nicht geboten. Aber andern interessanten Anblick noch, von dem man gern berichten und vielleicht auch – hören mag.

... Wer in dieser Landschaft zusieht, wie ein Fluss in den andern mündet, kann ein eigen Farbenspiel gewahren. Verschiedenfärbig sind sie, weil der Boden verschieden, durch den sie fließen. Und wenn sie sich mischen, so hält doch jeder seine Farbe fest, so lange er vermag. Da ziehen in demselben Bette Streifen grünlichweißen und tiefblauen Wassers dahin, lange, lange, bis sie endlich verfließen.

Schier dasselbe Farbenspiel kann gewahren, wer in das soziale Leben dieser Landschaft blickt. All die Bäche verschiedener nationaler Kultur und Unkultur fließen friedlich in Einem Bette. Aber noch nicht lange genug, um sich ganz gemischt zu haben. Wenn diese Wasser dereinst zu einem mächtigen Kulturströme geworden, wird Niemand ahnen, welche eigen gefärbten Streifen sie einst geziert oder verunziert. Heute sieht man's noch. Und vielleicht nirgendwo deutlicher konnte man's sehen, als bei dem Huldigungszug.

Er war riesig lang gedehnt und so zusammengestellt, dass er keinen malerischen Anblick gewähren konnte. Was das Volksfest so reichlich geboten, blendendste, sinnverwirrendste Farbenpracht, hier fehlt es ganz und gar. Wie absichtlich war es auseinandergedzerrt, jeder Effekt zerrissen. Wahrscheinlich durch Ungeschicklichkeit. Aber wir wollen sie nicht beklagen. Just an diese Gruppierung knüpfen sich am besten die Fäden, ein Kulturbild des Landes im Fluge zu zeichnen.

Huzulen eröffneten den Zug, ein Fähnlein Ruthenen aus dem nördlichen Karpatenwald und ein Fähnlein rumänischer Bergbewohner aus den Tälern der Dorna und Bistrizza. Nicht eben elegant hockten die kühnen, verwegenen Bergmenschen auf ihren mageren Kleppern. Vielleicht können diese Rösslein und diese Art des Reitens einem Fremden ein Lächeln abgewinnen. Aber wer je auf einem Huzulenklepper durch unsere Berge getrabt, wird ihn nicht verachten. Er ist von einer so fabelhaften Ausdauer, von einer so ungemainen Treue, Klugheit und Vorsicht, dass man ihm mehr vertrauen kann, als vielen Menschen. Er ist, um ein keckes Dichterwort zu gebrauchen von vernünftiger Viehigkeit, indes viele Menschen bloß von viehischer Vernunft sind. Nur Eine Eigentümlichkeit muss man dabei schonen: den Sporn verträgt kein Huzulenross, und mit dem Zügel muss man so wenig als möglich hantieren. Wer ihm vertraut, ist am Abgrund sicher, und wer es einzuengen sucht, kann mitten in der Talsohle straucheln.

Kein Huzulenross verträgt Sporen und Zügel und – kein Huzule. Frei lebt er in seiner Berggöde, ein einsamer Nomade, der mit seiner Herde von Trift zu Trift zieht. Ihn bindet nichts als der eigene Wille. Denn wen nicht die Natur bindet, wen nicht sein eigen Herz bindet, den bindet keine Menschenmacht in dieser ungeheuren grünen Wüstenei der Berge und Wälder. Will er ein Räuber werden, er kann es; hier findet ihn kein Richter, kein Soldat. Aber er wird es selten. Wen sollte er auch berauben? Und was er braucht, bietet ihm sein Wald und seine Herde.

Der wandernde Hirt! der Nomade! der Mensch im Urzustande! Schwerlich hat die löbliche Festordnerschaft daran gedacht, aber für unsere Zwecke hätte sich kaum eine bessere Eröffnung des Zuges finden lassen.

...Folgt eine Militärkapelle und schmettert den Radetzkymarsch. Das wäre nicht erwähnenswert, böte es uns nicht ein Steinchen für unsere Mosaik, diesmal ein dunkles. Wer die riesigen Menschenmassen sah, welche sich stauten, als die Kapelle zum ersten Mal spielte, hätte leicht über den naiven Enthusiasmus der P. T. Provinzmenschen spötteln mögen. Aber es war den guten Leuten zu vergehen; es war seit langen Jahren die erste Militärmusik, welche sie hören durften. Czernowitz hat keine Kapelle, weil es sich weigert, eine Kaserne zu bauen. Die Stadt baut mehr Schulen, als ihr obliegt, vielleicht mehr, als in ihrer Kraft liegt; aber eine Kaserne will sie nicht bauen. Sie glaubt, dass man dies nicht mit Recht von ihr fordert, und daher tut sie's nicht. Man straft dies durch Entziehung der Genüsse türkischer Musik.

Ein dunkles Steinchen in der Mosaik dieses Kulturbildes habe ich dies genannt, aber es ist wohl nicht erwogen. Die zwerghaft kleine Affaire ist im Grunde ein helles Zeichen. Seht, diese Stadt ist loyal, so ungemain, so ganz überaus loyal. Selbst der

schwarzgelbste Schwarzgelbe müsste sich hier wohl fühlen. Und dennoch finden die Bürger dieser Stadt den Mut, auf ihrem Rechte zu bestehen...

Folgen Turner, höchst seltsamlicherweise im Frack, und die Feuerwehren mit ihren Fahnen. Auch ein Veteranenverein mit sehr schönen goldenen Litzen und Troddeln erfreut das Auge. Holdes Soldatenspiel ältlicher Knaben, so hast du denn auch hier deine Heimstätte gefunden!

Vereine in Frack und Rock, mit oder ohne Fahnen, mit oder ohne Abzeichen, sehr, sehr viele Vereine. Czernowitz allein hat ihrer sehr viele, und das ist kein schlimmes Zeichen. Wenn irgendwo, so bedarf es auf diesem jungfräulichen oder kaum erst umrodeten Boden der geeinten Kraft. Sie findet sich auch zusammen. Nur Einer der Vereine ging in sehr geringer Mitgliederzahl daher, die „Deutsche Lesehalle“. Sie ist der einzige nationale Vereinigungspunkt der hiesigen Deutschen. Unter Hohenwart blühend, siecht sie nun dahin.¹

Das ist so überaus bezeichnend für deutsche Art im Osten, dass man wohl länger dabei verweilen muss. Der Deutsche ist der Allerweltsbeglucker und Allerweltsschoner. Treu und stet für sich und Andere die Kulturarbeit verrichten – das versteht sich von selbst. Aber dabei sagen: „Ich bin ein Deutscher!“ – bewahre!... Nur wenn der Deutsche in diesem Lande getreten wird, findet er den Mut dazu. Unter Hohenwart fand er ihn. Aber nun, da er wieder rastlos schaffen darf, in seinem Interesse allerdings, aber auch noch weit mehr im Interesse der Anderen, scheint ihm jede, auch die leiseste Betonung seines nationalen Bewusstseins sündhaft. Er fürchtet, schon dadurch die Anderen zu verletzen, wenn er sich überhaupt nur zu seinem Volke bekennt. Der Rumäne und der Ruthene, auch diejenigen, welche gern die deutsche Kulturarbeit würdigen und fern von allem nationalen Fanatismus sind, sind nicht so zartfühlend. Und mit vollem Rechte!

Ich bin weit davon entfernt, den Deutschen zuzumuten, durch übermütige Betonung ihrer dominierenden Stellung, durch überflüssige nationale Demonstrationen Andere zu verletzen oder zu ähnlichen Demonstrationen zu verleiten. Das Herrlichste an und in diesem Lande ist und bleibt der nationale und konfessionelle Friede, und kein Hauch darf ihn trüben, am wenigsten ein Hauch aus deutschem Munde. Das wäre nicht bloß unklug, sondern verächtlich und des deutschen Geistes am mindesten würdig. Aber sich zu seinem Volkstum bekennen, das kann kein anderes Volkstum beleidigen. Wehe dem Deutschtum im Osten, wenn es sich in sublimen Kosmopolitismus auflösen würde – es wäre nicht bloß sein eigenes Verderben, sondern auch das Verderben für alle Kulturbestrebungen in diesem Lande! Nur wem aus dem Born seines eigenen Volkstums die Kraft quillt, kann für sein eigen Volk und Andere nützlich schaffen! Der Tag, an dem die Deutschen im Osten dies vergessen würden, wäre der Beginn ihres Unterganges.

Viele Herren in kurzen und langen, modischen und unmodischen Fräcken. Und nun die Vertreter aller Konfessionen. Da schreitet der Prediger der Reform-

¹ Seitdem ist die „Deutsche Lesehalle“ eines sanften Todes verblichen. Mögen die Deutschen in der Bukowina nie in die bittere Lage kommen, dies schmerzlich zu beklagen.

juden neben dem Chassid, der griechisch-orientalische Priester neben dem römisch-katholischen Pfarrer, der unierte neben dem nichtunierten Armenier, der katholische Russinen-Pope neben dem Abt der Altgläubigen, der helvetische Pfarrer neben dem evangelischen Prediger. Hier gehen sie friedlich, und friedlich gehen sie im Leben. In diesem Lande hat noch kein Mensch, mindestens seit hundert Jahren nicht, für seinen Glauben gelitten. Jeder schreitet seine Bahn dahin, weil er sie für die rechte hält; aber es ist noch Keinem zu Sinne gekommen, dem Nachbar seine Bahn mit Steinen oder Unrat zu verrammeln!

Warum? Warum blüht hier tiefster Friede, indes ringsumher der Glaube den Menschen zum Fluche wird, der sie in tiefes, grimmiges Hassen und Wüten hineinpeitscht?! War es ein Akt edelster, freier EntschlieÙung von Priesterschaft und Volk? diktierte die Notwendigkeit solche Toleranz?

Es wäre schön und erhehend, könnte man das Erstere bejahen, schön und erhehend wär's, aber nicht richtig. Das Letztere ist die Wahrheit. Kein Glaube war stark genug, den andern zu unterdrücken. Wer sich über und gegen seine Brüder und Nichtbrüder in Christo erhoben hätte, hätte sich besagte Brüder und Nichtbrüder curios auf den Hals gehetzt. Stillzuhalten und zuzusehen, dass die eigene Herde zusammenblieb, war die einzig mögliche Handlungsweise. So kamen Gleichberechtigung und Friede ins Land. Und daraus keimte allmählich ein milder Geist. Hatte man sich anfangs vertragen müssen, so vertrug man sich später von Herzen gern. Vielleicht wäre es trotzdem nicht gelungen, wäre die römisch-katholische Konfession im Lande nicht so spärlich vertreten gewesen. Und sicherlich wäre es nicht gelungen, wäre sie so zahlreich gewesen, als es die griechisch-orientalische Kirche ist. Seht euch diese würdigen, vorüberwandelnden Popen mit lang herabwallendem Haupt- und Barthaar wohl an, zieht den Hut vor ihnen – es sind brave und gute Menschen! Sie sind in der Bukowina gebildeter als die Priester anderer Konfessionen. Und sie sind wahre Priester, vielleicht weil sie Weib und Kind haben, weil es ihnen geboten und nicht verboten ist, rein menschlich zu empfinden.

Es ist ein lehrreich Kapitel, das Kapitel von der Toleranz in der Bukowina. Tröstlich für andere Landschaften ist es freilich nicht. Priester verschiedener Konfessionen vertragen sich nur, wenn sie sich vertragen müssen.

Und die Völker?!

Seht her! Dichter und geschlossener wird der Zug: da wimmeln sie heran in tausend bunten Trachten, die zwölfhundert Abgeordneten der Bauernschaft dieses Landes. Aber nicht nochmals will ich sie schildern in ihrer tausendfältigen Verschiedenheit, sondern aussprechen, was sie geeint. Ringsumher, und namentlich in den Nachbarlanden im Norden und Westen, bitterster, wüstester Groll eines Volkes gegen das andere, hier allein Friede und Eintracht!

Was hat diese Menschen geeint?

Wieder die Notwendigkeit. Die heilige Ananke ist die mächtigste Göttin; sie wirkt ihre Wunder, wo alle andere Genien verbleichen. Auch die Nationen einten sich hier anfangs nur deshalb, weil sie mussten. Die beiden an Kopffzahl stärksten Völker hielten Frieden aus gegenseitigem Respekt, die anderen aus Respekt vor den

mächtigen. Aber allmählich ward freier Wille, was anfangs nur Zwang der Notwendigkeit gewesen. Nur die Not kann die angeborenen Instinkte brechen oder biegen; aber hat sie es vollbracht, dann wirken auch mildere Genien: die Menschlichkeit, die Liebe.

Es gibt zwei Länder in Europa, wo sich Solches gefügt: die Schweiz und die Bukowina. Freilich durch die Notwendigkeit allein wäre es in beiden Ländern nicht erreicht worden. Sie ist die materielle Kraft, welche den Trotz bricht, zu ihr muss eine geistige Kraft treten, die Menschen zu verbrüdern.

In der Schweiz war es der Geist der Freiheit, und in der Bukowina ein verwandter und gleich herrlicher Geist: die Kultur, oder was dasselbe sagen will, das Deutschtum. Versöhnend, vermittelnd trat es zwischen die anderen Nationalitäten, und hier war es ihm gegönnt, so viel Segen zu spenden, als es spenden kann, weil es nicht roh zurückgewiesen wurde.

Anderwärts geschah dies. Und darum und aus anderen, gleich traurigen Gründen kann man, wenn man nach den Ländern fragt, wo die Einigung verschiedener Nationalitäten schön gelungen, nicht antworten: Die Schweiz und Österreich. Nur in der Bukowina hat sich erfüllt, was einst der große Joseph so heiß ersehnt und so kräftig angestrebt: einen Staat, zusammengehalten durch die gemeinsame Bildung, keinen deutschen Nationalstaat, aber einen deutschen Kulturstaat.

Auf dem Basrelief des Austria-Denkmal ist der große Kaiser zu sehen, wie er milde auf das jüngste Glied des Reiches hinabblickt. Und wahrlich! milde und weisevoll haben diese Kaiseraugen auf dies Land geschaut, und Vieles von dem, was sich heute segensvoll entfaltet, das Meiste hat diese starke Hand gepflanzt.

Darum haben auch die Leute dieser Landschaft anfangs daran gedacht, ihn in der Hauptstadt im Bilde zu erheben. Dann haben sie ein gleich passendes Symbol erwählt: die Austria.

Wie sie enthüllt wurde, das ist ein leuchtend Blatt in dem Bilderbuche dieser Festtage. Und eine weihevoll Minute war es, als das Gold der Oktober-Sonne zum ersten Male den Marmor umfloss und ein stürmisch Hoch aus tausend und abertausend Kehlen erschallte. Eine weihevoll Minute, und insbesondere jedes Deutschen Brust mochte sich da stolz heben. Denn wenn hier der österreichische Staatsgedanke einen Triumph feierte, wem anders hatte er es zu danken, als der Kulturarbeit seiner deutschen Bürger?!

Manchem, der viel zu fern war, diese stürmischen Hochrufe zu vernehmen, mag es gleichwohl im selben Augenblicke seltsamlich im Ohr geläutet haben. Manchem Nachbar im Norden, manchem Nachbar im Süden und manchem hochedeleborenen Herrn im Buchenlande.

Manchem Nachbar im Norden. Ich meine die Herren Polen. Sie haben dieser Feier gegenüber eine Haltung eingenommen, als wäre es das Triumphfest ihres bittersten Feindes und nicht des Staates, der auch über sie seine schützenden Fittige streckt. Nirgendwo geht es den Polen so gut als innerhalb der schwarzgelben Pfähle, und nirgendwo werden diese Farben bitterer gehasst als in Lemberg und Krakau. Es wäre dies unbegreiflich und wird wohl nur dann erklärlich, wenn man an das düs-

tere, antike Wort denkt: „Quem Deus perdere vult, dementat!“... Jenem Polentum freilich, welches Andere unterjocht, für sich selbst Sonderrechte beansprucht, war dies Fest in der Tat ein feindliches. Es galt der Bildung und der Gleichberechtigung der Nationen, den Todfeinden nationalen Dünkels.

Manchem Nachbar im Süden. Aber wir wollen uns die Erinnerung der herrlichen Tage nicht dadurch trüben, dass wir der Herren Rumänen ausführlich gedenken oder gar des eklen Geifers, mit dem sie diese Tage zu beflecken versucht. Hätten sie sich darauf beschränkt, ernst und würdig zu klagen, dass hier einst ein Teil ihres Gebiets unter fremde Herrschaft gelangt, man hätte ihnen ebenso ernst erwidern können: „Segen darf man nicht beklagen. Nicht, wie der Staat heißt, sondern was er seinen Bürgern bietet, das allein entscheidet. Blickt euch an und dann die Bewohner dieses Landes, und freut euch mit ihnen, dass eure Stammesgenossen in Österreich glücklicher sind als ihr!“ Aber vor dem Unflat, wie er von dort herübergeschleudert wurde, deckt man sich am besten mit dem Schweigen der Verachtung.

Ein anderes Schweigen sei den hochedelgeborenen Herren entgegengesetzt, welche still auf ihren Gütern saßen und sich nicht mit den anderen Bewohnern des Landes freuen wollten – das Schweigen geduldiger Nachsicht. Sind sie doch ehrenwerte und überaus harmlose Leute, welche sich zudem derzeit in bemitleidenswerter Verlegenheit befinden. Es ist für Politiker keine Kleinigkeit, ihr Prinzip nicht zu wissen und nun angstvoll, arme Japhets nach ihrem Prinzip suchen zu müssen. Hoffentlich gefällt ihnen dasselbe Prinzip, welches die gesamte Bewohnerschaft des Landes zu Licht und Segen geführt. Man muss ihnen nur Zeit lassen, es zu finden.

... Noch manches schöne Bild drängt sich vor mein Auge, und kaum dämme ich die Neigung zurück, es nachzuzeichnen. Besonders jene beiden Lichtbilder in des Wortes ureigenster Bedeutung, die Beleuchtung der Stadt und dann den Festcommers, schilderte ich gerne. Und die Auffahrt der Studenten, dies farbenprächtige Dekorationsstück, welches auf raschen Wagen an den erstaunten Augen der Czernowitzer vorbeizog und an den blitzenden, glühenden Augen der Czernowicienserinnen... faciles, formosae... ein „westöstlich“ Bild wär's auch, wollt' und könnt' ich der Frauen dieser Stadt gedenken. Auch in ihnen fließt West und Ost eigen zusammen. Man findet hier sehr viele üppige, viele schöne Gestalten, oft genug ein sinnenentflammendes, selten ein edel schönes Antlitz. Wer aus der Fremde kommt oder kehrt, dem wird in der ersten Zeit die Schönheit dieses Frauenschlages überraschend und erfreulich ins Auge treten. Es ist jenes üppig-frische Blühen, welches sich überall da entfaltet, wo verschiedene Racen zusammentreffen. Die Frauen einer Mischlingsrace haben gewisse stereotype Fehler im Gemüt, aber fast immer sind sie schön und anmutig. Das gilt auch von den Frauen dieser Stadt.

Aber wohin gerat' ich da? Just vom Gegenteil wollt' ich reden, von Schlichtem und Ernstem. Und von einem nüchternen und doch so herrlichen Wort, in welchem sich für mich all die Eindrücke der Festesfreude einen.

Es war am 1. Mai 1872, einem gar lenzfröhlichen Tag. Da standen ihrer viele Hunderte – ergraute Kämpen der Wissenschaft, blutjunge Studentlein und viel festlich Volk – in einer luftigen Halle, und wie die Banner ob ihren Häupten im Früh-

lingswinde rauschten, ging auch durch ihre Herzen ein lenzhafte Wehen und rührte sie an in lichter Freude. Aber auch wie ein heiliger, ernster, unerschütterlicher Entschluss stand es auf ihrem Antlitz geschrieben. Als nun einer der Männer zu sprechen begann, da fasste er jene Freude und Festigkeit in ein einziges Wort zusammen, und es wird Jedem, der in jener Halle gestanden, für sein Leben unvergesslich sein.

Das Wort hieß: „Deutsch sein heißt arbeiten!“

Jene Halle war der Hof im alten Bischofsschlosse zu Straßburg am Rhein, und die Feier galt der Eröffnung der Argentina, der deutschen Hochschule in der Westmark. Es war ein harter Boden, in den sie das junge Reis pflanzten. Aber nicht ungewiss waren sie über sein Los. Sie wussten, dass der herrliche deutsche Geist, der eben zu den stolzesten Siegen geführt, von denen die Geschichte berichtet, sich im Frieden doppelt stolz und stark bewahren werde. Denn er ist ein Geist des Friedens und der Arbeit.

„Deutsch sein heißt arbeiten.“

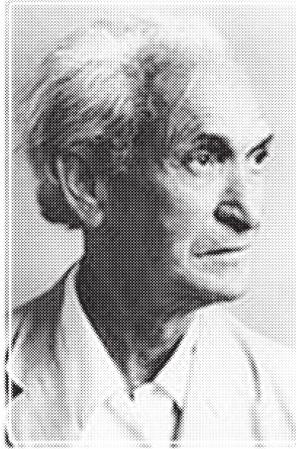
Drei Jahre später, am 4. Oktober 1875, hatten sich einige jener Männer, die damals jenes Wort in der Halle zu Straßburg vernommen, wieder in einer Aula zusammengefunden, und wieder standen da Hunderte: ergraute Kämpfer der Wissenschaft, blutjunge Studentlein und viel festlich Volk. Wer da aus den Fenstern blickte, sah nicht den gotischen Münster ragen, sondern einen byzantinischen Prachtbau, und nicht ins lachende Rheintal konnte er blicken, sondern in die fahle Ebene des Ostens. Aber wieder galt die Feier der Eröffnung einer Hochschule in einer Grenzmark deutschen Geistes, und wieder war's harter Boden, in den sie das junge Reis senkten. Aber in stolzer Zuversicht taten sie es, in lichter Freude. Und seltsam! auch dasselbe Wort fand sich wieder ein, und als sie jubelten, da es erklang, klang die Zustimmung auch wie ein Gelöbnis.

„Deutsch sein heißt arbeiten!“

War das nur Zufall? Ich glaube, innerste Notwendigkeit. Und mehr als eine Phrase war es, es war ein Wahrwort, als der Rektor von Straßburg es aussprach: dieselbe Aufgabe, welche seine Hochschule im Westen habe, habe die Francisco-Josephina im Osten.

Zwischen Straßburg und Czernowitz liegen Hunderte von Meilen, wohnen viele Völker, heben sich trennende Grenzpfähle. Aber mächtig flutet zwischen seinen beiden Grenzwarten der deutsche Geist. Er ist ein Geist der Arbeit, vor Allem der selbstlosen Arbeit im Interesse der Kultur und der Menschlichkeit.

„Deutsch sein heißt arbeiten!“ In diesem Zeichen wirst du siegen, junge Hochschule im Ost!



SOMA MORGENSTERN

Soma (Salomo) Morgenstern (* 3 Mai 1890 in Budzanów, Ostgalizien; † 17. April 1976 in New York City) war ein deutschsprachiger jüdischer Schriftsteller, Journalist und Zeitzeuge altösterreichischer Herkunft.

Salomo Morgenstern wurde als jüngstes Kind von Abraham Morgenstern und Sara „Sali“, geborene Katz geboren. Der Vater war ein frommer Chassid und besaß auch die Rabbiner-Autorisation. 1895/1896 verbrachte die Familie in Loszniów, rund 25 km von Budzanów, wo Salomo den Cheder und die ukrainische Volksschule besuchte. 1898 erfolgte der Umzug nach Dobropolje, später nach Burkanów. Ab 1904 besuchte Salomo das polnische Gymnasium in Tarnopol.

In Tarnopol wurde sein Interesse an Literatur geweckt. Ein Zahnarztbesuch 1908 in Lemberg bescherte ihm seinen ersten Theaterbesuch, wo er das Stück *Sedziowie* (Die Richter) von Stanislaw Wyspianski sah. Daraufhin beschloss er eigenen Angaben zufolge, Theaterkritiker zu werden. Zusätzlich zum Gymnasium besuchte er auch eine hebräische Schule, unter deren Einfluss er sich vom Jiddischen abwendete.

1909 lernte er bei einer Konferenz zionistischer Mittelschüler Joseph Roth kennen, der jedoch erst Jahre später zu seinem Freund werden sollte.

Im September 1912 ging Morgenstern nach Wien. Während der Sommerferien 1914, als er zu Besuch bei seiner Familie in Galizien war, brach der erste Weltkrieg aus. Er musste mit Mutter und Schwester unvorbereitet vor der anrückenden rus-

sischen Front fliehen, wobei die Familie ihr gesamtes Hab und Gut verlor. Am 15. Februar 1915 rückte Morgenstern beim Infanterieregiment Nr. 15, dem Tarnopoler Hausregiment, ein, das nun in Wildon in der Steiermark stationiert war. Ab Mitte 1918 war er wieder in Wien und beendete den Krieg als Leutnant der Reserve. Aufgrund des Zerfalls der Österreichisch-Ungarischen Monarchie wurde Morgenstern jetzt polnischer Staatsbürger. Es sollte bis 1929 dauern, bis er die gewünschte österreichische Staatsbürgerschaft bekommen sollte. Er setzte an der Universität Wien sein Studium fort und wurde 1921 zum Dr. jur. promoviert. Im selben Jahr besuchte er mit seinem Jugendfreund Karol Rathaus seine galizische Heimat. Es sollte der letzte Besuch bleiben.

Morgenstern, der sich jetzt Soma nannte, strebte zunächst eine Laufbahn als Bühnenautor an. 1920 übertrug er Wyspianskis Versdrama *Die Richter* ins Deutsche, 1921/22 verfasste er das Drama *Er und Er*, 1922/23 *Im Dunstkreis*. Er fand jedoch keinen Verleger für die Stücke, sie hatten auch keine Chance auf Aufführung.

Morgenstern veröffentlichte ab 1924 erste journalistische Arbeiten, da er einen Broterwerb brauchte. Seine erste Arbeit war *Franz Kafka zum Gedächtnis*, die am 1. August 1924 im *Berliner Tageblatt* erschien. Er veröffentlichte auch in *Die Literatur* und in der *Vossischen Zeitung*. 1926 ging er nach Berlin, da dort die Verdienstmöglichkeiten wesentlich besser waren. Morgensterns Artikel waren wenig journalistisch. Er schrieb aus der Perspektive des persönlichen Beobachters. Seine Reiseberichte konzentrierten sich auf einzelne Szenen und Beobachtungen. Nur in seinen Musikkritiken schlüpfte er in die klassische Rolle des Journalisten.

1930 begann Morgenstern mit dem ersten Band seiner Romantrilogie *Funken im Abgrund*, die ihn bis 1943 beschäftigen sollte. Den ersten Band beendete er 1934 in Paris, wo er sich einige Monate aufhielt. Der Band erschien 1935 unter dem Titel *Der Sohn des verlorenen Sohnes* und wurde im ersten Jahr in 4000 Exemplaren verkauft, obwohl er in Deutschland nur an Juden verkauft werden durfte.

Im August 1933 war Morgenstern von der *Frankfurter Zeitung* entlassen worden. Seine finanzielle Situation war recht prekär, er hielt sich mit gelegentlichen journalistischen Arbeiten über Wasser. Im März 1938 floh er gerade noch rechtzeitig am Tag des Anschlusses aus Österreich und ging nach Paris. Morgenstern hatte bei der Flucht praktisch seine gesamten Manuskripte verloren und versuchte, die Bände zwei und drei der Trilogie, die schon weit gediehen waren, zu rekonstruieren.

Mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges wurde Morgenstern als österreichischer Staatsbürger zum feindlichen Ausländer und musste fliehen. Er ließ sich in New York nieder. In den Jahren 1941 bis 1943 hatte er den stark autobiographischen Bericht *Flucht in Frankreich* verfasst, in dem er einen nichtjüdischen Schriftsteller seine eigenen Erlebnisse auf der Flucht schildern ließ, der jedoch unpubliziert blieb. 1946 erschien der erste Band von *Der Funken im Abgrund* in englischer Übersetzung, 1947 und 1950 auch die beiden weiteren Teile.

1948 begann er mit dem Buch *Die Blutsäule*, ein Versuch der Bewältigung der aus Europa gekommenen Nachrichten über die Shoah. Hier schildert er ein ostgalizisches Dorf am Ende des Zweiten Weltkrieges. In einer Synagoge kommen

deutsche Soldaten, SS-Leute, zwei christliche Priester und einige überlebende Juden zu einer Art Gerichtsverhandlung zusammen. Die Frage ist jedoch nicht nach der Schuld, sondern nach dem religiösen Sinn der Verbrechen, einen Sinn, den es nicht geben kann. Mit großer Überwindung entschloss er sich dazu, das Buch in Deutsch zu schreiben, die Sprache der „nazistischen Mordbrenner“. Er beendete das Buch erst nach fünf Jahren, es erschien 1955 auf Englisch unter dem Titel *The Third Pillar*.

Morgenstern, der 1946 US-Staatsbürger geworden war, besuchte Europa noch dreimal: 1950, als er auch seine Schwester in Palästina besuchte, sowie 1957 und 1968. Seine Heimat Ostgalizien sah er jedoch nicht mehr.

Die Blutsäule sollte Morgensterns letzte Veröffentlichung bleiben. Er arbeitete in den folgenden Jahren an seiner Autobiographie, die jedoch unvollendet blieb. In den frühen 1970er Jahren stellte er aus dem Material zwei Bände zusammen über seine Freunde Alban Berg und Joseph Roth.

Am 17. April 1976 starb Soma Morgenstern, dem die *New York Times* drei Tage später einen Nachruf widmete. Der Autor war zwanzig Jahre ohne Werk gewesen. Sein ganzes Œuvre hatte er einer Idee gewidmet, dem Ostjudentum, einer in der Shoah untergegangenen Welt.

Werke: *Funken im Abgrund* (Romantrilogie: Band I *Der Sohn des verlorenen Sohnes*, Band II *Idyll im Exil*, Band III *Das Vermächtnis des verlorenen Sohnes*); *Flucht in Frankreich* (Ein Romanbericht); *Der Tod ist ein Flop* (Roman); *Die Blutsäule. Zeichen und Wunder am Sereth*; *Joseph Roths Flucht und Ende* (Erinnerungen); *Alban Berg und seine Idole* (Erinnerungen und Briefe); *In einer anderen Zeit. Jugendjahre in Ostgalizien*.

Buffalo Bill in Tarnopol¹

Diese amerikanische Sensation dürfte wohl ganz Europa erreicht haben. Aber dass Buffalo Bill in einer so kleinen Stadt, selbst nach europäischem Maß, ein so großes Publikum erreichen würde, um auf seine Kosten zu kommen, war schon eine Sensation für sich. Und er hatte offenbar richtig kalkuliert. Ob man es glaubt oder nicht, sein Ruhm hatte sogar schon unser Dorf erreicht. Selbst mein Vater, der nur in wichtigen Geschäften, die das Gut betrafen, in die Stadt reiste, konnte der Zugkraft Buffalo Bills nicht widerstehen. Zu meinem großen Erstaunen. Denn ich war schon damals ein Gymnasiast in den Ferien, und ich hatte schon das große Erlebnis Zirkus beglückt erfahren. Durch dieses Erlebnis bereichert, fühlte ich mich der ganzen Familie überlegen, selbst meinem Vater. Und ich überlegte im Ernst, ob ich nicht lieber meine Ferientage ohne Unterbrechung im Dorf genieße. Allein mein Vater belehrte mich, dass der alte Pächter schon eine Liste in die Stadt schickte und für uns alle Eintrittskarten kaufen ließ: „Wenn Reb Hillel sich für einen Zirkus interessiert, wird es schon etwas sein, was dich auch interessieren sollte.“ Also reisten wir, die ganze Familie, meine Mutter ausgenommen, die der Ansicht war, dass einer das Haus hüten müsste.

Ich habe nicht die Absicht, hier den reitenden, schießenden Buffalo-Jäger auf seinem weißen Ross zu beschreiben. Aber ich habe doch eine sensationelle Erinnerung an diesen Zirkus. Ich habe damals zum ersten Mal eine Errungenschaft der kommenden Zeit gesehen, ohne zu wissen, was ich gesehen habe. Buffalo Bill brachte offenbar auch einen Filmstreifen mit. Wir ahnten alle, dass es etwas Besonderes war. Aber wir wussten nicht, wie es genannt war. Wir sahen und erzählten, dass wir gesehen haben: Lebende Schatten. Dass es ein Film war, dessen wurde ich erst viele Jahre später bewusst, als ich zum ersten Mal in einem Kino einen richtigen Film gesehen habe. Erst auf Umfragen wurde mir klar, was die Lebenden Schatten bedeuteten.

Nur rückblickend kommt es mir vor, als wäre das die große Sensation vom Zirkus Buffalo Bill gewesen. Denn wie wir es gesehn haben, hätten wir die Lebenden Schatten ebenso als Zirkuskunststücke hingenommen, die dann im Lauf der Zeit und der Erfahrung von anderen Kunststücken in anderen großen Zirkussen bei weitem übertroffen wurden.

¹ Aus: Europa erlesen – Galizien / hrsg. von Stefan Simonek und Alois Woldan. Klagenfurt: Wieser Verlag, 1998. S. 155–156.

Der Sohn des verlorenen Sohnes¹

[...] Welwel wurde früh am Morgen geweckt. Die über der weiten Ebene Podoliens aufgehende Sonne hatte eben ihre ersten Lichtblitze gegen die grünen Fensterläden geschleudert, als er sich erhob. Noch auf dem Bettrand sitzend, griff er nach dem Wasserglas, das auf dem Nachtkästchen neben einer Schüssel stand, schüttelte ein paar Wassertropfen über die Finger der linken Hand, die gleich mit ebenso flinker Übung die Finger der rechten bedienten und – fertig war die Waschung. Der Fromme wäscht sich so zum Beginn des Tages, beileibe nicht zum Zweck der körperlichen Säuberung. Es ist eine Waschung zum Zweck der Reinigung vor dem Gebet. Mit geschlossenen Augen, noch immer auf dem Bettrand sitzend, hob er gleich aus schlafschwerer Brust zum Gebet an, das dem Schöpfer Dank abstattet – für die Wiederkehr der Seele aus den Verwandlungen des Schlafes, für die Wohltat als Jude, nicht Gott behüte als Andersgläubiger, für die Auszeichnung als Mann, nicht Gott behüte als Frau erschaffen zu sein – zu dem kurzen vorläufigen und schnellen Geflüster, mit dem der Fromme den Tag anspricht, ehe er so weit ist, sich zu dem eigentlichen, zu dem großen Morgengebet zu stellen, das der Überlieferung nach den Erzvater Abraham zum Stifter hat. Dann wusch er sich für das irdische Getue gründlicher, erledigte mit dem Übereifer, der zum Teil Gewohnheit aus der Kinderzeit, zum Teil strenges Ritual ist, eine Reihe profaner Geschäfte, kleidete sich an und begab sich in „Großvaters Zimmer“.

Im noch nächtlich verdunkelten Flur kam ihm die Haushälterin Pesje entgegen, und als hätte sie die Nacht hier gewartet, um eine wichtige Botschaft zu bringen, sagte sie mit teilnehmender Trauer in der Stimme: „Der alte Jankel scheint schon ganz verrückt zu sein; er hat sich's wieder anders überlegt, er fährt nicht mit.“ Welwel sah Pesjes vergrämes Gesicht verständnislos an, dann senkte er langsam die Augendeckel, als lasse er einen Vorhang fallen vor dem lästigen Frauenzimmer und fragte sich – wie oft schon hatten sämtliche Hausgenossen der Frage nachgesonnen! – : was für ein böser Geist hinter dieser sanften Pesje sei, der sie antreibt, immer wieder und womöglich am frühesten Morgen schon, schlechte Nachrichten auszutragen? Auch Pesje hatte ihre Lider gesenkt. Sie brachte jetzt erst den Morgenruß an und schien in vergrämter Haltung über dieselbe Frage nachzudenken, die ihren Brotgeber beschäftigte. Ihn aber hatte ein anderer Gedanke bereits abgelenkt. Warum eigentlich ist das für mich eine schlechte Nachricht? fragte er sich selber.

¹ Auszüge aus: Morgenstern, Soma. Der Sohn des verlorenen Sohnes. Erster Roman der Trilogie „Funken im Abgrund“. Lüneburg: Verlag Dietrich zu Klampen, 1996. S. 12–20, 36–38.

Warum habe ich tagelang in diesen launischen alten Mann hineingeredet, er möge mit nach Wien kommen? Was kann er mir bei der Sache helfen? Und weil so in Gedanken eine klare Frage die Sache berührte, die er nicht einmal vor sich, nicht einmal mit einem Gedanken als eine ernstliche Sache zu berühren gestattete, geriet er aus dem Unmut, den Pesjes unerwünschte Bestellung in ihm erweckt hatte, in Zorn: „Was mischst du dich in Sachen ein, die du nicht verstehst?“ Pesje blieb auf dem Posten. Mit rundem Rücken, eingefallener Brust, die mageren Arme mit den dick geäderten Händen über dem vorgewölbten Bäuchlein gekreuzt, sah sie mit bekümmerten kleinen Äuglein ihrem erzürnten Herrn nach und nahm jeden seiner Schritte, die auf den Steinfliesen des langen Flurs hart aufschlugen, als eine Fortsetzung der ihrer Meinung nach zu früh abgebrochenen Beratung.

Pesje war rund fünfzig Jahre alt, so alt fast wie ihr Brotgeber und seit dreißig Jahren im Hause, ein altes Fräulein, ein verdorrtes Blatt auf dem Baume Israels. Sie war mager, knochig, ihre Züge waren welk und grob, ihre Stimme war alt und dünn. Nur ihr Haar war jung und blühend, schön in seinen feuerroten Geflechten, die sie – weil sie nicht verheiratet war – als ein Fräulein frei in ihrem Glänze tragen durfte. Man nannte sie die „versorgte Pesje“. Nicht weil sie bei Mohylewski so gut versorgt, sondern weil sie immer um irgend etwas schwer besorgt war. Sie sorgte sich auch um belanglose, ja um erfreuliche Angelegenheiten des Hauses und der Wirtschaft. „Hundertzwanzig Milchkühe haben wir in diesem Frühjahr, weh' ist mir!“, konnte sie mit dem Ausdruck tiefsten Kummers sagen. Oder: „Drei arme Leute hat Welwel für den kommenden Sabbat behalten, morgen wird ein Kalb geschlachtet, weh' ist mir!“ Sie hatte kein Mitleid mit dem Kalb, liebte die Armen, war stolz und glücklich, wenn sie sich über Sabbat in Dobropolje satt essen durften. Aber bekümmert war sie dennoch. Sie sorgte sich um das Haus, um die Wirtschaft, um den Garten, um die Familie, um die Landwirtschaft, um das ganze Dorf. Diese andauernde Kummernis beeinträchtigte weder ihre Arbeit noch ihre Musse, die sie nicht weniger als ihre Arbeit mit Kummer verbrämte. Sogar an den Sabbat-Nachmittagen, da sie schwarz gekleidet im Garten vor der Anfahrt saß und ihr Blick über Blumen und Bäume, über Wiesen und Felder, über Hügel und Wälder, über Teich und Schilf streifte, war ihre schmale Stirn von Kummer zerfurcht und zerknittert und ihre ruhlosen Hände schienen mit wägenden Gebärden schweren Kummer auszutauschen. Vor vielen Jahren, als sie noch jung und schön war, hatte Welwels Bruder Joseph – Jossele nannte man damals zärtlich den später im Krieg Gefallenen, dessen Name aber schon lange vor dem Krieg im Hause nicht genannt werden durfte... – vor einem Menschenalter hatte der Knabe Jossele einmal die so im Garten sitzende versorgte Pesje gefragt, was sie denn so schwer bedrücke, und die später in der ganzen Umgebung berühmt gewordene Auskunft erhalten: „Wie süß blüht heuer der Raps, weh' ist mir!“... Übrigens war es auch der Knabe Jossele gewesen, der für Pesje den ersten Spitznamen gefunden hatte: Honigkuchen in Essig. Die Zeit hatte aber die süße Substanz ihres Wesens ganz verzehrt, übrig geblieben war – die versorgte Pesje.

Die Stimme des betenden Reb Welwel brummte, murmelte, sang in „Großvaters Zimmer“, sie drang durch Türen und Fenster und belebte den stillen Morgen

des stillen Hauses, Pesje aber stand noch immer, versponnen, verhärmt und gebeugt unter der Last ihrer Gedanken, unter dem Glanz ihrer roten Haare am Fenster des Flures – eine bengalisch beleuchtete Sorge im Hause Mohylewski.

„Großvaters Zimmer“ lag im linken Flügel des ebenerdigen Landhauses. Es war nicht das schönste, aber wohl das geräumigste Zimmer im Hause. Die geweißten Wände waren zu halber Höhe mit Fichtenholz verkleidet, ohne Anstrich, wie der Fußboden aus gehobelten Bohlen, wie die Betpulte, die in acht Viererreihen im Raum standen. In der Ostwand-Mitte leuchtete, aus goldenen Fasern gewirkt, der Davidstern auf dem dunkelroten Grund des Vorhanges, der den Thoraschrein verhüllte. Die drei Innenwände entlang hingen Bücherregale, die am oberen Rand der Holzverkleidung ansetzend, bis zur Decke sich stuften, vollgestellt mit Büchern kleineren und größeren Formats, abgenützten Gebetbüchern in sogenanntem Spiegeleinband und großen Folianten, deren Holzdeckel mit grober Sackleinwand überzogen waren. In der Mitte der Decke hing an blanken Messingketten ein Luster mit einer Runde gelblicher Wachskerzen, von einem gröberen Muster als die schlanken weißen, gerillten Kerzen, die in dem siebenarmigen Leuchter an der Ostwand steckten. Durch die vier großen Fenster der nördlichen Längsseite flutete schattengrünes Licht in den Raum. Die Fenster hatten keine Vorhänge, und sie brauchten auch keine. Denn vor ihnen erhob sich, steil wie eine zweite, von der Natur hingestellte Schutzwand, der dicht mit hochstämmigen Buchen bestandene Abhang des großen Dobropoljer Waldes, der aber nur von dieser Seite noch als Wald, von den anderen zwei Seiten schon als Park, als Garten, auf der östlichen gar schon als Obstgarten das Haus umstand.

„Großvaters Zimmer“ war der Betraum des Hauses, das Bethaus des Dorfs, das Bethaus für die Juden der nahen ländlichen Umgebung, die sich am Sabbat und an Feiertagen in allen Jahreszeiten und zu jeder Witterung hier zum Gottesdienst versammelten. Obschon eigentlich von Welwels Urgroßvater, von Reb Mosche Mohylewski eingerichtet und testamentarisch für alle Zeiten zum Bethaus bestimmt, war es „Großvaters Zimmer“ noch für die vierte Generation, und es würde es vielleicht auch für die fünfte sein, wenn – ja wenn man mit einiger Gewissheit sagen könnte, auf welchem Wege die fünfte Generation von der Existenz dieses Zimmers auch nur unterrichtet werden könnte oder auf welche Art und Weise die Bedeutung eines solchen Zimmers ihrem Verständnis nahegerückt werden sollte, ohne diese Generation und „Großvaters Zimmer“ zugleich zu beschämen oder gar zu beleidigen...

Welwel hatte den Unmut über Pesjes Ungeschicklichkeit leicht besänftigt. Kaum dass er die Tür hinter sich zugeklinkt hatte, überkam ihn die feierliche Reise Stimmung der letzten Tage. Er war eine Weile in Gedanken vor einem der vier offenen Fenster der grünen Wand stehen geblieben, wunderte sich über den schweren Tau, der nach einer so warmen Nacht auf den Gräsern und auf den Buchenzweigen lag, sah mit einem Blick auf die Birke, die sich in ihrer silbernen Zartheit mitten unter den schweren Buchen feucht und rein vom Himmel abhob, dass es in der Nacht geregnet haben musste und stellte sich zum Gebet.

Er hüllte sich zunächst in den weiten gelblichen, an den Rändern schwarz gestreiften Umhang, den man Gebetsmantel nennt, und flüsterte die einleitenden Sprüche mit eifrigen Lippen, die in dem noch verschlafenen Gesicht des bärtigen Mannes sich mit kindlichem Übereifer bewegten. Sein linker Arm entschlüpfte dem Ärmel des ripseidenen Kaftans; ein, zwei, in tausend Gebetstagen eingeübte Griffe und Streckungen streiften den Hemdsärmel bis zur Schulter hoch und entblößten den Arm zum Empfang der Gebetsriemen, die dem samtene Säckchen entnommen, mit Spruch und Kuss begrüßt, den Arm auch gleich einzuwickeln strebten und ihn von der Achselhöhle bis zum jüngsten Glied des Mittelfingers in vorgeschriebenen, zu den Worten des Gebets genau ausgezählten Windungen im Nu umspannten. Ein zweiter Gebetsriemen umfasste sogleich in einer Schlinge den Kopf und krönte mit einer pergamentenen Kapsel, die in Sprüchen der Heiligen Schrift den Bund des Volks mit Gott bezeugt, die Stirne. War dann das blauseidene Kopfstück des Gebetsmantels darüber gezogen und der Mantel seitwärts geschultert, stand Reb Welwel da: wie Gottes Ross, angeschirrt zum Gebet.

Er sang nun dem Ewigen viele Lieder. Alte, uralte Gesänge. Uralte, alte und neue Melodien. Die uralten waren düster und von einer schweren Feierlichkeit. Es sind die Melodien der Gebete, die für den Wochentag so streng wie für den Sabbat wie für den höchsten Feiertag gelten. Die alten waren mitunter von einer hüpfenden, bizarren Fröhlichkeit. So sind meistens die Melodien, welche die Gebete gleichsam für den Sabbat anlegen. Die neuen waren auch nicht neu. Sie schienen es nur neben den uralten und alten. So sind die Melodien des Alltags. Die Kleider der Gebete für den gewöhnlichen Arbeitswochentag. Sie sind wie die Kleider der Juden dieses vielgeschmähten Landes. Diese Kleider haften an ruhelosen, gedemütigten, unterernährten Körpern, in denen altes, stolzes Blut rollt; sie sind nach altfränkischer Sitte eines fernen stolzen Landes zugeschnitten, mit ihren Farben, Falten, Täschchen, Flickern und Flecken, dennoch in der slawischen Trauer dieser Landschaft so beheimatet, dass sie von ihrem Bilde nicht wegzudenken wären. Der Beter sang die Melodien, wie das Volk seine Lieder singt. Er fasste die Gesänge nicht bei ihrem Ton, er nahm sie beim Wort. Denn diese Melodien sind bescheiden und demütig wie das Volk; die Worte des Gebetes aber, als ein Teil Gottes, sind groß und gewaltig. So manche Melodie schien von der Glorie des Wortes geblendet; sie tappte im Licht, seinen Sinn nicht erlangend. „Einst wird kommen für Zion der Erlöser und für die in Jakob bekehrten Sünder“ – jubelte das Wort und die Melodie sagte und klagte genau wie jene, die weint: „Schau her, wie gesunken unsere Ehre unter den Heiden ist, wie sie uns gleich einer unreinen Abgesonderten verabscheuen!“... Irrte sich die Melodie? Irrte der Beter? Jauchzet Gerechte in dem Ewigen, den Redlichen geziemt Lobgesang! Das Wort jauchzt seine eigene, die Melodie schluchzt ihre eigene Wahrheit: Denn wir sind wie Ähren, in den Wind gestreut, wie Schafe sind wir zur Schlachtbank getrieben. Am Sabbat, an Feiertagen mochten dieselben Gebete ihre fröhlichen Melodien-Kleider anlegen, an gewöhnlichen Tagen trugen sie besser diese Töne, die Töne der Bedrängnis sind und der Trauer, der Trauer und der Erniedrigung.

Welwel betete, obschon er sonst ruhigen und sanften Gemüts war, wie die Eifrigen beten, die im Gebet entbrennen; wie die Chassidim beten. Er betete so, wie er als Kind, als Knabe von seinem Vater zu beten gelernt hatte. Die Stimme des längst verstorbenen Juda Mohylewski lebte in den Gebeten des Sohnes weiter. Und so oft der Beter, dem heute feierlich zu Mute war vor der Reise, von der Melodie oder gar vom Wort abzurinnen in die Gefahr kam, trat die Stimme des Vaters hinzu und – wie im dunklen Raum ein Mensch sich erhebt und einen Eintretenden bei der Hand nimmt – lenkte sie die Stimme des Sohnes in die rechte Bahn. Geist und Körper des Beters schienen an der Inbrunst gleichen Teil zu haben. Er schritt im Zimmer auf und ab, als stünden die Sprüche und Sätze in einem geheimen Verhältnis zum Raum, das im Takt der Gesänge eben auszumessen sei. Es kam ein Wort, das mit einer leichten Neigung des Oberkörpers begrüßt wurde wie ein guter Freund, den man mit einem flüchtigen Gruß vorbeigehen lässt. Es kam ein anderes, vor dem der Beter stehen blieb und mit geknickten Knien eine zeremonielle Verbeugung machte wie vor einem unsichtbaren Thron. Es kam ein Gesang, dem er in Tanzschritten entgeghüpfte wie einem fröhlichen Sieger. Und es kam und ging welcher, von dem er mit klagenden, mit schmerzvoll ausgebreiteten Armen Abschied nahm wie von einem Toten. Es brachte eine Melodie einen Ton, der verhauchte wie ein Seufzer eines Träumenden. Und es trug eine andere einen anderen Ton heran, der sich frei der Brust entriss wie der wilde Schrei eines Kosaken in der Steppe. Einmal blieb er vor dem Thoraschrein stehen, zog das Kopfstück des Gebetsmantels übers Gesicht, als wollte er sich so mit dem eingefangenen Teil jener Stille vereinsamen, in der Gott wohnt, und nach verrichtetem Spruch riss er die Arme hoch und klatschte in die Hände, außer sich geraten wie ein Kind, das einen fremden bunten Vogel im Garten erblickt hat. Zu den achtzehn Benediktionen stellte er sich gegen die Ostwand. Im magischen Kreis der Drei Schritte stand er mit geschlossenen, mit gleichsam gefalteten Füßen, einmal still an sich haltend in glückseliger Hingegebenheit, als hätte sich ein Vöglein auf seinen linken Arm gesetzt, den das heilige Gerät umspannte, dann wieder schaukelte der Oberkörper in wilder Ausgelassenheit, rechts und links, rechts und links, und er krümmte sich und er beugte sich wie ein schwankendes Rohr vor dem Wind, hin- und hergerissen wie ein schwaches Blatt im Sturme.

Eine gute Stunde war vergangen. Als Reb Welwel hernach aus dem Betraum in den nun hell erleuchteten Flur trat, sah er an Körper und Geist erfrischt aus, als sei er eben einem stärkenden Tauchbade entstiegen.

Welwel setzte sich zum Frühstückstisch, am Fenster vor der Anfahrt. Pesje selber, nicht das Küchenmädchen, hatte gedeckt. Weiß und frisch wie am Sabbat, obgleich es ein Sonntag war, denn es war der Tag der Abreise und die Reise, wie es Pesje schien, besorgniserregend weit. Auf dem Tische standen Kannen, Kännchen, Tassen, Schalen; Kaffee, Milch, Rahm, Butter, Eier, Roggenbrot, Plätzchen aus Roggenmehl und Buttermilch mit Mohn, Plätzchen aus Weißmehl und Eierschaum, Honigkuchen und eine große Flasche Branntwein. Welwel saß eine Weile untätig. Er befand sich noch in einer Art Übergang: kein Beter mehr, aber noch kein Esser. Die Schauer des Gottesdienstes hatten ihm wohl starken Appetit gemacht, er hielt

sich aber noch zurück. Denn verbietet es auch, so weit man sieht, nicht streng das Gesetz, so hindert den wahrhaft Frommen dennoch ein feiner Takt, sich der Speise zu bedienen, solange am linken Arm, den die Gebetsriemen umflochten, noch Spuren dieses heiligen Geräts sichtbar sind. Er trank also zunächst in ganz kleinen Schlückchen vom Branntwein, goss Kaffee und Milch und Rahm ein, zuckerte, rührte um und merkte kaum, wie seine Gedanken, vom Willen nicht überwacht, sich zaghaft, aber unaufhaltsam, gleichsam auf Schleichwegen zu jener Sache vorwagten, an die zu rühren er, wie gesagt, sich bei Bewusstsein nicht einmal in Gedanken gestattete. Als ihn aber die Erinnerung an Pesjes morgenfrühe Mitteilung – der alte Jankel habe es sich schon wieder einmal anders überlegt – nunmehr nicht etwa als eine Enttäuschung berührte, sondern geradezu als ein Schreck traf, verbot er sich jede weitere Hoffnung, den Alten noch umzustimmen und verscheuchte alle solche Überlegungen mit Entschiedenheit. Mit einer Entschiedenheit freilich, die ihn erst richtig fühlen ließ, wie schwer ihm der Verzicht auf die Reisebegleitung fiel und wie fern die Sache nun unter diesen Umständen entrückte. Noch konnte er sich von ihr freihalten. Phantastereien, die ohnehin der Alte eigentlich selbst ausgesponnen hatte. Warum hatte er sich als Reisebegleiter geradezu aufgedrängt? Mit dem schweren Seufzer einer erzwungenen Erleichterung kehrte Welwel zum Frühstückstisch zurück. Von den Spuren des heiligen Geräts war am linken Arm nichts mehr zu sehen. Jetzt durfte er frühstücken. Mit ruhigen, schweren Händen bediente er sich nun bei Tisch gelassen und bedachtsam wie ein rechter Dorfmann, ausgiebig wie ein reicher Gutsbesitzer.

* * *

[...] Als hätte er nur auf sein Stichwort gewartet, zahlte nun Jankel das Kleingeld und die Antwort rasch aus: „Wir fahren nach Lemberg. Denn Lemberg, das heißt schon eine Stadt.“

Der Krämer Lejb verschwand darauf sehr schnell hinter seiner Ladentür, als hätte man gegen ihn einen kalten Wasserstrahl gerichtet, indes Jankel die Zügel mit einem Ruck einholte und im Galopp davon kutscherte, als hätte er das Päckchen Tabak geraubt. Hinter dem Wagen schrillte das Glöckchen wütend, zum Bersten.

„Wie kann man nur einen Menschen ohne Grund so beschämen?“, sagte Welwel, als die Braunen in ihren ordentlichen Trab zurückgefallen waren. „Immer mußt du den armen Mann so beleidigen!“

„Er ist gar kein armer Mann, er ist nur ein großer Dummkopf“, erwiderte Jankel, der so vergnügt war, wie nur ein Kind und ein Greis vergnügt sein können, wenn ihnen ein böser Streich gelungen ist.

Der Streich bestand in dem Aufsagen des scheinbar so unschuldigen Satzes: „Denn Lemberg, das heißt schon eine Stadt“. Dieser Satz war nicht mehr und nicht weniger als der Spotname Lejb Kahanes. Vielleicht, weil er unter Deutschen lebte, war Lejb ein fanatischer Fortschrittler und als solcher ein Lobredner der technischen Entwicklung. Er interessierte sich für neue Erfindungen, neue Bauten, neue Maschinen. Sein Laden war mit Bildern von Dampfern, Zeppelin, Flugzeugen,

Sportplätzen, Kinopalästen tapeziert. Er schnitt die Bilder aus alten illustrierten Zeitungen aus und belehrte seine Kunden über ihre Bedeutung. Er hasste das Dorf, das Landleben war ihm ein Martyrium, die Stadt, die Großstadt, das Leben in der Großstadt der Traum seines Lebens. Als Kenner der Stadt – er reiste, wenn er konnte, in zwei, drei Jahren einmal nach Lemberg – ließ er aber nur eben die Großstadt gelten. Die Städtchen und Städte in der erreichbaren Nähe waren ihm ein Gräuel. Nicht einmal eine Trambahn hatten sie! Eine Trambahn aber war für Lejb Kahane das völlig unerlässliche Zubehör einer Großstadt. „Lemberg, ja Lemberg – das heißt schon eine Stadt“, pflegte er jedem, der es hören wollte, zu erklären, sooft er Gelegenheit fand, die Frage: Stadt oder Großstadt, zu erörtern. Und er sagte diesen Satz in einem feierlichen Hochdeutsch, auch wenn er so eine Großstadt-Frage in ukrainischer, in polnischer oder in jiddischer Sprache diskutierte. Für ihn war Deutsch und Technik, Deutsch und Fortschritt, Deutsch und Großstadt die gleiche Sache. Dass er der Stadt Lemberg wegen der Trambahn die Attribute der Großstadt zugestand, war ein besonderes Entgegenkommen. Und er kam ihr mit seinem Urteil „Denn Lemberg, das heißt schon eine Stadt“ so oft und so gern entgegen, bis sein Spruch ihm selbst als ein Teil seines Wesens zugewachsen war.

Wäre er nach dem fernen Westen gezogen, wo alle seine kühnen Träume vom wahren schönen Leben hinausschwärmten, vielleicht wäre Lejb Kahane ein Radiohändler, ein Autoagent, ein Filmverleiher geworden. Hier in Fuchsenfelde, in dieser Umgebung, hatte ihm seine ganze schöne Leidenschaft für den Fortschritt nichts eingetragen als einen Spottnamen. Er hieß längst nicht mehr Lejb Kahane, sondern: Herr LembergdasheißtschoneineStadt. Ein langer, aber dennoch sehr gern gebrauchter Name. Die Leute hier haben noch Zeit, viel Zeit. Es kommt ihnen auf ein paar Silben mehr oder weniger nicht an. Es riskiert allerdings mit der Zeit nicht bald eine böse Zunge, in Lejbs Gegenwart die Stadt Lemberg zu erwähnen. Denn Lejb war ein jähzorniger Mann und alles eher denn ein stiller Dulder. Nur dem alten Jankel machte es nichts aus, immer ein Päckchen Tabak im Vorbeifahren einzukaufen und dabei die Stadt Lemberg zu berühren.

Es gelang ihm wohl nicht immer, so ungezwungen auf eine Frage des Krämers schlicht zu antworten wie diesmal. Aber der Fortschrittler, mochte er sich noch so vorsichtig verhalten, er fiel immer herein. Es kam vor, dass er sich jede Konversation mit dem alten Jankel versagte. Aber auch das nützte nichts. Es genügte der erfinderischen Bosheit des Alten, wenn der Krämer schließlich nur „gute Reise“ zum Abschied wünschte, um das Sprüchlein anzubringen: „In Lemberg sagt man nicht mehr „gute Reise“, sondern „Glück auf!“, denn Lemberg, das heißt schon eine Stadt“, eine erprobte Redewendung, die sich immer leicht anbringen ließ. Dass er diesmal, obendrein vor Welwel, auf eine direkte, wenn auch nicht an ihn gerichtete Frage nur schlicht zu erwidern hatte, erfüllte ihn mit reinster Freude. Er genoss sie im Triumph, von dem noch ein freier Schimmer auf seinem schmunzelnden Bart lag, als sie bei sengender Hitze Kozłowa erreichten.

Die Volksschule¹

Ich habe in drei Dörfern drei verschiedene Volksschulen besucht, eine rein ukrainische, eine polnische, und eine, die im Grunde auch eine polnische war, aber in Rücksicht auf die ukrainische Minorität auch Anfänge der ukrainischen Sprache im Lehrplan hatte. In diesem Dorf habe ich vier Jahre in der Schule gesessen. Da ich Ukrainisch schon von der Amme gelernt hatte, hat mich dieser Sprachwechsel nicht nur keine Anstrengung gekostet, sondern im Gegenteil – mein Interesse für Sprachen, das mein Leben lang lebhaft geblieben ist, überhaupt früh erweckt. Bedenkt man, dass bei uns zu Hause jiddisch gesprochen wurde und der Unterricht in Hebräisch schon mit drei Jahren angefangen hat, wird man sich nicht wundern, dass ich in die erste Gymnasialklasse einen Proviant von fünf Sprachen mitgebracht habe. Wieso fünf? wird man fragen. Ich habe absichtlich unterlassen, die deutsche Sprache zu erwähnen, weil ich das Gefühl habe, als hätte ich diese schon zu oft in meinen Erinnerungen erwähnt, weil diese Sprache das Steckenpferd meines Vaters war. Nur zu oft habe ich ihn sagen hören: Du kannst lernen was immer – wenn du Deutsch nicht kannst, bist du kein gebildeter Mensch. Oberflächlich gesehen, könnte das als selbstverständlich gelten. Schließlich war Galizien ein österreichisches Land, obgleich die kulturelle Autonomie für die polnische Nation eine unbeschränkte war. Aber obgleich die deutsche Sprache schon in den Volksschulen und in den Mittelschulen² obligat war, kann man ohne Übertreibung sagen, dass eigentlich nur ein geringer Teil der Polen oder der Ukrainer die deutsche Sprache erlernt haben. Das im Gegensatz zu den jüdischen Schülern, die fast alle so weit die Sprache beherrschten, dass sie ohne Schwierigkeiten nach Ablegung der Reifeprüfung ihre Studien in Wien oder an einer anderen beliebigen deutschen Universität fortsetzen konnten. Mein Spezialfall war eben mein Vater. Diesen seinen Ausspruch, dass man ohne Deutsch kein gebildeter Mensch sein kann, hatte er schon meinen Brüdern oft genug wiederholt. Und er blieb nicht beim Reden. Er hat dafür gesorgt, dass sowohl meine Schwestern als auch meine Brüder Hauslehrer hatten, die die deutsche Sprache lehren konnten.

Schon in frühen Jugendjahren bin ich fortschrittlichen Individuen begegnet, namentlich unter jüdischen Intelligenzlern, die es geradezu für ein verwerflich jüdisches Schicksal gehalten haben, Kinder in so zartem Alter mit so vielen Sprachen

¹ Aus: Morgenstern, Soma: In einer anderen Zeit: Jugendjahre in Ostgalizien / hrsg. und mit einem Nachw. von Ingolf Schulte. Lüneburg: Verlag Dietrich zu Klampen, 1995. S. 86–96.

² Realschulen und Gymnasien nannte man Mittelschulen, in Absetzung von Volksschulen und Hochschulen.

zu belasten. Oft genug hab ich als Halbwüchsiger meinen Kopf in Trauer gebeugt und das Mitleid der Fortschrittler mit Wehlust genossen. Ich darf mir aber selbst schmeicheln, dass ich schon früh genug, sagen wir: als Zwanzigjähriger, mich keinesfalls von den Sprachen belastet fühlte, obwohl mir bis dahin unterwegs im Gymnasium noch vier Sprachen zugewachsen sind: Griechisch und Lateinisch, das so gründlich gelehrt wurde, dass das Gymnasium bei den einfachen Juden „Latein“ geheißen hat. „Er hat vier Klassen Latein“, konnte ein Jude sagen, mit Respekt von einem, der noch gerade mit Schwierigkeiten vier Jahre eines Gymnasiums absolviert hatte. Diese zwei alten Sprachen waren natürlich die Hauptsache in einem klassischen Gymnasium. Aber wir durften freiwillig auch Französisch und später, als in der Stadt plötzlich ein Berlitz-School-Lehrer auftauchte, auch noch Englisch lernen. Ich setzte mich auch diesen zwei Sprachen unerschrocken aus. Heutzutage wissen schon die Pädagogen, dass ein Kind, ohne sein Gehirn zu verletzen, spielend mehrere Sprachen lernen kann, und dass man nicht früh genug damit anfangen kann. Die alten Juden haben das schon früher gewusst, spätestens schon in Babylonien. Aber die Juden in Babylonien haben noch etwas gemacht, was heute nur sehr kühne Denker und Erzieher der Menschheit erwägen: in Babylon waren die Juden schon so weit, dass sie in den Monaten zwischen den Zeiten, wo die Kinder Ferien haben, die Eltern in die Schulen schickten, damit die Eltern auch was lernten.

Die Übergänge von einer Schule in die andere waren so schmerzlos, dass ich nur einen erinnern kann: den Übergang von der ukrainischen in die polnische Schule, von der ersten in die zweite Schulklasse. Natürlich war das auch eine gemischte Klasse, Mädchen und Jungen. Ich kam sehr früh am Morgen an, und da ich noch keinen Sitzplatz angewiesen bekommen hatte, stand ich mit meinem Ranzen auf dem Buckel und wartete auf den Lehrer. Es waren lauter Bauernkinder, und in dieser Klasse gab es keinen einzigen jüdischen Jungen. Je mehr Schüler sich langsam ansammelten, desto größer war das Erstaunen über den neuen Zuwachs. Sie trugen alle ihre Bauerntrachten, und was ich trug, war städtisch. Außerdem werde ich wohl ein bisschen anders ausgesehen haben. Je länger sie mich beäugten, desto lästiger wurde das Staunen, das anfänglich wortlos war. Sie fingen an, mich zu besprechen, ja, auch zu betasten. Schließlich wagte sich ein Mädchen vor und war gerade dabei, meine Haare auf ihre Echtheit zu prüfen. Das ging zu weit! Da ich nichts in der Hand hatte, fiel mein Blick auf einen Büchersack, den die Bauernkinder anstelle eines Schulranzens auf der Bank liegen hatten. Ich ergriff einen und schwang ihn hoch zur Abwehr. Die Mädchen zerstoben wie ein Haufen Spatzen, und es trat eine Stille ein. Mit ihr trat auch eine Lehrerin ein. Obwohl sie schwächling von Gestalt war mit sanften Augen im schmalen, mageren Gesicht, hatte sie offenbar den Respekt dieser wilden Schar. Ehe man sich's versehen konnte, war jedes Kind auf seinem Platz. Nur ich stand einsam mitten in einem Durchgang. Als sie näher kam, sah ich, dass sie nicht viel größer als ich und seitwärts verwachsen war. Sie lächelte mich freundlich an und sagte: „Du bist wohl unser neuer Schüler.“ – „Ja“, sagte ich, „ich konnte gestern nicht kommen, weil wir erst vor einigen Tagen angekommen sind.“ – „Das wissen wir“, sagte sie. „Wo wirst du sitzen?“ Das fragte sie aber mehr

sich als mich. Denn gleich winkte sie einen Jungen, der in der ersten Bank saß, von seinem Ecksitz, wies ihn auf einen Platz in der Mitte der Klasse und wies mir den verlassenen Platz an. Da der Junge im Vorbeigehn mich mit einem pffiffigen Blick streifte, nahm ich an, dass man sich auch in dieser Klasse in die ersten Bänke nicht gerade drängte.

Diese Lehrerin habe ich in angenehmster Erinnerung. Keiner von den Lehrern in dieser Schule, wo ich vier Jahre absitzen sollte, hat mir so viel Freundlichkeit und so viel Aufmerksamkeit geschenkt, wie diese nicht mehr junge Frau. Da sie aus meinem mitgebrachten Zeugnis sehen konnte, dass ich aus einer Schule kam, wo die Lehrsprache Ukrainisch war, war sie in der ersten Woche sehr um mich besorgt und stand mir bei jeder Gelegenheit, wo sie eine Schwierigkeit für mich vermutete, hilfsbereit zur Seite. Als sie bald merkte, dass ich nicht die geringste Schwierigkeit hatte, stellte sie laut vor der ganzen Klasse fest: „Du sprichst ja Polnisch besser als diese ganze Horde hier!“ Die Horde nahm das ohne Neid auf. Und von der Stunde an war ich kein Zuwachs mehr. Dass ich diese Lehrerin in angenehmster Erinnerung habe, hat aber nichts mit den Vorgängen in der Klasse, nichts mit dem Unterricht und nicht einmal mit den glücklichen Schultagen in dieser Klasse zu tun, sondern mit meinen privaten Besuchen bei dieser Lehrerin. Schon nach einer Woche ließ sie mich unter irgendeinem Vorwand in der Klasse nachsitzen und lud mich zu sich in ihre Wohnung ein. Und gleich beim ersten Besuch bewirtete sie mich mit einem Getränk, das ich bis dahin nicht kannte: mit Schokolade. Bei uns zu Hause hat es das nie gegeben, und ich konnte das meiner Mutter lange nicht verzeihn. Nie hätte ich gedacht, dass ein Getränk so gut schmecken konnte. Ich bedankte mich bei der Lehrerin und gestand ihr mein ganzes Entzücken. Einmal gab sie mir einen Brief an meine Mutter mit. Der Brief war geschlossen, und seinen Inhalt musste ich meiner Mutter tropfenweise entlocken. Das Fräulein schrieb meiner Mutter in Tönen, die ich damals nur für die Schokolade übrig hatte. Einen Satz weiß ich noch heute. Ich muss dem alternden, unverheirateten Fräulein die Liebe abgewonnen haben, die sonst alternde Jungfrauen für ihren Papagei aufbringen: „Ich bin eine alte Lehrerin“, schrieb sie, „ich habe viele Klassen und viele Kinder in meinem Leben gekannt. Ich hätte nie gedacht, dass es irgendwo solche Jungen gibt, wie Ihren Sohn.“

Meine Mutter wäre gern dabeigewesen, wie diese Lehrerin gegen ihre Kollegin, die mich mit dem Rohrstock behandeln wollte und mich fälschlich beschuldigt hatte, losgezogen ist. Man wusste nicht genau, was da vorgefallen ist, und demzufolge waren verschiedene Gerüchte im Umlauf. Ich wäre natürlich auch gern dabeigewesen.

Ich habe vorher das Wort „absitzen“ gebraucht, als von meinen vier Jahren in dieser Schule die Rede war. Dieses Zeitwort gebrauchte immer mein Vater, wenn er von unsern Schuljahren in der Volksschule sprach. In einem Jahr haben alle Brüder mehr gelernt als in den vier Jahren, und manche in den sechs Jahren, in einer Dorfschule. Wir haben dem Vater recht gegeben, und das kann man uns glauben. Wir Jungen hätten viel lieber diese halben Tage für ganz andere Beschäftigungen gebraucht, zum Beispiel Reiten, Schwimmen, ja Pflügen und Ernten. Nur nicht in

die Schule gehn! Der Unterricht zu Hause war uns selbstverständlich. Da lernten wir das Fünfbuch, dann die Propheten und die Bücher der Geschichte, kurzum, die Bibel. Hernach, etwa vom zehnten Jahr an, sogar die Anfänge des Talmuds. Das war nicht nur für die Eltern, sondern auch für uns Kinder, die Hauptsache. Aber warum sollten wir in die Dorfschule? Der Vater hatte einen triftigen Grund. In Österreich war Schulzwang. Jedes Kind musste mindestens vier oder sechs Jahre Schulunterricht haben, „oder soll ich vielleicht wie Petro Stetschuk Strafe zahlen oder gar eine Gefängnisstrafe absitzen?“ Wie fast alle Bauern, schickten auch die in unserm Dorf ihre Kinder ungern in die Schule. „Warum?“, fragten wir meinen Vater. „Weil für einen Bauern das Kind eine Arbeitskraft ist, die er in der Landwirtschaft gut gebrauchen kann, namentlich im Sommer.“ Vermutlich ist das auch der Grund, warum in allen sogenannten Kulturländern die Schulferien im Sommer sind, in der Erntezeit, damit die Kinder dabei helfen können. „Der arme Stetschuk hat vier Jungen. Habt ihr nicht gesehen, wie jedes Jahr mindestens einmal ein Gendarm zu Stetschuk geht und aus dem Stall eine Kuh verhaftet, weil Stetschuk die fünf Kronen Strafe dafür, dass er einen Sohn nicht in die Schule schickt, schuldig geblieben ist. Natürlich gewinnt der Gendarm, denn der Staat schützt die Kinder.“ Uns musste der Staat nicht zwingen, dass wir lernten. Das besorgte schon unser Vater.

Wenn ich jetzt zurückdenke, kann ich meinem Vater nicht ganz recht geben. Die vier Jahre, die ich abgesehen habe, waren für mein späteres Leben kein geringer Gewinn. Gewiss, das bisschen Lesen, Rechnen, die Sprachen hätten wir bei Hauslehrern in einem Jahr gründlicher lernen können. Aber das Zusammenleben mit Hunderten von Dorfkindern, polnischen und ukrainischen, obendrein in einer gemischten Schule mit Jungen und Mädchen, war keine verlorene Zeit. Die Bekanntschaft mit der Lehrerin, die mich zur Schokolade einzuladen pflegte, möchte ich nicht missen. Dem Lehrer K., der mit Hilfe seiner Violine Volkslieder mit uns sang und damit vielleicht mehr Zeit als mit dem Unterricht verbrachte, schulde ich dankbare Erinnerung. Obwohl er ein Pole war und, wie die meisten Polen, ein heißer Patriot, gab er den ukrainischen Volksliedern den Vorzug. Diesbezüglich machte er nicht einmal den Unterschied zwischen profanen und Weihnachtsliedern. Er ließ sich oft sogar hinreißen, uns Kindern zu verraten, dass er das ukrainische Volk für bei weitem musikalischer achtete als die Polen, was schon etwas bedeutet. In späteren Jahren musste ich einsehen, dass er recht hatte. Die slawischen Völker sind alle musikalisch begabt. Und alle haben schöne Volkslieder. Das musikalisch begabteste von den slawischen Völkern sind meiner Ansicht nach die Tschechen. Wenn zwei tschechische Bauernjungen wandern und singen, singen sie zweistimmig. Wenn ich zwanzig polnische Bauernjungen singen gehört habe, sangen sie einstimmig. Von den slawischen Volksliedern sind die schönsten meiner Ansicht nach die ukrainischen. Dieses Volk ist an diesen Liedern so reich, dass es sich in ihnen ganz ausleben konnte. Das dürfte der Grund sein, warum sie keinen Komponisten von internationaler Bedeutung hervorgebracht haben, soweit ich das hören kann. Tschaikowsky hat aus diesem Schatz mit vollen Händen geschöpft, und nicht nur in seiner Symphonie, die „die ukrainische“ genannt wird. Und Tschaikowsky ist nicht der einzige.

Wie man sich denken kann, unter Bauernkindern wurde von den Jungen viel gerauft. Aber sie waren persönlich gruppiert, nicht nach Nationalitäten. Nur in einem Winter, wie ich mich noch erinnern kann – vielleicht war das ein Ergebnis des Schneeballwerfens –, gruppierten sie sich einmal gegen uns Juden. Es waren unserer in der ganzen Schule sechs oder sieben jüdische Jungen. Da wir als „wilde Dorfjungen“ ihnen in nichts nachstanden, hielten wir unsere Front gegen die überwältigende Mehrheit. Dieser Krieg zog sich über den Winter hinaus bis tief in den Frühling, da kein Schnee mehr die Landschaft bedeckte und die Steine sichtbar zum Werfen verlockten. Aber wir hielten die Front stark genug, dass es nie zum Nahkampf kam. Das verdankten wir unserem Führer, der nicht einmal jüdisch war. Ein glücklicher Zufall hat das bewirkt.

In der Gemeinde amtierte der Schreiber. Er war natürlich kein Bauer. Es musste ein Städter sein, der diesem Amt gewachsen war. Bei diesem Schreiber wohnte eine Zeitlang sein Neffe, ein Junge aus der Stadt und ein rechter Tunichtgut. Er war bereits aus einer Mittelschule relegiert, und die ratlosen Eltern verschickten ihn ins Dorf zu seinem gestrengen Onkel, offenbar dem einzigen in der Familie, der ihm gewachsen war. Er hielt ihn in strenger Zucht und zwang ihn, einen gewesenen Mittelschüler, in der Dorfschule halbe Tage abzusitzen. Da er kein Bauer war, gesellte er sich zu uns Juden. Da er keine Tracht trug, sondern städtisch gekleidet war, wollte ihn die christliche Dorfjugend nicht in ihren Reihen haben. Da er die Bauern hasste, ist er bei den Schlägereien unser Führer geworden. Er war schon fünfzehn Jahre alt und ein kräftiger und erfahrener Raufbold. In seine Nähe wagte sich nur einer, der glaubte, ihm gewachsen zu sein. Im Wuchs glich er ihm. Aber nicht in der städtischen Technik des Raufens. Er endete nach kurzem Ringen im nahen Teich. Das hatte zur Folge, dass der Schuldirektor von diesen Nachschulkämpfen unterrichtet wurde und ein Waffenstillstand aufgezwungen wurde.

In diesem Dorf verbrachte ich die glücklichsten Jahre meiner Kindheit. Hier war der Gutshof vom Dorf nicht feudal distanziert. Denn der Gutsbesitzer, ein polnischer Graf, der im Westen des Landes und auch in der russischen Ukraine Güter hatte, wohnte nicht in diesem Dorf, und der Pächter war ein frommer Jude. Hier war ich der Bevölkerung so nahe, als gehörte ich zu ihnen. Ich lernte ihre Sprache und, wie es sich gezeigt hat, auch ihre Sitten und manche Unsitten. Hier erwachte meine Beziehung zur Landschaft, die in meiner Seele Wurzeln schlug für all meine Lebzeit. Wie stark mir das Abbild dieser Landschaft eingepägt wurde für immerdar, dafür nur ein Beispiel: Wie meine Familie hierher übersiedelte, ging ich ins siebente Jahr. Wie wir das Dorf verlassen haben und in ein anderes übersiedelten, war ich vierzehn Jahre alt. Wie ich es als Erwachsener wiedergesehen habe, war ich zwanzig. Und da erlebte ich eine fast schmerzliche Enttäuschung. Alles war kleiner als in den Jahren meiner Kindheit. Das Haus, in dem wir gewohnt haben, war ein langgestrecktes Gebäude, aber viel niedriger und auch nicht so lang, wie ich es in meiner Erinnerung hatte. Der See war kleiner, wenn auch nicht weniger wild bewachsen und nicht weniger schön. Die Bauern waren kleiner, und das Erlenwäldchen haben wir mit Recht so lieblich benannt: es war tatsächlich kein großer Wald und die Erlen nicht so hoch, obwohl

sie ja indessen auch ein bisschen gewachsen sein dürften. Nur der Brunnen mit den Sternen war genauso ungeheuer tief wie vormals. Auch das Schulgebäude war kleiner, und die Wiese, auf der wir uns tummelten, als Gemeindegewiese, noch immer groß, aber nicht so weit bis zum Horizont, wie ich sie in Erinnerung hatte. Kurzum, ich habe von diesem kurzen Besuch und von dieser melancholischen Veränderung Kenntnis genommen und diese Lehre mit auf meinen weiten Lebensweg genommen. Aber wie ich nach mehr als einem Jahrzehnt daranging, dieses Dorf in meinem ersten Roman zu beschreiben, merkte ich erst, als das Buch im Druck erschienen war, dass ich es beim Beschreiben mit den Augen meiner Kindheit wiedergesehen habe. Und so sehe ich es noch heute, ein alter Mann.

Meine Jugend habe ich in fünf verschiedenen Dörfern verbracht. Der Ort, in dem ich geboren bin, zählt nicht mit.¹ Ich bin dort nur geboren, weil meine Mutter, sooft sie ein Kind zur Welt bringen sollte, zu ihrer Mutter reiste. Und so tat sie es auch mit mir, obwohl ich schon das fünfte Kind war, und man sollte denken, dass sie schon keinen Mutterschutz mehr gebraucht hätte. Dass meine Eltern im Laufe von etwa achtzehn Jahren so oft den Wohnort wechselten, liegt daran, dass meine Mutter darauf achtete, meinem Vater sein Leben möglichst leicht zu machen und ihn oft nur aus diesem Grunde überredete, einen Posten und einen Wohnort zu wechseln. Meinem Vater wäre es nie eingefallen, eine Stellung zu kündigen. Immer war meine Mutter der spiritus movens, denn meinem Vater gefiel es überall gut. Und wenn es nach ihm gegangen wäre, wären wir für immer in dem Dorf geblieben, wo er geboren war und seine erste Stellung von seinem Vater ererbte.

Wenn ich jetzt zurückdenke, hatte das für mich einen großen Vorteil. Ich kann jetzt, in der Erinnerung, genau ermessen, in welchem Alter ein Kind anfängt, eine Landschaft, ein Haus, eine Umgebung, Menschen und Tiere bewusst zu erleben. An das Dorf, in dem ich meine ersten sechs Jahre gelebt habe, erinnere ich mich wie an einen Traum. Landschaftlich ist mir dieses Dorf nur in der Erinnerung geblieben, weil es dort einen Wasserfall gab. In den andern Dörfern gab es Flüsse, Teiche, kleine Seen, aber keinen natürlichen Wasserfall. Im Sommer, wenn der Fluss nicht zuviel Wasser mitführte, konnte ich an der Hand meiner Mutter von Stein zu Stein trockenen Fußes, vorsichtig, über die Höhe des Falles gehn und in der Mitte sogar stehenbleiben und hinunterschauen, wie tief das ruhige Wasser plötzlich rauschend und schäumend hinunterstürzte. Ich erinnere mich auch, dass meine Mutter mich mit ziemlicher Gewalt aus meinem Entzücken an diesem Anblick herausreißen musste. Ich erinnere mich natürlich an das Haus meiner Großmutter, das am Rand des Waldes nah einem kleinen Bach stand, der seltsamerweise und ungewohnt in dieser Gegend, wie ich später herausfand, ungeheuer viele Muscheln mitführte. Im Sommer lagen ganze Haufen von Muscheln an den Ufern dieses Baches, der nur wie ein kleines Rinnsal über die Wiese und am Haus meiner Großmutter vorbeizog.

¹ Soma Morgenstern kam am 3. Mai 1890 in Budzanów (dem heutigen Budaniv in der Westukraine) zur Welt. Diese rund 50 km südlich von Tarnopol am Fluss Sereth gelegene Ortsgemeinde der Bezirkshauptmannschaft Trembowla hatte damals etwa 5500 Einwohner und gehörte dem Grafen Ladislaus Baworowski.

Ich muss oft zu Besuch bei meiner Großmutter Elke gewesen sein. Sie war die Mutter meines Vaters, und ich glaube nicht, dass sie sehr kinderlieb war, obwohl sich mich besonders begünstigte, weil ich den Namen des verstorbenen Großvaters trug. Sie hatte immer für mich ein Stückchen Schokolade übrig, für die andern Kinder nur Zuckerln. Sie war eine große, schlanke Frau mit schönen, dunklen Augen, einem länglichen Gesicht. Dass ich mich aber überhaupt an sie und einen einzigen Besuch erinnere, habe ich einem seltsamen Dorftrottel zu verdanken, der wahrscheinlich in der Nachbarschaft meiner Großmutter zu Hause war, aber beständig auf der Wiese nahe dem Bach zu sehen. Er saß dort, nur in seine Unterwäsche aus grober Leinwand gekleidet. Und er saß nicht, wie ein Mensch auf einer Wiese sitzt, sondern wie ein Hund. Er hielt seine langen Arme und mageren Hände vor sich gestreckt auf dem Wiesengrund und blickte mit schönen blauen Augen in einem langen, mageren Gesicht bewegungslos in eine Richtung. Er hatte einen spitzen Kopf mit vielem, hellblondem Haar und schöne, ruhige Züge. Wenn ich mit meiner Mutter ging, hielt ich mich behutsam ihm aus dem Wege, geschützt vom Kleid meiner Mutter, an dem ich mich anhielt, aber fasziniert von seinem Anblick. Eines Nachmittags, wie ich mit meinen Brüdern, und in ihrem Schutz gesichert, an ihm vorbeigehn sollte, blieb ich stehen und starrte ihn offenbar zudringlich an. Drauf erhob er sich, aber auch in der Art, wie Hunde aufstehn, mit einem Ruck, mit abgewandtem Kopf, und setzte sich langsam ganz ans Bachufer mit dem Rücken zu uns. Dann reichte er mit einer Hand nach den Muscheln, hob eine Handvoll in die Höhe und, ohne sich umzuwenden, drohte er uns mit den Muscheln.

Als ich das Erlebnis meiner Großmutter erzählte, sagte sie: „Ihr habt ihn gekränkt. Er ist sehr gutmütig. Aber er wird dich in seiner Art bestrafen.“ – „Was wird er machen?“, fragte ich die Großmutter. „Er wird dir nichts tun. Du wirst schon sehen.“ Es dauerte nicht lange, und wir sahen ihn durchs Fenster langsam herankommen, seine beiden Hände voll Muscheln. Meine Großmutter hob mich ans Fenster und ich sah, dass er die Muscheln in schönen Reihen vor der Tür aufschichtete. Als er fertig war, ging er langsam zum Bach zurück, ohne sich umzusehn. „Jetzt wird er die ganze Zeit, während ihr da seid, mit seinen Muscheln herkommen und unsere Tür vermauern, damit wir nicht herauskönnen“, sagte meine Großmutter. Das tat er tatsächlich all die Zeit, die wir bei der Großmutter verbrachten, ruhig und ohne Hast.

Als es Zeit war, nach Hause zu gehen, öffnete meine Großmutter die Haustür, und die ganze Muschelmauer stürzte zusammen. Sie nahm einen Besen, kehrte die Muscheln von den Steinplatten vorm Haus, und sagte: „Wenn ihr weggeht, wird er die Muscheln wieder zurücktragen, denn er ist ein Freund von mir. Er ist sehr sanften Gemüts.“ Meine Großmutter gab mir für ihn eine Buttersemmel mit. „Weißes Gebäck liebt er“, sagte sie. „Gib ihm die Semmel. Hab keine Angst. Er wird sie nicht mit der Hand nehmen. Du musst sie ihm in den Mund stecken. Der Arme glaubt nämlich, er sei ein Hund.“

In diesem Dorf ging ich zum ersten Mal in die Schule. Aber auch an die Schule erinnere ich mich nur traumhaft. Ich weiß noch, dass die Lehrerin groß und jung

und blond war. Ich ging nur kurze Zeit in diese erste Schule, denn im Winter bin ich, wie ich schon erzählt habe, an Diphtherie erkrankt, und nach der Krankheit ließ man mich nicht mehr in die Schule gehn. Trotzdem habe ich ein gutes Zeugnis für das nächste Dorf bekommen, denn was man in dieser Schule für das erste Jahr lernte, hatte ich schon von meinen Hauslehrern als Drei- und Vierjähriger gelernt.

Dass ich mich erinnere, wie mein Vater aussah, als ich etwa fünf oder sechs Jahre alt war, hab ich auch diesem Dorf zu verdanken. Hier gab es am Flussufer eine lange Reihe von Weiden, schöne grüne Weiden und auch Trauerweiden, deren Gestalt sich mir für immer eingepägt hat, so deutlich, dass ich noch immer an diese Weiden denke, wenn ich jetzt an den viel größeren, herrlichen Trauerweiden Amerikas im Auto vorbeifahre. Es gab im Dorfe natürlich auch andere Bäume. Aber an die Weiden erinnere ich mich aus einem besonderen Grund. Eines wolkigen Nachmittags nahm der Vater uns alle drei Jungen an den Fluss zu den Weiden mit. Er hatte eine große Schere mit und schnitt kleine Weidenzweiglein ab. Auch wir durften ihm dabei helfen und etwas tun, was wir nur zuweilen sonst in lausbübschen Exzessen heimlich taten, nämlich: kleine Zweiglein von den Bäumen abzupflücken. Meine Brüder taten es dem Vater nach in weihevullem Ernst, den ich erst zu verstehen begann, als sie mir erklärten, dass der Vater das jedes Jahr an einem von den acht Tagen des Laubhüttenfestes tat, und zwar zum Gottesdienst in der Synagoge. Da brauchen die Juden Weidenzweige für das Bouquet zu ritualen Zwecken für den Tag Hoschana rabba. Dieses Bouquet besteht aus verschiedenen Teilen: aus Palmenblättern, einer besonderen Zitrusfrucht, die »essrog« heißt, und aus Weidenzweigen. Vermutlich muss der Familienvater selbst die Weidenzweige sammeln, sonst hätte es unser Vater nicht persönlich getan. Aber gerade weil es ein so seltener Anblick war, ihn bei einer solchen Arbeit zu sehn, die ich für Bubenstreiche hielt, hat er mich so sehr beeindruckt, dass ich das Gesicht meines Vaters von jenem Tage genau erinnere. Ich kann mir ausrechnen, dass er damals kaum dreißig Jahre alt war. Er hatte sehr dunkles Haar, braune Augen und einen jungen, hellbraunen Bart. Er schien mir damals sehr hochgewachsen, war aber wahrscheinlich nicht größer, als ich jetzt bin. Er war sehr flink bei dieser Arbeit, und wir gingen fröhlich und so schnell nach Hause, dass ich kaum Schritt halten konnte. Das ist meine einzige Erinnerung an meinen Vater, als er jung war. Ein Photo haben wir von ihm nie gehabt, denn er gehörte zu jenen Frommen, die das Verbot »Du sollst dir kein Bild machen« bis ins kleinste befolgten, und einen Reisepass hat mein Vater, wie die meisten Menschen damals in Europa, nie gebraucht.

Aus diesem Traumdorf habe ich noch eine Erinnerung, und zwar an ein junges Mädchen. Sie hieß Feigele und war die Freundin meiner jüngeren Schwester, also etwa zwölfjährig. Ich muss sie wohl sehr liebgehabt haben. Denn als sie mit ihrer Familie nach Amerika abreiste und Abschied von uns nahm, trug sie ein Pepitakleid. Sie hob mich zum Abschied hoch an sich heran und küsste mich. Dieses Pepitakleid hab ich nicht vergessen. Zeit meines Lebens blieb Pepita eines meiner liebsten Muster. Wenn eine ein Kleid von diesem Muster – welcher Farbe immer – anhat, hat sie schon halb gewonnen.

In Burkanów¹

In diesem Jahr übersiedelten meine Eltern in ein anderes Dorf. Ich war nicht dabei. Aber ich konnte mir vorstellen, wie traurig sie darüber waren. Wir hatten in diesem Dorf acht Jahre gelebt. Und dann kam ein plötzliches Ende. Das Gut gehörte einem Grafen, der einige andere Güter hatte und dieses Dorf nur einmal in fünf Jahren besuchte. Bei seinem letzten Besuch verlangte er von dem alten Pächter, der das Gut schon von dem Vater des Grafen gepachtet hatte, einen erhöhten Pachtzins, obwohl der Vertrag noch mehrere Jahre gültig war. Der alte Pächter empfand das als eine Kränkung und weigerte sich. Darauf tat der Graf etwas, was die Christen für einen „jüdischen Trick“ hielten: er überschrieb das Gut auf den Namen seiner Frau und war nun legal imstande, den alten Vertrag als ungültig zu erklären. Der alte Pächter war so verbittert, dass er daraufhin in der Stadt ein Haus mietete – oder kaufte, ich weiß das nicht mehr – und die Landwirtschaft für immer aufgab. Mein Vater musste einen neuen Posten suchen, was aber immer sehr leicht zustande kam. Er hatte nämlich einen Großonkel, der in der ganzen Gegend als Verwalter von herrschaftlichen Gütern einen besonderen Ruf hatte. Und mein Vater konnte sich von mehreren Dörfern eines auswählen. Er wählte das Dorf Burkanów. Hier hatte er denselben Posten, den Papa Morgenstern aufgegeben hatte, als er in die Stadt übersiedelte. Dieses Dorf war viel weiter entfernt von Tarnopol. Jetzt konnte ich nicht mehr, wenn ich zwei Tage frei hatte, nach Hause reisen. Jetzt verbrachte ich nur die Weihnachtsferien und die großen Sommerferien zu Hause. Die Eltern übersiedelten im Frühjahr und ich reiste zum ersten Mal im Sommer in ein fremdes Dorf. Mein Trost war, dass der Gutshof am Rand eines großen Waldes lag und das Haus, wo meine Eltern wohnten, in schönster Lage dicht am Fluss Strypa stand. Vom Esszimmer konnten wir durchs Fenster auf den Fluss hinunterblicken. Das entzückte mich.

Meine beiden Brüder waren nicht mehr im Hause. Der Älteste, der Entdecker, hatte einen Posten in Westgalizien, wo er eine Spiritusfabrik leitete. Schmelke, der indessen schon den Ökonomen Alter vertrat, der – wie mein Vater – in ein anderes Dorf übersiedelt war, blieb noch ein paar Monate beim alten Pächter und half ihm bei der Liquidierung und beim Umzug in die Stadt.

Das neue Dorf war, wie die meisten Dörfer in Ostgalizien, völlig ukrainisch. Es gab nur wenige jüdische Familien, von denen mir nicht eine einzige in Erinne-

¹ Aus: Morgenstern, Soma. In einer anderen Zeit: Jugendjahre in Ostgalizien / hrsg. und mit einem Nachw. von Ingolf Schulte. Lüneburg: Verlag Dietrich zu Klampen, 1995. S. 242–250.

rung geblieben ist. In dem Dorf gab es kein Bethaus für die wenigen Familien. Alle gingen am Sabbat in das nahe Städtchen¹. Das tat auch mein Vater. Und obwohl ich mit ihm mitging, habe ich keine deutliche Erinnerung, weder an das Städtchen noch an die Menschen. Meine Eltern blieben nur zwei Jahre in diesem Dorf. Ich verbrachte dort nur zwei Sommer- und zwei Weihnachtsferien. Noch heute habe ich das Gefühl, als wäre ich dort zu Gast gewesen oder als Tourist, dem nur die schöne Landschaft in angenehmer Erinnerung geblieben ist und das Leben nah am Fluss. Den Fuß Strypa erlebte ich schon als Kind in dem Dorf, wo ich mit meinem Vater einen Sommer verbrachte. Aber hier war er viel schöner. Das Wasser war klarer, ein reines Grün, und hatte eine hurtigere Strömung. Wie dort konnte ich auch hier fischen. Wie dort waren auch hier Hechte, im Gegensatz zu dem See, wo es nur Schleie und Karauschen gab. Die Strypa war es, die den Hof und unsere Wohnung vom Dorf trennte. Aus den Fenstern auf der Ostseite der Wohnung konnten wir über den Fluss und eine große Wiese zum Dorf hinausblicken. Ein paar Schritte vom Haus war die Holzbrücke, die den Hof mit dem Dorf verband. Aber sie war die Privatbrücke für den Gutshof, die eigentlich nur für den Personenverkehr war. Unser Haus stand in einem Baumgarten, der am Rand eines hochherrschaftlichen Parks lag. Der Eigentümer war ein Großgrundbesitzer, und dieses Dorf war eines von den vier oder fünf Gütern, die ihm gehörten. Er war ein Jude, machte aber keinen Gebrauch davon. Als ich meinen Vater gleich am ersten Tag nach ihm fragte, sagte er mir: „Er ist ein ›verchaserter‹ Jude, der nicht einmal am Jom Kippur das Bedürfnis zum Beten hat.“ Mein Vater brauchte eine Zeit, um sich an diesen seinen neuen Brotgeber zu gewöhnen. Welch eine Änderung für ihn! Der alte Pächter war nicht nur ein Frommer, sondern ein Gelehrter. In den Wintermonaten, wenn in der Landwirtschaft nicht viel zu schaffen ist, saß er mit meinem Vater und seinem Schwiegersohn, der auch ein gebildeter Mann war, über dem Talmudstudium. Jetzt hatte er es mit einem Mann zu tun, den er ungern, und wenn auch nur vor mir, als „verchaserter“ denunzierte, weil er einen christlichen Koch hatte und Schweinefleisch, also ›chaser‹ aß.

Der einzige erfreuliche Verkehr für meinen Vater war der allwöchentliche Besuch unseres Großonkels, der ihm diesen Posten verschafft hatte. Er kam nicht eigens zu uns. Er kam zu dem Gutsbesitzer, dessen engster Berater er war. Denn dieser jüdische Gutsbesitzer war so assimiliert, dass er, wie die adeligen Polen, schon seinen eigenen Hofjuden hatte. Und das war unser Großonkel, der der Oberverwalter über alle vier Güter war. Er wohnte nicht in diesem Dorf. Natürlich konnte er nicht zu Mittag bei dem verchasernten Gutsbesitzer speisen. Denn obwohl keineswegs ein Gelehrter, war unser Großonkel Jankel Turner ein Frommer und keineswegs

¹ Burkanów, damals zur Bezirkshauptmannschaft Podhajce gehörig und im Bezirk Wiśniowczyk gelegen, 33 km südwestlich von Tarnopol, hatte im Jahre 1900 429 Häuser mit zusammen 2486 Einwohnern, davon 256 mosaischen Glaubens, 705 römisch-katholisch und 1525 griechisch-katholisch (diese zumeist Ukrainer). Im Dorf gab es lediglich eine griechisch-katholische Filiationkirche. Eine jüdische Kultusgemeinde existierte im etwas kleineren Złotniki (dem heutigen Zolotnyky), das etwa einen Kilometer entfernt ebenfalls an der Strypa lag.

ein Mann, der sich einem andern anpasste, und wäre er auch ein Großgrundbesitzer und sein Brotgeber. Also aß er jeden Sonntag bei uns. Und er kam nicht allein zum Essen. Denn Jankel Turner reiste nicht und speiste nicht allein. Er hatte zwei Begleiter, zwei Juden von verschiedenem Wuchs, von verschiedener Kleidung und von verschiedener Funktion. Der eine war sein Leibwächter, dem man schon seine Funktion ansah. Der andere, ein Mann von mittlerer Größe und zarter Gestalt, mit einem schwarzen Bärtchen und dicken Brillengläsern, war sein ambulanter Sekretär. Der Leibwächter war eigentlich dem Sekretär zugeordnet, denn Jankel Turner brauchte nirgends einen Leibwächter. Er war der populärste Mann der Umgebung. Ich kann mir erlauben, ihn näher zu beschreiben. Denn dieser Jankel Turner ist das Vorbild zu meinem Jankel Christiampoler, der der Liebling aller meiner Leser geworden ist.

Zu meiner Schande sei es gleich gesagt, dass ich ungefähr zwei Jahrzehnte gebraucht habe, um diesen Großonkel so zu sehen, wie ich ihn im Roman beschrieben habe. Also wie er im Grande war. Während seiner damaligen Besuche in unserm Haus war er der alte Mann, der jeden Sonntag meinen Vater für sich in Anspruch nahm, just an dem einzigen Tag der Woche, wo mein Vater nicht soviel zu tun hatte. Es irritierte mich auch, dass er so würdig auftrat, und dass alle um ihn herum, selbst der Gutsbesitzer, zu Nebenfiguren wurden, wenn sie ihn im Gespräch umstanden. Das erste Mal, da mir ein Licht aufging, mit wem ich es in meiner Jugend zu tun hatte, war im Jahre 1917, da ich ihn im Urlaub zum letzten Mal sah.

Diese Begegnung habe ich so deutlich in Erinnerung, als hätte ich den nunmehr uralten Großonkel, der meinen Vater um ein Jahrzehnt überlebt hat, vor ein paar Tagen wiedergesehen. Bei dieser letzten Begegnung sprachen wir natürlich vor allem über die Kriegslage. Ich kam aus Ungarn, wo der Ausbruch der Russischen Revolution in der Presse mit noch bei weitem größerem Enthusiasmus behandelt wurde als in Österreich. Die Ostfront war, so schien es damals, gebrochen. Die Aussicht auf den Frieden war nah. Ich brachte auf meine Urlaubsreise eine illustrierte Zeitung mit, die ein Bild zeigte, das welthistorisch werden sollte. Es zeigte, wie die Kosaken, die kommandiert worden waren, statt eine revoltierende Menge mit ihrer roten Fahne nach Kosakenart zu behandeln, sich der revoltierenden Menge anschlossen und, wie diese, mit der roten Fahne für den Frieden demonstrierten. Der Großonkel, ein österreichischer Patriot durchaus, der in seiner Jugend einige Jahre in der Ukraine gelebt hatte und die Kosaken gut kannte, schenkte dem Bild nur einen flüchtigen hämischen Blick. Ich war damals Soldat mit dem Rang eines Leutnants, und er war stolz auf mich, einen Verteidiger des Vaterlands. Eine Weile schwieg er. Er überlegte offenbar, wie er mir die Hoffnung auf einen baldigen Frieden, die dieses Bild allenthalben hervorrief, nehmen sollte. Dann sagte er, ohne mich anzusehen: „Und du glaubst, dass Kosaken, die die rote Fahne tragen, Sozialisten werden? Ehe die rote Fahne aus Kosaken Sozialisten machen wird, wird die rote Fahne kosakisch werden!“ Obwohl mich diese Bemerkung zutiefst getroffen hat, habe ich sie in ihrer vollen Bedeutung erst viel, viel später begriffen. In den ersten Nachkriegsjahren, da meine Altersgenossen für den Kommunismus gera-

dezu zu schwärmen begannen, hat mich dennoch diese Äußerung des alten Mannes vor dieser Begeisterung insofern geschützt, als ich nicht einen Moment auch nur den Gedanken erwog, der Partei beizutreten. Völlig begriffen hab ich diesen Ausspruch aber erst, als Stalin sein Mordregime anfang. Mein Großonkel war längst tot. Aber in mir begann er erst recht zu leben. Denn dieser Satz von ihm über die Kosaken war die Erleuchtung einer blutigen Epoche, die in Russland erst kommen sollte.

Der Gutsbesitzer hatte zwei Kinder: eine nicht gerade anmutige Tochter und einen hübschen Sohn, der schon völlig ein Junker war. Von der Ferne erinnerte er eher an die Brüder Płaskowski als an den Sohn eines jüdischen Großgrundbesitzers. Gelernt hat er nicht viel. Demzufolge übergab der Vater dem Achtzehnjährigen ein kleines Gut von einigen hundert Morgen zur selbständigen Bewirtschaftung. Der junge Gutsbesitzer, auch er vom Großonkel beraten, fand Gefallen an meinem Bruder Schmelke und engagierte ihn als Ökonomen. Ehe er den Posten übernahm, verbrachte Schmelke ein paar Monate in unserm Hause. Im Gegensatz zu mir, der – wie mein Vater – dem alten Dorf noch nachtrauerte, fühlte er sich hier schnell ein. Wie ich zum zweiten Mal in die Ferien nach Hause kam, hatte er schon Bekanntschaften und Freundschaften im Dorf angeknüpft und führte mich ein. Aber diese Bekanntschaften verblassten schnell. In Erinnerung ist mir nur ein Bauer geblieben, dessen Hof und Haus nicht weit vom Fluss lagen. Wenn nicht die Strypa und die Gemeindewiese, wäre er unser nächster Nachbar gewesen. Er war ein Mann von etwa vierzig Jahren. Wie alle Bauern jener Zeit trug er die landesübliche Tracht. Aber mit einem Anflug von Eleganz. Das kommt bei Bauern selten vor. Er trug den breiten Ledergürtel, der in den Hüften wie ein Sattel saß. Aber im Gürtel waren mehr Täschchen und allerlei Verzierungen und Riemchen, wie man sie bei den Zigeunern findet. Seine hohen Stiefel waren blank geputzt, nicht wie bei einem gewöhnlichen Dragoner, sondern wie bei einem Kavallerieoffizier. Sein Hemd war aus rohem Leinen. Aber die Halsbinde flatterte romantisch, wie sein reiches schwarzes Haar, über die Stirn. Er hatte schöne graue Augen, die auf den ersten Blick für ihn einnahmen. Mein Bruder machte mich auf diese Bekanntschaft besonders neugierig, und ich ging gern mit ihm auf den ersten Besuch.

Matwej, das war sein Vorname, hatte ein hübsches Haus und daneben einen Anbau, der an der Vorderseite keine Fenster hatte. Vorm Haus hatte er einen Blumengarten, was bei Bauern eine Seltenheit war. Während wir den Hügel, auf dem das Haus stand, hinaufgingen, sagte mir Schmelke: „In dem niedrigen Anbau hat er seinen Harem.“ Das verstand ich aber erst auf dem Heimweg. Matwej zeigte mir seinen Besitz. Er hatte einen großem Gemüsegarten, eine große Scheune, einen Kuhstall und drei Pferde in einem offenbar neu eingerichteten Pferdestall. All das zeigte mir Matwej mit augenscheinlichem Stolz, gar nicht wie ein Bauer, sondern wie ein Schauspieler, der gewöhnt ist, Bauern auf der Bühne zu spielen. Er traktierte uns mit Schnaps. Anders als es bei Bauern üblich ist, waren die Fenster des Zimmers, in dem wir saßen, offen und hin und wieder, wenn ich hinausblickte, konnte ich Frauen vorbeigehen sehen, die im Hof zu schaffen hatten. Mindestens drei, die ich wiederholt erblicken konnte, waren richtige Dorfschönheiten.

Auf dem Heimweg fragte ich meinen Bruder nach Matwejs Familie, denn ich hatte nur drei junge Frauen gesehen, von denen zwei schwanger zu sein schienen. Schmelke lachte und schilderte mir das Leben und das gar nicht so gewöhnliche Treiben seines bäuerlichen Freundes Matwej. Er war über vierzig und nicht verheiratet. Die Frauen, die ich gesehen hatte, waren seine Patientinnen. Matwej war ein Bauern doktor. Er kurierte aber meistens Frauen. Seine Patientinnen waren meistens Frauen und Mädchen, die an einer Krankheit litten, die man ›slipota‹ nennt. Slipota heißt Blindheit. Matwej war ein Spezialist für diese Krankheit. Mein Bruder brauchte mir nicht zu erklären, was diese Slipota eigentlich bedeutete. Seine Patienten waren nicht eigentlich blind. Sie hatten nur die Slipota, die nicht nur in diesem Dorf vorkam. Meistens in den Frühlings- und Sommermonaten konnte man sehen, wie manche Männer und Frauen frisch und gesund zur Tagesarbeit aufs Feld gingen, aber am Abend nach Hause geführt werden mussten, weil sie beim Anbruch der Dämmerung die Slipota hatten. Matwej hatte sich einen Namen gemacht als Wundertäter, der diese Krankheit heilen konnte. Er wählte sich seine Patienten aus, und es waren meistens hübsche Frauen und Mädchen, die er tatsächlich auf seine Weise kurierte. Er nahm sie in sein Haus auf und behandelte sie. Die Behandlung bestand darin, dass sie gute Verpflegung hatten, mit der Nebenwirkung, dass die meisten auch schwanger wurden. Die Zeit der Kur, die sich oft über Monate erstreckte, arbeiteten sie natürlich auf seinem Hof und in seiner Wirtschaft und wurden geheilt entlassen, wenn sie Verlangen danach hatten. Er war sehr gastfreundlich und behielt sie, solange sie zufrieden waren. Hin und wieder nahm er auch einen Mann auf, der die Slipota hatte. Aber das war offenbar nur, um ein Alibi zu haben. Wie alle erfolgreichen Kurpfuscher, war er von der Wirkung seiner Kur ehrlich überzeugt. Und so brachte er es mit der Zeit zum Ruhm und zum Wohlstand.

Als Kind wunderte ich mich, wenn ich die von der Slipota Befallenen bei Abenddämmerung geführt sah. Und es kam vor, dass ich selber einen so Erkrankten an der Hand führte. Niemand hatte zu großes Mitleid mit ihnen, denn man wusste – und ich wusste es schon als Kind –, dass es eine Saisonkrankheit war und dass die Slipota nur die Bauern heimsuchte, aber sehr selten einen Juden. Ich glaube, dass in jenen Jahren auch die Medizin nicht wusste, dass die Ursache dieser Erkrankung die schlechte oder falsche Ernährung war. In den Wochen und Monaten vor der Erntezeit war die Ernährung der armen Bauernschaft recht mangelhaft. Es fehlte ihnen offenbar an Vitaminen, von denen man damals auch nichts wusste. Sie litten nicht Hunger. Sie litten nur an der Slipota. Matwej war keineswegs ein Pionier in der Medizin, und er hätte keinen Nobelpreis gewonnen. Aber er tat das Richtige, und die Mädchen und die Frauen, die er sich zur Heilung auswählte, wurden eben gut ernährt und auch sonst warm behandelt. So hatte er seinen verdienten Erfolg und auch seinen, wie mein Bruder sagte, Harem. Mein Bruder verriet mir auch das Geheimnis, dass Matwej den damals schon neunzehnjährigen Schmelke öfter aufgefordert hatte, ihm bei der warmen Behandlung seiner Patientinnen beizustehn. Ich habe ihn nie danach gefragt, ob er der Einladung gefolgt ist. Und ich weiß auch nicht, wie lange der schöne Mat-

wej als Wunderdoktor tätig sein konnte. Meine Familie hat, wie gesagt, in diesem Dorf nur zwei Jahre verbracht, und ich nur zweimal meine Weihnachts- und auch zweimal meine Sommerferien.

Nach zwei Jahren hatte mein Vater genug von diesem Posten. Er ging einfach zu dem Gutsbesitzer hin und kündigte. Wie immer bei einem Wechsel, war meine Mutter dahinter, denn mein Vater war zur Sesshaftigkeit geneigt und wechselte nicht einmal seine Wohnung gern. Aber meine Mutter hatte bald herausgefunden, dass er weder mit seinem neuen Brotgeber noch mit diesem Dorf sehr glücklich war. Das neue Dorf lag auch an der Strypa, an dem Fluss, der meine ganze Jugendzeit begleitete. Diesmal wohnten wir nicht so nahe am Wasser, und die Wohnung war nicht so groß. Aber indessen war ja die Familie kleiner geworden. Meine älteste Schwester war schon längst verheiratet, und meine Brüder waren auch nicht mehr im Hause.

Aber das neue Dorf hatte für mich den Vorteil, dass es nur etwa 10 Kilometer von dem kleinen Gut entfernt war, wo Schmelke seinen ersten Posten als Ökonom angenommen hatte. Ich habe ihn während meiner Ferien dort oft in seiner Jungesellenwohnung besucht. Manchmal ritt ich hin, und wenn ich ihn überraschen wollte, ging ich sogar zu Fuß hin und übernachtete bei ihm, um erst am nächsten Morgen meiner Mutter zu erzählen, wie er dort wirtschaftete. Er hatte sich indessen sehr verändert. Da er meistens auf den Feldern zu tun hatte, war er von der Sonne tief gebräunt, wenn er den Hut aufhatte. Aber da man damals selbst im Dorf ohne Kopfbedeckung in freier Luft nicht arbeitete, stach seine kränklich-weiße Stirn, wenn er sie entblößte, dermaßen von seinem robust-braunen Gesicht ab, dass er mir geradezu fremd vorkam.

Das Haus, in dem wir hier wohnten, war ein Zwei-Familien-Haus. In der zweiten Wohnung wohnte der Ökonom, ein Pole namens Gąsiorowski (das ›ą‹ wird wie das französische ›on‹ ausgesprochen). Er hatte so viele Kinder, dass ich sie nie im Haus zusammenzählen konnte. Und war demzufolge scheinbar recht verarmt. Denn der älteste Sohn, der ein Gymnasiast war, ging ewig ohne Schuhe herum, nicht weil er in den Ferien eine Kneippkur machte, sondern weil er keine hatte. Er war ein hübscher, netter Junge, aber kein sehr guter Schüler, und er brachte es nur zu vier Klassen im Gymnasium. Er hatte eine besonders schöne Handschrift, und nach Absolvierung der vier Gymnasialklassen und ein paar mageren Jahren im Hause meldete er sich freiwillig zum Militärdienst und wurde in einem Dragonerregiment angenommen.

Der Gutsbesitzer, den ich nie gesehen habe, war ein jüngerer Bruder des Gutsbesitzers, dem mein Vater gerade gekündigt hatte. Im Gegensatz zu seinem älteren Bruder war er ein Studierter. Er hatte sogar einen Dokortitel. Gleich in meinen ersten Ferien sagte mein Vater auf meine Frage, wie unser neuer Brotgeber sei: „Er hat mehr Bildung als sein Bruder. Aber den Verstand hat er ungebildet.“ Auch dieser Bruder machte von seinem Judentum keinen Gebrauch. Auch er ging nicht einmal an den höchsten Feiertagen in ein Bethaus.

Mit dem jungen Gašiorowski ging ich öfters baden. Wir schwammen in der Strypa und saßen am Ufer und tauschten Lieder aus. Er sang mir mehr polnische und ich ihm mehr ukrainische, die ihn sehr traurig stimmten, nicht nur weil sie trauriger waren als die polnischen, sondern vermutlich, weil sie auch schöner waren und er musikalisch genug, um das zu merken. Sonst hatten wir uns nichts zu sagen, denn er hatte nicht viel gelesen und konnte den Respekt vor mir, dem Vorzugsschüler, der noch dazu eine Klasse höher war als er, nicht überbrücken.

Auf dem Hof gab es auch hier eine Spiritusfabrik, und der Leiter der Brennerei war ein Jude. Er hatte drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter. Der älteste Sohn hatte schon das Gymnasium absolviert, hatte aber nicht die Absicht, weiterzustudieren und erwartete eine Anstellung beim Staat. Ich glaube, er ist dann Postbeamter geworden. Damals war er gerade nach der Matura und ging ebenso gern zu Fuß wie ich. Mit ihm machte ich große Spaziergänge. Sein jüngerer Bruder war auch älter als ich und auch ein Schüler des Gymnasiums. Dieser hatte ein schönes Gesicht und schöne Augen. Leider hatte er verkrüppelte Füße, wie man sie heute gar nicht mehr sieht, weil solche Kinder in jungen Jahren operiert werden. Die Schwester war das jüngste Kind, etwa ein Jahr älter oder genauso alt wie ich, und ein reizendes Geschöpf. Ich hatte also in diesem Dorf mehr städtischen Umgang als in den anderen Dörfern.



MINNA LACHS

Minna Lachs (1907–1993) war eine österreichische Pädagogin und Schriftstellerin.

Sie wurde als Minna Schiffmann in einer säkularen jüdischen Familie in der ostgalizischen Stadt Trembowla geboren. Ihr Vater, Benno Schiffmann, war Vertreter eines großen österreichischen Kohlenunternehmens in Ostgalizien.

Zu Beginn des Ersten Weltkriegs floh Minna mit ihrer Familie nach Wien. Hier besuchte sie das Realgymnasium für Mädchen. Sie war mit der polnischen, ruthenischen und deutschen Sprache aufgewachsen, nun lernte sie Englisch und Französisch. Mithilfe ihres Vaters eignete sich Minna das hebräische Alphabet an. Sie trat der sozialistisch-zionistischen Jugendorganisation *Haschomer Hazair* bei, später einer sozialistischen Studentengruppe, wo sie ihren künftigen Mann, den Juristen Ernst Lachs kennenlernte.

An der Universität Wien studierte Lachs Germanistik, Romanistik, Psychologie und Pädagogik. Hatte sie als Schülerin Demütigungen von Ostjuden in Österreich erfahren, so erlebte sie als Studentin Antisemitismus. Während ihres Studiums lernte sie die Psychologin Charlotte Bühler kennen, die sie in ihren Kreis aufnahm. Ihre Dissertation von 1931 hat den Titel *Die deutsche Ghettoesgeschichte*. Darin stellte sie die ost- der westjüdischen Mentalität gegenüber, und wie sich dies in der deutschsprachigen Prosa niederschlug.

1933 legte Lachs die Lehramtsprüfung für Deutsch und Französisch ab. Da sie 1932 geheiratet hatte, war ihr auf Grund des unter Dollfuß erlassenen Doppelverdienergesetz das Unterrichten an öffentlichen Schulen verwehrt. Ihren Beruf übte sie daher an Privatschulen aus und gab Matura-Vorbereitungskurse in ihrer Wohnung. Das Aufkommen des Austrofaschismus brachte sie der sozialistischen Bewegung noch näher.

Nach der Geburt des Sohnes im Juli 1938 flüchtete die Familie Lachs in die Schweiz, wo sie sich längere Zeit in Zürich aufhielt. Hier schrieb Minna für Zeitungen und verfasste Buchrezensionen. 1942 reiste die Familie mit dem Emigrantenschiff *Navemar* von Lissabon nach New York aus. Aufgrund ihrer Sprachkenntnisse fand Lachs Beschäftigungen als Pädagogin und Psychologin an verschiedenen privaten Schulen und Organisationen.

1947 kehrte Lachs nach Wien zurück. Sie verfasste für den Englischunterricht Lehrbücher und unterrichtete am Gymnasium in der Rahlgasse. Neben den „dienstlichen“ Veröffentlichungen publizierte sie ihre privaten Erinnerungen und ein von Angelika Kaufmann illustriertes Kinderbuch. Zwischen 1954 und 1972 war Lachs Direktorin am Mädchengymnasium in der Haizingergasse. Geprägt von Weltoffenheit und den Ideen der Aufklärung setzte sie sich seit den 1960er Jahren für eine Modernisierung des Schulwesens ein, förderte die Schülermitbestimmung, organisierte Dichterlesungen und forderte, dass der Englischunterricht schon in der Volksschule beginnen sollte.

Ab 1964 arbeitete Lachs ehrenamtlich im Fachausschuss für Erziehung der Österreichischen UNESCO-Kommission mit, deren Vizepräsidentin sie von 1970 bis 1983 war. Sie förderte besonders die Friedenserziehung und den internationalen Jugendaustausch.

Für ihr Engagement wurde Lachs mit mehreren Auszeichnungen geehrt, u.a. mit dem Goldenen Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich, dem Goldenen Ehrenzeichen für Verdienste um das Land Wien und der Medaille des japanischen Unterrichtsministeriums für Verdienste um die Erziehung zur internationalen Verständigung. Als anerkannte Persönlichkeit des Wiener politischen und intellektuellen Lebens erhielt sie den Ehrentitel „Hofrätin“.

Minna Lachs starb 1993. Ihr Grab befindet sich im Urnenhain der Feuerhalle Simmering.

Werke: *Was Andy seiner Mutter zum Geburtstag schenkte* (1970); *Was raschelt da im Bauernhof?* (illustriertes Kinderbuch, 1973); *Warum schaust du zurück. Erinnerungen 1907–1941* (1986); *Zwischen zwei Welten. Erinnerungen 1941* (1992).

Kriegserklärung¹

Es ist später Nachmittag, als mich Karola sanft weckt: „Komm, mein Täubchen, zieh dein schönes Kleidchen an, du darfst mit den Eltern in die Stadt.“ In unserem großen Wohnzimmer sind außer unserer Familie auch fremde Leute anwesend, die Papa zuhören, wie er aus einer Zeitung vorliest. Dann reden alle durcheinander. „Los!“, sagt Papa, und wir brechen auf zum Rathaus. Es ist ein langer Weg für mich, aber ich gehe tapfer zwischen den Eltern mit. „Du bist schon ein großes Mädchen und wirst heute Abend sehen, wie ein Krieg beginnt“, sagt Papa.

Vor dem Rathaus stehen viele Menschen, so viele habe ich noch nie beisammen gesehen. Vom Dach des Hauses hängen zwei lange Fahnen herunter. „Eine ist die österreichische und die andere die galizische Fahne“, erklärt mir Papa. Neben den Balkonstufen steht eine Militärkapelle, sie spielt aber noch nicht. Auf dem Balkon werden große Laternen angezündet, und ich staune über das viele Licht. Von der nahen Kirche läuten Glocken, dann wird es still. Einige schwarz gekleidete Herren treten auf den Balkon heraus, einer hält eine Papierrolle in der Hand, aus der er etwas vorzulesen beginnt, das mir völlig unverständlich ist. Als er geendet hat, spielt die Kapelle das „Gott erhalte“, und alle singen mit. Ich kann leider nur den Anfang. Die Männer halten alle den Hut in der Hand, auch Papa und Onkel Moritz. Am Schluss rufen alle: „Es lebe der Kaiser!“ und dann: „Hurra, hurra, hurra!“ Da kann ich mitrufen. Papa erklärt mir: „Jetzt hat unser Kaiser den Serben den Krieg erklärt. Wenn du groß bist, wirst du sagen können, dass du dabeigewesen bist. Merk dir diesen Abend gut!“

Ich habe ihn mir sehr gut gemerkt, bis auf den heutigen Tag, wenn ich auch erst nach vielen Jahren begriff, dass ich an jenem Abend in meiner Geburtsstadt Trembowla vor dem Provinzrathaus Zeugin eines historischen, welterschütternden Ereignisses wurde, als ich damals verständnislos dem Bürgermeister zuhörte, der das Manifest des österreichischen Kaisers, Franz Josephs I., „An meine Völker“ unter dem Jubel der Versammelten im Schein der Laternen und der herbeigebrachten Fackeln in polnischer Sprache vorlas. So habe ich am 28. Juli 1914 als kleines Mädchen die österreichische Kriegserklärung an Serbien und den Beginn des Ersten Weltkrieges erlebt.

¹ Aus: Europa erlesen – Galizien / hrsg. von Stefan Simonek und Alois Woldan. Klagenfurt: Wieser Verlag, 1998. S. 52–54.

Auf der Suche nach der eigenen Identität¹

Ein Sonntag im späten September in blassblauer Schönheit unter einem Schleier des nahenden Herbstes. Fanny hat mich frühmorgens abgeholt, denn wir wollen durch die geliebte Hauptallee bis zum Praterstern gehen und dort bei den behäbigen Blumenfrauen einen bunten Herbststrauß kaufen. In der Allee werden wir grünbehaute Kastanien aufklauben und sie in einem Säckchen an den Strauß binden. Es riecht nach Tau und Abschied. In den Gärten der Kaffeehäuser und der im benachbarten „Wurstelprater“ gelegenen Gasthäuser wird emsig geklopft und gehämmert. Dem Wochenende zu beginnen die hohen jüdischen Feiertage, Neujahr und Jom Hakippur, der Versöhnungstag, und da die in der Stadt vorhandenen Synagogen und Bethäuser nicht ausreichen würden für alle Gläubigen, hat man die Kaffee- und Gasthäuser im Prater gemietet und zu Bethäusern umfunktioniert. An diesen Feiertagen gehen selbst Leute, von denen man gar nicht wusste, dass sie Juden sind, in die Tempel. In tiefer Zerknirschung, mit Gebet und Buße beginnen sie das neue Jahr nach der jüdischen Zeitrechnung. In tiefer Trauer gedenken sie ihrer Toten und flehen zum Allmächtigen, sie für das beginnende Jahr in das Buch des Lebens einzutragen. Am Versöhnungstag fasten sie und denken an ihren eigenen Tod und den ihrer Angehörigen. Ein Gefühl der Wehmut ergreift Fanny und mich, und wir beschleunigen unsere Schritte. Vom Paterstern sind es nur wenige Minuten zum Nordbahnhof, wo wir uns von unserer Freundin Klara verabschieden wollen.

Auf dem Nordbahnhof herrscht großes Gedränge. Auf den Schienen steht ein langer schäbiger Zug mit fensterlosen Waggons, wie ich sie in Trembowla gesehen habe, wenn mich die Mägde heimlich zum Bahnhof mitnahmen, wo sie sich von ihren Soldaten tränenreich verabschiedeten. Da standen in den Waggons Pferde, und in den offenen Türen saßen, mit den Beinen baumelnd, Soldaten und sangen in verschiedenen Sprachen rührende Weisen von Liebe und Abschied, und manche spielten auf der Mundharmonika. Wenn der Zug abfuhr, lachten sie und riefen „Auf Wiedersehen“ auf Polnisch und Ruthenisch, und die Mägde schluchzten und winkten.

Hier auf dem Nordbahnhof sieht man im Inneren der Waggons einen gedeckten Tisch, auf dem in Einsiedelgläsern Blumen stehen, und mehrere Stühle, auf denen ältere Leute sitzen. Auf dem Perron überall gestikulierende Gruppen, die jiddisch und polnisch miteinander reden, und es ist schwer zu erkennen, wer die Abreisenden und

¹ Auszug aus: Lachs, Minna. Warum schaust du zurück. Erinnerungen 1907–1941. Wien, München, Zürich, 1986. S. 109–113.

wer die Zurückbleibenden sind. Viele Frauen schluchzen und umarmen einander immer wieder.

Unter den jungen Leuten überwiegen die fröhlichen Gymnasiasten in ihren schmucken, militärisch geschnittenen Schuluniformen mit den silbernen oder goldenen Streifen auf den Rockkragen, die anzeigen, welche Klasse sie besuchen. Eine junge Frau eilt mit Block und Stift den Zug entlang und bleibt immer wieder bei einzelnen Menschengruppen stehen, sie wird von allen mit besonderer Achtung und Herzlichkeit angesprochen. Sie ist ohne Frage die Organisatorin dieses Heimkehrertransportes. Voll Stolz zeigen ihr die Gymnasiasten, wie sie die Waggonwände trotz der üblichen Kreideaufschrift – 40 Mann / 6 Pferde – mit geometrisch genau gezeichneten Davidsternen und blauweißen Wimpeln geschmückt haben.

Klara hat uns entdeckt. Sie läuft auf uns zu, umarmt uns und steckt unseren Strauß zu den anderen Blumen, die in einem großen Gurkenglas auf dem mit einem Fransentuch bedeckten Tisch stehen. „Frau Müller“, ruft sie, „das sind meine Freundinnen, die mir sehr fehlen werden. Ich werde Heimweh nach ihnen und nach Wien haben, aber ich freue mich auch auf das schöne Lemberg, wo Verwandte und Freunde uns erwarten.“ – „Es wird alles gut werden, Klara“, sagt sie, Frau Anitta Müller, legt den Arm um Klaras Schultern und ist schon wieder weg. „Das ist die beste Frau, die wir in Wien getroffen haben. Sie hilft allen; ohne sie und ihre Hilfe hätten wir keine Waggons bekommen und nicht wegfahren können“, sagt Klara.

Obwohl ich nur Schülerin der 2. Gymnasialklasse war, begriff ich schon damals, als ich ihr am Bahnhof bei der Rückreise ostjüdischer Flüchtlinge in ihre ursprünglichen Wohnsitze begegnete, dass das eine bedeutende Frau sein müsse. Jetzt erst, viele Jahre später, bin ich ihren Spuren nachgegangen und habe aus den Tätigkeitsberichten des von ihr gegründeten Vereines „Soziale Hilfsgemeinschaft Anitta Müller“ ersehen, dass diese damals noch junge, initiative und organisatorisch befähigte Frau imstande war, eine erstaunliche Fülle von Hilfsorganisationen und sozialen Maßnahmen und Diensten ins Leben zu rufen, um den mitteilosen Flüchtlingen zu helfen. Sie konnte dabei, wie sie selbst sagte, auf die „jüdische Solidarität im Leiden“ bauen. Schon damals hat man in Wien ihre Initiative und ihre organisatorischen Talente erkannt und gewürdigt. Man berief sie an die Spitze des von der österreichischen Regierung eingesetzten Komitees für Flüchtlingshilfe, und sie entfaltete eine erstaunliche Vielfalt von Hilfsaktionen. Sie errichtete Erholungsheime für unterernährte Kinder, „Stationen für Mutter und Kind“ und eine Wöchnerinnenfürsorge. Sie ermöglichte es, dass 12.000 verlassene und kranke jüdische Kinder zur Erholung im Ausland untergebracht werden konnten, und sie errichtete Werkstätten zur beruflichen Ausbildung von Waisenmädchen. Dabei musste sie sich, da die öffentlichen Gelder nur spärlich eingingen, auf die Mitverantwortung der wohlhabenden Kreise verlassen.

Diesem sozialen Mitgefühl ist sie in allen Lebenslagen treu geblieben. Als sie 1936 nach Israel übersiedelte, setzte sie ihre sozialen Hilfsaktionen in diesem Lande fort.

In die Gruppen der jungen Leute kommt jetzt eine gewisse Ordnung. Sie singen hebräische Lieder. Auf einmal bilden sie einen Kreis und fangen an zu tanzen, während die Umstehenden den Takt klatschen. Klara reiht sich in den Kreis ein. Die

Tanzenden werden schneller und immer schneller, und sie hören erst auf, bis ihnen der Atem ausgegangen ist.

„Das ist eine Hora“, sagt Klara, noch immer atemlos, „wie sie die Chaluzim, die Pioniere, nach ihrer schweren Tagesarbeit noch am Abend tanzen. Wenn man Hora tanzt, dann spürt man, wie sehr wir alle zueinander gehören.“ Nach einer kurzen Pause wird ein neues Lied angestimmt. Zuerst hebräisch und dann auch deutsch: „Dort, wo die Zeder schlank die Wolke küsst, dort wo die schnelle Jordanswelle fließt, dort wo die Asche meiner Väter ruht... Da steigt es plötzlich heiß und schmerzvoll in mir auf: „Die Asche meiner Väter.“ Ich könnte aufauchen, denn sie singen ja die Antwort auf meine mich quälenden und oft peinigen Fragen: „Wo gehöre ich dazu, wer bin ich, warum sind wir Juden so verschieden von den anderen?“ Und plötzlich wird mir die Botschaft des Liedes klar. An diesem Herbsttag vor dem langen, schäbigen Zug auf dem Wiener Nordbahnhof gibt mir das Lied Auskunft, warum wir uns nirgends zugehörig fühlen. Sie, die anderen, sind in ihrem eigenen Land, die Polen in Polen, die Deutschen in Deutschland, die Engländer in England, und sind so stolz, dass sie im Lande ihrer Väter leben. Wir Juden sind Verbannte überall in der Fremde, sind Geduldete, Entwurzelte oder gar Ausgestoßene. Doch ich weiß jetzt die Antwort. Wir müssen in das Land ziehen, von dem wir sagen können, dass wir dorthin gehören, weil es das Land unserer Väter ist. Es ist so klar, so klar plötzlich, ich werde es Papa und Fanny sagen und allen Juden, die ich kenne. Wir müssen nicht in der Fremde bleiben, wo man uns nicht haben will, und uns demütigen und beleidigen lassen. Ich habe den Schlüssel gefunden, ich weiß jetzt, wo ich das Gefühl des Dazugehörens finden werde.

Da merke ich, dass irgend etwas Neues vorgeht. Es wird still. Ein Mann stellt sich auf eine Kiste und dirigiert, und alle, alle, die um mich stehen, singen mit, wie eine einzige große Familie. „Wir singen die Hatikva, die jüdische Nationalhymne“, flüstert mir Klara zu. „Hatikva heißt ‚die Hoffnung‘. Uns Juden erfüllt die Hoffnung, dass wir in das uns verheißene Land zurückkehren werden.“

Das Lied ist zu Ende. Ein freundlicher Eisenbahner ruft laut: „Die Begleitpersonen bitte zurücktreten! Die Reisenden bitte alle einsteigen!“ Eine letzte Umarmung, ein schluchzendes „Auf Wiedersehen“, deutsch, polnisch, jiddisch und hebräisch. Eisenbahner helfen den Schwerfälligen in die Waggons, wir treten alle zurück, der Bahnhofsvorstand gibt das Abfahrtszeichen. Der Zug setzt sich pfeifend und schnaubend, dicken, schmutzigen Rauch ausstoßend, in Bewegung. „Schalom, Schalom, Auf Wiedersehen, Dowidzenia.“ Junge Leute laufen ein Stück mit dem Zug mit, bis er um die Ecke verschwunden ist. Die Frauen wischen ihre Tränen weg, die Männer räuspern sich, der Perron leert sich. „Jetzt san’s weg, die Judenbagage“, sagt ein feister Kerl. „Halt’s Maul“, erwidert ein Eisenbahner und schließt die Türe zum Perron ab.

Fanny und ich schauen nach Fannys Bruder Josua aus, den wir vor dem Bahnhof treffen sollen. Da ist er auch schon. „Kommt, Kinder, wir gehen gemeinsam nach Hause.“ Er fasst uns unter, und im Gleichschritt biegen wir in die Ausstellungsstraße ein. „Was ist, Minna, warum bist du so schweigsam?“, fragte Josua. Da erzähle ich, was ich auf dem Perron empfunden und gedacht habe. „Du hast also für dich den

Zionismus entdeckt“, sagt er lachend. „Ich glaube, du denkst zu viel!“ – „Nein“, sage ich kopfschüttelnd, „ich fühle zu viel!“

Diesen ihn überraschenden Ausspruch hat sich Josua gemerkt und mich nach Jahren an dieses Gespräch erinnert, als wir einander zufällig an einem Herbstmorgen des Jahres 1937 auf der Ringstraße trafen und unter den fallenden gelben und braunen Blättern der Ringstraßenbäume über die bedrohte Zukunft Österreichs sprachen. „Wir gehen einer furchtbaren Katastrophe entgegen, in Europa und in der Welt. Am ärgsten wird es uns, die europäischen Juden, treffen. Wer weiß, ob wir überleben werden“, sagte er, als er mir die Hand zum Abschied drückte. Er hat nicht überlebt. Er wurde von der Gestapo als Mitglied einer studentischen Widerstandsgruppe unter den ersten geholt.

Der Abschied von Klara ist mir nähergegangen, als ich vorausgesehen hatte. Trotz der Überlegungen und Empfindungen, die ich beim Abschied auf dem Perron gehabt hatte, dachte ich an Klaras Worte zu Anitta Müller, aus denen so klar hervorging, dass ihre Rückreise nach Galizien für sie eine Heimreise war, in das schöne Lemberg und zu den Verwandten und Freunden, die auf sie warteten. Da wurde mir klar, dass ich in meinen Träumen und Erinnerungen Galizien und insbesondere Trembowla unbewusst bisher als meine Heimat empfunden hatte. Dieses Heimatgefühl war zwar im Schwinden, aber die Trennung von den Großeltern und Onkel Moritz blieb als Abschiedsweh zurück. Würde ich sie und die Stadt meiner Kindheit je Wiedersehen? – Jahrzehnte später fand ich bei Paula Preradovic ausgesprochen, was ich damals nur ahnen konnte: „Es gibt keine Heimkehr...“



JOSEPH ROTH

Moses Joseph Roth (* 2. September 1894 in Brody; † 27. Mai 1939 in Paris) war ein österreichischer Schriftsteller und Journalist.

Joseph Roth hat seine Herkunft zum Gegenstand vielfacher Verschleierungen und Mystifikationen gemacht. Vor allem die Person seines Vaters erschien in mehrfachen schillernden Umgestaltungen: Er sei der uneheliche Sohn eines österreichischen Offiziers, eines polnischen Grafen, eines Wiener Munitionsfabrikanten. All diesen Erzählungen ist der frühe Verlust des Vaters gemeinsam. Dementsprechend zieht sich der Vaterverlust, und in übertragener Form der Verlust des Vaterlandes, nämlich der österreichischen Monarchie, als ein roter Faden durch Roths Werk. Tatsächlich wurde Roth in der galizischen Kleinstadt Brody geboren, das damals noch zur Österreichisch-Ungarischen Monarchie gehörte. Roth behauptete später, in Szwaby (Schwaby), einem kleinen Dorf in der Nähe von Brody, geboren worden zu sein.

Ab 1901 besuchte Roth die Baron-Hirsch-Schule und von 1905 bis 1913 das Kronprinz-Rudolf-Gymnasium in Brody. Nach seiner Matura im Mai 1913 übersiedelte er nach Lemberg, wo er sich an der Universität immatrikulierte. Dass Roth seine literarische Heimat offenbar in der deutschen Literatur sah, mochte einer der Gründe gewesen sein, Lemberg zu verlassen und sich für das Sommersemester 1914 an der Wiener Universität zu immatrikulieren. Roth begann mit Elan das Studium der Germanistik.

Zum wegweisenden Erlebnis wurde für Roth der Erste Weltkrieg und der darauffolgende Zerfall Österreich-Ungarns. Im Gegensatz zu vielen anderen, die bei Kriegsausbruch von einer ihnen selbst im Nachhinein kaum mehr nachvollziehbaren nationalen Begeisterung erfasst wurden, vertrat er zunächst eine pazifistische Position und reagierte mit einer Art erschrecktem Bedauern. Am 31. Mai 1916 meldete sich Roth zum Militärdienst. In diese Zeit fällt der Tod von Kaiser Franz Joseph am 21. November 1916. Roth stand als ein Glied in der Kette von Soldaten entlang dem Weg des Beerdigungszuges. Der Tod des 86-jährigen Kaisers erscheint als zentrale Metapher für den Untergang des Habsburgerreiches und den Verlust von Heimat und Vaterland mehrfach in Roths Werken, u.a. in den Romanen *Radetzkymarsch* und *Kapuzinergruft*.

Statt zusammen mit seinen Freunden bei den 21. Feldjägern dienen zu können, wurde Roth schon bald zur 32. Infanterietruppendivision nach Galizien versetzt. Im Jahr 1917 und offenbar bis Kriegsende war er dem Pressedienst im Raum Lemberg zugeteilt.

Nach Kriegsende musste Joseph Roth sein Studium abbrechen und sich auf den Erwerb des Lebensunterhalts konzentrieren. Noch während seiner Militärzeit hatte er begonnen, Berichte und Feuilletons für die Zeitschriften *Der Abend* und *Der Friede* zu schreiben, und in *Österreichs Illustrierter Zeitung* waren Gedichte und Prosa von Roth erschienen. Ab April 1919 wurde er Redakteur bei *Der Neue Tag*.

Ende April 1920 stellte der *Neue Tag* sein Erscheinen ein. Roth zog nach Berlin um. Bald erschienen seine Beiträge in verschiedenen Zeitungen, darunter in der *Neuen Berliner Zeitung*, ab Januar 1921 arbeitete er hauptsächlich für den *Berliner Börsen-Courier*.

Ab Januar 1923 arbeitete er als Feuilletonkorrespondent für die renommierte *Frankfurter Zeitung*, in der in den folgenden Jahren ein großer Teil seiner journalistischen Arbeiten erscheinen sollte.

Roth siedelte im Mai 1925 nach Paris über. Vom September bis Dezember 1926 bereiste er daher die Sowjetunion, vom Mai bis Juni 1927 Albanien und Jugoslawien, im Herbst 1927 das Saargebiet, vom Mai bis Juli 1928 Polen und im Oktober/November 1928 Italien.

Am 5. März 1922 hatte er in Wien Friederike (Friedl) Reichler geheiratet. Bereits 1926 hatten sich erste Symptome einer geistigen Erkrankung bei Friedl gezeigt, 1928 wurde die Krankheit manifest. Die Krankheit seiner Frau stürzte Roth in eine tiefe Krise. Während dieser Zeit begann er heftig zu trinken.

Am 30. Januar 1933, dem Tag von Hitlers Ernennung zum Reichskanzler, verließ Roth Deutschland. Bald wurden auch seine Bücher verbrannt. Roth wählte als Ort seines Exils zunächst Paris, hielt sich aber im Laufe der folgenden Jahre nicht durchgängig in Frankreich auf. Er unternahm diverse, teils mehrmonatige Reisen, u.a. in die Niederlande, nach Österreich und nach Polen. Die Reise nach Polen erfolgte im Februar/März 1937, wo er auf Einladung des polnischen PEN-Klubs eine Reihe von Vorträgen hielt. Er unternahm bei dieser Gelegenheit einen Abstecher nach Lemberg, um seine dort lebenden Verwandten zu besuchen.

In den letzten Jahren verschlechterte sich Roths finanzielle und gesundheitliche Situation rapide. Im November 1937 hatte man das Hotel Foyot in der Rue de Tournon wegen Baufälligkeit abgerissen. Roth hatte in diesem Hotel zehn Jahre lang während seiner Parisaufenthalte gewohnt. So erlebte er ein letztes Mal einen Heimatverlust. Er zog vis-a-vis in ein Zimmerchen über seinem Stammcafé, dem Café Tournon.

Am 27. Mai 1939 starb er an einer doppelseitigen Lungenentzündung. Der fatale Verlauf der Krankheit wurde durch den abrupten Alkoholzug begünstigt. Am 30. Mai wurde er auf dem Cimetière de Thiais im Süden von Paris beerdigt.

Die Werke Roths einer bestimmten Richtung oder Gruppierung der zeitgenössischen Literatur zuzuordnen, fällt schwer. Am ehesten noch verbindet man ihn mit der Richtung der Neuen Sachlichkeit, und diese Zuordnung mag vor allem für seine frühen Romane auch zutreffend sein. So trägt *Flucht ohne Ende* nicht nur den Untertitel *Ein Bericht*, im Vorwort versichert der Autor auch: „Ich habe nichts erfunden, nichts komponiert. Es handelt sich nicht mehr darum, zu ‚dichten‘. Das Wichtigste ist das Beobachtete.“

Roth vertritt hier auch die Position des journalistischen „Handwerkers“. Er war seinen Zeitgenossen in erster Linie als Journalist bekannt und journalistische Arbeiten machen gut die Hälfte seines Werkes aus. Roths Zugehörigkeit zur Neuen Sachlichkeit – die ja eine Gegenbewegung zu dem die Literatur der Weimarer Zeit prägenden Expressionismus war – leitet sich vielleicht eben auch davon ab, dass Roth kein Expressionist war. Am Sprachexperiment „Expressionismus“ nimmt Roth nicht teil, sondern bleibt in seinen meisterlich verwendeten sprachlichen Mitteln konservativ.

In den 30er Jahren erscheinen auch jene Werke Roths, in deren Zentrum der Untergang Österreichs als Metapher für den Verlust von Heimat schlechthin steht. Dazu gehören die großen Romane *Radetzkmarsch* (1932) und an diesen erzählerisch anschließend *Die Kapuzinergruft* (1938), sowie die Erzählung *Die Büste des Kaisers* (1934).

Radetzkmarsch ist ein trauriger, hoffnungsloser Abgesang, ein kunstvoll formuliertes Requiem auf den Vielvölkerstaat Österreich-Ungarn und dessen Gesellschaft. In einer vier Generationen umspannenden Familiengeschichte veranschaulicht Joseph Roth mit ironischer Distanz, wie die k. und k. Monarchie mit ihren Traditionen zerfällt. Joseph Trotta Freiherr von Sipolje symbolisiert die eine tragende Säule der überkommenen Gesellschaft – das Militär, sein Sohn Franz als Bezirkshauptmann die andere – das kaiserliche Beamtentum. Der Enkel des „Helden von Solferino“ profitiert zwar noch vom Schutz des alten Systems, aber er ist nicht mehr in der Lage, sich damit zu identifizieren. Zwar merkt er, dass die Zukunft neuen Kräften gehört, aber er ist durch seine Erziehung noch zu sehr der Vergangenheit verhaftet, als dass er dabei eine Rolle spielen könnte. *Radetzkmarsch* gilt allgemein als Roths bedeutendster Roman. Kritiker Marcel Reich-Ranicki zählt ihn sogar zu den zwanzig wichtigsten Romanen in deutscher Sprache. Unter dem Titel

Die Kapuzinergruft veröffentlichte Joseph Roth 1938 eine Fortsetzung seines Romans *Radetzky*marsch.

Der Untergang Österreichs als Verlust des Vaterlandes und dessen Verarbeitung bei Roth weist hin auf den frühen Verlust des Vaters. Dieses Gefühl von Verlorensein und Entwurzelung wird aber auch an anderer Stelle gestaltet, nämlich als Lebensgefühl der galizischen Juden und der Juden überhaupt, etwa in dem Essay *Juden auf Wanderschaft*. Roth hat, seinem Ende schon nahe, die Sehnsucht nach einer Heimkehr in die Geborgenheit der jüdischen Kultur des „Schtetl“ auf wunderbare Weise ins Katholische transformiert in der *Legende vom Heiligen Trinker*, wo der von Wundern und Gottesgnade geradezu verfolgte obdachlose Trinker Andreas Kartak im Tod Erlösung und Heimkehr findet. Als explizit jüdische bzw. sich primär mit jüdischer Thematik befassende Werke gelten die Erzählung *Der Leviathan* und der Roman *Hiob*.

Werke: *Der Vorzugsschüler* (Erzählung, 1916); *Barbara* (Erzählung, 1918); *Das Spinnennetz* (Roman, 1923); *Hotel Savoy. Ein Roman* (1924); *Die Rebellion* (Roman, 1924); *April. Die Geschichte einer Liebe* (1925); *Der blinde Spiegel. Ein kleiner Roman* (1925); *Juden auf Wanderschaft* (Essay, 1927); *Die Flucht ohne Ende – Ein Bericht* (Roman, 1927); *Zipper und sein Vater* (Roman, 1928); *Rechts und links* (Roman); *Der stumme Prophet* (1929); *Briefe aus Deutschland* (1929); *Hiob. Roman eines einfachen Mannes* (1930); *Panoptikum. Gestalten und Kulissen* (1930); *Radetzky*marsch (1932); *Stationschef Fallmerayer* (1933); *Tarabas, ein Gast auf dieser Erde* (1934); *Triumph der Schönheit* (1934); *Die Büste des Kaisers* (Novelle, 1934); *Der Antichrist* (Essay, 1934); *Der Leviathan* (Novelle, 1940); *Die hundert Tage* (Roman, 1935); *Beichte eines Mörders, erzählt in einer Nacht* (Roman, 1936); *Das falsche Gewicht. Die Geschichte eines Eichmeisters* (1937); *Die Kapuzinergruft* (Roman, 1938); *Die Geschichte von der 1002. Nacht* (1939); *Die Legende vom heiligen Trinker* (Novelle, 1939).

Radetzkmarsch¹

Eine Woche später verließ Carl Joseph seinen Vater. Sie umarmten sich im Hausflur, bevor sie den Fiaker bestiegen. Nach der Meinung des alten Herrn von Trotta durften Zärtlichkeiten nicht auf dem Perron, vor zufälligen Zeugen, stattfinden. Die Umarmung war flüchtig wie immer, umweht vom feuchten Schatten des Flurs und vom kühlen Atem der steinernen Fliesen. Fräulein Hirschwitz wartete schon auf dem Balkon, gefasst wie ein Mann. Vergeblich hatte Herr von Trotta ihr zu erklären versucht, dass es überflüssig sei zu winken. Sie mochte es für eine Pflicht halten. Obwohl es nicht regnete, spannte Herr von Trotta den Regenschirm auf. Leichte Bewölkung des Himmels schien ihm ein hinreichender Grund dazu. Unter dem Schutz des Regenschirms stieg er in den Fiaker. Also konnte ihn Fräulein Hirschwitz vom Balkon aus nicht sehen. Er sprach kein Wort. Erst als der Sohn schon im Zug stand, hob der Alte die Hand, mit ausgestrecktem Zeigefinger: „Es wäre günstig“, sagte er, „wenn du krankheitshalber abgehen könntest. Man verlässt die Armee nicht ohne wichtige Ursache!...“

„Jawohl, Papa!“, sagte der Leutnant.

Knapp vor der Abfahrt des Zuges verließ der Bezirkshauptmann den Perron. Carl Joseph sah ihn dahingehen, mit straffem Rücken und den zusammengerollten Regenschirm mit aufwärtsgerichteter Spitze wie einen gezogenen Säbel im Arm. Er wandte sich nicht mehr um, der alte Herr von Trotta.

Carl Joseph bekam seinen Abschied. „Was willst denn jetzt machen?“, fragten die Kameraden. „Ich hab' einen Posten!“, sagte Trotta, und sie fragten nicht mehr.

Er erkundigte sich nach Onufrij. Man sagte ihm in der Regimentskanzlei, dass der Bursche Kolohin desertiert sei.

Der Leutnant Trotta ging ins Hotel. Er kleidete sich langsam um. Zuerst schnallte er den Säbel ab, die Waffe und das Abzeichen seiner Ehre. Vor diesem Augenblick hatte er Angst gehabt. Er wunderte sich, es ging ohne Wehmut. Eine Flasche Neunziggrädiger stand auf seinem Tisch, er musste nicht einmal trinken. Chojnicki kam, um ihn abzuholen, schon knallte unten seine Peitsche; jetzt war er im Zimmer. Er setzte sich und sah zu. Es war Nachmittag, drei Uhr schlug es vom Turm. Alle satten Stimmen des Sommers strömten zum offenen Fenster herein. Der Sommer selbst rief den Leutnant Trotta. Chojnicki, in hellgrauem Anzug mit gelben Stiefeln, das gelbe Peitschenrohr in der Hand, war ein Abgesandter des Sommers. Der Leutnant

¹ Auszug aus: Roth, Joseph: Radetzkmarsch: Roman / hrsg. von Marcel Reich-Ranicki. München: Deutscher Taschenbuch-Verlag, 2002.

fuhr mit dem Ärmel über die matte Scheide des Säbels, zog die Klinge, hauchte sie an, wischte mit dem Taschentuch über den Stahl und bettete die Waffe in ein Futteral. Es war, als putzte er eine Leiche vor der Bestattung. Bevor er das Futteral an den Koffer schnallte, wog er es noch einmal in der flachen Hand. Dann bettete er den Säbel Max Demants dazu. Er las noch die eingeritzte Inschrift unter dem Griff. „Verlass diese Armee!“, hatte Demant gesagt. Nun verließ man diese Armee...

Die Frösche quakten, die Grillen zirpten, unten vor dem Fenster wieherten die Braunen Chojnickis, zogen ein bisschen am leichten Wägelchen, die Achsen der Räder stöhnten. Der Leutnant stand da, im aufgeknöpften Rock, das schwarze Halsband aus Kautschuk zwischen den offenen, grünen Aufschlägen der Bluse. Er wandte sich um und sagte: „Das Ende einer Karriere!“

„Die Karriere ist zu Ende!“, bemerkte Chojnicki. „Die Karriere selbst ist am Ende angelangt!“

Jetzt legte Trotta den Rock ab, den Rock des Kaisers. Er spannte die Bluse über den Tisch, so wie man es in der Kadettenschule gelernt hatte. Er stülpte zuerst den steifen Kragen um, faltete hierauf die Ärmel und bettete sie in das Tuch. Dann schlug er die untere Hälfte der Bluse auf, schon war sie ein kleines Päckchen, das graue Moireeunterfutter schillerte. Dann kam die Hose darüber, zweimal geknickt. Jetzt zog Trotta den grauen Zivilanzug an, den Riemen behielt er, letztes Andenken an seine Karriere (den Umgang mit Hosenträgern hatte er niemals verstanden). „Mein Großvater“, sagte er, „dürfte auch eines Tages seine militärische Persönlichkeit so ähnlich eingepackt haben!“

„Wahrscheinlich!“, bestätigte Chojnicki.

Der Koffer stand noch offen, die militärische Persönlichkeit Trottas lag drinnen, eine vorschriftsmäßig zusammengefaltete Leiche. Es war Zeit, den Koffer zu schließen. Nun ergriff der Schmerz plötzlich den Leutnant, die Tränen stiegen ihm in den Hals, er wandte sich Chojnicki zu und wollte etwas sagen. Mit sieben Jahren war er Stift geworden, mit zehn Kadettenschüler. Er war sein Leben lang Soldat gewesen. Man musste den Soldaten Trotta begraben und beweinen. Man senkte nicht eine Leiche ins Grab, ohne zu weinen. Es war gut, dass Chojnicki danebensaß.

„Trinken wir“, sagte Chojnicki. „Sie werden wehmütig!“

Sie tranken. Dann stand Chojnicki auf und schloss den Koffer des Leutnants.

Brodnitzer selbst trug den Koffer zum Wagen. „Sie waren ein lieber Mieter, Herr Baron!“, sagte Brodnitzer. Er stand, den Hut in der Hand, neben dem Wagen. Chojnicki hielt schon die Zügel. Trotta fühlte eine plötzliche Zärtlichkeit für Brodnitzer – Leben Sie wohl! wollte er sagen. Aber Chojnicki schnalzte mit der Zunge, und die Pferde zogen an, sie hoben die Köpfe und die Schwänze gleichzeitig, und die leichten, hohen Räder des Wägelchens rollten knirschend durch den Sand der Straße wie durch ein weiches Bett.

Sie fuhren zwischen den Sümpfen dahin, die vom Lärm der Frösche widerhallten.

„Hier werden Sie wohnen!“, sagte Chojnicki.

Es war ein kleines Haus, am Rande des Wäldchens, mit grünen Jalousien, wie sie vor dem Fenster der Bezirkshauptmannschaft angebracht waren. Jan Stepa-

niuk hauste hier, ein Unterförster, ein alter Mann mit herabhängendem, langem Schnauzbart aus oxydiertem Silber. Er hatte zwölf Jahre beim Militär gedient. Er sagte „Herr Leutnant“ zu Trotta, heimgekehrt zur militärischen Muttersprache. Er trug ein grobgewebtes Leinenhemd mit schmalem, blau-rot besticktem Kragen. Der Wind blähte die breiten Ärmel des Hemdes, es sah aus, als wären seine Arme Flügel.

Hier blieb der Leutnant Trotta.

Er war entschlossen, niemanden von seinen Kameraden wiederzusehen.

Beim Schein der flackernden Kerze, in seiner hölzernen Stube, schrieb er dem Vater, auf gelblichem, fasrigem Kanzleipapier, die Anrede vier Finger Abstand vom oberen Rand, den Text zwei Finger Abstand vom seitlichen. Alle Briefe glichen einander wie Dienstzettel.

Er hatte wenig Arbeit. Er trug die Namen der Lohnarbeiter in große, schwarzgrün gebundene Bücher ein, die Löhne, den Bedarf der Gäste, die bei Chojnicki wohnten. Er addierte die Zahlen, guten Willens, aber falsch, berichtete vom Stand des Geflügels, von den Schweinen, von dem Obst, das man verkaufte oder behielt, von dem kleinen Gelände, in dem der gelbe Hopfen wuchs, und von der Darre, die jedes Jahr an einen Kommissionär vermietet wurde.

Er kannte nun die Sprache des Landes. Er verstand einigermaßen, was die Bauern sagten. Er handelte mit den rothaarigen Juden, die schon Holz für den Winter einzukaufen begannen. Er lernte die Unterschiede zwischen dem Wert der Birken, der Fichten, der Tannen, der Eichen, der Linden und des Ahorns kennen. Er knauserte. Genauso wie sein Großvater, der Held von Solferino, der Ritter der Wahrheit, zählte er mit hageren, harten Fingern harte Silbermünzen, wenn er in die Stadt kam, am Donnerstag, zum Schweinemarkt, um Sattel, Kummet, Joch und Sensen einzukaufen, Schleifsteine, Sicheln, Harken und Samen. Wenn er zufällig einen Offizier vorbeigehen sah, senkte er den Kopf. Es war eine überflüssige Vorsicht. Sein Schnurrbart wuchs und wucherte, seine Bartstoppeln starren hart, schwarz und dicht an seinen Wangen, man konnte ihn kaum erkennen. Schon bereitete man sich allenthalben für die Ernte vor, die Bauern standen vor den Hütten und schliffen die Sensen an den runden, ziegelroten Steinen. Überall im Land sirrte der Stahl an den Steinen und übertönte den Gesang der Grillen. In der Nacht hörte der Leutnant manchmal Musik und Lärm aus dem „neuen Schloss“ Chojnickis. Er nahm diese Stimmen in seinen Schlaf hinüber wie das nächtliche Krähen der Hähne und das Gebell der Hunde bei Vollmond. Er war endlich zufrieden, einsam und still. Es war, als hätte er niemals ein anderes Leben geführt. Wenn er nicht schlafen konnte, erhob er sich, ergriff den Stock, ging durch die Felder, mitten durch den vielstimmigen Chor der Nacht, erwartete den Morgen, begrüßte die rote Sonne, atmete den Tau und den sachten Gesang des Windes, der den Tag verkündet. Er war frisch wie nach durchschlafenen Nächten.

Jeden Nachmittag ging er durch die angrenzenden Dörfer. „Gelobt sei Jesus Christus!“, sagten die Bauern. „In Ewigkeit. Amen!“, erwiderte Trotta. Er ging wie sie, die Knie geknickt. So waren die Bauern von Sipolje gegangen.

Eines Tages kam Trotta durch das Dorf Burdlaki. Der winzige Kirchturm stand, ein Finger des Dorfes, gegen den blauen Himmel. Es war ein stiller Nachmittag. Die Hähne krächten schläfrig. Die Mücken tänzelten und summten die ganze Dorfstraße entlang. Plötzlich trat ein vollbärtiger, schwarzer Bauer aus seiner Hütte, stellte sich mitten in den Weg und grüßte: „Gelobt sei Jesus Christus!“

„In Ewigkeit. Amen!“, sagte Trotta und wollte weitergehen.

„Herr Leutnant, hier ist Onufrij!“, sagte der bärtige Bauer. Der Bart umhüllte sein Angesicht, ein gespreizter, schwarzer, dichtgefiederter Fächer. „Warum bist du desertiert?“, sagte Trotta. „Bin nur nach Hause gegangen!“, sagte Onufrij. Es hatte keinen Sinn, so törichte Fragen zu stellen. Man verstand Onufrij gut. Er hatte dem Leutnant gedient wie der Leutnant dem Kaiser. Es gab kein Vaterland mehr. Es zerbrach, es zersplitterte. „Hast du keine Angst?“, fragte Trotta. Onufrij hatte keine Angst. Er wohnte bei seiner Schwester. Die Gendarmen gingen jede Woche durchs Dorf, ohne sich umzusehen. Es waren übrigens Ukrainer, Bauern wie Onufrij selbst. Wenn man beim Wachtmeister keine schriftliche Anzeige erstattete, brauchte er sich um nichts zu kümmern. In Burdlaki erstattete man keine Anzeigen.

„Leb wohl, Onufrij!“, sagte Trotta. Er ging die gebogene Straße hinauf, die unversehens in die weiten Felder mündete. Bis zur Biegung folgte ihm Onufrij. Er hörte den Schritt der genagelten Soldatenstiefel auf dem Schotter des Weges. Die ärarischen Stiefel hatte Onufrij mitgenommen. Man ging zum Juden Abramtschik in die Dorfschenke. Man bekam dort Kernseife, Schnaps, Zigaretten, Knaster und Briefmarken. Der Jude hatte einen feuerroten Bart. Er saß vor dem gewölbten Tor seiner Schenke und leuchtete weithin, über zwei Kilometer der Landstraße. Wenn er einmal alt wird, dachte der Leutnant, ist er ein weißbärtiger Jude wie der Großvater Max Demants.

Trotta trank einen Schnaps, kaufte Tabak und Briefmarken und ging. Von Burdlaki führte der Weg an Oleksk vorbei, zum Dorfe Sosnow, dann zu Bytók, Leschnitz und Dombrowa. Jeden Tag ging er diesen Weg. Zweimal passierte er die Bahnstrecke, zwei schwarz-gelbe, verwaschene Bahnschranken und die gläsernen, unaufhörlich klingenden Signale in den Wächterhäuschen. Das waren die fröhlichen Stimmen der großen Welt, die den Baron Trotta nicht mehr kümmerten. Ausgelöscht war die große Welt. Ausgelöscht waren die Jahre beim Militär, als wäre man immer schon über Felder und Landstraßen gegangen, den Stock in der Hand, niemals den Säbel an der Hüfte. Man lebte wie der Großvater, der Held von Solferino, und wie der Urgroßvater, der Invalide im Schlosspark von Laxenburg, und vielleicht wie die namenlosen, unbekanntten Ahnen, die Bauern von Sipolje. Immer den gleichen Weg, an Oleksk vorbei, nach Sosnow, nach Bytók, nach Leschnitz und Dombrowa. Diese Dörfer lagen im Kreis um Chojnickis Schloss, alle gehörten ihm. Von Dombrowa führte ein weidenbestandener Pfad zu Chojnicki. Es war noch früh. Schritt man stärker aus, so erreichte man ihn noch vor sechs Uhr und traf keinen der früheren Kameraden. Trotta verlängerte die Schritte. Jetzt stand er unter den Fenstern. Er pff. Chojnicki erschien am Fenster, nickte und kam heraus.

„Es ist endlich soweit!“, sagte Chojnicki. „Der Krieg ist da. Wir haben ihn lang erwartet. Dennoch wird er uns überraschen. Es ist, scheint es, einem Trotta nicht beschieden, lange in Freiheit zu leben. Meine Uniform ist bereit. In einer Woche, denke ich, oder in zwei werden wir einrücken.“

Es schien Trotta, als wäre die Natur niemals so friedlich gewesen wie in dieser Stunde. Man konnte schon mit freiem Aug^e in die Sonne blicken, sie sank, in sichtbarer Schnelligkeit, dem Westen entgegen. Sie zu empfangen, kam ein heftiger Wind, kräuselte die weißen Wölkchen am Himmel, wellte die Weizen- und Kornähren auf der Erde und streichelte die roten Gesichter des Mohns. Ein blauer Schatten schwebte über die grünen Wiesen. Im Osten versank das Wäldchen in schwärzlichem Violett. Das kleine, weiße Haus Stepaniuks, in dem Trotta wohnte, leuchtete am Rande des Wäldchens, in den Fenstern brannte das schmelzende Licht der Sonne. Die Grillen zirpten heftiger auf. Dann trug der Wind ihre Stimmen in die Ferne, es wurde einen Augenblick still, man vernahm den Atem der Erde. Plötzlich hörte man von oben, unter dem Himmel, ein schwaches, heiseres Kreischen. Chojnicki erhob die Hand. „Wissen Sie, was es ist? Wilde Gänse! Sie verlassen uns früh. Es ist noch mitten im Sommer. Sie hören schon die Schüsse. Sie wissen, was sie tun!“

Es war Donnerstag heute, der Tag der „kleinen Feste“. Chojnicki kehrte um. Trotta ging langsam den glitzernden Fenstern seines Häuschens zu.

In dieser Nacht schlief er nicht. Er hörte um Mitternacht den heiseren Schrei der wilden Gänse. Er kleidete sich an. Er trat vor die Tür. Stepaniuk lag im Hemd vor der Schwelle, seine Pfeife glomm rötlich. Er lag flach auf der Erde und sagte, ohne sich zu rühren: „Man kann heute nicht schlafen!“

„Die Gänse!“, sagte Trotta.

„So ist es, die Gänse!“, bestätigte Stepaniuk. „Seitdem ich lebe, habe ich sie noch nicht so früh im Jahr gehört. Hören Sie, hören Sie! ...“

Trotta sah den Himmel an. Die Sterne blinzelten wie immer. Es war nichts anderes am Himmel zu sehen. Dennoch schrie es unaufhörlich heiser unter den Sternen. „Sie üben“, sagte Stepaniuk. „Ich liege schon lange hier. Manchmal kann ich sie sehen. Es ist nur ein grauer Schatten. Schaun Sie!“ Stepaniuk streckte den glimmenden Pfeifenkopf gegen den Himmel. Man sah in diesem Augenblick den winzigen, weißen Schatten der wilden Gänse unter dem kobaltenen Blau. Zwischen den Sternen wehten sie dahin, ein kleiner, heller Schleier. „Das ist noch nicht alles!“, sagte Stepaniuk. „Heute morgen habe ich viele Hunderte Raben gesehen wie noch nie. Fremde Raben, sie kommen aus fremden Gegenden. Sie kommen, glaub^e ich, aus Russland. Man sagt bei uns, dass die Raben die Propheten unter den Vögeln sind.“

Am nordöstlichen Horizont lag ein breiter, silberner Streifen. Er wurde zusehends heller. Ein Wind erhob sich. Er brachte ein paar verworrene Klänge aus dem Schloss Chojnickis herüber. Trotta legte sich neben Stepaniuk auf den Boden. Er sah schläfrig die Sterne an, lauschte auf das Geschrei der Gänse und schlief ein.

Er erwachte beim Aufgang der Sonne. Es war, als hätte er eine halbe Stunde geschlafen, aber es mussten mindestens vier vergangen sein. Statt der gewohnten

zweischernden Vogelstimmen, die ihn jeden Morgen begrüßt hatten, erscholl heute das schwarze Krächzen viel Hunderter Raben. An der Seite Trottas erhob sich Stepaniuk. Er nahm die Pfeife aus dem Mund (sie war kalt geworden, während er geschlafen hatte) und deutete mit dem Pfeifenstiel auf die Bäume ringsum. Die großen schwarzen Vögel saßen starr auf den Zweigen, unheimliche Früchte, aus den Lüften herabgefallen. Sie saßen unbeweglich, die schwarzen Vögel, und krächzten nur. Stepaniuk warf Steine gegen sie. Aber die Raben schlugen nur ein paarmal mit den Flügeln. Sie hockten wie angewachsene Früchte auf den Zweigen. „Ich werde schießen“, sagte Stepaniuk. Er ging ins Haus, er holte die Flinte, er schoss. Ein paar Vögel fielen nieder, der Rest schien den Knall nicht gehört zu haben. Alle blieben auf den Zweigen hocken. Stepaniuk las die schwarzen Leichen auf, er hatte ein gutes Dutzend geschossen, er trug seine Beute in beiden Händen zum Haus, das Blut tropfte auf das Gras. „Merkwürdige Raben“, sagte er, „sie rühren sich nicht. Es sind die Propheten unter den Vögeln.“

Es war Freitag. Am Nachmittag ging Carl Joseph wie gewöhnlich durch die Dörfer. Die Grillen zirpten nicht, die Frösche quakten nicht, nur die Raben schrien. Überall saßen sie, auf den Linden, auf den Eichen, auf den Birken, auf den Weiden. Vielleicht kommen sie jedes Jahr vor der Ernte, dachte Trotta. Sie hören, wie die Bauern die Sensen schleifen, dann versammeln sie sich eben. – Er ging durch das Dorf Burdlaki, er hoffte im stillen, dass Onufrij wieder kommen würde.

Onufrij kam nicht. Vor den Hütten standen die Bauern und schlifften den Stahl an den rötlichen Steinen. Manchmal sahen sie auf, das Krächzen der Raben störte sie, und schossen schwarze Flüche gegen die schwarzen Vögel ab.

Trotta kam an der Schenke Abramtschiks vorbei, der rothaarige Jude saß vor dem Tor, sein Bart leuchtete. Abramtschik erhob sich. Er lüftete das schwarze Samtkäppchen, deutete in die Luft und sagte: „Raben sind gekommen! Sie schreien den ganzen Tag! Kluge Vögel! Man muss achtgeben!“

„Vielleicht, ja, vielleicht haben Sie recht!“, sagte Trotta und ging weiter, den gewohnten, weidenbestandenen Pfad, zu Chojnicki. Jetzt stand er unter den Fenstern. Er piff. Niemand kam.

Chojnicki war sicherlich in der Stadt. Trotta ging den Weg zur Stadt, zwischen den Sümpfen, um niemandem zu begegnen. Nur die Bauern benutzten diesen Weg. Einige kamen ihm entgegen. Der Pfad war so schmal, dass man einander nicht ausweichen konnte. Einer musste stehenbleiben und den andern vorbeilassen. Alle, die Trotta heute entgegenkamen, schienen hastiger dahinzugehen als sonst. Sie grüßten flüchtiger als sonst. Sie machten größere Schritte. Sie gingen mit gesenkten Köpfen wie Menschen, die von einem wichtigen Gedanken erfüllt sind. Und auf einmal, Trotta sah schon den Zollschranken, hinter dem das Stadtgebiet begann, vermehrten sich die Wanderer, es war eine Gruppe von zwanzig und mehr Menschen, die jetzt einzeln abfielen und hintereinander den Pfad betraten. Trotta blieb stehen. Er merkte, dass es Arbeiter sein mussten, Borstenarbeiter, die in die Dörfer heimkehrten. Vielleicht befanden sich unter ihnen Menschen, auf die er geschossen hatte. Er blieb stehen, um sie vorbeizulassen. Sie hasteten stumm dahin, einer hinter dem an-

dern, jeder mit einem Päckchen am geschulterten Stock. Der Abend schien schneller einzubrechen, als verstärkten die dahineilenden Menschen seine Dunkelheit. Der Himmel war leicht bewölkt, rot und klein ging die Sonne unter, der silbergraue Nebel erhob sich über den Sümpfen, der irdische Bruder der Wolken, der seinen Schwestern entgegenstrebte. Plötzlich begannen alle Glocken des Städtchens zu läuten. Die Wanderer hielten einen Augenblick ein, lauschten und gingen weiter. Trotta hielt einen der letzten an und fragte, warum die Glocken läuteten. „Es ist wegen des Krieges“, antwortete der Mann, ohne den Kopf zu heben.

„Wegen des Krieges“, wiederholte Trotta. Selbstverständlich gab es Krieg. Es war, als hätte er es seit heute morgen, seit gestern Abend, seit vorgestern, seit Wochen gewusst, seit dem Abschied und dem unseligen Fest der Dragoner. Das war der Krieg, auf den er sich schon als Siebenjähriger vorbereitet hatte. Es war sein Krieg, der Krieg des Enkels. Die Tage und die Helden von Solferino kehrten wieder. Die Glocken dröhnten ohne Unterlass. Jetzt kam der Zollschraken. Der Wächter mit dem Holzbein stand vor seinem Häuschen, von Menschen umringt, an der Tür hing ein leuchtendes, schwarz-gelbes Plakat. Die ersten Worte, schwarz auf gelbem Grund, konnte man auch aus der Ferne lesen. Wie schwere Balken ragten sie über die Köpfe der angesammelten Menschen: „An meine Völker!“

Bauern in kurzen und stark riechenden Schafspelzen, Juden in flatternden, schwarz-grünen Kaftans, schwäbische Landwirte aus den deutschen Kolonien in grünem Loden, polnische Bürger, Kaufleute, Handwerker und Beamte umringten das Häuschen des Zollwächters. An jeder der vier freistehenden Wände klebten die großen Plakate, jedes in einer anderen Landessprache, jedes beginnend mit der Anrede des Kaisers: „An meine Völker!“ Die des Lesens kundig waren, lasen laut die Plakate vor. Ihre Stimmen vermischten sich mit dem dröhnenden Gesang der Glocken. Manche gingen von einer Wand zur anderen und lasen den Text in jeder Sprache. Wenn eine der Glocken verhallt war, begann sofort eine neue zu dröhnen. Aus dem Städtchen strömten die Menschen herbei, in die breite Straße, die zum Bahnhof führte. Trotta ging ihnen entgegen in die Stadt. Es war Abend geworden, und da es ein Freitagabend war, brannten die Kerzen in den kleinen Häuschen der Juden und erleuchteten die Bürgersteige. Jedes Häuschen war wie eine kleine Gruft. Der Tod selbst hatte die Kerzen angezündet. Lauter als an den andern Feiertagen der Juden scholl ihr Gesang aus den Häusern, in denen sie beteten. Sie grüßten einen außerordentlichen, einen blutigen Sabbat. Sie stürzten in schwarzen, hastigen Rudeln aus den Häusern, sammelten sich an den Kreuzungen, und bald erhob sich ihr Wehklagen um jene unter ihnen, die Soldaten waren und morgen schon einrücken mussten. Sie gaben sich die Hände, sie küssten sich auf die Backen, und wo zwei sich umarmten, vereinigten sich ihre roten Bärte wie zu einem besonderen Abschied, und die Männer mussten mit den Händen die Bärte voneinander trennen. Über den Köpfen schlugen die Glocken. Zwischen ihren Gesang und die Rufe der Juden fielen die schneidenden Stimmen der Trompeten aus den Kasernen. Man blies den Zapfenstreich, den letzten Zapfenstreich. Schon war die Nacht gekommen. Man sah keinen Stern. Trüb, niedrig und flach hing der Himmel über dem Städtchen!

Trotta kehrte um. Er suchte nach einem Wagen, es gab keinen. Er ging mit schnellen, großen Schritten zu Chojnicki. Das Tor stand offen, alle Zimmer waren erleuchtet wie bei den „großen Festen“. Chojnicki kam ihm im Vorraum entgegen, in Uniform, mit Helm und Patronentäschchen. Er ließ einspannen. Er hatte drei Meilen bis zu seiner Garnison, er wollte in der Nacht fort. „Wart einen Augenblick!“, sagte er. Er sagte zum ersten Mal du zu Trotta, vielleicht aus Unachtsamkeit, vielleicht, weil er schon in Uniform war. „Ich fahr‘ dich noch vorbei und dann in die Stadt.“

Sie fuhren vor Stepaniuks Häuschen. Chojnicki setzt sich. Er sieht zu, wie Trotta sein Zivil ablegt und die Uniform anzieht. Stück für Stück. So hat er vor einigen Wochen erst - aber lang ist es her! - in Brodnitzers Hotel zugesehen, wie Trotta seine Uniform ausgezogen hatte. Trotta kehrte in seine Montur zurück, in seine Heimat. Er zieht den Säbel aus dem Futteral. Er schnallt die Feldbinde um, die riesigen, schwarz-gelben Quasten streicheln zärtlich das schimmernde Metall des Säbels. Jetzt schließt Trotta den Koffer.

Sie haben nur wenig Zeit, Abschied zu nehmen. Sie halten vor der Kaserne der Jäger. „Adieu!“, sagt Trotta. Sie drücken sich die Hand sehr lange, die Zeit vergeht fast hörbar hinter dem breiten, unbeweglichen Rücken des Kutschers. Es ist, als wäre es nicht genug, die Hände zu drücken. Sie fühlen, dass man mehr tun müsste. „Bei uns küsst man sich“, sagt Chojnicki. Sie umarmen sich also und küssen sich schnell. Trotta steigt ab. Der Posten vor der Kaserne salutiert. Die Pferde ziehen an. Hinter Trotta fällt das Tor der Kaserne zu. Er steht noch einen Augenblick und hört den Wagen Chojnickis wegfahren.

Reise durch Galizien¹

Leute und Gegend

20.11.1924

Das Land hat in Westeuropa einen üblen Ruf. Der wohlfeile und faule Witz des zivilisierten Hochmuts bringt es in eine abgeschmackte Verbindung mit Ungeziefer, Unrat, Unredlichkeit. Aber so treffend einmal die Beobachtung war, dass es im Osten Europas weniger Sauberkeit gebe als im Westen, so banal ist sie heute; und wer sie jetzt noch gebraucht, kennzeichnet weniger die Gegend, die er beschreiben will, als die Originalität, die er nicht besitzt. Dennoch ist Galizien, das große Schlachtfeld des großen Krieges, noch lange nicht rehabilitiert. Auch für diejenigen nicht, die Schlachtfelder für Felder der Ehre halten. Obwohl westeuropäische Leiber in galizischer Erde zerfallen, um sie zu düngen. Obwohl aus den faulenden Gebeinen der zerschossenen Tiroler, der Niederösterreicher, der deutschen Soldaten aus dem Reiche der Kukuruz dieses Landes blüht.

„Kukuruz“ heißen die Maiskolben. Wenn sie reif geworden sind, säumen sie die Strohdächer der Bauernhütten, große, gelbe Naturtroddeln, von langen, gelben Haaren überweht. Man mäset die Schweine mit Kukuruz, die Gänse, die Enten, und bringt sie auf die Märkte, in die großen Städte. Arme jüdische Händler in Galizien legen die Maiskolben in Töpfe voll kochenden Wassers, ziehen mit den siedenden Erdfrüchten durch die Straßen und verkaufen die Kolben an jene armen Juden, die mit alten Lumpen, Glasresten und Zeitungspapier handeln. So leben die Kukuruzhändler von den Lumpenhändlern. Von wem aber leben die Lumpenhändler?

Es ist schwer zu leben. Galizien hat mehr als acht Millionen Einwohner zu ernähren. Die Erde ist reich, die Bewohner sind arm. Sie sind Bauern, Händler, kleine Handwerker, Beamte, Soldaten, Offiziere, Kaufleute, Bankmenschen, Gutsbesitzer. Zu viel Händler, zu viel Beamte, zu viel Soldaten, zu viel Offiziere gibt es. Alle leben eigentlich von der einzigen produktiven Klasse: den Bauern.

Die sind fromm, abergläubisch, furchtsam. Sie leben in scheuer Ehrfurcht vor dem Priester und haben einen maßlosen Respekt vor der „Stadt“, aus der die seltsamen Fuhrwerke kommen, die ohne Pferde fahren, die Beamten, die Juden, die Herrschaften, Ärzte, Ingenieure, Geometer, Elektrizität, genannt: Elektryka; die Stadt, in die man die Töchter schickt, auf dass sie Dienstmädchen werden und Pros-

¹ Auszüge aus: Joseph Roth auf Reisen / hrsg. von Petra Herczeg und Rainer Rosenberg. Klagenfurt/Celovec: Wieser, 2011.

tituierte; die Stadt, in der die Gerichte sind, die schlaun Advokaten, vor denen man sich hüten muss, die gerechten Richter in den Talaren hinter den metallenen Kreuzen, unter dem bunten Bild des Heilands, in dessen heiligem Namen der Mensch verurteilt wird zu Monaten und zu Jahren und auch zum Tode durch den Strang; die Stadt, die man ernährt, damit man von ihr leben kann, damit man in ihr bunte Kopftücher kaufe und Schürzen; die Stadt, in der die „Kommissionen“, die Verordnungen, die Paragraphen, die Zeitungen ausbrechen.

So war's, als der Kaiser Franz Joseph regierte, und so ist es heute. Es sind andere Uniformen, andere Adler, andere Abzeichen. Aber die wesentlichen Dinge ändern sich nicht. Zu den wesentlichen Dingen gehören: die Luft, die menschliche Seele und Gott mit allen Heiligen, die seine Himmel bewohnen und deren Abbildungen an den Wegen stehen.

Diese Heiligenbilder zwischen den Ähren der weiten Felder, an den Wiesenrändern, in den Waldlichtungen sind im großen Kriege vernichtet worden, durchlöchert, zerhackt, verkrüppelt und dort wieder aufgerichtet, bemalt, mit Inschriften versehen, wo der Bauern Opfermut so groß war, wie ihre Frömmigkeit tief. So ist es nicht überall. Noch steht in dem kleinen ostgalizischen Dorf jener berühmt gewordene Christus, dessen Kreuz von einem sarkastischen Geschoss zertrümmert wurde, so dass nur der steinerne Heiland blieb, an den Stumpf des Kreuzes die blutenden Füße genagelt und die Arme weit breitend im verzweiferten Nichtverstehen des schweigenden Gottes und der schießenden Welt; ein Erlöser, der gekreuzigt wird, ohne am Kreuz zu hängen; das symbolische Ergebnis eines martialischen Zufalls. Man hat dieses Wunder mit Recht so stehen lassen. Ringsum vernarben langsam die Schützengräben.

Aber die Narben sind hässlich und wie entstellende Hautkrankheiten der Erde. Ich möchte gerne die bequeme Art jener Berichterstattung vermeiden, die durch das Kupeefenster blickt und die zurückliegenden Impressionen mit hurtiger Genugtuung notiert. Aber ich kann es nicht. Mein Blick schweift immer wieder von den aufschlussreichen Physiognomien der Mitreisenden in die melancholische, ebene Welt ohne Grenze, in die sanfte Trauer der Erde, in welche die Schlachtfelder hineingewachsen sind, Ergänzungen a posteriori. Und mag in meiner Nachbarschaft ein ebenso seltsamer wie typischer Mensch gerade im Begriff sein, eine Welt, seine Welt zu verraten – ich kann das Bild der kleinen Station nicht vergessen.

Alle diese Stationen sind eng, schmal, sie bestehen aus einem Trottoir und ein paar Schienen davor, der Bahnsteig sieht aus wie das Fragment einer Straße mitten zwischen den Feldern. Als wäre es just die Straßenecke vor der Börse, so stehen hier jüdische Händler, schwarze und rothaarige. Sie erwarten niemanden, sie begleiten keinen Freund, sie gehen zur Bahn, weil es zum Beruf eines kleinen Händlers gehört, zur Bahn zu gehen, den ankommenden Zug zu sehen, die aussteigenden Leute, diesen Zug einmal im Tage, die einzige Verbindung mit der Welt, der ihren Lärm mitbringt und etwas von den großen Geschäften, die rund um den Globus abgeschlossen werden. Der Zug bringt deutsche Zeitungen aus Wien, aus Prag und aus Mährisch-Ostrau. Einer liest vor. Währenddessen gehen die Händler, in Grup-

pen diskutierend, nach Hause auf dem Feldweg, der den Marktflecken mit der Bahn verbindet, links sind Felder, rechts sind Felder, rechts ist das Christusbild, links ein Heiliger und zwischen beiden die Juden mit gesenkten Köpfen, die flatternden Röcke hebend, sorgsam bedacht, das Kreuz nicht zu berühren, dem Heiligenbild auszuweichen, zwischen Scylla und Charybdis des fremden, gewollt unverstandenen Glaubens. Es spritzt der Schlamm der Straße.

In der Ferne leuchtet der Schlamm wie schmutziges Silber. Man könnte die Straßen in der Nacht für trübe Flüsse halten, in denen sich der Himmel, Mond und Sterne tausendfältig und verzerrt spiegeln wie in einem sehr schmutzigen Kristall. Zwanzigmal im Jahr schüttet man Steine in den Schlamm, ungefügte, grobe Steinblöcke, Mörtel und rostbraune Ziegel und nennt es Schotterung. Aber der Schlamm bleibt doch am Ende siegreich, er verschlingt die Steinblöcke, den Mörtel, die Ziegel, und seine trügerische Oberfläche heuchelt glatte Ebenen, wo ganze Höhenzüge schlummern unter glucksenden Wassern, ein von Engpässen qualvoll durchfurchtes Kettengehügel. Viele Trainkolonnen sind über diese Straßen gezogen, schwere Geschütze haben tiefe Spuren hinterlassen, die Pferde sanken bis zum Sattel unter – ich weiß es noch, ich weiß es noch. Einmal zog ich diese und andere Straßen dahin, ein Lastmensch unter Lasttieren, und uns fraß der unsterbliche Schlamm, wie er die Schotterung der Straße frisst.

Wie ein Fluss im Gebirge Seen bildet, so weitet sich kreisrund die Straße zu Marktflecken. Hier sehe ich die Geburt einer Stadt. Sie ist ein Kind der Straße. Es sind geheime Gesetze, nach denen hier ein Städtchen entsteht und dort ein Dorf. Jenes breit und rund, dieses schmal und langgestreckt. Montag ist der Markt. Der Markt erzeugt den Marktflecken. Dieser das Städtchen. Eine Stadt wird es nie. Schicksalhaft begrenzt sind die Karrieren der Ortschaften wie der Menschen.

Denn es scheint, dass in diesem Land die Bedingungen für die äußere Entwicklung der Organismen gering sind. Sie wachsen nicht ins Weite. Sie wachsen ins Groteske. In dieser misshandelten, verpönten europäischen Ecke ist die Romantik noch lebendig. In manchen Gegenden ist alles unwirklich: Familien, die im Sommer vom Handel mit Gurkensaft leben und im Winter von Totengebeten; Grafenschlösser, in denen Geister gesehen werden; kleine, barfüßige Jungen, die Trinkwasser in den Stationen verkaufen, Trinkwasser, nichts anderes. In Lemberg ereignete es sich, dass ein großes Lastwagenpferd durch ein offenes Kanalgitter fiel. Die Kanalöffnungen in Lemberg sind nicht größer, die Pferde nicht kleiner als in der ganzen europäischen Welt. Aber Gott lässt Wunder geschehen. Jeden Tag lässt Gott Wunder geschehen. Jeden Sonntag übertrifft er sich selbst.

Anders als in den kleinen Städten Westeuropas ist der Mensch in den galizischen Kleinstädten. Dort wächst er in die Behaglichkeit hinein, die morgens vom Frühschoppen, abends vom Stammtisch begrenzt wird. Die galizische Kleinstadt aber ist ohne Behagen. Sie wandelt ihren Spieß selbst in eine Rarität. Sie fördert die Entwicklung zur Seltsamkeit. In den galizischen Kleinstädten hastet die Tobsucht der großen Weltstädte. Es ist Bewegung ohne sichtbaren Zweck und aus geheimnisvoller Ursache.

Aber über das flache Land wandelt unaufhörlich ein ewig gleicher Wind, den man kaum fühlt. Hügel, Verheißungen der Karpaten, blauen in der Ferne. Raben kreisen über den Wäldern. Sie waren hier immer zu Hause. Seit dem Krieg sind sie üppig geworden. Keine Fabrik, keine Reklame, kein Ruß. Auf den Märkten verkauft man primitive, hölzerne Hampelmänner, wie in Europa vor 200 Jahren. Hat hier Europa aufgehört?

Nein, es hat nicht aufgehört. Die Beziehung zwischen Europa und diesem gleichsam verbannten Land ist beständig und lebhaft. In Buchhandlungen sah ich die letzten literarischen Neuerscheinungen Englands und Frankreichs. Ein Kulturwind trägt Samen in die polnische Erde. Der Kontakt mit Frankreich ist der stärkste. Über Deutschland, das im toten Raum zu liegen scheint, sprühen die Funken herüber und zurück.

Galizien liegt in weltverlorener Einsamkeit und ist dennoch nicht isoliert; es ist verbannt, aber nicht abgeschnitten; es hat mehr Kultur, als seine mangelhafte Kanalisation vermuten läßt; viel Unordnung und noch mehr Seltsamkeit. Viele kennen es aus der Zeit des Krieges, aber da verbarg es sein Angesicht. Es war kein Land. Es war Etappe oder Front. Aber es hat seine eigene Lust, eigene Lieder, eigene Menschen und einen eigenen Glanz; den traurigen Glanz der Geschmähten.

Lemberg, die Stadt

22.11.1924

Es ist eine große Vermessenheit, Städte beschreiben zu wollen. Städte haben viele Gesichter, viele Launen, tausend Richtungen, bunte Ziele, düstere Geheimnisse, heitere Geheimnisse. Städte verbergen viel und offenbaren viel, jede ist eine Einheit, jede eine Vielheit, jede hat mehr Zeit als ein Berichterstatter, als ein Mensch, als eine Gruppe, als eine Nation. Die Städte überleben Völker, denen sie ihre Existenz verdanken, und Sprachen, in denen ihre Baumeister sich verständigt haben. Geburt, Leben und Tod einer Stadt hängen von vielen Gesetzen ab, die man in kein Schema bringen kann, die keine Regel zulassen. Es sind Ausnahmegesetze.

Ich könnte Häuser beschreiben, Straßenzüge, Plätze, Kirchen, Fassaden, Portale, Parkanlagen, Familien, Baustile, Einwohnergruppen, Behörden und Denkmäler. Das ergäbe ebenso wenig das Wesen einer Stadt, wie die Angabe einer bestimmten Anzahl von Celsiusgraden die Temperatur eines Landstriches vorstellbar macht. (In Berlin friert man schon bei plus 15 Grad Celsius). Man müsste die Fähigkeit haben, die Farbe, den Duft, die Dichtigkeit, die Freundlichkeit der Luft mit Worten auszudrücken; das, was man aus Mangel einer treffenden Bezeichnung, mit dem wissenschaftlichen Ausdruck „Atmosphäre“ ausdrücken muss. Es gibt Städte, in denen es nach Sauerkraut riecht. Dagegen hilft kein Barock. Ich kam an einem Sonntagabend in eine kleine ostgalizische Stadt. Sie hatte eine Hauptstraße mit ganz gleichgültigen Häusern. Jüdische Händler wohnten in dieser Stadt, ruthenische Handwerker und polnische Beamte. Der Bürgersteig ist holprig, der Fahrdamm wie die Nachbildung einer Gebirgskette. Die Kanalisa-

tion ist mangelhaft. In den kleinen Seitengassen trocknet Wäsche, rotgestreift und blaukariert. Hier müsste es doch nach Zwiebeln duften, verstaubter Häuslichkeit und altem Moder?

Nein! In der Hauptstraße dieser Stadt entwickelte sich der obligate Korso. Die Kleidung der Männer war von einer selbstverständlichen, sachlichen Eleganz. Die jungen Mädchen schwärmten aus wie Schwalben, mit hurtiger, zielsicherer Anmut. Ein heiterer Bettler bat mit vornehmem Bedauern um ein Almosen – es tat ihm leid, dass er gezwungen war, mich zu belästigen. Man hörte Russisch, Polnisch, Rumänisch, Deutsch und Jiddisch. Es war wie eine kleine Filiale der großen Welt. Dennoch gibt es in dieser Stadt kein Museum, kein Theater, keine Zeitung. Aber dafür eine jener „Talmud-Thora-Schulen“, aus denen europäische Gelehrte, Schriftsteller, Religionsphilosophen hervorgehen; und Mystiker, Rabbiner, Warenhausbesitzer.

In dieser Stadt lernte ich zufällig einen Gymnasiallehrer kennen. Er sagte: „Sie sind aus Deutschland? Erklären Sie mir, was aus der Entdeckung des Professors geworden ist, der Gold aus Quecksilber gewinnt. Was bleibt dann noch? Was ist außerdem im Quecksilber enthalten? Ich muss fortwährend darüber nachdenken. Sie müssen wissen, dass ich sehr viel Zeit habe. Wenn ich so viel Geld hätte, ich würde nach Deutschland fahren und mich informieren. Es lässt mir keine Ruhe!“ So sprach der Mann. Er wird wieder zwei Jahre warten, bis jemand aus Deutschland kommt.

Solche Menschen gedeihen in kleinen ostgalizischen Städten. In den größeren würden sie wahrscheinlich auch gedeihen. Aber es gibt keine größeren. In Ostgalizien gibt es nur eine: die Stadt Lemberg.

In diese Stadt bin ich zweimal gewissermaßen als ein Sieger eingezogen, und das war nicht ganz ungefährlich. Lange Zeit war sie eine „Etappe“, Sitz eines österreichischen Armeekommandos, einer deutschen Feldzeitung, vieler Militärämter, einer k. und k. Personalsammelstelle, einer „Offiziersmenage“. Es gab eine Militärpolizei, eine „Kundschafter- und Nachrichtenstelle“, ein österreichisches und ein deutsches Bahnhofskommando, Krankenhäuser, Epidemien und Kriegsberichterstatter. Hier hauste der Krieg, hier hausten seine Begleiterscheinungen, die schlimmer, weil sie dauerhafter waren. Um diese Stadt kämpften nach dem Zusammenbruch Polen und Ruthenen, und hier ereignete sich der Novemberpogrom. Und heute noch sieht Lemberg wie eine Etappe aus.

Die Hauptstraße hieß einmal „Karl-Ludwig-Straße“, aus Loyalität gegenüber dem Herrscherhause. Heute heißt sie die „Straße der Legionen“. Es sind die polnischen Legionen gemeint. Hier war einmal der Korso der österreichischen Offiziere. Heute spazieren die polnischen Offiziere. Hier hörte man immer Deutsch, Polnisch, Ruthenisch. In der Nähe des Theaters, das am unteren Ende die Straße abgrenzt, sprechen die Menschen Jiddisch. Immer sprachen sie so in dieser Gegend. Sie werden wahrscheinlich niemals anders reden.

Gegen diese Vielsprachigkeit wehrt sich das neu gestärkte, durch die jüngste Entwicklung der Geschichte gewissermaßen bestätigte polnische Nationalbewusstsein – mit Unrecht. Junge und kleine Nationen sind empfindlich. Große sind es

manchmal auch. Nationale und sprachliche Einheitlichkeit kann eine Stärke sein, nationale und sprachliche Vielfalt ist es immer. In diesem Sinn ist Lemberg eine Bereicherung des polnischen Staates. Es ist ein bunter Fleck im Osten Europas, dort, wo es noch lange nicht anfängt, bunt zu werden. Die Stadt ist ein bunter Fleck: rot-weiß, blau-gelb und ein bisschen schwarzgelb. Ich wüsste nicht, wem das schaden könnte.

Diese Buntheit schreit nicht, blendet nicht, macht kein Aufsehen, ist nicht um ihrer selbst willen da, wie die Buntheit balkanisch-orientalischer Städte, wie die Budapest zu Beispiel, das balkanischer ist als der Balkan. Die polyglotte Farbigekeit der Stadt Lemberg ist wie am frühen Morgen noch im Halbschlummer, schon in halber Wachheit. Es ist, wie die erste Jugend einer Buntheit. Junge Bäuerinnen mit Körben fahren im Bauernwagen durch die Hauptstraße, Heu duftet. Ein Drehorgelmann spielt ein Volkslied. Stroh und Häcksel sind über den Fahrdamm gestreut. Die Damen, die in die Konditorei gehen, tragen die letzten Toiletten aus Paris, Kleider, die bereits den Anspruch erheben, „Schöpfungen“ zu sein. In den Seitenstraßen staubt man Teppiche.

Adam Mickiewicz, der große polnische Dichter, steht in der Straßenmitte. Kafftanjuden patrouillieren zu seinen Füßen, die Wachtposten des Handels. Ein Mann mit einem Sack über der rechten Schulter schreit „Handele!“ mit melodischer Weierlichkeit. Das hindert keinen einzigen der schlanken, sehr kriegerischen Kavallerieoffiziere, mit seinem großen, gebogenen Säbel zu scheppern, mit den musikalischen Sporen zu klirren. Er klirrt, scheppert, schreitet mit anmutiger Männlichkeit in einer kleinen Wolke aus Kriegsmusik dahin und ist dennoch ein friedlicher Mensch – und als hätte er keinen gewaltigen Schlepssäbel, sondern nur einen Regenschirm, so zwingt er sich durch die dicht geballten Gruppen der Händler, welche die Politik der Welt besprechen und einen Handel abschließen und beides gleichzeitig. So demokratisch ist hier das Militär. Ich sah einen Oberleutnant mit vielen Kriegsauszeichnungen und bunten Bändchen an der Brust. In der Hand trug er ein Glas „Eingemachtes“. Seiner Frau hielt er den Marktkorb. Dieser Kopfsprung ins Ewig-Menschliche, ins Private, ins Häusliche versöhnt mit den kriegerischen Wolken aus Sporenklang und Ordensglanz. In anderen Städten trägt ein „Bursche“, drei Schritte hinter den Herrschaften Oberleutnants, das Eingemachte. Manchmal ist es gut zu sehen, dass ein Oberleutnant ein Mensch ist.

Die Stadt demokratisiert, vereinfacht, vermenschlicht, und es scheint, dass diese Eigenschaft mit ihren kosmopolitischen Neigungen zusammenhängt. Die Tendenz ins Weite ist immer gleichzeitig ein Wille zur selbstverständlichen Sachlichkeit. Man kann nicht feierlich sein, wenn man vielfältig ist. Sakrales selbst wird hier populär. Die großen alten Kirchen treten aus der Reserve ihres heiligen Zwecks und mischen sich unter das Volk. Und das Volk ist gläubig. Neben der großen Synagoge blüht der jüdische Straßenhandel. An ihren Mauern lehnen die Händler. Vor den Kirchenportalen hocken die Bettler. Wenn der liebe Gott nach Lemberg käme, er ginge zu Fuß durch die „Straße der Legionen“.

Straßen, Plätze, Häuser, die vornehm zu sein die Bestimmung und die Pflicht haben, Schlösser hinter Gittern, öffentliche Gebäude, zu denen man aufsteigend emporschreitet – alle sind populär. Die strenge Form lockert sich volkstümlich. Die Milderung der strengen Form artet auch in Unordnung aus, in zerstörende Langsamkeit, selbstmörderische Verwirrung. Die Gesetze sind zahlreich. Ihre Übertretung oberstes Gesetz, wenn auch ungeschriebenes. Der alte „österreichische Schlendrian“ findet eine adäquate Fortsetzung in der Lässigkeit, die slawisch ist und eine Begleiterin der Melancholie.

Es gibt ein Literaten-Café, „Roma“ heißt es. Gute Bürger besuchen es. Auch hier verwischen sich die Grenzen zwischen Sesshaftigkeit und Boheme. Der Sohn des bekannten Rechtsanwalts ist Stammgast, Regisseur, Literat. Am Nebentisch könnten seine Angehörigen sitzen. Alle Trennungsstriche sind mit schwacher, kaum sichtbarer Kreide gezogen.

Es ist die Stadt der verwischten Grenzen. Der östliche Ausläufer der alten kaiserlich und königlichen Welt. Hinter Lemberg beginnt Russland, eine andere Welt. Das weit westlichere Krakau ist weniger österreichisch. Es bleibt immer ein nationales Museum. Zwischen Wien und Lemberg ist heute noch, wie immer, der Radioaustausch der Kultur. Aber Bukarest ist noch dazugekommen. Der Umsturz hat nämlich alle galizischen Städte um einige Meilen nach Osten gerückt. Vielleicht zum Segen des Ostens...

Die ukrainische Minderheit

12.08.1928

Lieber Freund,

während ich mich anschicke, Ihnen über das Volk der Ukrainer zu schreiben, habe ich den Klang seiner Lieder im Ohr und vor meinem Auge das Angesicht seiner Dörfer. Meine ständige Bemühung, Ihnen lieber eine statistische Tatsache als einen lyrischen Eindruck zu vermitteln und bei der Schilderung einer Stadt etwa über der Beschreibung ihrer Atmosphäre die Zahl ihrer Einwohner nicht zu vergessen, störte in diesem Fall der besondere Charakter einer Nation, die niemals dazu kommt, ihre eigenen Statistiken selbst anzulegen, sondern das Unglück hat, von Völkern, von denen sie regiert wird, gezählt, eingeteilt und überhaupt „behandelt“ zu werden. In diesem Europa, in dem die möglichst große Selbständigkeit der Nationen das oberste Prinzip der Friedensschlüsse, Gebietsteilungen und Staatengründungen war, hätte es den europäischen und amerikanischen Kennern der Geographie nicht passieren dürfen, dass ein großes Volk von 30 Millionen in mehrere nationale Minderheiten zerschlagen, in verschiedenen Staaten weiterlebe. Zwingt man sich (wider sein besseres Wissen) zu jener naiven Anschauung, dass die Nationen in Europa in säuberlich voneinander getrennten Gebieten leben, wie auf Schachbrettern, so ist nicht einzusehen, weshalb man ein großes Volk einfach vergaß und weshalb man das Gebiet, auf dem es lebt, nicht zusammenzuschließen versuchte, sondern neuerlich aufteilte. Die Ukrainer, die in Russland, in Polen, in

der Tschechoslowakei, in Rumänien vorhanden sind, verdienten gewiss einen eigenen Staat, wie jedes ihrer Wirtsvölker. Aber sie kommen in den Lehrbüchern, aus denen die Weltaufteiler ihre Kenntnisse beziehen, weniger ausführlich vor als in der Natur – und das ist ihr Verhängnis.

Wie Sie wissen, gehört heute das größte geschlossene ukrainische Gebiet zum Verband der Sowjetstaaten. Ihre weitesten nationalen Freiheiten und Rechte haben die Ukrainer in Sowjet-Russland, weil dort die nationale Autonomie der Minderheiten ein heiliges Prestige-Gebot ist. In der polnischen Republik dagegen sind von allen nationalen Minderheiten – Weißrussen, Juden, Deutschen – die Ukrainer neben den Litauern die unzufriedensten. Der plötzlich nach einer jäh unterbrochenen Entwicklung wiedererstandene polnische Staat versuchte automatisch (und jedenfalls mehr aus einer Reaktion gegen das eben überwundene Unglück als aus einer natürlichen Veranlagung, die man ihm vorwirft), sich als einen Nationalstaat zu betrachten und danach seine Minderheiten zu behandeln. Er, der erst vor zehn Jahren entstanden war, muss langsam die Entwicklung nachholen, die andere Staaten in den letzten 50 Jahren gemacht haben.

Die Ukrainer begrüßten ihn nicht freundlich. Ihre vollendete Niederlage in Ostgalizien, das Unverständnis, dem ihre Vertreter bei den Siegerstaaten begegneten, bestimmten ihr feindseliges, zumindest misstrauisches Verhalten gegen den polnischen Staat seit dem ersten Tag seiner Entstehung. Es hat sich bis heute nicht geändert. Das Verhältnis zwischen Ukrainern und Polen wird heute gestört: durch eine aktive Propaganda der Sowjets und noch mehr durch eine Art passiver Vorbildlichkeit. Denn selbst der dümmste ukrainische Bauer bedarf nicht erst eines sowjetrussischen Agitators, um jenseits der nahen Grenze die vollkommene und beinahe übertriebene nationale Autonomie zu sehen, deren sich die Sowjet-Ukrainer bedienen dürfen. Schließlich kommt noch ein soziales Moment hinzu: die große Masse der ukrainischen Landbevölkerung bilden kleine und arme Bauern, die von polnischen Grundbesitzern abhängig sind. Vielleicht würde den kleinen Bauer, der nicht lesen und schreiben kann, die Frage der ukrainischen Universität gar nicht bekümmern, wenn er nicht wüsste, dass Schulen und Universität ihm von jener Seite verweigert werden, die er die „herrschaftliche“ nennt. Nur durch die materielle Abhängigkeit der Bauern von den polnischen Besitzern kam es zu dieser überraschenden Popularisierung der nationalukrainischen Idee, deren Träger und Verbreiter noch vor ein paar Jahrzehnten eine geringe Schicht Intellektueller gewesen war.

Eigentlich gehörte sie einer anderen Welt an als die geführten Bauernmassen – und wenn nicht einer anderen Welt, so doch einer anderen Interessensphäre. Ein Teil der Intellektuellen erlag der zaristischen allrussischen Propaganda gegen Österreich, nannte sich „russophil“ und vermochte eine große Anzahl der Bauern für Russland zu gewinnen. Diese „Russophilen“ sind heute im Aussterben begriffen. Denn immer – und heute wie vor dem Krieg – werden die Tendenzen und Strömungen in den außerrussischen Teilen der ukrainischen Nation von Russland bestimmt. Als der Zar noch regierte und keine Ukrainer, sondern nur „Klein-Russen“

kennen wollte, neigten Teile der österreichischen Ukrainer zum Zarentum, zum orthodoxen Glauben und zum Russentum. Heute, da die Sowjets regieren und die ukrainische Nation anerkennen, neigen Teile der polnischen Ukrainer zum Kommunismus.

Darüber täuscht die politische Parteiengruppierung der Ukrainer in Polen auch nicht hinweg. Charakteristischer als die große bürgerliche Partei der nationalen Ukrainer, die „Undo“ und als die noch bedeutendere Partei der „ukrainischen Radikalsozialisten“ scheinen mir die Vorgänge zu sein, die ich selbst beobachten durfte und ich Ihnen zusammenfassend etwa so formulieren würde: Ein großer Teil der ukrainischen intellektuellen Jugend sympathisiert mit Sowjetrußland und dem Kommunismus. Aus ihren Reihen rekrutieren sich die fleißigsten Agitatoren, die bei den armen Bauern williges Gehör finden. Allmählich und ständig wächst die Zahl der sowjetfreundlichen ukrainischen Bauern, die nur von einer sozialen Revolution eine nationale Befreiung erhoffen und denen beides gleich erstrebenswert erscheint. Die vielen Hochverratsprozesse, die der polnische Staat gegen Ukrainer inszeniert, können nur noch die bürgerlichen Teile der ukrainischen Nation ebenfalls für Sowjetrußland gewinnen.

Ich hoffe, lieber Freund, dass Sie mir bis hierher gefolgt sind, ohne ungeduldig geworden zu sein. Die Gewissenlosigkeit, die ich haben müsste, um Ihnen in einigen Zügen den sogenannten „Nationalcharakter“ der Ukrainer zu schildern, besitze ich nicht. Nur der Vollständigkeit halber – und ohne seine Meinung zu teilen – übermittle ich Ihnen hier, was mir ein polnischer Freund über die Ukrainer gesagt hat. Er nannte sie: dickköpfig, harthörig und grob. Von ihren intellektuellen Führern und Politikern behauptete er, sie hätten die „falsche Eleganz von Provinzphotographen“ und „die unelastische Charakterstärke halbgebildeter Fanatiker“. Ähnliche Urteile hörte ich oft, wenn auch nicht so scharf und höhnisch formulierte.

Was ich selbst von den Ukrainern weiß? Nicht sehr viel: Ich erinnere mich an einen griechisch-katholischen Feiertag im Sommer. Auf dem Hügel über dem Dorf leuchtete die weiße Kirche, von einem grünen Friedhof umgeben. Auf ihrer Kuppel aus grauem Blech glänzte ein goldenes Kreuz. Man konnte, wenn man die Hand über die Augen hielt, die große Glocke in der Mitte des Glockenstuhls schwingen sehen und links und rechts von ihr die zwei kleinen. Auf den tiefen, dichten und dicken Strohdächern der niedrigen Hütten lag die Sonne wie in mehreren Schichten, ein Haufen aufgebetteter Sonne. Stand man vor dem Eingang zur Kirche, so sah man rings im flachen Land die vielen geraden und gewundenen Straßen und in der Ferne ein zweites Dorf und dann noch ein drittes. Aus allen Dörfern – in denen es keine Kirche gab – strömten die Menschen herbei. Die Bäuerinnen trugen grüne, rote und weiße Schürzen über weißen Kleidern und die Bauern große gelbe Strohhüte, weiße Hemden und schwarze Stiefel mit kurzen Schäften. Die Bäuerinnen trugen hohe Schnürstiefel an den Senkeln zusammengebunden über der Schulter und gingen barfuß. Die ganze Welt war voller Licht, der blaue Himmel ging in einer ganz weiten Ferne in einen schmalen silbernen Streifen über, mit dem er rings um die Erde geschmiedet zu sein schien. Alles war klar, es gab kein Geheimnis in

der Welt, keine zweideutige Farbe, keine Ahnung. Sogar die Bettler vor der Kirche steckten in scharf konturierten Lumpen aus einem selbstverständlichen Braun, und die Krüppel, denen Beine und Arme fehlten, waren nicht wie Verstümmelte, sondern in ihrer Mangelhaftigkeit Vollkommene.

Ich behalte dieses Bild in der Erinnerung, wie unter einer gläsernen Decke, und glaube, dass es charakteristisch ist für das simple ukrainische Land. Wäre ich jetzt bei Ihnen, ich versuchte, Ihnen ein ukrainisches Lied vorzusingen. Diese Lieder sind die schönsten, die ich im Osten Europas gehört habe. Sie sind so einfache Äußerungen der Natur und des täglichen Lebens wie Gras auf einer Wiese und ein junges Mädchen, das eine Sichel trägt. Ebenso einfach wie die zackigen bunten Muster an den Kragen und Manschetten der Hemdblusen, die das Volk trägt und in denen ein tiefes, fast bräunliches Rot mit einem ganz dunklen Gewitterwolkenblau abwechselt.

Einen ukrainischen Bauer behalte ich im Gedächtnis, der noch nie eine Eisenbahn gesehen hatte und der mir einmal sagte: „Zu Fuß komme ich später an als Sie mit der Eisenbahn, aber ich will ja auch gar nicht dorthin, wo Sie ankommen wollen.“ Er hatte ein winziges Gesicht aus braunem Leder. Seine Augen verbarg er, wenn er sprach, unter den Lidern, als wäre es ihm zu verschwenderisch erschienen, zu sprechen und auch noch zu schauen.

Erklären Sie sich, lieber Freund, aus diesen Brocken den „Charakter des Volkes“, wenn Sie Lust haben. Es ist von der Zivilisation weiter entfernt als seit der Revolution das russische und als (seit jeher) das polnische. Es ist unwissend, arm, zerschnitten und schön.

Ich werde Ihnen bei einer anderen Gelegenheit von seiner Literatur berichten.
Ihr ergebener
Joseph Roth

Das polnische Kalifornien

29.06.1928

Lieber Freund, ich komme eben aus einem der interessantesten Gebiete Europas. Ich meine jenen Teil des kleinpolnischen Landes, in dem sich die berühmten Petroleumquellen befinden. Es liegt, wie Sie wissen, im Süden Mittelgaliziens und am nördlichen Rande der Karpaten, und sein Mittelpunkt ist die sehr merkwürdige Stadt Boryslaw. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts wird hier Petroleum gewonnen. Auf einem Gebiete von etwa 15 Quadratkilometern stehen die dunklen, hölzernen Bohrtürme. Vergleiche ich sie mit den Bohrtürmen von Baku, so erscheinen sie mir weniger grausam und gewissermaßen der Erdoberfläche weniger gefährlich. Die Erde des kaukasischen Petroleumgebiets nämlich trägt auf ihrem Angesicht jenen Fluch, der wie ein Ausgleich für den Segen in ihrem Inneren ist. Sie hat kein Grün, nur wüsten, gelbgrauen Sand und braune, schmutzige Tümpel, die niemals trocknen wollen, obwohl sonst alles in der südlichen Sonne dorren muss. Hier in Boryslaw, das man das „polnische Baku“ nennt, ist die Sonne gemäßigt, sind die

Bohrtürme schütter und trotz ihrer tausendfachen Zahl noch immer nicht die einzige Vegetation des Landes. Noch gibt es Wälder, die nur zögernd vor den Türmen weichen und sie eher friedlich zu umgeben als feindselig zu fliehen scheinen. Der Blick darf von den verschalten Quellen weg zu den grünen Hügeln schweifen, denen der Umstand, dass sie schon zur Familie der Karpaten gehören, eine gewisse Respektabilität verleiht. Und wäre nicht der Staub, der ein Bruder des kaukasischen Staubes ist, so gäbe es nur die Türme, die an Baku erinnern könnten.

Aber der Staub ist da, weiß und außergewöhnlich dicht. Es ist, als wäre er nicht das zufällige Produkt aus Abfall und absonderlicher Körperlichkeit, sondern als wäre er ein selbständiges Element wie Wasser, Feuer und Erde und dieser weniger verwandt als etwa dem Wind, vor dem er in dichten Schleiern einherwirbelt. Er liegt wie Mehl, Puder oder Kreide auf der Straße und hüllt jedes Gefährt und jeden Fußgänger ein, als hätte er einen Trieb oder einen Willen. Er hat eine ganz besondere Beziehung zur Sonne, wenn sie brennt, als hätte er einen Auftrag, ihre Aufgabe zu vollenden. Und regnet es, so verwandelt er sich in eine aschgraue, feuchte, klebrige Masse, die in jeder kleinsten Höhlung zu einem grünlichen Tümpel gerinnt.

In dieser Gegend also wird Petroleum gewonnen. Vor ein paar Jahren war Boryslaw noch ein Dorf, heute leben hier etwa 30.000 Menschen. Eine einzige Straße – ungefähr 6 km lang – verbindet drei Ortschaften, ohne dass man sehen könnte, wo die eine aufhört und wo die andere beginnt. Hart an den Häusern entlang zieht sich ein hölzerner Gehsteig, von kurzen, stämmigen Pfählen getragen. Ein Trottoir zu errichten ist unmöglich, weil Rohre unter der Straße das Öl zum Bahnhof leiten. Der Unterschied zwischen dem Niveau des Gehsteigs und der Fahrbahn, aber auch der kleinen Häuser ist ein erheblicher, und der Fußgänger erreicht oder überragt die Dächer der Häuser und sieht aus schräger Höhe in die Fenster. Alle Häuschen sind aus Holz. Nur einige Male unterbricht ein größeres Haus aus Ziegeln, weißgetüncht und von steinernem Aspekt, die triste Reihe der schiefen, faulenden und zerbröckelnden Behausungen. Alle sind sie über Nacht entstanden: zu einer Zeit, als sich der Strom der Naphtasucher hierher zu ergießen begann. Es ist, als hätten diese Bretter nicht menschliche Hände hastig aneinandergefügt, sondern als hätte der Atem der menschlichen Gier zufällige Materialien zufällig zusammengeweht, und kein einziges dieser flüchtigen Heime scheint dazu bestimmt, schlafende Menschen zu beherbergen, sondern die Schlaflosigkeit aufgeregter zu erhalten und zu verstärken. Der ranzige Geruch des Öls, ein stinkendes Wunder, hat sie herbeigezogen. Die selbst geologisch unberechenbare Sinnlosigkeit unterirdischer Gesetze erhöhte die Spannung des Gräbers zur Wollust, und die unaufhörlich akute Möglichkeit, durch kaum 300 Meter von Goldmilliarden getrennt zu sein, musste einen Rausch erzeugen, stärker als der Rausch des Besitzes. Und obwohl alle der Unberechenbarkeit einer Lotterie und eines Roulettespiels ausgeliefert waren, so ergab sich doch keiner dem Fatalismus des Wartens, das die Enttäuschung schon sachte vorbereitet. Hier, bei den Quellen des Petroleums, gab sich vielmehr jeder dem Wahn hin, dass er durch Arbeit ein Schicksal zwingt, und sein Jagdeifer vergrößerte das traurige Resultat zum Unheil, das er nicht mehr ertrug.

Aus dem unerträglichen Wechsel von Hoffnung und Mutlosigkeit befreite den kleinen Grubenbesitzer erst die mächtige Hand des großen und der „Gesellschaften“. Sie konnten viele Terrains auf einmal kaufen und mit der relativen Gelassenheit, die eine männliche Tugend des Reichtums ist, die Launen des unterirdischen Elements belauern. Zwischen diese Mächtigen, denen die Geduld gar nichts kostete und die schnell Millionen säen konnten, um langsam Milliarden zu ernten, schoben sich die mittelgroßen Terrain- und andere Spekulanten, mit dem mittelmäßigen Kredit und der mittelmäßigen Risikotapferkeit, und verringerten noch die Chancen des kleinen Abenteurers. Diese gaben allmählich ihre Träume auf. Sie behielten ihre Hütten. Manche schrieben ihre Namen über ihre Türen und begannen zu handeln, mit Seife, mit Schnürsenkeln, mit Zwiebeln, mit Leder. Sie kehrten aus den stürmischen und tragischen Regionen der Glücksjäger in die traurige Bescheidenheit kleiner Krämer heim. Die Hütten, die für ein paar Monate gebaut worden waren, blieben indessen lange Jahre stehen und stabilisierten ihre provisorische Hinfälligkeit zu einem charakteristischen Lokalkolorit. Sie erinnern an gestellte Bilder in Filmateliers und an primitive Buchdeckelillustrationen in kalifornischen Erzählungen und an Halluzinationen. Es scheint mir, der mehrere große Industriegebiete kenne, dass nirgends die nüchternen Geschäfte so phantastische Physiognomien tragen. Hier schweifte der Kapitalismus in Expressionismus aus.

Und es scheint, dass dieser Ort seinen phantastischen Aspekt behalten wird. Die Stadt wandert nämlich – und keineswegs etwa nur in einem metaphorischen Sinn. Während die alten Quellen zeitweise stagnieren, eröffnen sich neue, und die staubige Straße wandert dem Petroleum nach. Sie schiebt ihre Häuschen vor, schlängelt sich zu einer Biegung und dehnt sich beflissen den Launen des Petroleums entgegen. Stehen in Boryslaw selbst und in Tustanowice die meisten Gruben still, so hämmern Tag und Nacht in Mraznica schon die Bohrer. Ich kann mich von der Vorstellung kaum befreien, dass diese Straße unendlich sein wird, ein langes, weißes, staubiges Band über Höhen und Tiefen, verschlungen und gerade, provisorisch und dennoch während, hinfällig wie das menschliche Glück und dauerhaft wie die menschliche Begierde.

Ich will Ihnen gestehen, dass der Anblick dieser großen Stadt, die hauptsächlich aus einer Straße besteht, mich die realen Gesetze ihrer Gesellschaftsordnung vergessen ließ. Für einige Stunden schienen mir die Spekulation und die Leidenschaft des Geldverdienens elementar und beinahe geheimnisvoll. Die grotesken Gesichter, die hier die Gewinnsucht schnitt, die fortwährend gespannte Atmosphäre, in der sich die unheimlichen Übernacht-Katastrophen jeden Tag ereignen konnten, weckten mein Interesse mehr für die literarisch behandelungsfähigen Schicksale als für die alltäglichen. Die Tatsache, dass es auch hier Arbeiter und Angestellte, Lohnsteuern und Arbeitslose geben musste, verschwand oft hinter der romanhaften Qualität der Individuen. Die Phantasie war lebhafter als das Gewissen.

Immerhin geht es den Erdölarbeitern unvergleichlich besser als etwa Grubenarbeitern. Es sind Qualitätsarbeiter, auch hier. Der durchschnittliche Tageslohn eines Gehilfen beträgt 9 Zloty, also 4,50 Mark, die Arbeit dauert 8 Stunden. Ein Werk-

meister erhält 12 Zloty. Die Arbeitsbedingungen sind verhältnismäßig günstig. Man arbeitet in einem wenn auch nicht luftigen, so doch luftnahen Raum und der Geruch des Erdöls ist keineswegs unangenehm und soll sogar für die Lungen heilsam sein. Dem Laien erscheinen alle Instrumente, mit denen man bohrt, fast enttäuschend primitiv. Motoren treiben die Bohrer an. Ein Mann geht fortwährend langsam im Kreis um eine Art Bassin, eine horizontale Eisenstange in der Hand. So simpel seine Bewegung und seine Tätigkeit auch aussieht, so schwierig mag sie in Wirklichkeit sein. Die Fachleute berichten, dass die Kunst des Arbeiters darin besteht, den Grad und die Art der Bohrungsschwierigkeit, beziehungsweise die kleinen und großen Widerstände des Gesteins in der Hand zu fühlen. Die Hand des Arbeiters muss also eine stark entwickelte Tastempfindlichkeit haben und teilweise die Funktion des Auges ersetzen, das bei der Erdölgewinnung ja überhaupt ausgeschaltet ist. Wird zufällig durch einen hineingefallenen Gegenstand, eine große Schraube etwa, das Bohrloch verstopft, so wendet man sinnreiche und listige Mittel an, das Hindernis wieder hervorzuholen, Instrumente von schlauer Griff- und Fangfertigkeit, die im Finstern tasten. Ihre Bemühungen erinnern etwa an die Versuche, einen Pfropfen, der in ein dunkles und enghalsiges Gefäß hineingefallen ist, wieder ans Licht zu bringen. Dabei gehen Stunden, Monate und Geld verloren.

Geld, Geld, sehr viel Geld! Bedenken Sie, dass eine Bohrung bis zu 1500 Meter etwa 90.000 Dollar kostet, und ziehen Sie daraus den Schluss, dass weder Sie noch ich jemals Grubenbesitzer werden können. Es ist ein Lotteriespiel für Leute, die es eigentlich nicht mehr nötig haben, für Banken und Konsortien und amerikanische Milliardäre. Die Menschen, denen hier einmal das Glück aus der Erde entgespringt, haben eigentlich schon das Organ verloren, das uns befähigt, durch materiellen Gewinn glücklich zu werden. Es ist ein gewisser Gegensatz zwischen der märchenhaften Art der Erde, Schätze zu spenden, und dem Aktienbesitz der Naphtagraber und der stoischen Ruhe, mit der sie das Wunder erwarten dürfen. Diese armen Schatzgräber sitzen sehr weit entfernt vom Schauplatz der Naturwunder, in den großen Städten des Westens, und der Umstand, dass sie fern, mächtig, unsichtbar und fast unpersönlich sind, verleiht ihnen den Glanz von Göttern, die mittels geheimnisvoller Ausstrahlung Ingenieure und Arbeiter dirigieren. Der allergrößte Teil der polnischen Gruben liegt im Besitz ausländischer Finanzgewalten. Aus einer Art mystisch gefüllter Kassen werden die Arbeitskräfte bezahlt. Irgendwo weit, auf den großen Börsen der Internationalität, werden Aktien gehandelt, und Transaktionen vollziehen sich nach unerforschten Gesetzen. Das Werden und Vergehen der Himmelskörper im Weltraum ist den Astronomen besser bekannt als den Grubenverwaltern und den Direktoren der Wechsel der Grubenbesitzer. Die kleinen Beamten dürfen nur dasitzen und zittern, wenn ihr Ohr der Widerhall größerer Gewitter auf den Weltmärkten trifft. So wurden zum Beispiel in diesen Tagen drei große Unternehmungen, „Fanto“, „Nafta“ und „Dombrowa“, an ein französisches Konsortium verkauft. In Paris war es nur eine kleine Konferenz, drei oder vier Herren zogen ihre Füllfeder und wischten ihre Namen unter Verträge. In Boryslaw und im Land aber werden 500 Beamte brotlos, und der Hunger sieht durch ihre Fensterscheiben

und klinkt schon ihre Türen auf, weil in Paris ein Gott ein kleines Sätzchen gesagt hat: Es werde zentralisiert! Und weil es ein französischer Gott war – und nicht zufällig ein englischer –, durchwirken außenpolitische Motive die bedauernden und über dieses Ausmaß der Arbeitslosigkeit erschrockenen polnischen Zeitungsartikel. Skeptiker wollen wissen, dass die neuen Besitzer nur ein Börsenmanöver planen und lediglich den Verkauf der Aktien zu hohen Preisen und eigentlich nicht die Ausbeutung der Gruben. Und sicher ist, selbst für Optimisten, dass Götter nicht zuverlässig sind und von jeder sozialen Gesinnung mindestens so weit entfernt, wie von ihren Beamten und Arbeitern.

Ich verließ diese Gegend an einem goldenen, friedlichen Abend, dem nicht anzusehen war, was für ein Gebiet er überwölbte. Die Arbeiter gingen mit der gleichmäßigen Sicherheit heim, mit der nur Bauern von der Feldarbeit kommen, und es war, als trügen auch sie Sensen auf den Schultern, wie ihre Großväter sie noch getragen hatten. Ein paar arme Leute standen am trüben Wasser und schöpften verirrtes Öl mit Kannen. Sie waren die kleinen Kollegen des großen Pariser Dreyfus. Sie haben nicht Aktien, sondern Eimer. Sie verkaufen das gefundene Öl in ganz winzigen Quantitäten und beleuchten damit ihre provisorischen Bretterbuden. Das ist alles, was ihnen die verschwenderische Natur zugedacht hat. Ihre Hütten standen schief, braun und ergeben im goldenen Sonnenglanz. Es schien, dass sie noch mehr zusammenrückten, kleiner wurden und vollkommen verschwinden wollten. Morgen würden sie nicht mehr vorhanden sein.

Ich hoffe, lieber Freund, dass ich Ihnen eine Ahnung von der Atmosphäre des osteuropäischen Kalifornien vermitteln konnte. Ich beschrieb es Ihnen, um Ihnen zu zeigen, dass ich nicht durchaus Idyllisches aus diesem Land zu berichten entschlossen bin.

Inzwischen verbleibe ich
Ihr ergebener
Joseph Roth



LEO HERZBERG-FRÄNKEL

Zu den bedeutenden Vertretern der Haskala in Galizien gehörte Leo Herzberg-Fränkell (geboren am 19. September 1827 in Brody, Galizien; gestorben am 5. Juni 1915 in Teplice-Šanov, Böhmen). Er war ein österreichischer Schriftsteller, Journalist und Redakteur.

Nach der Niederschlagung der Revolution von 1848 musste er seine Heimatstadt verlassen und nach Wien übersiedeln. 1848/49 reiste er zu den deutschen Siedlungen in Bessarabien, wo er viel Material für seine 1851 veröffentlichte Publikation *Bilder aus Russland und Bessarabien* sammelte. Bis 1856 lebte Herzberg-Fränkell in Wien und war dort als Mitarbeiter verschiedener Zeitungen und Zeitschriften (*Journal des österreichischen Lloyd*, *Der Humorist*, *Wiener Theaterzeitung* etc.) tätig. Außerdem war er auch politischer Korrespondent der Neuen Freien Presse und von 1852 bis 1896 Sekretär der Handels- und Gewerbekammer in Brody. Eine Zeit lang war er Inspektor der israelitischen Schule (Baron-Hirsch-Schule), die im josephinischen Geist westliche Bildung gegen den orthodoxen Unterricht der Cheder, der religiös geprägten Grundschulen, zu verbreiten suchte. Leo Herzberg-Fränkell starb am 5. Juni 1915 in Teplitz-Schönau (Böhmen), wohin er nach seiner Pensionierung gezogen war.

In der Wiener Periode publizierte Herzberg-Fränkell in den von Meir Lettewis (1800–1871) und Leopold Kompert (1822–1886) edierten Zeitschriften *Wiener Mittheilungen* und *Jahrbuch für Israeliten* seine realistischen Erzählungen, Feuilletons und Reportagen aus dem Leben der galizischen Juden. Der Wiener Verleger Arnold Hilberg stellte die Erzählungen zu einer selbständigen Publikation zusam-

men, so dass sie in Buchform 1867 unter dem Titel *Polnische Juden. Geschichten und Bilder* in Wien erschienen. Mit diesem Erzählband, der 14 selbständige Geschichten (*Der Klausner, Heirathen, Ein Osterfest, Der Autodidact, Baschinka, Ein Almosenier* etc.) beinhaltet, wurde Herzberg-Fränkels zum Begründer der sogenannten galizischen Ghettoesgeschichten. Das Buch hatte einen großen Erfolg. Es fand seitens der Kritik und des Publikums eine wohlwollende Aufnahme, so dass 1878 und 1888 zwei erweiterte Auflagen erschienen. In diesem Werk hat sich Herzberg-Fränkels als ein Anhänger der Haskala und des Kampfes um Fortschritt an nichtjüdische Leser gerichtet, denen er „die lichten, bewunderungswürdigen Punkte im Leben der polnischen Juden im Umkreis der Familie“¹ zeigen wollte. Bezüglich der ideologischen Position und des Themenkreises von Herzberg-Fränkels Schilderungen weist die Literaturwissenschaftlerin Gabriele von Glasenapp auf folgende Aspekte hin: „Im Mittelpunkt von Herzberg-Fränkels Erzählungen steht der vom Autor scharf akzentuierte Gegensatz zwischen den aufgeklärten, in weltabgewandten Traditionen verharrenden galizischen und dem aufgeklärten, in seiner Mehrheit deutsch akkulturierten Judentum. Dieser Gegensatz wird von Herzberg-Fränkels auf unterschiedlichen Ebenen thematisiert: Vorherrschend ist die Kritik am traditionellen jüdischen Bildungssystem, das keine weltlichen Einflüsse zulässt und dem Bildungsstreben des Einzelnen keinen Raum gibt [...]. Kritisiert werden auch die in den traditionellen jüdischen Gemeinschaften üblichen Kinderehen sowie die Ablehnung von jeglichen beruflichen Aktivitäten durch die Orthodoxie.“²

Dem galizischen Judentum widmete Herzberg-Fränkels auch seinen Beitrag *Die Juden* im Band *Galizien* des Kronprinzen-Werkes *Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild*. Zu den weiteren wichtigen Werken von Herzberg-Fränkels zählen auch *Die Einsiedlerin auf Louisiana* (1849), *Ghettoesgeschichten* (1889), *Abtrünnig. Ein Lebensbild aus Galizien* (Berlin 1889), *Geheime Wege* (1895) etc.

Werke (Auswahl): *Die Einsiedlerin auf Louisiana* (1849); *Polnische Juden. Geschichten und Bilder* (1867); *Ghettoesgeschichten* (1889); *Abtrünnig. Ein Lebensbild aus Galizien* (1889); *Geheime Wege* (1895); *Die Juden* (1898).

¹ Herzberg-Fränkels, Leo: *Polnische Juden. Geschichten und Bilder*. Stuttgart, 1878, S. IV.

² Glasenapp, Gabriele von: Herzberg-Fränkels, Leo, in: Metzler Lexikon der deutschjüdischen Literatur. Stuttgart und Weimar, 2012. S. 209.

Abtrünnig. Ein Lebensbild aus Galizien¹

Die Schatten des Abends steigen langsam und ernst nieder, wie die Schatten des Todes. Oben beginnen die Sterne und unten die Lichter zu erscheinen, heller als an andern Abenden flimmert es in den Fenstern, und festlich erhellen sich die niederen Stuben im Judenquartiere.

Es ist Freitag Abend.

An die Stelle der Kämpfe des Alltagslebens trat eine friedliche, freudige Ruhe; dem Schweiß, der Arbeit, der Sorge einer langen, bangen Woche folgt nun eine Stunde des Friedens und der Rast. Die Jagd ist für vierundzwanzig Stunden unterbrochen, und die müden Jäger erlaben sich an der kargen Beute die Woche. Wie den Armen der Anblick der Seinen im Feiertagskleide, wie ihn die helle Stube, der blinkende Wein, die dampfenden Speisen auf dem schneeigen Tische, nachdem er sechs Tage, an der Kette schleifend, gejagt, gehetzt durch das Leben keuchte und sorgenschwer mit dem kargen Schicksal um diese Eine frohe Stunde im Kreise der Seinen kämpfte, erlabt!

Schon eilen, angetan in ihren Festgewändern und von Kindern begleitet, die man schon frühzeitig an den frommen Gang gewöhnt, Männer und Frauen in die Gotteshäuser, als ein Wagen in die Gasse fährt, langsam, im Schritt, als läge ein Kranker darin. Doch der Wagen ist leer. Der in ihm saß, ist ausgestiegen, aus Ehrfrucht vor der weihevollen Stunde, die jetzt jede Arbeit und jede Beschäftigung, die nicht Gottesdienst und Sabbathfreude ist, aufhören heißt. Langsam folgt der Mann dem langsamen Wagen, sich an ihn haltend, als müsse er ohne diese Stütze unfehlbar zusammenbrechen. Und in der Tat, er ist krank. So gebeugt ist seine Gestalt, so kraftlos und schlotternd sein Gang, so eingefallen die Wangen und gläsern das Auge, dass man meinen könnte, es sei der zur Form gewordene Tod, der jetzt durch die Gasse hinter seinem müden Gespanne wandert. In einem Alter, in welchem sonst das Leben zur vollen kräftigen Entwicklung gelangt, ist dieser Mann bereits das Opfer einer raschen Zerstörung, und das häufige Hüsteln, das ihn erschüttert, klingt wie das Pochen des Todes an seinen dumpfen Herzkasten, wo die Krankheit, die ihn vernichtet, ihr Nest gebaut.

Vor einem größeren Hause, dessen gastliches Tor bereits geschlossen, hält endlich das Fuhrwerk, und eine junge Frau erscheint an der Schwelle. Ist es

¹ Herzberg-Fränkell, Leo: Abtrünnig. Ein Lebensbild aus Galizien. Berlin: Verlag von Hermann Engel, 1889.

Schwäche oder innere Bewegung, die den Fremden an dem Eingang in das Gasthaus taumeln lässt?

„Ich bin verspätet“, redet er die Frau an, welche ihm öffnet, und seine Stimme ist so hohl und schlotterig, dass sie an das Mark geht, „kann ich hier in diesem Gasthof bleiben?“

„Gewiss könnt Ihr's, wir haben Zimmer genug; wollt Ihr mittlerweile hier in unsere Stube eintreten, bis oben ein Zimmer für Euch hergerichtet ist? Tretet nur ein, Vater und Bruder werden gleich aus dem Bethaus kommen.“

Die Frau eilte die Treppen hinauf, der Fremde trat in die geöffnete Stube. Es war Niemand dort; sie war sabbathlich hell und blank gescheuert, der Tisch stand gedeckt. Der Reisende ließ sich auf einen Stuhl nieder, und seine trägen, matten Blicke krochen über die im Zimmer befindlichen Gegenstände, sein Kopf sank wie geknickt in die Brust, und seine Augen füllten sich mit Tränen. Es ist eine schwere, schwarze Erinnerung, die jetzt an ihm vorüberzieht, es ist eine trostlose, finstere Zukunft, die jetzt an ihn herantritt.

Die Frau kam zurück.

„Ich habe Ihr Zimmer bereits in Ordnung gebracht,“ sagte sie, „wenn Sie müde sind, können Sie hinaufgehen und sich niederlegen, oder auch hier bleiben, wenn Sie mit uns essen wollen.“

„Ich kann nichts nehmen und bedarf der Ruhe. Die Reise hat mich sehr, sehr mitgenommen, denn ich komme weit her. Sagen Sie mir, liebe Frau, ist Niemand da, der mich die Stiege hinaufführt? Ihr seht, wie krank mich der weite Weg gemacht.“

„Ich führe Euch selber, wenn Ihr nicht warten wollt, bis der Bruder kommt; er kommt freilich nicht so bald, der Vater ist immer der Letzte im Bethaus, und der Bruder muss auf ihn warten, um den blinden Mann zu führen.“

„Blind! Der Vater blind!“

„Seit Jahren, seit dem Tode der Mutter.“

„Großer Gott! Der Vater blind, die Mutter tot!“

„Was ist Euch? Seid Ihr verwandt oder bekannt mit Ihnen gewesen?“

„Bekannt, bloß bekannt; ich habe hier einmal vor Jahren gewohnt, als ich durch den Ort kam; ich war damals noch sehr jung; Sie waren damals noch ein Kind, der Bruder ein Säugling – Samuel heißt er – nicht wahr, Samuel und Sie heißen Riwka?“

„Ja, Ihr habt das behalten? Ach, meine arme, gute Mutter, sie war nicht alt, aber krank, jahrelang krank. Kummer und Krankheit haben siefrühzeitig in's Grab gebracht!“

Der Fremde saß da, als wäre ihm soeben ein Todesurteil angekündigt worden.

„Führt mich hinauf, ich bitte Euch,“ sagte er, nachdem er einige Augenblicke keuchend da saß und um Atem rang, „ich kann nicht warten, bis der Bruder mit dem Vater kommt.“

In der obern Stube ist es noch stiller, als in der untern und dunkler auch. Die Schatten einer hohen Mauer legen sich auf die auf den Hof gehenden Fenster. Zwei trübe, ungeputzte Lichter kämpfen erfolglos gegen die Dunkelheit, und der Reisende, allein geblieben, setzt sich auf das Bett, den Kopf in die Polster vergrabend und

sich einem Schmerze hingebend, der den schwachen Körper zucken macht und die letzten Kräfte vernichtet.

„Der Vater blind, die Mutter tot!“ –

Die Gespenster der Nacht stiegen die Bilder vergangener Tage vor ihm auf. Tage, die längst hinunter sind, dämmerten wieder in ihm empor. Diese Räume, diesen Hof vor seinen Fenstern, über den jetzt auf klarem Grunde die funkelnden Sterne, diese stillen Gefährten der Nacht, diese schweigenden Zeugen all der Freuden und Schmerzen, die zu ihnen aufauchten oder emporwimmern, diese unvergänglichen Beweise für unwandelbare Ordnung und ewige Gesetze, hinwandeln, wie oft hat er sie durchmessen, als er noch ein Knabe wilder Art gewesen, bäumend und schäumend; als jener, der jetzt blind, und jene, die jetzt unter der Erde schläft, ihn noch Kind nannten!

Wie setzte es sich damals, allen Ermahnungen und Lehren zum Trotz, in tollem Eigensinn über alle Schranken hinweg, die den jüdischen Jüngling umgaben, wie wenig galten ihm die Bitten und Drohungen seiner Eltern, die „Schul“ und das „Cheder“ gegenüber den Freuden in Wald und Feld! Wie unbändig schlug er aus der Art seiner Kameraden, die vom Leben nichts kannten, als Studien und Gebet und denselben ihre Jugend opferten, während er, dem Kummer seiner Eltern und Lehrer zum Trotz, durch seine kecken Streiche die Straßen unsicher machte und zehnmal seinem Cheder entlief, bevor er eine Stunde unfreiwillig dem Talmud opferte. Am Sabbath und Festtagen, wo alle Kinder guter Sitte ihren Vätern in's Gotteshaus folgten und willig an ihrer Seite blieben, jagte Sender ruhelos mit einem Rudel anderer Buben ohne Zucht und Sitte, den Dirnen auf der Heide nach, kletterte er auf Bäume und Zäune. Es kam so weit, dass kein Cheder ihn aufnehmen, dass kein Vater es dulden wollte, dass kein Sohn sich ihm näherte, dass er als warnendes Beispiel den Kindern gezeigt wurde: „Hütet Euch zu werden wie der!“ Es kam so weit, dass seine Eltern ihre übrigen Kinder von seiner verpestenden Gesellschaft fern hielten und, müde der Versuche, ihn auf den Weg der Besserung zu bringen, ihn gänzlich aufgaben und ihn sich selbst überließen.

Eines Tages, es war am Osterfeste, verbreitete sich im Judenquartiere, wo er nur noch die Bezeichnung „Goj“, „Meschummed“ hatte, das Gerücht, Sender habe mit christlichen Knaben, denen er sich in letzter Zeit immer enger angeschlossen, in einem Wirtshaus außerhalb des Ortes Bier getrunken. Bier am Osterfeste! Die ganze Judenstadt war in Aufregung, der Unwille stieg bis zur Residenz des Rabbis, der sonst über dem gewöhnlichen Klatsche stand. Dieser von seiner Frau, die behauptete, der Messias könne nicht erscheinen, so lange solche Sünder das Judentum beflecken, angeeifert, ließ Senders Vater kommen und hielt dem beschämten, unglücklichen Manne die schweren Vergehen seines Kindes vor. Als der Vater heimkam, sprach er kein Wort, sein Gesicht bloß glühte, und seine Lippen zuckten; der Mutter gab er auf ihre Frage keine Antwort, sie weinte, ohne zu sprechen, in einem dunklen Winkel des Hauses; Sender aber ward hinausgetrieben aus der elterlichen

Behausung und er ging, ohne ein Wort der Reue, ohne einen Versuch der Versöhnung, ohne einen Blick des Abschiedes zurückzuschicken. Er ging wie ein seiner Eltern verwaistes Kind, ohne Heller im Sacke, aber Bitterkeit und Rachsucht im Herzen. Als er auf eine Erhöhung der Straße anlangte, von wo aus seine Vaterstadt sich vor dem Blicke ausdehnt, da ballte er sie Fäuste und schwur, nie wieder die zu sehen, die ihn, noch so jung, hinausstießen in die weite, weite Welt, zum Spiel der Wellen und Winde.

Ein einsamer Wanderer ging Sender durch das Leben; kein Stern leitete seine Schritte, keine helfende Hand unterstützte ihn, keine Seele stand ihm bei. Die Stürme sausten ihn hin und her, trieben ihn vor- und rückwärts und warfen ihn zuletzt in die tiefe seines gewaltigen Reiches, das sich so mächtig über zwei Weltteile streckt und hundert Nationen beherbergt. Eine große Entfernung befand sich nun zwischen ihm und seinem engern Vaterlande – seine Heimat, seine Brüder waren weit hinter ihm; Zeit und Entfernung hatten eine Kruste über sein Herz gelegt, in welchem alle Liebe erloschen war und in dem nur die Bitterkeit ihre schwarzen Fluten wälzte. Wenn zuweilen Erinnerung die Gestalten der Vergangenheit heraufbeschwor und Bilder der Heimat vor seine Seele traten, so kochte sein Blut, so knirschte sein Mund, so ballten sich die Fäuste, so schwur sein Herz Rache. Je härter das Schicksal gegen ihn verfuhr, je blutiger die Schläge waren, die er erlitt, desto mehr lockerte sich das band, das ihn einst an die Seinen fesselte, desto tiefer griff seine Erbitterung um sich und härtete sich sein Gefühl zu Stein.

Unstät wie ein Nomade pilgerte der junge Mann von Ort zu Ort, keuchend unter der Last eines bleiernen Lebens, das ihn schier erdrückte und an seinen eben nicht reichen Kräften zehrte. Schon als Kind trug er den Keim eines Übels in der Brust, das noch niemals seinen Sieger fand. Je tiefer ihn sein Schicksal gegen Norden trieb und je mehr Strapazen es ihm auflegte, desto rascher griff das Leiden um sich und desto grimmer dachte er Jener, die er als die Urheber desselben ansah. Er wollte sich rächen und rächte sich.

Im Herzen Russlands leben keine Juden. Die Engherzigkeit eines früheren, nun Gottlob entthronten Systemes hat die inneren Theile des alten Moskowiterlandes mit einem Ukasenwalle, in den erst die Neuzeit einzelne Breschen schoß, gegen den Einzug der Juden umgeben. Orthodoxe Russen verteidigen mit einem Eifer, den wir humanen Interessen wünschen würden, ihr Reich eben – so gegen die Besitznahme des Katholizismus, wie gegen jene des Protestantismus und Mosaismus; sie dulden nichts an der Seite ihrer griechischen Kirche, es darf sich nichts neben ihren langhaarigen Popen aufstellen. Bei den Juden ist es überdies die ihnen gefährliche Konkurrenz auf dem Gebiete des Handels, die sie fürchten und gegen deren Ansiedelung sie sich wehren. In ihrer Mitte darf der Jude ebensowenig Jude sein, als in Tirol oder Spanien, und wer unbehelligt durch ihre Reviere ziehen will, muss maskiert erscheinen. Fällt diese Maske einem Manne schwer, den die Eigentümlichkeiten, die Gewohnheit und der Typus seiner Race, seine religiösen Bedenken und die rituellen Formen verraten, so ist sie einem jungen Manne um so leichter, in dem sich nie der äußere Charakter des Juden zur Geltung brachte, und der durch

langjährigen Umgang mit anderen Stämmen das aus seinen Gewohnheiten strich, was an seinen Ursprung mahnen konnte.

Die Satzungen seiner Religion waren ihm schon als Knabe nicht unumstößlich, denn ihre Außerachtlassung war es eben, die seine Vertreibung aus dem frommen Kreise der Seinen bewirkte; nun als Mann, dem ein großes Stück Leben unter fremder Gesittung und fremden Gebräuchen verging, sprang Sender über sie leichten Sinnes hinweg. Es gab nichts Heiliges für ihn aus der Vergangenheit, er wollte sie ganz auslöschen, die Bande ganz lösen, sogar die Erinnerung wo möglich vernichten, damit kein Stachel, die jeder Rückblick in sein Herz trieb, ihn länger verwunde, und als er, nachdem er lange hin- und hergeschleudert wurde, bemerkt hatte, dass eine nordische Schönheit, die Tochter eines reichen Leibeigenen, ihre Augen auf ihn geworfen und geneigt sei, Hand und Gut dem blassen Manne zu reichen, stahl er sich weg, klopfte an der Thür einer entfernten Kirche, die er als Sender betrat und als Alexander verließ. Aber im Momente, als der heilige Taufakt vor sich ging, als das Innere der stillen Kirche sich mit Weihrauch und Lichtern füllte, als der Priester im feierlichen Ornate ihn in den neuen Bund aufnahm und hinter ihm das Gebäude zusammenbrach, in welchem seine Vorfahren Jahrtausende wohnten; da traf es sein umkrustetes Herz wie mit einem elektrischen Schläge, dass die Rinde borst und das Gefühl an die Oberfläche stieg – es überlief ihn wie Todesschauer, als er die Idee zur Tat werden sah, als der hohe Ernst dessen, was er eben vollbracht, vor seine Seele trat, und niemals stand ihm das Judentum so nahe, als im Momente, wo er es für immer verlassen!

Man kann lange an der äußersten Schranke seines Glaubens bis zur Vergessenheit stehen und einen freundnachbarlichen Verkehr mit der gegenüberliegenden Religion unterhalten, man kann mit den formen spielen und über Satzungen hinwegspringen, – Ein Schritt weiter in das fremde Gebiet, und das Heimweh, die Sehnsucht nach dem verlassenen Lande der Väter, eine Art von Patriotismus, welcher nicht der der Scholle ist, sondern dem Himmel gehört, packen unwiderstehlich den Geist und führen ihn gefangen in das verlassene Gebiet zurück, an dem ihn noch tausend unsichtbare Fäden gebunden halten.

Es gibt keine Entfernung und keinen Punkt der Erde, wohin der Handel nicht seine Boten aussendet, und so erfuhren einige Zeit darauf Alexanders Eltern den Abfall ihres ältesten Sohnes, über den sie einen tiefen Schmerz empfanden und acht Tage lang in zerrissenen Kleidern, Asche in den Haaren und barfüßig auf der Erde sitzend, trauerten, als ob sie die Nachricht seines Todes empfangen hätten. Ein Renegat in einer jüdischen galizischen Familie verursacht derselben außer dem Schmerz des Verlustes eine erst nach Generationen erlöschende Schande, und sehr Viele scheuen jede Verschwägerung mit einer Familie, von der ein Mitglied den Glauben seiner Väter abgeschworen. Die nächsten Verwandten sagen sich daher von dem los, der über sie Fluch und Schmach brachte; der Vater verstößt den Sohn, die Frau verlässt den Gatten, Geschwister werden einander fremd, sobald eine Losreißung von der ererbten Religion stattgefunden.

Das eben reizte Alexander bis auf's Äußerste, dass er wusste, er werde daheim, wenn die Trauermähr hindrang, wie ein Toter behandelt werden, man werde ihn mit Abscheu nennen, sein Name der Schimpf seiner Familie sein! Und je mehr er daran dachte, daran denken musste, obschon er sich der Gedanken zu entwehren und sich zu betäuben suchte, je mehr er den Schritt bereute, den er nicht widerrufen konnte, desto heftiger brach sein Grimm gegen jene hervor, deren Gemeinschaft er einst angehörte und deren erbittertster Gegner er nun wurde.

Alexanders Ehe war freud- und kinderlos. Die Verschiedenheit der Race, der Gefühle und Neigungen, die Zerrissenheit seines Gemütes, seine Reizbarkeit und dagegen der Frohsinn seiner Frau schufen fortwährende Reibungen, die Beiden das Leben verqällten. Alleistehend, hatte er keine befreundete Seele, der er klagen, die ihn trösten und zuweilen für ihn eintreten konnte. Dazu kam sein wachsendes Leiden in einem Übel, von dem er wusste, es werde ihn bis an sein Ende begleiten und dasselbe beschleunigen. Er jubelte daher in seinem Herzen, als ein zur Besiegung seines Leidens herbeigerufener Arzt ihm dringend empfahl, schleunigst seinen nordischen Winkel zu verlassen und in einem südlichen Theile des Landes Linderung zu suchen. Es steigt kein Kind so freudig in den Wagen, als es Alexander tat, um seiner kalten Haft zu enteilen, einem andern Leben, andern Verhältnissen entgegenzugehen. Auch seine Frau ließ ihn gerne ziehen und opferte willig einen Teil ihres Vermögens, um den andern unverkümmert nach Herzenslust genießen zu können; denn weder Liede, noch Kinder, noch Harmonie des Denkens und Fühlens hatten die beiden Personen an einander gekittet, und sie gingen von einander, wie sie zusammenkamen, ohne Sympathie und Liebe, kalt wie ihr Klima.

Doch übte der Süden durchaus nicht jene heilsame Wirkung auf den brustkranken Mann aus, die sein Arzt gehofft; im Gegenteile, die seiner Abreise vorangegangenen, unangenehmen Auftritte, die Anstrengungen des weiten Weges, das Bewusstsein des Verlassenheit und der unheilbaren Krankheit übten einen so zerstörenden Einfluß auf seinen Zustand, dass er, kaum am Bestimmungsorte angekommen, das Krankenlager besteigen musste, das er wochenlang hütete und es verließ, um krüppelhaft und zum Skelet vertrocknet, in die frische Luft hinauszutreten. Zu Hause in seinem Zimmer, wo er einsam mit Todesgedanken wohnte, duldeten es ihn nicht, und so trieb es ihn hinaus in das Gewühl der Menschen, deren buntes Treiben seinen trüben Gedanken eine andere Richtung auf ein fremdes Gebiet gab. Er lebte mehr außerhalb als im Hause und war sehr oft in den Straßen zu seh'n, die er matten und schleppenden Ganges mit dem Aussehen eines dem Scheintode entrissenen Mannes durchwanderte.

Eines Abends, es war im Spätsommer, wandelte Alexander einsam wie immer durch die Gassen und Gäßchen der sich in das Dunkel des Abends hüllenden Stadt. Auch hier, wie in den meisten Städten der Welt, in denen sie leben dürfen, hatten sich die Juden wie die Glieder einer Familie oder wie eine Schaar Verfolgter, die sich zu gegenseitiger Unterstützung an einander drängen, auf einer engen Fläche, Haus an Haus angesiedelt, in der Mitte wie weiland in der Wüste, das Teuerste, das sie

besitzen, das Einzige bergend, das sie aus dem Schiffbruch ehemaliger Größe und souveräner Macht gerettet, das Gotteshaus.

Schon waren, obschon noch ziemlich heller Tag, die Läden alle geschlossen, strömte aus den weiten Bogenfenstern der Synagoge ein Lichtmeer, und die Wohnungen leerten sich, all ihre Einwohnerschaft an das große Gebäude abgebend, und langsam, feierlich, als gelte es den letzten Gang und wäre jener gewaltige Dom mit seinen flammenden Scheiben das Forum, wo über Tod und Leben gerichtet wird, gingen sie hin, die Kinder derer, die in Palästina geherrscht, sich niederzuwerfen vor dem Urgotte, der jetzt wie alljährlich Rechnung hält über die Sünden der Menschen und sie begnadigt oder verurteilt, sie leben lässt oder sterben macht. – Die Frauen in weißen Gewändern, die Männer weiße Sterbekittel auf ihren schwarzen Kleidern, Folianten unter dem Arm und gelbe den Manen der Verstorbenen oder als Opfer geweihte Wachsterzen in den Händen, strömen einzeln oder in Gruppen in das offene Riesentor des Gotteshauses, das immer heller aus dem zunehmenden Dunkel des Abends steigt. Und so oft sie einander begegnen, diese sonderbaren Leute, bitten sie sich gegenseitig reuig ab, was sie gegeneinander verschuldet: Haß, Missgunst, Verleumdung, Bosheit, Falschheit, verabschieden sie sich von einander weinend, als ginge es in den Tod, als stände der Engel mit dem Schwerte und der Fackel an der Schwelle jenes Gebäudes, in das sie nur versöhnt mit aller Welt treten wollen.

Es ist Jom Kippur.

Alexanders Blut strömt in's Herz zurück. Nach langen Jahren sieht er Juden in ihrer Verbrüderung wieder, in ihrem innigen Gemeindeverbande, in ihrer tiefreligiösen Andacht. Es heimelt ihn an wie Laute der Heimat in der Fremde, und willenlos, halb scheu und wie selbstvergessen folgt er der Menge in das Gotteshaus, an dessen Eingang eine unwiderstehliche Macht ihn stehen heißt.

Da flimmern an der Decke, an den Wänden, an den Säulen, an den Tischen und Betpulten tausende Kerzen und Lampen, dass die weite Wölbung des Saales zu glühen scheint; da stehen lange gen Osten gewendete Reihen betender Männer in ihren weißen, weiten Leichenhemden, die sie an den Tod mahnen sollen, während man durch halbverdeckte Gitter in die den Frauen reservierten Räume blickt, als denen die Laute eines schmerzvollen Jammers herüberschallen. Angst, Zerknirschung und Reue haben ihre bleiche Farbe über die Gesichter gelegt und Tränen in die Augen Aller gepreßt. Schwer und dumpf fallen mitten in die Gebete die von geballten Fäusten auf die sündigen Herzen geführten Schläge der armen Büßer. Wie die Brandung des an seine Ufer gewälzten Meeres tönt es in diesen Räumen, gewaltig schlagen die tausendfältigen Stimmen an die Decke – da kracht ein Schlag vom „Almemor“, und im Momente sind alle die rollenden Stimmen zum Schweigen gebracht, und nur einzeln unterdrückte Schreie stören die befohlene Ruhe, aus der nun die gewaltige Stimme des Vorbeters wie ein Donner aus dem Schweigen der Nacht steigt und am Gnadenthron Gottes rüttelnd Vergebung für sich, seine Gemeinde und Israel steht. Und wieder fällt die Menge wie ein einherbrausender Wildbach ein, wieder steigen ineinander tönende Stimmen empor, und wieder regnen gewaltige Schläge auf die Herzen der angsterfüllten Sünder, über die droben, hinter der blauen, sternbesäeten

Decke Gericht gehalten wird, und deren Schicksal verzeichnet wird „in das Buch des Lebens“ oder in das schwarze Buch des Todes.

Kalt schauert's durch Alexanders Adern, es wirbelt ihm im Kopfe. Diese heißflehende Menge der weißen, wie dem Grabe entstiegenen, von dem roten Lichte zahlloser Kerzen übergossenen Gestalten, die Erinnerung an vergangene Tage und begangene Fehler, an die trauernden Eltern, denen er zur Schmach und zum Schmerz wurde, das Gefühl zunehmender Schwäche und bange Todesahnungen bewältigen ihn so sehr, dass er, an einen Türpfosten gelehnt, in ein glühendes Weinen ausbricht und unwillkürlich die ihm fremd gewordenen Worte des Vorbeters wie ein Kind, ohne deren Sinn zu verstehen, nachsprechend, sich wie die Übrigen die kranke, keuchende Brust zerfleischt und sich der Gnade jenes richtenden Gottes empfiehlt, dem er abtrünnig geworden, um nun an der Schwelle seines Hauses wie ein verlorener und vom Unglück gezüchteter Sohn in die Arme zu werfen.

Einzeln verlieren sich die müden Beter aus dem Hause, nur wenige bleiben in demselben zurück, um die ganze Nacht beim Gebete auszuharren. Von Schlaf und Müdigkeit übermannt, fiel Alexander auf eine steinerne Stufe des Eingangs nieder und verlebte die Nacht des Versöhnungstages unter halb wachen Träumen in der heiligen Halle. Bilder der Kindheit lebten wieder auf und zogen an ihm vorüber, wie ein Schaar erstandener Leichen. Der strenge Vater, die weiche Mutter, die liebenden Geschwister, die Gespielen, die sich abmühenden Lehrer, das geflohene Gotteshaus der verlorenen Heimat, die darin betende Gemeinde, die heiteren, heiligen Feste, die trüben Bußtage, die lange Reihe seiner Vergehungen gegen Gott und Vater und Mutter, seine Verjagung aus dem elterlichen Hause, über das Trauer brachte, seine Wanderungen durch die Fremde, sein – Abfall – – der Schläfer erwacht wie von Skorpionen gebissen, der kalte Schweiß näßt ihm die Stirne, er ringt nach Atem, er will sich selbst entfliehen und – flüchtet in heißem, glühendem Gebete zu Gott!

Der Tag grauet und wieder füllt sich die weite Halle mit Betern, wieder branden tausend Stimmen an die Wölbung. Die Kerzen sind tief herabgebrannt, sie zeigen die Flucht des Lebens und der Zeit, sie mahnen an die Stunde, in welcher die Geschicke der Menschen festgestellt und besiegelt werden sollen – ein heißer Beter steht Alexander mitten zwischen der Menge, als ob er ihrer Gemeinschaft angehörte – seine Kräfte verzehren sich, seine Lunge verarbeitet ihre letzten Laute, seine Füße brechen unter ihm zusammen – er betet in vollständiger Selbstvergessenheit, bis der Tag verglommen, bis wieder die Nacht ihre Schatten senkt, bis wieder in neuem Lichte das Gotteshaus erglüht, bis der kräftige Posaunenschall anzeigt, dass der Tag der Buße vorüber sei.

Alexanders Leiden wurde immer schwerer, immer hartnäckiger. Die Kunst der Ärzte scheiterte an dem grauenhaften Übel, die Nächte waren ohne Ruhe, die Tage ohne Hoffnung; zusehends schrumpfte der Körper zusammen, und der Spiegel zeigte dem Unglücklichen ein Bild des Todes. Dazu kam die Aussicht auf den nahen Wechsel der Jahreszeiten, deren Brücke stets mit so vielen Leichen besät ist.

Für Alexander hatte der Gedanke an sein nahes Ende all' die Schrecken des Grabes mit seinen finstern Phantomen, seinem schwarzen, unnennbaren Etwas, das fürchterlicher ist, als ein Leben voller Kämpfe und Entbehrungen. Ein Mensch, der ohne Religion und Philosophie unter ewigen Schwankungen gelebt, keinem Leitstern gefolgt, der, ohne sich mit dem Schatten eines Zweifels an die Existenz eines höchsten, richtenden und strafenden Wesens zu wagen, den Gott seiner Väter, den wolkenumkleideten Donnerer des Sinai verließ, um nach Jahren der Vergessenheit und der Sünde sich ihm wieder zu nähern, bevor ihn der Tod vor den Richterstuhl der Ewigkeit führt – ein Mensch, dessen Vergangenheit ohne lichte Momente und ohne Tugend, dessen Gegenwart wüst und trüb, und dessen nahe Zukunft das Grab mit seinem Modergeruch schwängert, kann in ein Schicksal, in das noch kein Mensch von Allen, die da unten gebettet liegen, freudig blickte, nicht ohne fürchterliche Angst sehen. Der Tod ist ihm kein Aufhören des Lebens, sondern eine Versetzung desselben in ein unbekanntes schweigendes Jenseits, das selbst die Phantasie noch nicht umsegelt, ein Jenseits mit einem göttlichen Strafgericht, mit all den von erhitzten Phantasien erfundenen Martern und Qualen!

„Heim! Heim!“ rief, als einmal der Schlaf sein Lager floh und die Angst sich an dasselbe setzte, Alexander aus seinem Bette springend und den Schweiß von der heißen Stirn wischend.

„Heim! Heim!“

Unglücklicher, wo ist Deine Heimat? Wo Deine betrubten Eltern ob des lebendig toten Sohnes weinen, oder wo Deine muntere Gattin froh ihrer Verlassenheit jubelt? Die alten Bande sind zerrissen, und die neuen sind Spinnengewebe. An die Du Dich lehnen willst in der letzten Stunde, sind vielleicht, einen Fluch auf den Lippen für die ihnen zugefügte Kränkung und Schmach, bereits hinübergegangen, in's Reich des Dunkels, wohin tausend Wege, aber woher kein einziger Ausweg führt. Was willst Du in der verlorenen Heimat suchen?

Und doch zieht's ihn hin; es zieht ihn mit unbesiegbarer Gewalt. Es kennt ihn dort kein Mensch mehr. Als zügelloser, wilder Junge hat er den Ort verlassen, den er als gebrochener, sterbender Mann wiederbetreten soll. Die Zeit, die Kämpfe und seine heillose Krankheit haben tiefe Furchen in seinem Gesichte gezogen, haben sein Haupt kahl gelegt und seine Gestalt geknickt – wer sucht in dem morschen Stamme das grüne, biegsame Reis wieder? Ungekannt wird er Jene sehen, die ihm jetzt näher sind als je; er wird mit ihnen zusammengebettet sein, es wird an seinem Grabe gebetet werden. Wen wird sein Name und seine Geschichte kümmern, wenn er Scholle Erde für seinen Leib, wenn er die Gebete für seine Seele zahlt? Es gilt eine letzte Anstrengung, um in der Heimat ungekannt zu sterben – es gilt die letzte Kraft für die fromme Pilgerreise zur heimatlichen Gruft – wohlan denn!

Von seinem Sohne geleitet, tritt der alte, blinde Mann in die helle sabbathliche Stube – ach für den armen Blinden grabesfinster! Er wird seines langen seidenen Talars entkleidet und an seinen Sitz am obern Ende der Tafel geführt, auf der mehrere Lichter flammen und der Wein und die Brote des Segenspruches harren.

„Guten Schabbes, Vater“, sagt ihm die Tochter. „Wir haben einen Gast im Hause, einen sehr kranken, man kann sagen, sterbenden Mann; er wohnt oben und will weder was nehmen, noch den Arzt haben.“

„So sieh' oft hinauf! Geh Du hin, Samuel, mein Kind, gib ihm Scholaum Aleichem und frage ihn, ob er was braucht und ob ich mich, nachdem ich Kiddusch gemacht, zu ihm führen lassen kann, ihm Scholaum Aleichem zu geben und mewa-cker chaule zu sein (den Kranken zu besuchen). Das sind zwei große Gebote, mein Sohn: dem Fremdling die Hand zu reichen und dem Kranken beizustehen.“

Samuel gehorchte und kam bald wieder.

„Du hast einen Sterbenden aufgenommen“, sagte er zur Schwester. „Als ich ihm die Hand reichte, hielt ich eine kalte, feuchte, zitternde Hand in der meinen, dass es mich schauerte, und es dauerte lange, bis der Kranke sie losließ, als wollte er die seine erwärmen. Seine Lippen zittern, und jeder Laut ist ihm eine Anstrengung. Er will keinen Arzt und nichts nehmen, als einen Löffel klare Suppe, um nicht am Schabbes vollständig zu fasten. Dich, Vater, möchte er morgen sehen, heute sei er zu schwach und bedarf der Ruhe, denn er komme weit her, und habe die letzten Kräfte aufgezehrt. Morgen will er Dir einen Auftrag geben für den Fall, dass er unser Haus nicht mehr verlassen würde, denn, sagte er, ein alter Mann sei ein Priester.“

Am nächsten Morgen nach dem Schulgang ließ sich der blinde Vater in das Wohnzimmer seines kranken Gastes führen; er, sein Sohn und seine Tochter traten gleichzeitig ein. Der Fremde lag hingestreckt, viel kränker als gestern. Der Tod saß ihm zu Häupten, das Gesicht war aschfarben, die Augen hohl, der Blick stier. Er verschmähte den Arzt, er konnte kaum eine Nahrung nehmen. Im Zimmer lag ein Sterbender.

„Scholaum Aleichem!“ redet ihn der alte Mann an, dem die Blindheit einen schmerzlichen Anblick ersparte. Es bedurfte seitens des Kranken einer ziemlichen Anstrengung, um die dargereichte Hand zu fassen, dann zog er sie an seine Lippen; sie waren kalt und trocken.

„Sie sind krank“, sagte der Alte gerührt, „und wollen keinen Arzt annehmen, vielleicht macht ihn der Himmel zu seinem Boten, – wie alt sind Sie?“

„Vierunddreißig.“

„So jung noch, und schon keine Liebe zum Leben! Gehen Sie, junger Mann, Gott wird Ihnen helfen, der Mensch darf nie seine Hoffnung aufgeben, so lange noch ein Tropfen Blut in ihm rollt. Haben Sie Weib und Kind daheim?“

„Ich habe kein Kind und – auch kein Weib. Ich stehe ganz, ganz allein. Ich werde unbeweiht hinübergehen. An meinem Grabe wird nicht gebetet, für meine Seele wird kein Kaddisch gesagt, es folgt kein Mensch dem fremden Manne auf seinem letzten Gange.“

Und in die tiefen Augenhöhlen des Leidenden steigen Tränen, wohl die letzten Zähren, die er auf Erden weint. Die beiden Männer stehen erschüttert, die junge Frau weint.

„O redet nicht so gotteslästerlich“, ruft sie, „es heißt Gott versuchen, wenn man an seiner Güte und Allmacht zweifelt.“

„Ich wollte, ich dürfte auf die Gnade Gottes im Himmel hoffen, mir wäre das Grab weniger schwarz. Das diesseitige Leben schließt hinter mir seine Thore – eine schauerliche Ewigkeit öffnet sich – o mich schauert's mit Grabesschauer! Dort ist es fürchterlich! Beten! Beten!“

Eine fürchterliche Angst schien sich des Kranken bemächtigt zu haben, er wälzte sich unruhig hin und her. Das Licht des Lebens war dem Erlöschen nahe. Der Alte winkte seinen Sohn zu sich.

„Er ist sehr krank, ich höre es, aber sehen kann ich nichts; wie findest Du ihn?“
„Sterbend“.

Samuel ging. Der Alte sank am Bette nieder.

„Wie heißt Du, mein Sohn?“, frug er den Fremden.

„Sender“.

„Sender! Doch für alle Fälle... der Familienname?“

„Sender Sax“, hauchte der Sterbende so leise, dass nur der Alte es hören konnte.

„Allmächtiger Gott im Himmel!“, schrie der Greis, wie vom Schlag niedergeworfen, und legte die Hände auf die lichtlosen Augen, als fürchtete er, sie könnten doch sehen, was er nicht sehen wollte. Inzwischen füllte sich die Stube mit fremden, bärtigen Gestalten, die Samuel herbeigerufen, der entfliehenden Seele ihre Gebete nachzusenden.

Am untern Ende des Bettes weinte die junge Frau ohne Ahnung, dass sie am Sterbebett ihres verlorenen Bruders stehe. Die Männer umstanden im Halbkreis das Lager. Das sich immer mehr und mehr verglasende Auge des Sterbenden hing an ihnen. Noch röchelte die Brust, noch pochte darin das Leben seiner letzten schwachen Pulsschläge, bevor es auszieht.

„Er lebt noch“, sagte Riwka leise zu den Leuten, „tretet auf die Seite, damit er keine Gewissheit seines nahen Endes habe.“

Die Männer wichen zur Türe; am Bette blieben bloß der Greis und seine beiden Kinder.

„Wer steht am Bette?“, fragte der blinde Mann.

„Ich und die Geschwister“, erwiderte der Sohn.

„Zieht Euch zurück.“

Die Kinder wichen. Der Alte bog sich über den Sterbenden, der nur noch schwach atmete. Ein milderer Ausdruck zuckte einen Moment lang über das gefurchte, strenge Gesicht des Vaters.

„Bist Du ein jüdisch Kind noch?“

„Wieder! – – Kaddisch – Lichter – Vergebung – Versöhnung- Mein Name – Geheimniß.“

Eine Stunde später war dies unglückliche Leben erloschen. Zu Häupten des Bettes brannten Lichter, ein zehnstimmiger Chor betete laut die Sterbegebete, und der erstarrte Körper wurde auf den Boden gestreckt, die Füße gegen den Ausgang; ein schwarzes Gewand ward über die Leiche gebreitet, und Alles war wieder still. Ein Körper, der in das Meer der Ewigkeit versinkt, zieht die Kreise eines in's Wasser gefallenen Kiesels, die Ringe werden immer enger, und die Oberfläche glättet sich

bald, als wäre nichts in den finstern Schlund gefallen. Wohl kamen die Leute dann und fragten, wer und was derjenige gewesen, den sie jetzt hinaustragen sollen. Der alte Reb Jizchak aber wusste bloß, dass der Verstorbene Sender hieß, dass er das Geld, das er bei sich führte, für ein Stück Erde bestimmt, für Lichter und Gebete, für Leichenstein und Ortsarme.

Von allen Jenen, die der Bahre folgten, wusste der alte blinde Mann allein, wer da hinausgetragen ward zur letzten Ruhestätte, und selbst die Geschwister ahnten nicht, dass es der längst verlorene Bruder sei, der dahinuntergesenkt wurde. Aber sie folgten Alle der frommen Sitte treu der Leiche zur letzten Behausung.

Dampf kollerte die Erde in die Gruft und, als das Grab sich über seiner Beute schloss, fragten die Umstehenden, wer den Kaddisch beten werde.

„Er ist als mein Gast in meinem Hause gestorben“, sagte der Alte mit bebender Stimme, die die Hörer überraschte, „ohne Kinder zurückgelassen, es ist an mir, ihm diesen Liebesdienst zu erweisen. –“

Und so war der unglückliche Mann nach einem wirren und irren Leben, in dem er krank, ohne Liebe, ohne den Trost und die Hoffnung der Religion einsam dastand, ungekannt – ein Betrüger im Tode – in der heimatlichen Erde und mit ihm das Geheimnis seines Namens und seiner Geschichte eingebettet worden. Ein müder Vogel, den lange der Sturm herumgetrieben, kam er heimgeflattert, und dort, wo seine Wiege stand, wurde sein Grab geschaufelt. Die Mutter war ihm vorangegangen den Weg zur Ewigkeit, aber der Vater, die Geschwister, fromme Männer seines Volkes standen an seinem Sterbebett, seinen aufsteigenden Geist in Gebete zu hüllen. Geboren als Jude, starb er als solcher im Schoße der Gemeinde, die ihn hinausgeleitete in's Reich der Ruhe!

Der alte Mann aber ist seit dem Ereignisse in seinem Hause schweigend und trübsinnig geworden. Oft lässt er sich hinausführen auf den heiligen Ort, wo er leise an dem einsamen Grabe des Fremden betet.

Dies Grab steht allein abseits von den übrigen Hügeln, denn Niemand kannte Jenen, der darin ruhet, und Niemand lässt seine Toten hinlegen, ohne zu wissen, an wessen Seite sie den ewigen Schlaf schlafen sollen. Selten, wenn es der blinde Greis nicht tut, verirrt sich ein Besucher zum einsamen Grabe, einen Zweig oder eine Blume hinzulegen. Doch wird die Zeit endlich diese Entfernung aufheben und das brache Feld, welches das Grab von den Gräbern trennt, mit neuen Leichen besäen, denn der Tod zieht immer neue Furchen, senkt immer neue Saaten in die nimmer-satte Erde, die wie Gott Saturnus ihre eigenen Kinder verschlingt, ohne sie jemals wiederzugeben!

Die Juden¹

Die jüdische Religion beherrscht und regelt durch zahllose Gebote und Verbote das Leben ihrer Gläubigen bis in die kleinsten Äußerlichkeiten, und die Vorschriften des Talmuds, welche auf die unantastbare Erhaltung der durch die Diaspora gefährdeten mosaischen Religion abzielen, zwingen die Juden zu einer Lebensordnung und Lebensführung, die ihre Isolierung bewirken. In dieser Abgeschlossenheit, in dem engen kommunalen Zusammenhalten und Zusammenwirken aber liegt die wunderbare Widerstandskraft, welche Jahrhunderte schwerster Leiden und härtester Prüfungen überdauerte. Vorzugsweise gilt dies von den Juden in Polen und Russland, in Rumänien und Ungarn. Dort leben sie in großen kompakten Mengen, eine Welt für sich bildend, als Nation mit eigener Sprache, die sie aus ihrer früheren deutschen Heimat mitbrachten, und eigener aus dem XIV. Jahrhundert ererbten und zähe beibehaltenen, durch Verjähmung ihnen fast religiös ehrwürdig gewordenen Tracht. Merkwürdigerweise ist die allgemein bei den Juden in den slavischen Ländern im Gebrauch stehende Umgangssprache die eines Volkes, das ihnen die schwersten Leiden zufügte und die so rigoros gehütete Tracht dieselbe, die ihnen vor etwa einem halben Jahrtausend aufgezwungen wurde! Sie besteht bei Männern aus Schuhen und Strümpfen, kurzen unterhalb der Knie gebundenen Hosen, einem langen schwarzen Kaftan mit Gürtel, einem Samtkäppchen, das auch im Schlafe nicht abgelegt wird, auf dem Kopfe, der beim Ausgehen mit einer hohen Pelzmütze nach Perserart bedeckt wird. Über diesen Kleidern trägt man bei feierlichen Anlässen im Sommer einen schwarzseidenen Talar, im Winter einen Pelz. Die Frauen tragen über dem knappen Kleide eine Spitzenschürze, auf der Brust ein rotes, goldgesticktes Plastron aus Atlas oder Samt, um den Hals eine fältige Krause und auf dem kurzgeschorenen oder rasierten Haupte über färbiger Haube von tiefer Form eine Art Halbkronen aus Perlen und Edelsteinen. Diese ganze, bereits im Schwinden begriffene Tracht ist äußerst dezent und möglichst unkleidsam.

Was noch wesentlich dazu beitrug die polnischen Juden in einer mumienhaften Starrheit zu halten, waren die kulturellen Verhältnisse im Lande. Der gebildete Adel, der stets eine exzeptionelle Stellung einnahm, hielt sich fern; der slavische Bauer ist unwissend; der geringe Bürgerstand verhielt sich aus Gründen des Erwerbes und der Konkurrenz den Juden gegenüber feindlich, so dass diesen jede Anregung von außen wie jede innere Neigung fehlte, aus den zum Teile selbst gezogenen

¹ Aus: Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Galizien. Wien: Druck und Verlag der kaiserlich-königlichen Staatsdruckerei, 1898. S. 475–500.

Schranken herauszutreten. In fortwährendem Kampfe mit dem Leben ruhten sie in der Idealwelt, in der Familie und Synagoge aus, betrieben mit großem Eifer das Studium von Bibel und Talmud, ohne die Befreiung des Geistes von den engen Fesseln anzustreben, während sich andererseits die Regierungen um die geistige Hebung der Juden nicht viel zu kümmern pflegten. So war es bis zur Regierungszeit Kaiser Josef II. Dieser edle Herrscher war bestrebt, die unter seinem Scepter lebenden Juden aus ihrer Lethargie aufzurütteln und sie einem menschenwürdigen Dasein zuzuführen; doch scheiterten manche der bestgemeinten Maßregeln an der Macht der Verhältnisse und an der Zähigkeit, mit der die galizischen Juden an den Herkömmlichkeiten festhielten, so dass nur das erreicht wurde, was sich durch äußere Nötigung erreichen ließ. So wurden sie auch zur Annahme fester Familiennamen verhalten. Bis dahin machten sie sich durch Beisetzung des Namens des Vaters und zuweilen, zur genaueren Identifizierung, auch des Geburts- oder Wohnortes kenntlich; wie: Abraham ben Jakob Sassower, das heißt Abraham der Sohn Jakobs aus Sassow. Es war dies eine sehr unsichere Identität, da viele gleichen Namens im selben Orte lebten. Nach der kaiserlichen Verordnung sollten sich die Juden deutsche Namen beilegen; dies geschah zumeist durch Germanisierung der bisherigen Bezeichnung. Statt Ben-Jakob nannten sie sich nun Jakobsohn, Mendelsohn, Nathansohn; andere legten sich die Namen ihrer Geburtsstädte bei: Krakauer, Lemberger, Warschauer; noch andere ließen sich in ihrer Unbeholfenheit vom Conscriptionsbeamten ihm beliebige Namen beilegen, und so entstanden, je nach dessen Laune, Sympathie oder Antipathie die sehr verbreiteten Familiennamen Edelstein, Blumenthal, Saphir, Löwe, Ochs, Bär, Schaf, Langer, Kurzer. Die Regierung begann den Angelegenheiten der Juden und ihren Privatschulen einige Aufmerksamkeit zu widmen, ohne jedoch noch reformierend einzugreifen. Nach einem Berichte der aus Juden zusammengesetzten Judendirektion in Lemberg¹ gab es daselbst im Jahre 1782 52 Privatschulen unter Aufsicht des Rabbiners; allein dies waren keine Schulen im gewöhnlichen Sinne, sondern einigermaßen geordnetere, in vier Klassen eingeteilte Cheders für Bibel und Talmud, mit ungeprüften und ungenügend bezahlten Lehrern, ohne feste Bezüge. Das Schulgeld war ungleichmäßig, es zahlten bloß die Wohlhabenderen durchschnittlich im Halbjahre in der ersten Klasse 1 fl. 15 kr., in der zweiten 2 fl. 30 kr., in der dritten 4 fl. 30 kr. und in der vierten 8 fl. 30 kr. Außerdem bekamen die Lehrgehilfen jeden Tag in einem anderen Hause die Kost. Kinder armer Eltern, mittellose Waisenknaben, erhielten unentgeltlichen Unterricht, mitunter auch Verpflegung in den Talmud-Thoraschulen, die nur die untersten Klassen hatten. Die oberste Klasse wurde gewöhnlich bloß von solchen erwachsenen Jünglingen besucht, die sich dem Gelehrten- oder Rabbinerstande widmen wollten. Jede Klasse wurde drei Jahre hindurch besucht. Die Unterrichtssprache war überall die hebräische. Eine modernere Art der Volksbildung suchte die Regierung des Kaisers Josef II. durch die Verordnung zu erreichen, dass nur solchen Paaren eine Heiratskonsens

¹ Dessen Mitteilung ich der Freundlichkeit des Universitätsprofessors Herrn Regierungsrates v. Zieglauer verdanke.

erteilt werden dürfe, die eine Volksschule absolviert oder durch eine Prüfung beim Kreisamte ein gleichwertiges Wissen nachgewiesen hätten. Diese weise Maßregel fruchtete jedoch wenig. Zur Gültigkeit einer Ehe bei Juden genügt die Trauung durch wen immer in Gegenwart von Zeugen; die Anwesenheit eines Rabbiners ist durchaus nicht notwendig. So wird zumeist noch jetzt getraut und die galizischen Matrikelbücher strotzen infolge dessen von unehelichen Geburten, die jedoch nach jüdischer Auffassung vollkommen legitim sind. Und selbst jene, die eine auch nach staatlichem Rechte gültige Ehe eingehen wollten, ohne das vorschriftsmäßige Wissen im „Bne-Zion“, in der Rechtschreibung und in den vier Rechenpecies mitbringen zu können, ließen sich zumeist vor dem mit der Prüfung betrauten alten Kanzlisten oder Praktikanten vertreten, indem ein anderes, mit ihrem Namen zeitweilig belehntes Paar das Kapitel aus der Religionslehre für sie hersagte und eine dreistelige Multiplikation durchführte.

Die Erlösung musste von innen kommen und nur die Zeit konnte, unter mittelbarer Einwirkung des erleuchteten Moses Mendelssohn, in das geistige Ghetto der galizischen Juden Bresche legen. Erst gegen das zweite Viertel dieses Jahrhunderts begannen sich die Bergspitzen zu röten und der werdende Tag seine ersten Strahlen niederzusenden. Mutige und sich berufen fühlende Männer, die sich für ihre Mission im Stillen vorbereitet hatten, traten mit dem Lehrbuch in der Hand auf den Plan, den Exkommunikationen der Rabbiner und dem Halloh der finsternen Menge trotzend. Perls und Rappaport, Erter, Krochmal und Schorr begannen schrittweise das Werk der Reform und die erste, öffentliche, deutsch-israelitische Volksschule entstand in Tarnopol, später die jüdische Realschule in Brody, dann wurden, wenn auch in sehr langsamem Tempo, in anderen größeren Städten konfessionelle Schulen aus jüdisch-kommunalen Mitteln errichtet. Allein da diese Mittel sehr spärlich waren, konnte das Cheder nicht verdrängt werden, gegen welches erst in neuester Zeit die segensreichen Stiftungen des großen Philanthropen, des seinem Volke zu früh entrissenen Freiherrn Moritz v. Hirsch, den siegreichen Kampf aufnahmen, indem mit einer Dotation von elf Millionen Francs, die Baron Hirsch speziell zu diesem Zwecke widmete, bis jetzt 35 jüdische Volksschulen in Galizien errichtet und fünf schon vorhandene zum Zwecke der Vergrößerung subventioniert wurden.

Kaum aber begann es zu tagen, kaum begann man die alten Ruinen abzutragen, als sich die frischen Keime der Bildungs- und Lernbegierde der Juden zeigten. Nirgends finden sich so viele Autodidakten als eben unter den polnischen Juden und man staunt zuweilen, in dem einfachen, unscheinbaren Manne, der noch in seiner langen Kutte steckt und seine Stirnlocken trägt, ein selbstangeeignetes profundes Wissen zu finden, das er sich im Hause seiner bigotten Eltern, die jedes profane Studium verdammt, verstoßen, in späten Nachtstunden mühselig erworben! Natürlich ist es kein systematisches, schulmäßiges Wissen, das sich diese auf sich selbst angewiesenen jungen Leute aneignen, die, kaum des Lesens kundig, Schiller zur Hand nehmen, dessen wohlklingendes Pathos sie anheimelt, oder die philosophischen Schriften Mendelssohns und sogar Kants „Kritik der reinen Vernunft“ studieren. Aber die Söhne dieser Männer dürfen schon die Schule besuchen und einen

regelrechten Unterricht genießen! Das erste Buch, nach dem der Autodidakt greift, ist ausnahmslos ein deutsches, weil ihm diese Sprache vermöge des jüdisch-deutschen Idioms zugänglicher ist, überdies das Deutsche ihm Alles, was europäisch ist, Kultur, Kunst, Fortschritt bedeutet. In den Zeiten des Absolutismus und Zentralismus war ja die deutsche Sprache die Schul-, Staats- und Gesellschaftssprache. Erst die jüngere Generation beginnt, namentlich in den größeren Städten, sich dem Polentum zu assimilieren, ohne sich jedoch von deutscher Sprache und Bildung zu entfernen. Aber nicht die jungen Männer allein sind es, welche sich bilden und nationalisieren, Kunst und Wissenschaft mit Eifer und Erfolg pflegen und tatkräftig in die schwere Arbeit des Lebens eingreifen – auch der weibliche Teil rafft sich aus dem früheren lethargischen Zustande auf, um sich erwerbsfähig und unabhängig zu machen. In alten Zeiten hatten die jüdischen Mädchen nichts gelernt, als hebräisch lesen, beten und rituell kochen. Die sorgsamen Mütter hüteten die heranwachsenden Töchter innerhalb der vier Pfähle, und der Übergang von der Kindheit zu den ehelichen Pflichten, die schon im 15. oder 16. Lebensjahre einzutreten pflegten, war ein so rascher, dass das Mädchen auch sonst nichts lernen konnte. Jetzt, unter dem Einwirken des Zeitgeistes, der auch über Galizien aufstieg, begannen die Töchter den Söhnen nachzueifern, deutsch und polnisch, nähen, stricken und sticken und die Art des modernen Lebens zu lernen und zu lehren und während in früheren Zeiten die Mädchen aus dem Volke, unbeholfen und unselbstständig, sich frühzeitig in das Joch der Ehe einspannen ließen, verkümmerten und rasch verwelkten, findet man jetzt viele in unabhängiger Stellung, im Selbsterwerbe als Handarbeiterinnen, Erzieherinnen, Lehrerinnen und Verschleißerinnen, die erst im reiferen Alter, lebensklug und erfahren, mit einem selbstersparten Notpfennig in die Ehe treten.

Diese aus den Traditionen ihrer Väter getretenen, von der Kultur geschliffenen und aus den früheren Ghetti ins moderne Leben übersiedelten Juden, die auf gleichem Niveau mit ihren christlichen Landsleuten im Kampfe um das Dasein stehen und als Ärzte, Advokaten, Beamte, Techniker, Gutsbesitzer und Industrielle ihre Bedürfnisse erwerben, gehören nicht in den Rahmen unserer Schilderung, denn sie haben das Charakteristische des alten Judentums abgestreift, mit dem sie nur noch die Gemeinsamkeit der Abstammung, die Grundlehren des Glaubens und einige religiöse Gebräuche verbinden. Unser Bild schildert die große Mehrheit der galizischen Juden, die, wie fossile Überbleibsel alter Zeiten, in streng religiös-nationaler Abgeschlossenheit, nach Väterweise und frommer Tradition leben und die von Zeit und Geschichte, deren ferne Brandung sie kaum hören, nicht berührt werden.

Das öffentliche Leben des orthodoxen Juden beschränkt sich auf seine Kultusgemeinde, die ihm am nächsten geht, weil hier alle Fragen gelöst werden, die sein religiöses Gewissen berühren. Hier wird der Rabbiner gewählt, der Richter bestellt, der Schächter aufgenommen und der Vorbeter für die Gemeinde angestellt, die Synagoge und das Bad verwaltet, das im rituellen Leben des Juden und der jüdischen Frau eine große Bedeutung hat. Hier werden durch den selbstgewählten Vorstand die Kultussteuern umgelegt und eingehoben, die Matrikelbücher geführt und alle jene Funktionen, die in der Kommune sonst vom Vorstande und dem Pfarramts

durchgeführt werden, besorgt. Dem Vorstande anzugehören, ist eine große Auszeichnung, der Rabbinerposten ein Adelsbrief. Es ist der Ehrgeiz reicher Leute, ihre Kinder mit den Kindern von Rabbinern zu verheiraten, wenn sie auch mittellos sind. Es kommt auch häufig vor, dass wohlhabende Juden mit talmudischen Kenntnissen unentgeltlich den Posten eines Rabbiners bekleiden, um die Kinder besser versorgen zu können. An der Seite des Rabbiners, welcher das Gewissen und der geistliche Hirte der Kultusgemeinde ist, steht in hervorragender Stellung ein Adlatus, der „Religionsweiser“, ein Mann von vielem talmudischen Wissen und großer Religiosität, Theolog und Jurist zugleich. Er muss alle Bestimmungen, Entscheidungen und Judicate, welche in den 102 Traktaten der Mischna und Gemara, sowie im Gesetzeskompodium „Schulchen-Aruch“ enthalten sind, nebst den zahllosen Kommentaren genau kennen und sie auf alle Verhältnisse des Lebens, in denen man sich an ihn wendet, anwenden können. Er ist Richter und Geistlicher; er entscheidet kurz und endgültig über alle mündlich vorgebrachten rituellen Fragen und kommerzielle Streitigkeiten ohne viele Kosten, Schreibereien und Zeitvergeudung und diese Entscheidung wird von den Beteiligten respektiert. Seine Hand glättet den Unfrieden in der Ehe oder löst den Knoten; er schlichtet den Streit zwischen Geschäftsfreunden; er überwacht die Schächter und Fleischbänke, die Erzeugung des Osterbrottes, entscheidet über die Genießbarkeit von Nahrungsmitteln, bei denen rituelle Bedenken aufsteigen, und steht mit dem reichen Schatze seines Wissens jungen Ehefrauen in delikaten Fragen als Gewissensrat zur Seite. Ihm und dem Rabbiner steht bei wichtigen Entscheidungen ein Assessorenkollegium zur Seite, Alle gelehrt, Alle orthodox, Alle schlecht bezahlt.

Eine nicht ganz bedeutungslose Gemeindefigur ist der Synagogendiener, welcher bei allen traurigen oder freudigen Anlässen religiösen und rituellen Charakters funktioniert, gleich den türkischen Muezzins die Gläubigen zum Gebete ruft, den Eintritt des Sabbats verkündet, zur Beteiligung an den Leichenbegängnissen hervorragender Personen öffentlich aufruft, die Ordnung im Bethaus beaufsichtigt, die Gold- und Silbergeräte, sowie die Brokatportieren der Bundeslade aufbewahrt und die erforderlichen Anschaffungen besorgt.

Die in der Gemeinde, außer im Gottesdienste, herrschende Sprache ist der jüdisch-deutsche Jargon, eine Sprache mit eigener, sehr kurzer, von rechts nach links gehender Schrift, aber ohne regelmäßige Formenbildung und von willkürlicher Syntax, in welche viele hebräische, slavische und romanische Wörter, oft korrumpiert eingestreut sind und in der man altdeutsche Benennungen findet, die in der Umgangssprache nicht mehr gebräuchlich sind, wie: Schwäher für Schwiegervater, Seiger für Uhr, Lailach für Leintuch, Mad für Jungfrau, Schnur für Schwiegertochter. In manchen von Juden dichtbevölkerten Ortschaften, wie Brody, Kolomea, Tarnopol, bedienen sich sogar viele Christen in ihrem Verkehre mit den unteren Schichten der Juden dieser Sprache. Es gibt absolut keinen Juden, der nicht lesen und selten einen, der nicht schreiben könnte. Die gelehrten Talmudisten stehen in hohem Ansehen und bilden den Adel, zu dem die Geldaristokratie nicht hinreicht. Diese Männer, zu denen ihre frommen Glaubensgenossen in Verehrung em-

porblicken, enthalten sich in der Regel jeder geschäftlichen Tätigkeit, die sie vom Studium und Gebet ablenken würde, denen sie ihr Leben weihen und das größte Lob, das ihnen gesendet wird, ist, wenn man ihnen nachsagt, dass sie das zirkulierende Geld nicht kennen. Sie repräsentieren das alte Judentum in seiner Ursprünglichkeit, sie sind die Hüter und Wächter der vom Talmud aufgeworfenen Verhaue und Schutzgräben, die es vor fremder Berührung und Beeinflussung bewahren sollen; sie sind die Männer, die heute noch, wie ihre Vorfahren vor Jahrhunderten, für ihre Glaubenslehre den Scheiterhaufen besteigen würden. Das Gotteshaus ist ihre ganze Welt und in stiller Klausur wühlen sie unermüdlich in den Katakomben vorzeitlicher Weisheit nach ethischen, metaphysischen und kabalistischen Schätzen. Der Wechsel der Zeiten und Verhältnisse vollzieht sich außerhalb ihres Gesichtskreises; für die bescheidenen Bedürfnisse der Familie sorgt dann die Frau, mitunter die Gemeinde oder einzelne fromme Wohltäter.

Selbstverständlich führt nur ein kleiner Teil der jüdischen Bevölkerung Galiziens ein beschauliches, dem Talmudstudium und der Mystik geweihtes Leben. Die meisten suchen ihren Erwerb im Handel, im Handwerk, in der Bewirtschaftung gepachteter oder erworbener Felder, in der Ausrodung von Wäldern, als Gastwirte und Schänker oder auch als Faktoren auf Edelhöfen, wo sie die Geschäfte ihres Patrons besorgen, seine Käufe und Verkäufe vermitteln, Darlehen durchführen und eine oft durchs Leben dauernde Vertrauensstellung einnehmen. Moderne Phönizier, unternahmen die galizischen Juden schon in alten Zeiten, bevor noch die Eisenbahnen erfunden, als die Fahrstraßen noch im kläglichsten Zustande und unsicher waren, weite Reisen in Länder, die man allerdings jetzt in zwei bis drei Tagen erreicht, wohin man damals jedoch Wochen mühseliger Fahrten brauchte, um die Rohprodukte der Heimat, Felle, Wolle, Talg, Honig, Wachs, Roßhaare, Schweinsborsten und Rauchwaren zu verkaufen und westeuropäische Fabrikate einzuhandeln. Eine solche Reise war nicht nur schwierig und langwierig, sondern auch gefährvoll, erheischte viele Zurüstungen und einen karawanenweisen Aufbruch der in eigenen Wagen mit Bedienung reisenden Kaufleute, die zumeist große Summen baren Geldes mit sich führten. Diese Vorbereitungen pflegten längere Zeit in Anspruch zu nehmen. Die Hausfrauen sorgten für haltbaren Mundvorrat, da die Männer nicht überall rituell zubereitete Kost vorfanden, nähten die holländischen Dukaten in den weiten Leibrock, füllten kleine Fäßchen mit starkem Branntwein und süßem Meth, versahen das mitzuführende Bettzeug mit frischen Überzügen und ergänzten die freilich sehr primitive Garderobe, während die Männer sich um eine möglichst zahlreiche Reisegesellschaft und möglichst viele Kauf- und Verkaufsaufträge umsahen. Die Trennung von der Familie war, angesichts der Gefahren, denen man entgegenging, schwer und tränenreich, und gewöhnlich hinterließ der Mann seiner Frau einen nach rabbinischen Gesetzen abgefassten Scheidebrief, der es ihr gestattete, ohne langes Warten wieder zu heiraten, wenn der Gatte verschollen bleiben sollte, ohne dass sein Tod konstatiert werden könnte. Vom Segen der Rabbis begleitet, reisten dann die Kaufleute für Monate in die entlegene Fremde, blieben aber, wenn das Geschäft es forderte, wenn Kaufs- oder Verkaufsaufträge ihnen nach-

geschickt, neue Warensendungen an sie gemacht oder von ihnen gefordert wurden, wohl auch jahrelang weg, mittlerweile das Regiment im Geschäfte und in der Familie ihren Frauen überlassend. Es kam vor, dass während der langen Abwesenheit des Vaters die Kinder heranwuchsen und denselben kaum mehr kannten; dass er, von westlicher Kultur gestreift, bei seiner Rückkehr fremd im eigenen Hause war und dass das Leben hier, dem er entwöhnt geworden, nicht mehr seinen Anforderungen und seinen Anschauungen entsprach. Im alten Heim nicht mehr heimisch, pflegte er alsdann gerne ins freiwillige Exil zu gehen, um höchstens einmal zur Osterzeit oder zur Hochzeit eines Kindes auf wenige Tage wieder zu kommen.

Der Hauptstapelplatz des galizischen Handels war die hart an der Reichsgrenze gegen Russland gelegene, zum weitaus größeren Teile von Juden bewohnte Stadt Brody, welche auch in Würdigung ihrer hervorragenden Vermittlerrolle und zur Förderung des internationalen Verkehrs vom Kaiser Josef II. im Jahre 1779 ein Freihandelsprivilegium erhielt, das nach hundertjährigem Bestände, infolge Drängens der russischen Regierung und der Anfechtungen seitens der österreichischen Industriellen, welche sich durch diesen Freihandel verkürzt glaubten, aufgehoben wurde. Die größte Bedeutung hatte dies Privilegium und die Brodyer Vermittlung zur Zeit der napoleonischen Kontinentalsperre, da zu dieser Zeit jene großen Warenquantitäten, welche sonst den Seeweg zu nehmen pflegten, über Land gehen mussten. Dieser kolossale Verkehr, der Brody für viele Jahre eine hervorragende Stellung unter den bedeutenderen Handelsplätzen und einen großen Wohlstand verlieh, dauerte bis zum Zusammenbruche der napoleonischen Herrschaft, somit von 1806 bis 1814. Eine ähnlich günstige Periode für diese galizische Handelsstadt trat zur Zeit des Krimfeldzuges ein, wo sämtliche russische Häfen von den alliierten Westmächten blockiert waren und der Warenverkehr zwischen Russland, Österreich und Deutschland den Landweg über Brody nahm. Der durch die internationalen Handelsverbindungen bedingte Verkehr mit dem Auslande bewirkte, dass es in der jüdischen Bevölkerung dieser Stadt, namentlich seit dem Regierungsantritte Kaiser Josefs, allerdings nur allmählig, zuerst zu dämmern begann.

Trotzdem aber lagern noch tiefe Nebel in den Niederungen der jüdischen Bevölkerung Galiziens, in denen jeder Fortschritt ein Abweg ist und der Glaube den Aberglauben erzeugt. Noch immer werden am Bette der Wöchnerin, an den Türen, Fenstern und am Kamin ihrer Stube mystische Zettel angebracht, welche böse Geister, Hexen, Zauberer beschwören und von Mutter und Kind abhalten sollen; noch immer löscht man brennende Kohlen unter Formeln, um die Wirkungen eines Schreckens oder eines bösen Blickes aufzuheben; durchmisst mau die Friedhöfe mit Fäden, die dann als Dochte zu der Synagoge geweihten Kerzen verwendet werden, um eine Krankheit abzuwenden, belegt man einen mit dem Tode ringenden Menschen mit einem neuen Namen, um den ausgesandten Todesengel von der Spur seines Opfers abzulenken; ruft man auf den Gräbern die Fürsprache der Toten an, wenn eine Gefahr droht; kreydet man die Fassaden der Hauser, um einer grassierenden Seuche den Eintritt zu wehren und feiert eine Hochzeit auf dem Gottessacker, wenn die Epidemie, ungeachtet all dieser Mittel, noch immer nicht weichen

will. Sehr verbreitet ist der Glaube an die Wunderrabbis. Das sind nicht die an den Gemeinden wirkenden, offiziell bestellten und mit einem statutarisch bestimmten Wirkungskreis umgebenen Rabbiner, sondern Männer, die vermöge ihrer dynastischen Abkunft oder ihrer Frömmigkeit dafür gelten, in persönlichen Beziehungen zu Jehova zu stehen und durch ihre Fürbitte Wunder wirken zu können. Kranke, von den Ärzten aufgegeben, schleppen ihre siechen Leiber in die kleinen, entlegenen Orte, wo die Heiligen wohnen, um ihren Segen zu erleben. Blinde erwarten von ihnen ihr Augenlicht, Lahme den Gebrauch ihrer Glieder, unfruchtbare Ehen Nachkommenschaft, Kaufleute die Prosperität ihrer Unternehmungen. Jeder bringt eine Gabe und nimmt eine Hoffnung mit. Namentlich zur Zeit des jüdischen Neujahres und des Versöhnungstages finden förmliche Wallfahrten zu diesen Wundermännern statt, die nicht als Betrüger bezeichnet werden können, weil sie dem Hilfesuchenden nichts versprechen, als für ihn zu beten. Die Gläubigen, die zu den Wunderrabbis halten, gehören zumeist zu der Sekte Chassidim; fanatisch und wild wie die Derwische, tanzen, springen und schreien sie beim Beten ebenso und sind nicht minder intolerant; sie beten mehr und fasten mehr, als vorgeschrieben ist.

Einen diametralen Gegensatz zu diesen Hypertalmudisten bildet eine andere um 800 n. Ch. von Anan gegründete Sekte, die Karaiten, welche in der Krim zahlreich leben, in der Felsenfestung Sufat-Kalai ihren Hauptsitz haben, mit den Chazaren nach Polen kamen und sich in Halicz, welches in alter Zeit seinen eigenen Fürsten hatte, niederließen, wo sie Handwerke und Ackerbau treiben. Diese Sekte, ein kleiner Ast vom großen Judenstamme, verwirft vollständig die Vorschriften des Talmuds, befolgt dagegen mit noch größerer Genauigkeit, als selbst die frömmsten Rabbiniten, jene der Bibel, und zwar derart buchstäblich, dass dem Verbote, Samstag Feuer zu machen, dadurch entsprochen wird, dass sie weder Licht anzünden, noch selbst bei größter Kälte heizen, während die Rabbiniten im Gegenteile Freitag abends möglichst viele Kerzen anzünden und im Winter an Samstagen ganz besonders behaglich warm machen lassen. Auch bezüglich der Speisegesetze, der Fasten und der Feiertage halten sich die Karaiten bloß an die Bestimmungen der Bibel. Sie führen sonst das Leben des Landmannes, dessen Tracht sie auch tragen und von dem sie sich bloß durch größere Sauberkeit und den Bart unterscheiden. Untereinander sprechen sie tartarisch, sonst ruthenisch. Ihr Bethaus ist klein und einfach, ihr Leben streng sittenrein; niemals kommen sie mit den Landesgesetzen in Konflikt und ihres vorwurfsfreien Lebens wegen wurden sie in Russland von der Zarin Katharina II. und in Galizien von der Kaiserin Maria Theresia durch besondere Privilegien ausgezeichnet, an denen auch die späteren Regierungen nicht rüttelten; auch entgingen sie all den Verfolgungen, welche die anderen Juden so schwer trafen, und den Sondersteuern, mit denen diese belegt wurden.

Begleiten wir nun den Juden durch alle Phasen des Lebens bis dorthin, wo das ewig ungelöste Rätsel des menschlichen Daseins ruht.

Die Geburt eines Mädchens ist nur eine halbe Freude, wie überhaupt die Frau bloß als ein halber Mensch gilt; verrichtet doch jeder Jude jeden Morgen das Dankgebet, dass er nicht als Frau geboren! Großen Jubel dagegen ruft das Erscheinen

eines männlichen Sprößlings hervor, der da der Erbe des Namens, der Gottesfurcht des Vaters und der Förderer des Seelenheils der Eltern nach ihrem Tode sein soll. Große Vorbereitungen werden getroffen und zahlreiche Einladungen erlassen zu der acht Tage nach der Geburt stattfindenden Beschneidungsfeier. Dieselbe wird unter vielen Förmlichkeiten gemeinlich in der Synagoge von Juden durchgeführt, die sich die Eignung hiefür erworben haben und einen reinen Lebenswandel führen. Nach erfolgter Aufnahme in den Verband des Judentums erhält das Kind den Namen eines heimgegangenen Verwandten und wird durch den Vorbeter eingeseget. Zu Hause werden die Gäste und Gratulanten mit Süßigkeiten, Wein und Branntwein bewirtet und der Wöchnerin werden, ist sie wohlhabend, Delikatessen, ist sie arm, Geld oder Spezereien zugesendet.

Schon im zarten Alter, gewöhnlich im vierten Lebensjahre, werden die jüdischen Knaben in eine, allen Regeln der Pädagogik und der Hygiene hohnsprechende Lehranstalt – Cheder – geschickt, wo sie vom Lehrer und seinem Gehilfen – Behelfer – vom frühen Morgen bis zum späten Abend im Lesen der hebräischen Quadratschrift und im Beten unterrichtet werden. An diesem Unterrichte nehmen auch Mädchen teil, welche jedoch den Knaben nicht mehr folgen, wenn sie aus dem unteren in das höhere Cheder vorrücken, wo sie Unterricht in den Büchern Mosis und der Propheten erhalten, um dann die höchste Lehranstalt, das Talmud-Cheder, zu beziehen, wo sie meist bis zur frühen Hochzeit bleiben und manches lernen, das lieber der Vergessenheit anheim fallen sollte. Der Übertritt der unteren in die mittlere Kategorie, nämlich der Beginn des Bibelunterrichtes, wird solenn begangen. Für den betreffenden Samstag werden Verwandte und Bekannte eingeladen, den hoffnungsvollen Jungen zu hören, wie er, auf einem Tische stehend und mit einem goldgestickten Samtkäppchen bedeckt, die ersten Bibelworte „Zu Anfang schuf Gott Himmel und Erde“ in der Ursprache vorträgt. Jeder der Geladenen bringt irgend eine Gabe, Taschenuhren, Taschenmesser, Taschentücher, hebräische Bücher, kleine Eßbestecke, Münzen aus Silber und Gold und wird mit Süßigkeiten und Meth bewirtet. Auch die Lehrer werden beschenkt. Eine zweite ernstere Feier im Leben des Knaben ist die Konfirmation – das Bar-Mizwa – beim Eintritt in das 14. Jahr, von wo ab er allen religiösen Pflichten eines Erwachsenen unterliegt und bei allen religiösen Handlungen, zu denen die Anzahl von zehn Teilnehmern erforderlich ist, mitzählt, beten, fasten und an jedem Morgen die Tefilin anlegen muss. Tefilin oder Phylakterien sind Gebetriemen, an denen kleine, steife, lederne Würfel befestigt sind, welche auf Pergamentstreifen das mosaische Glaubensbekenntnis enthalten und während des Morgengebets – Samstag und Feiertag ausgenommen – auf der Stirne und am linken Arme befestigt werden. Der zum Jüngling gewordene Knabe wird zur Thora ausgerufen, vom Rabbiner eindringlich ermahnt, den Lehren Moses und den talmudischen Vorschriften treulich nachzukommen und von den zu einem Schmaus im Hause der Eltern geladenen Gästen beschenkt. Nun naht die Zeit, wo für den reifenden Jüngling eine Lebensgefährtin zu suchen ist. Glücklicherweise gibt es bei den Juden eine Institution, die auch anderweitig viele Nachahmung fand, den Schadchen. Dieser Heiratsvermittler führt genaue Verzeichnisse aller hei-

ratsfähigen jungen Leute im Orte und außerhalb desselben, das Alter, die Familie, Bildung, Vermögensverhältnisse und Ansprüche derselben enthaltend. Er ist ein gern gesehener Gast, wo erwachsene Mädchen blühen und reich an Vorschlägen, da er eine große Auswahl verschiedener Qualitäten in Vorrat hat. Er weiß den Eltern bestechende und einschmeichelnde Vorschläge zu machen, Schwierigkeiten zu überwinden, Bedenken zu besiegen, Verhandlungen mit diplomatischer Geschicklichkeit zu spinnen und so zwei Familien, die einander nicht kannten, in verwandtschaftliche Beziehungen zu bringen, wofür er ein dreiprozentiges Honorar von der beiderseitigen Mitgift bekommt. Zu einer solchen Verbindung wird in bigotten Häusern der Geschmack der jungen Leute fast niemals befragt, die oft erst nach der Abmachung von ihrer Verlobung erfahren, und doch sind die meisten Ehen glücklich, weil sie in sehr jungem Alter geschlossen werden, wo die Charaktere sich noch nicht kristallisiert haben und sich daher leicht assimilieren können. Für unglückliche Paare gibt es übrigens ein bequemes Ausfallstor: die Scheidung.

Das Hochzeitsfest wird gewöhnlich im Elternhause der Braut, die Trauung vor der Türe der Synagoge unter freiem Himmel begangen. Lebt das Brautpaar nicht im selben Orte, so findet die Hochzeit in einem auf halbem Wege gelegenen Wirtshause statt, wohin von beiden Seiten lange Leiterwagen die Gäste, Musik, Getränke und Mundvorräte bringen. Galizische Gasthäuser an der Landstraße sind nicht gerade Schweizer- oder Rhein-Hotels, genügen aber den bescheidenen Ansprüchen jener Menschen, die so wenig im Sonnenschein des Lebens zu wandeln gewöhnt sind, dass sie jeden lichten Moment im trüben Einerlei ihres Daseins wie ein Glück erhaschen. Der weitläufige hölzerne Bau zerfällt in zwei Hälften, die durch den ungedielten Korridor und den Stall von einander geschieden sind. Auf der einen Seite wohnen der Bräutigam mit den übrigen Männern der Hochzeitsgesellschaft, während die zweite Hälfte die Braut und den weiblichen Teil beherbergt. Ein wahrer Hexensabbath ist nun in diesen sonst stillen Räumen los; man schreit, flucht, zankt, singt, lacht, trinkt; Fuhrleute und Musikanten, bis zum Exzeß betrunken, erhöhen noch den betäubenden Lärm, den erst der Beginn der feierlichen Handlung zum Schweigen bringen kann. Alle anwesenden Frauen beschäftigen sich mit der jungen Braut und ihrer Hochzeitstoilette. Das Haar, welches später durch die Schere fallen soll, wird zum Zeichen der Unschuld mit weißer Seide durchflochten und mit Zuckermehl bestreut, welches eine süße Zukunft bedeuten soll. Mitten in der Stube sitzt die zu so ungewohnter Wichtigkeit erhobene, fast kindliche Braut, von einem geschäftigen, weiblichen Hof umgeben, gesenkten Blickes den Bräutigam erwartend. Dieser erscheint, von zwei Männern geleitet, in schwarzseidener Kutte, die Zobelmütze auf dem von zwei langen Locken gezierten Haupte und legt über das Gesicht der Braut eine breite, schwere Binde, auf dass sie von nun ab für andere Männer erblinde. Nach dieser Verschleierung – Bedecken – kehrt der Bräutigam in die Männerstube zurück, während die Frauen ihm unter Lachen Hopfen nachwerfen, als Sinnbild der Fruchtbarkeit. Nun wird ein Baldachin aufgerichtet, unter welchem der mit einem weißleinen Kittel bekleidete Bräutigam, nebst seinen zwei, brennende Wachskerzen haltenden Beiständen, Aufstellung nehmen. Wie die alten

Ägypter die Mumien ihrer Vorfahren zu ihren Festen mitzubringen pflegten, um im Jubelrausch an den Tod erinnert zu werden, so bekleiden sich die Juden bei ihren größten Feierlichkeiten und festlichsten Handlungen mit dem Totenkittel, der sie an die Vergänglichkeit irdischen Glückes mahnen soll. Der Vorbeter singt mit seinem Chor den Willkommgruß und die zwei Fackeltragenden holen in feierlichem Schritt die von zwei verheirateten Frauen geführte verschleierte Braut ein, um sie dem ihrer harrenden Bräutigam zuzuführen. Siebenmal umkreist die von den Beiständen geleitete Braut den zukünftigen Gatten, während der Chor jubelnde Weisen vorträgt. Dann wird es stille. Der Trauende – nach jüdischen Gesetzen kann es wer immer sein – übergibt dem jungen Manne einen goldenen Reifen und sagt ihm langsam, Silbe vor Silbe, die von dem Bräutigam während der Aussetzung des Ringes zu wiederholenden Worte vor: „Sei mir angetraut durch diesen Ring nach den Gesetzen Mosis und Israels!“ Es findet kein Austausch von Ringen, keine gegenseitige Versicherung ehelicher Treue statt. Die Frau wird durch den Ring erworben und der Mann hatte früher das Recht, in polygamischer Ehe zu leben, wenn seine Verhältnisse ihm dies gestatteten. Dieser Polygamie hat erst im 13. Jahrhundert der große Bann autoritativer Rabbiner ein Ende gemacht. Nun wird ein in aramäischer Sprache, nach unabänderlich fester Schablone verfasster Ehevertrag verlesen und dies juridisch wertlose Dokument der jungen Frau übergeben. Hierauf zerbricht der Bräutigam durch einen kräftigen Fußtritt einen kleinen Glaskelch, dessen Scherben abermals an die Hinfalligkeit menschlichen Glückes mahnen sollen, dann nippen die beiden jungen Gatten vom gesegneten Wein und die Zeremonie ist zu Ende. Das Paar, welches bis jetzt gefastet, zieht sich zu einem kurzen Imbiss zurück, während die Gäste bewirtet werden. Abends werden den Neuvermählten Geschenke überreicht, dann findet ein Festessen statt, bei dem ein Schalksnarr – Marschalik – die Gäste durch gereimte und ungereimte Zoten und pikante Späße im jüdischen Jargon unterhält. Am Tanze nehmen gewöhnlich bloß Frauen und Mädchen teil und wenn selbst Männer mittanzen, so geschieht es ohne Berührung der Tänzerin, die ihr Partner mittels eines Tuches führt, von welchem er den einen und sie den andern Zipfel hält. Die Bewegungen sind dezent, aber einförmig und gleichmäßig, wie die eines Perpendikels, dabei lärmt jedoch die Musik mit Pauke und Trompete, als sollten die Tanzenden die Erde zerstampfen.

Weniger zeremoniös hingegen wird die Lösung einer Ehe vollzogen, zu welcher der Mann allein berechtigt ist. Der nach einem feststehenden, unabänderlichen Texte geschriebene Scheidebrief kann vom Gatten persönlich oder auch durch einen Boten im Beisein zweier jüdischer Zeugen übergeben werden. Mit dem Momente der Übergabe ist die Ehe gelöst; der Mann kann sofort, die Frau nach drei Monaten wieder heiraten. Weigert sich die Gattin den Scheidebrief anzunehmen, so kann seine Beibringung auch durch List geschehen. In einem Briefe, einem Pakete, in der Tasche eines Kleides liegt das verhängnisvolle Dokument, sie greift arglos danach, die bestellten Zeugen rufen: „Du bist geschieden!“ Und es ist vollbracht! So war's wohl noch in jenen grauen Zeiten, als die Juden im eigenen Reiche das Leben der Orientalen lebten, die Frau nicht die Gefährtin, sondern fast die Leibeigene des

Mannes war, deren er sich, wie Abraham der Hagar, beliebig entledigen konnte. Freilich gilt diese Zeremonie nicht vor dem staatlichen Rechte, aber die Staatsgesetze leuchten nicht hinein in die untere Schichte des galizischen Judentums, wo die Überlieferungen und Anschauungen der Vorzeit noch mächtig herrschen, nach denen noch immer im Dämmer der Judengasse gelebt, geheiratet, geschieden und begraben wird.

Da der junge Mann keinen Erwerb erlernt, keine Studien als die des Talmuds gemacht und in so frühem Stadium des Lebens noch wenig für den schweren Kampf ums Dasein vorbereitet ist, so wird im Vorhinein von den beiderseitigen Eltern vereinbart, wie lange das junge Paar im Hause der einen, und wie lange im Hause der anderen beköstigt werden soll. Gewöhnlich bleiben die Neuvermählten ein oder zwei Jahre in voller Verpflegung bei den Eltern der Frau, dann ebensolange bei den Eltern des Mannes. Schließlich ist der Aufwand an Wohnung, Einrichtung und Kost nicht erheblich. In einen Winkel der Stube werden zwei Betten, zur Not ein Bett und ein hölzernes Sofa, eine Kommode untergebracht und der Raum mittels baumwollener Gardinen abgeteilt. Der Eßtisch steht mitten im Zimmer und ist allen Insassen desselben ebenso gemeinschaftlich wie der Kochherd und der Backofen. Erhält die Familie einen Zuwachs, so wird an der Decke ein eiserner Haken befestigt, daran an vier Schnüren ein Korb gehängt, in welchem der Sprößling einquartiert wird. Ein wahres Vogelnest in minder guter Lust. Um solche, für Massenquartiere eingerichtete Zimmer läuft gewöhnlich oben eine Galerie mit hölzerner Balustrade, darauf abermals, knapp unter der Decke, Schlafstellen, Tische, Sessel und Wiegen. Eine solche Wohnung, die an die Arche Noahs erinnert, kostet nicht viel; Beleuchtung und Beheizung sind gemeinschaftlich, wie das Elend ihrer Bewohner.

Bloß am Freitag Abend erglänzt eine solche Stube im Lichterglanz. Es ist gescheuert und geputzt worden; jede Familie hat je zwei Kerzen angezündet; die Suppe dampft, die würzigen Fische senden ihr scharfes Aroma in alle Winkel; das Fläschchen Branntwein, der Kelch Meth harren des Segens und notvergessen und sorgentlastet für die Dauer von 24 Stunden setzen sich die Familien der gemeinschaftlichen Stube zum heiteren Mahle, nachdem sie die ganze Woche unter schwerem Entbehren sich kaum satt gegessen, dann singt man Sabbathymnen, erzählt einander, so lange die Helle dauert, wunderbare Geschichten von Rabbis, welche Kranke geheilt, Krüppel hergestellt, böse Geister bezwungen, dem Höllenfürsten ein Opfer abgerungen und einen Einblick in die Herrlichkeit Gottes jenseits der Weltmauern gewonnen haben. Dann erlöschen nach und nach die Lichter, dann verglimmt der Sabbath selbst und der wochentägige Jammer peitscht diese armseligen Existenzen, wie bisher, durch die Irr- und Wirrwege des Lebens! Wie anders und glänzend sieht der Sabbath im Hause reicher Juden aus! Sämtliche Zimmer werden festlich erhellt, der Tisch mit Silbergeschirr gedeckt, der Wein flimmert im Krystallpokal, die Frauen tragen Seide und Geschmeide, die Männer Atlas und Zobel und hinter diesem Glanze lauert keine Sorge um den kommenden Tag. Aber sonderbar, dem frommen Juden ist jeder Neid fremd; er nimmt alles als eine göttliche Vorbestimmung, gegen

die sein Sinn sich nicht auflehnt, und schließlich ist ja nach seiner Lehre das Leben bloß ein kurzes Sterben und nachher sind ja alle gleich!

In der Tat gibt es im Tode keinen Unterschied durch Stand und Reichtum. Die Ausstattung ist für jeden die gleiche. Keine goldglänzenden Särge, keine Fahnen, keine Kränze, keine Musik, keine Equipagen und kein Schmaus. Kaum ist der letzte Seufzer verhaucht, so wird der Tote auf die bloße Diele gelegt, unter ihm einige Strohhalme, welche nach frommem Glauben den Körper wie spitze Lanzen stechen, denn je mehr er leidet, desto rascher gelangt die Seele ins Paradies. Zu Häupten der mit einem schwarzen Gewand bedeckten Leiche brennen drei Kerzen. Einige fromme Juden, die man deshalb Klausner nennt, weil sie ihr Leben in der Klausur zubringen, rezitieren Psalmen und Abschnitte aus der Mischna. Im Sterbehaus und in allen anstoßenden Häusern wird der Wasservorrat weggeschüttet, weil der Todesengel sein giftiges Schwert in demselben abgespült haben könnte. Die Juden betrachten es als Sünde, die Leiche länger als unbedingt notwendig unbeerdigt zu lassen, so dass ein Mensch, der morgens noch lebte, oft schon am selben Abend im Grabe ruht. Die Leiche wird gewaschen und mit einem weißleinenen Gewand bekleidet; andere Kleider bekommt sie nicht – die verheirateten Männer nur noch ihren Gebetmantel – auch keinen Sarg, denn nach dem Bibelsprüche: „Aus Staub bist du, zum Staube kehrst du zurück“ soll der Körper unmittelbar in die Erde gebettet werden. Die Begleitung einer Leiche ist eine gottgefällige Tat, besonders wenn sie einem gelehrten Manne gilt. Dem prunklosen Zuge gehen Leute mit klappernden Büchsen voran, welche mit dem hebräischen Rufe „Almosen wendet das Verderben ab!“ zu Gaben für fromme Bruderschaften und Wohltätigkeitsvereine auffordern. Den Friedhof bezeichnen die Juden mit „Heiliger Ort“, „Halle des Lebens“, „Haus der Ewigkeit“; dort tragen die nächsten männlichen Verwandten die Leiche zur Gruft, während Psalmen hergesagt werden. Die Aroniden, die Abkömmlinge des priesterlichen Stammes, dürfen den Gottesacker nicht betreten, weil sie dadurch verunreinigt würden; sie bleiben daher außerhalb der Umfassungsmauer zurück. Gemeinsame Gräber gibt es bei den Israeliten nicht; auch der ärmste bekommt eine eigene Ruhestätte, und kein Grab bleibt ohne Gedenkstein, wenn auch das Geld hiezu zusammengebettelt werden muss. In der Gruft erhält die Leiche als Kopfpolster ein Säckchen mit Erde aus Jerusalem, damit sie auf heimatlicher Erde ruhe, und Stäbchen in die Hände, damit sie, wenn der Weckruf ertönt, sich unterirdisch mit diesen Schaufeln nach dem heiligen Lande durcharbeite und dort auferstehe. Gegen Beschädigung durch Erdschollen werden die Augen mit kleinen Scherben bedeckt. Die nächsten Verwandten schaufeln die ersten Schollen in die Gruft; die Söhne verrichten ein Totengebet. Im Sterbezimmer brennt durch sieben Tage und Nächte am Fenster ein Lämpchen, daneben steht ein Glas Wasser und hängt ein Leinwandlappen. Das Licht leuchtet der entschwundenen Seele; das Wasser und die Leinwand dienen ihr zur Reinigung, wenn sie in den ersten Tagen nach ihrer Scheidung gewohnheitsmäßig die alte Stätte besucht. Den nächsten Angehörigen wird ein Schnitt in die Kleider gemacht, eine Zeremonie, welche das bei den alten Hebräern üblich gewesene Zerreißen der Kleider versinnbildlichen soll; dann setzen

sie sich ohne Fußbekleidung auf die Diele, essen ein mit Asche bestreutes Ei, lesen das Buch Hiob und empfangen vom dritten Tage ab Kondolenzbesuche, die jedoch, ohne Gruß beim Kommen und Gehen, schweigend dasitzen. Der erste Trauergrad dauert (bei Kindern) eine Woche, der zweite dreißig Tage, der dritte ein Jahr. Während elf Monaten sprechen die Söhne oder in Ermanglung derselben gedungene Leute dreimal täglich das Kadischgebet für die Seele der Verstorbenen; die Söhne dürfen an keinem Feste teilnehmen, tragen jedoch keine Trauer. Die Frauen tragen keinen Schmuck, ebenfalls keine Trauergewänder, sondern bloß eine schwarze lange Schürze. Das erste Kind, das in der Familie geboren wird, erhält den Namen des Verstorbenen, dem das Fortleben seines Namens im Jenseits Freude bereiten soll.

Mit einem zweitägigen feierlichen Gottesdienste tritt der Jude in sein, in die Monate September oder Oktober fallendes Neujahr ein. Schon einen Monat zuvor beginnen die religiösen Übungen. Der Glaube der Juden geht dahin, dass im Himmel ein genaues Verzeichnis über ihre Sünden und ihre Verdienste geführt, dass an den Neujahrstagen die Bilanz gezogen, am Versöhnungstage das Urteil gefällt und am siebenten Tage des Laubhüttenfestes der Spruch verkündet wird. In diesen schicksalsschweren Tagen wird über Wohl und Weh, Leben und Tod entschieden, und da nach der Lehre durch Reue, Buße und Almosen ein böses Verhängnis beschworen werden kann, so lässt sich ermessen, was angesichts dieser Entscheidung in dieser Richtung geleistet wird. Die Vormittage werden ganz dem Gebete gewidmet, auch ein Teil der Nachmittage und die Abende. Am zweiten Tage, nach dem Nachmittagsgottesdienste, begibt sich die Gemeinde an das Ufer eines fließenden Wassers, verrichtet ein Gebet und versenkt bildlich die Sünden durch Umwenden der Taschen, in welchen sich einige Brotkrumen befinden.

Zwischen den Neujahrstagen und dem Versöhnungstage liegen sieben dem Gebete und der Buße geweihte Tage. Die Angst beherrscht alle Welt, und selbst aufgeklärtere Juden respektieren den anbrechenden großen Tag. Bekannte und Verwandte bringen einander unter lautem Weinen ihre Wünsche dar. Feinde reichen sich zu kurzer Versöhnung untergegenseitiger Abbitte die Hände. Man vergibt sich alle im Laufe des Jahres erlittene Bosheit, Verleumdung und Verfolgung; man nimmt von einander Abschied, als ginge es in den Tod. Für sechsunddreißig Stunden sind die menschlichen Leidenschaften verabschiedet. Sämtliche Geschäfte sind geschlossen, die Wohnungen leer, die Gotteshäuser gefüllt. Zahlreiche riesige Wachskerzen flammen vor der Bundeslade. Frauen in hellen Kleidern, Männer im Sterbekittel, Folianten und Betmantel unter dem Arm, eilen barfüßig in die mit Heu bestreute Synagoge, über deren Eingängen der Engel mit dem Schwerte droht. Wie die Brandung eines an seine Ufer schlagenden Meeres tönt das kräftige Geschrei der in diesen gewölbten Räumen versammelten, zerknirschten Beter, die mit der Faust die sündige Brust zerarbeiten und unter schwerem Seufzen und Ächzen die Barmherzigkeit Gottes anrufen. Zuweilen erdröhnt vom Almemor, einer in der Mitte der Synagoge errichteten, für das Vorlesen der Thora bestimmten Estrade herab ein von kräftiger Hand mit einer kurzen Keule auf ein hartes Lederpolster geführter, donnerähnlicher Schlag, und Plötzlich sind die rollenden Stimmen zum Schweigen

gebracht; bloß einzelne schwerverhaltene Schmerzensschreie stören für Momente die eingetretene Stille, aus der die laute, weittragende Stimme des Vorbeters, der die gesamte Gemeinde andächtig lauscht, emporsteigt. Dann folgt der Chor und diesem wieder, in tausendstimmigem Aufschrei, die sich bäumende, wildbewegte, angsterfüllte, gnadeflehende Beterschaar. So wird bis in die späte Nacht gebetet und am frühen Morgen wieder begonnen. Manche bleiben bis dahin, die Nacht bei Psalmen und Gebeten durchwachend, im Gotteshause. Dies Fasten, Jammern und Beten dauert bis zum nächsten Abend, wo dann beim Aufsteigen der Sterne ein einziger, langgedehnter Posaunenschall das Ende des langen, martervollen Tages verkündet und die erschöpfte Menge, in einen letzten kräftigen Ruf „Gott ist einzig!“ ausbrechend und sich gegenseitig beglückwünschend, heimwallt, sündenrein und hoffnungsfreudig.

Fünf Tage darauf begeht man das neuntägige Laubhüttenfest, zur Erinnerung an das Zeltleben der Juden während ihrer vierzigjährigen Wanderschaft durch die Wüste. Alle Mahlzeiten dürfen nur in der geschmückten Laubhütte eingenommen werden und zur Erinnerung an das gelobte Land wird beim Morgengottesdienst ein Strauß aus Palmenzweigen, Myrthen und Cedern (Ethrogim) nach allen vier Weltgegenden geschüttelt. In das Laubhüttenfest fällt auch der große Hosianna-tag, an welchem das am Versöhnungstage gefasste himmlische Urteil endgültig da oben verkündigt wird. Noch im letzten Momente wird die Gnade Jehovas stürmisch angerufen: „Hosianna! Hosianna! Hilf! Hilf!“ Der Schluss dieser Feiertage ist der Jubeltag der Thora, aus der man an diesem Tage das letzte Kapitel verliert, um sofort mit der feierlichen Verlesung des ersten zum Anfang zurückzukehren. Die Jugend erhält Fähnchen, brennende Wachskerzen und rotwangige Äpfel; die Männer tanzen mit den geschmückten Thorarollen, singen, trinken und geben Freudenschüsse ab.

Diesem Feiertage folgt zu Anfang des Winters das siebentägige Makkabäerfest – Chanuka – zur Erinnerung an die wunderbaren Siege der Makkabäer über die Syrier und die Einnahme der Burg von Jerusalem 141 v. Chr. Der entweihte Tempel soll nach dem erfochtenen Siege mittelst eines unversiegbaren Krügleins heiligen Öles wieder geweiht worden sein; daher dies Fest von den Juden das Einweihungsfest genannt wird. Am ersten Abend zündet man ein Lämpchen an, und an jedem folgenden Abend um eins mehr bis zu sieben.

Das nächste Erinnerungsfest ist der Purim oder das Hamansfest, zur Feier der angeblich durch Mardochai und Esther bewirkten Errettung der durch den Einfluß Hamans im ganzen persischen Reiche der Vernichtung geweihten Juden. Am Vortage wird gefastet, eingedenk des Fastens Esthers. Am Vorabend verliert man in der Synagoge die Erzählung von der beabsichtigten Ermordung der Juden, von dem sieghaften Eintreten des schönen Mädchens bei König Ahasver zu Gunsten ihres Stammes, von dem Widerruf der dem Minister erteilten Vollmacht, von der Begnadigung der Juden, der Erhöhung Mardochais und der Hinrichtung Hamans und seiner Söhne. Am Purimtage wird diese Erzählung wiederholt und die armen Gemeindemitglieder werden beschenkt und gespeist. Auch die Wohlhabenden schi-

cken sich gegenseitig kleine Geschenke, Süßigkeiten und Weine zu; Abends finden heitere Spiele und Festessen statt.

Ein wahrhaft poetisch angehauchtes Fest bilden die achttägigen Osterfeiertage, welche an der Wende zwischen dem starren Winter und dem knospenden Frühling begangen werden, aber, wie die meisten jüdischen Feste, durch talmudische Gebote und Verbote streng umhegt und für die unbemittelten Klassen sehr drückend gemacht wurden. Nach dem Wortlaute der Bibel soll Ostern ein bloßes Erinnerungsfest an den Auszug aus Ägypten und an die Befreiung aus vierhundertjähriger Knechtschaft sein, dadurch begangen, dass man statt des Brotes ungegohrene Kuchen – Mazzoth – esse, eingedenk dessen, dass die Juden auf ihrer Flucht keine Zeit hatten, den Teig gähren zu lassen und sich nur mit rasch gebackenen Kuchen versorgen konnten. Die Autoren des Talmuds haben, eines kalendarischen Zweifels wegen, die sieben auf acht Tage ausgedehnt, während welcher der Genuß aller mehlhaltigen und einer Gährung unterliegenden Nahrungsmittel, sowie der Gebrauch jener Gefäße, die sonst in Benützung stehen, untersagt und speziell für Ostern eine besondere Koch- und Speiseeinrichtung erforderlich ist. Ja, es müssen alle vorrätigen Nahrungs- und Genußmittel, die nicht den Ostergesetzen entsprechen, wenn auch nur zum Scheine, mittels vorgeschriebenen Vertrages, bei sonstiger Ungenießbarkeit nach Ostern, an einen Andersgläubigen verkauft und am Rüsttage vor Ostern sämtliche Räume und Behälter durchsucht werden, ob sich nicht Brotkrumen vorfinden, die dann verbrannt werden. Infolge dieser rigorosen Verordnung muss ein frommer Jude, mag er noch so arm sein, viererlei Speise- und Kochgeschirre besitzen: zweierlei zu Fleischspeisen für gewöhnliche Zeiten und separat für Ostern, dann zweierlei zu Milchspeisen für gewöhnlich und für Ostern. Diese Ausgaben und die teurere Osterkost kann der Ärmere nur mit Hilfe der Wohlhabenden bestreiten. Es gibt auch Fonds dafür; in größeren Städten helfen die jüdischen Volksküchen nach.

Die Vorbereitungen zum Feste werden schon wochenlang zuvor getroffen. Man bäckt Osterbrode (Mazzoth), man zieht Wein aus Rosinen, man braut Meth, füttert Geflügel, tüncht die rußigen Zimmer, scheuert die lang verwehrlosten Diele, putzt die den Winter über verklebten, luftscheuen Fenster, lüftet die Betten, wäscht, reibt und hobelt Tische, Bänke und Schränke, bringt neue Töpfe, Teller und Gläser ins Haus, das mit Hilfe von Kelle und Bürste verjüngt wird. Der Arme tut sein Bestes; der Reiche holt sein Gold- und Silbergeräte, die kostbaren Vasen, das sorgfältig bewahrte Krystallglas und die Seidengewänder hervor; gilt es doch den königlichen Gast würdig zu empfangen, der im Frühlingsglanz herannaht. Heller Lichterglanz übergießt jeden Winkel der Wohnungen, heiterer Friede zieht auch ins sorgenschwerste Gemüt – gibt es doch auch in der ärmsten Hütte Nahrung für acht Tage, und soll doch die Befreiung aus einem noch schwereren und härteren Leben gefeiert werden!

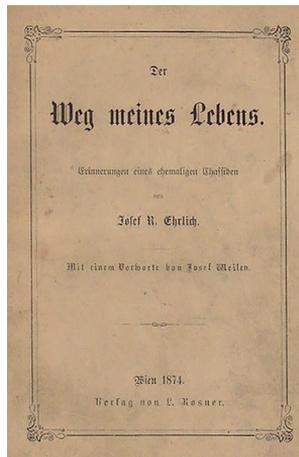
Auf schneelig gedeckter Tafel harren weingefüllte Pokale und die vor jeder unzeitigen Berührung sorgsam verdeckten Mazzoths des Segens des Hausherrn, den der festlich herausgeputzte weibliche Teil der Familie erwartet, um ihn mit einem

Hellen „Gut Jomtow!“ – fröhliche Feiertage – zu begrüßen. Langsam, feierlich, mit einer Synagogamelodie auf den Lippen, kehrt der Hausvater aus dem Gotteshaus zurück, zufrieden lächelnd beim Anblick der freundlichen Stube, des sauber gedeckten Tisches, des blinkenden Weines und der geputzten Frauengestalten. Prüfend umkreist er die Tafel, ob auch nichts vergessen wurde von all den vorgeschriebenen Sachen: der Weinkelch für den Propheten Elias, der ungesehen in jeder Osternacht erscheint und vom Weine nippt; das gebratene Ei und der gebratene Huhnflügel, welche das ehemalige Passahopfer vertreten; die bitteren Kräuter, die an das bittere Sklavenleben in Mizraim erinnern, die aus gestampften Äpfeln, Nüssen und Wein zubereiteten, lehmartigen Charosos, welche an die Ziegelfrohne der Juden in Ägypten mahnen sollen; die Schale mit Salzwasser, als Symbol des von den Juden auf ihrem Auszuge aus Mizraim trockenen Fußes durchschrittenen Meeres und endlich die drei auf blanker Platte unter seidener Decke ruhenden mit Israel-Levi-Kohan bezeichneten Mazzoths zur Erinnerung an die drei angeblich noch existierenden Stämme: Israeliten, Leviten, Aroniten. Dann zieht der Hausvater den weißen Kittel an, um auch heute an die Vergänglichkeit erinnert zu werden, und besteigt mit königlicher Miene den erhöhten Sitz an der oberen Seite des Tisches auf einem mit Polstern belegten Sofa, welches einen Thron darstellen soll; denn am Osterabend dünkt sich jeder Jude in seinem Hause ein König. In gehobener Stimmung beginnt die feierliche Handlung, nachdem das Oberhaupt den Segen über den Wein gesprochen. Auf die Frage des jüngsten Gliedes der Familie: „was eigentlich dieser Abend mit seinen außerordentlichen Zurüstungen bedeute?“, beginnt die Erzählung von der harten Sklaverei der Israeliten in Ägypten, vom Eintreten der Brüder Moses und Aron für ihre Befreiung, von den Wundern, die sie verrichteten, von den Heimsuchungen Pharaos, von dem Auszuge aus dem Lande der Knechtschaft, dem Übergange über das Rote Meer, das sich zu beiden Seiten staute, um dem Volke Israel trockenen Durchzug zu gestatten, und von der Vernichtung der nachfolgenden Mizraïten. Die Erzählung zerfällt in zwei Teile; zwischen dem einen und dem andern wird das traditionelle Nachtmahl eingenommen. Der zweite Teil der Darstellung schließt mit dem eigenartigen Poem der göttlichen Vergeltung: Die Katze fraß das Lämmchen – der Hund die Katze – der Stock erschlug den Hund – das Feuer verzehrte den Stock – das Wasser das Feuer – der Ochs sog das Wasser aus – der Schlächter schlachtete den Ochsen – der Todesengel tötete den Schlächter – „da kam Gott und tötete den Todesengel, der den Schlächter tötete, der den Stier geschlachtet, welcher das Wasser trank, das das Feuer löschte, welches den Stock verbrannte, der den Hund erschlug, der die Katze zerbiss, die das Lämmchen fraß“.

Neunundvierzig Tage nach dem ersten Ostertage, die in den Synagogen allabendlich laut gezählt und verkündet werden, findet das zweitägige Wochenfest oder Pfingsten statt; das Fest der Offenbarung auf dem Berge Sinai, wo Jehova seinem Knechte Moses, zwischen Wolken, Blitz und Donner, die zehn Gebote, die Grundlage menschlicher Satzungen und die Anfänge der Zivilisation, offenbarte. Synagoge und Wohnung werden mit Laub und Blumen geschmückt und der sprießende Sommer gießt über Natur und Menschen seine heitersten Tinten.

Eine trübe Gedächtnisfeier gegen Ende des Jahres ist jene der Tempelzerstörung (70 n. Chr.). Mit Beginn des Monats Ab enthalten sich die Juden des Fleischgenusses; die Frauen legen ihr Geschmeide ab; es wird keine Hochzeit gefeiert, kein Fest begangen, kein neues Gewand angelegt und der neunte Tag des Monats, das ist der eigentliche Tag, an welchem der Tempel, die Herrlichkeit und die nationale Selbständigkeit der Juden wohl für immer zerstört wurden, unter Fasten, Trauern und Beten der auf der Erde kauernenden Gemeinde verbracht.

Dies ist das Leben der Juden in Galizien mit ihren Leiden und Freuden, ihrem Glauben und Aberglauben, ihren Bräuchen und Missbräuchen; das Leben der bigotten Durchschnittsmenschen, gleichweit entfernt von jenen Exaltados, die wie die Derwische in Verzückungen geraten, beim Gebete sich die Glieder verrenken und zwischen Fasten und Büßungen hinwelken, ohne in Gottes schöner Welt je eine Blume zu pflücken, wie von jenen Indifferenten, die nur noch lose an dem ererbten Glauben hängend, sich ihren christlichen Mitbürgern zu assimilieren suchen. Unserem Juden begegnet man zu Hunderttausenden in allen Teilen Galiziens, an den Ufern der Weichsel und des Dniestr, auf den Höhen der Karpathen, sowie in den Ebenen Podoliens, wie er wohl auch noch nach Jahrhunderten angetroffen werden dürfte; denn das ist eben das Charakteristische dieses Volkes, dass es mit zäher Ausdauer unentwegt an den Überlieferungen der Vorfahren festhält, die ihm heiliger sind, je älter sie geworden!



Josef Ruben Ehrlich

Josef Ruben Ehrlich wurde am 27. Dezember 1842 in Brody (Galizien), in einer armen und frommen Familie geboren. Kurz vor seiner Geburt starben während einer Cholera-Epidemie sein Vater und seine älteren Geschwister und seine Mutter erblindete. Schon im Kindesalter wurde Josef mit der Erziehung des chassidischen Schuhmachers Samuel Wolfstein und seiner Frau Freidele betraut, doch als er heranwuchs, teilte er die Frömmigkeit der Chassidim nicht mehr. Er wurde zuerst in einer Chederschule (traditionelle Grundschule der Juden) und dann in einer polnischen Schule mit deutscher Sprache erzogen.

Trotz fehlender Bildung und Ressourcen verließ er nach dem großen Brand von Brody die Stadt und ging 1861 nach Wien, wo er als Autodidakt philosophische Studien trieb. Es ist bekannt, dass er sich für die Natur und insbesondere für die Astronomie, für christliche Philosophie und Mystik interessierte. Seinen Lebensunterhalt verdiente er sich mit Unterrichtsstunden und dem Verfassen von zahlreichen Feuilletons und Artikeln für mehrere deutschsprachige Wiener Zeitungen, darunter die *Wiener Allgemeine Zeitung* und die *Wiener Zeitung*. Neben Beiträgen zur Naturwissenschaft und Astronomie veröffentlichte er Trauerspiele, Komödien sowie Essays, Fabeln und Aphorismen.

Er arbeitete auch in der Hofbibliothek (heute Österreichische Nationalbibliothek in Wien) und lernte dort den österreichischen Schriftsteller Josef Weilen (1828–1889) kennen. Dank seiner Unterstützung veröffentlichte Ehrlich 1874 seine Kindheitserinnerungen in Brody unter dem Titel *Der Weg meines Lebens. Erinne-*

rungen des ehemaligen Chassiden, ein Buch, das typische Laufbahn eines jungen Juden aus einem frommen, armen Milieu schildert. Später lebte er zurückgezogen in Vöslau bei Wien, widmete sich vor allem als Dichter und schrieb die Dramen *Jacobus Ortis* (1870) und *Cato der Weise* (1898), ferner *Fabeln und Aphorismen* (1876) sowie die Essayfolge *Der Humor Shakespeares* (1882). „Er ist ein typisches Beispiel eines galizischen Autodidakten, der weder literarisch noch wissenschaftlich zur Professionalität gelangen konnte und ein Sonderling blieb, da er weder unter den Juden noch unter den Christen Fuß fassen konnte.“¹ Als Literat schuf Ehrlich Werke verschiedener Genres, die aber keine größere Anerkennung fanden.

1897 heiratete er Ernestine Popper (1863–1944), eine Kunsthändlerin, die das Judentum verließ und nach ihrer katholischen Taufe den Namen Maria annahm. 1943 wurde sie wegen ihrer jüdischen Herkunft und antideutscher Äußerungen verhaftet, nach München gebracht und dort hingerichtet. Die Ehe blieb kinderlos.

Josef Ehrlich starb am 26. Dezember 1899 in Wien und wurde zwei Tage später in der katholischen Abteilung des Wiener Zentralfriedhofs beigesetzt.

Werke (Auswahl): *Der Weg meines Lebens. Erinnerungen eines ehemaligen Chassiden. Mit einem Vorworte von Josef Weilen* (1874); *Jacobus Ortis. Trauerspiel* (1870); *Fabeln und Aphorismen* (1876); *Der Humor Shakespeares. Vortrag, gehalten im Vereine der Literaturfreunde in Wien* (1878); *Cato der Weise. Lustspiel* (1898).

¹ Kłańska, Maria: Die deutschsprachige Literatur Galiziens und der Bukowina von 1772 bis 1945, in: *Deutsche Geschichte im Osten Europas. Galizien, Bukowina, Moldau* / hrsg. von Isabel Röskau-Rydel. Berlin: Siedler Verlag, 1999. S. 402–403.

Der Weg meines Lebens. Erinnerungen eines ehemaligen Chassiden¹

I.

Mein Geburtsort ist Brody, eine freie Handelsstadt an der russischen Grenze Galiziens. Meinen Vater kannte ich nicht, denn er starb vor meiner Geburt. Das aber weiß ich, dass er im Talmud Unterricht erteilte und Vorleser der Thora in einem ansehnlichen Bethause war. Er lebte mit meiner Mutter, die er als Witwe geheiratet hatte, in friedlicher Ehe, denn sie war fromm und gefällig gegen Jedermann. Sie war auch wegen ihrer Schönheit und Klugheit sehr beliebt und da sie sich auf die Werthschätzung von Perlen, einem wesentlichen hauptschmuck des weiblichen Geschlechtes, vorzüglich verstand, so fand sie auch in vielen Häusern eine vorteilhafte Verwendung ihrer Kenntnisse und vermehrte nicht um ein Geringes das wöchentliche einkommen ihres Gatten. So lebten denn meine Eltern unter sehr günstigen Verhältnissen, zeugten auch blühende Söhne und Töchter und hatten nur noch einen Wunsch, dass ihnen ihr Wohlstand erhalten werden möge.

Leider aber waltet über Brody ein Verhängnis, das von Zeit zu Zeit so lebensfeindlich auftritt, dass die Bewohner der Stadt sich nie eines bleibenden Glückes erfreuen können. So z. B. bricht regelmäßig in jedem Jahrzehnte ein furchtbarer Brand aus, der die ganze Stadt samt den angrenzenden Vororten einäschert, und nichts als Trümmer den Unglücklichen zurücklässt. Starke Regengüsse machen aber dann selbst diese unbewohnbar und die Unglücklichen elender. Dazu werden Krankheiten heraufbeschworen, die kein Arzt heilen kann. Heftiger aber als Alles pflegte dereinst in Brody die Seuche zu wüten und raffte dahin, was die Elemente verschont. So sind alle meine Geschwister, zwölf an der Zahl, an der Seuche gestorben. Glied für Glied wurden sie meinen Eltern entrissen; keines von ihnen hatte das vierzehnte Lebensjahr überschritten, bis auf die Schwester Zipora, die in ihrer vollsten Blüte gestanden. Aber auch mein Vater fiel als Opfer der verzehrenden Pest, schnell, unerwartet, unvorhergesehen. Nun stand meine Mutter da, vom gewaltigen Pfeil des stummen Schmerzes durchbohrt, wenn auch jener der Seuche sie verschonte. Doch hielt sie noch ihr einziger Trost, Zipora, empor und gab ihr neuen Lebensmut. Alleindrei Tage nach dem Verluste ihres Gattentrug sie auch diese zu Grabe, und hier an ihrem Leichensteine weinte sie sich, ach, die Augen hinweg, die perlenkundigen Augen – sie wurde für immer des Lichtes beraubt, Finsternis

¹ Aus: Ehrlich, Josef Ruben: Der Weg meines Lebens. Erinnerungen eines ehemaligen Chassiden / mit einem Vorworte von Josef Weilen. Wien: Verlag von L. Rosner, 1874. S. V–X.

umnachtet sie bis auf den heutigen Tag. Also ward auch ihr eigener Leib, wie bei Hiob ergriffen, ihr ganzes Wesen war nunmehr eine Schmerzens-Empfindung, und gerade um diese Zeit wurde sie noch einmal berufen, Mutter zu werden, noch einmal mit gewaltigen Banden aus Hiersein gekettet, ihrem Schoße sollte sich noch ein letzter Spross entwinden; dieser Spross war ich – so kam ich zur Welt.

Tage und Wochen vergingen, und die Mutter vergaß ihr früheres Unglück. Da sie Augenlicht verloren hatte, mich also dem Gesichte nach nicht kannte, so fühlte sie sich einseitig nur im Genuss ihrer Liebe befriedigt und wurde desto besorgter und unruhiger um mich. Die Pflege und Wartung, die ich als Säugling erforderte, konnte sie selbst mir nicht angedeihen lassen. Sie vermochte aber auch nicht mir eine Wärterin aufzunehmen, denn durch den Verlust ihres besten Sinnes war sie ja um ihren kleinen Erwerbszweig gekommen. Was also war zu tun? Nichts, wenn nicht die Vorsehung Anstalten getroffen hätte, der augenblicklichen Not zu steuern.

In unsere Nachbarschaft wohnte ein reicher Jude, Namens David Posner; er war fromm und überaus wohlthätig, nicht minder aber seine Gattin Rosele, denn was er an den Männern, das hat sie an ihrem Geschlechte getan. Rosele kannte meine Mutter und gedachte oft ihrer mit mancherlei Wohltat. Nun erfuhr sie von ihrer trostlosen Lage und sann auf Mittel, wie ihr am besten geholfen werden könnte. Sie bestellte eine gewisse Freide, die Gattin des bürgerlichen Schusters, Samuel und zahlte ihr einige „Zwanziger“ die Woche, damit sie mich in die Pflege nehme. Ich musste aber bei der Mutter säugen, denn Freide führte mit ihrem Manne eine kinderlose Ehe. – So vergingen zwei Jahre, in denen ich die beste Behandlung genossen. Nun gefiel es dem Himmel, dass sich das Schicksal meiner Kindheit ganz eigenartig gestaltete. Meister Samuel, ein urwüchsiger Orthodoxe, der zwar seine acht Jahre beim Militär zugebracht, aber endlich doch unverdorben zu seinem Gotte zurückgekehrt war, gewann mich lieb. Da er keine Kinder hatte und sein langer Bart bereits zu grauen anfang, beschloss er, unentgeltlich mich als Kadysch zu erziehen, d. i. als solchen, der nach seinem Tode im Bethause den Tag seines Ablebens durch lautes Hersagen eines Spruches feiern sollte. In der Tat, Samuel nahm mich öffentlich an Kindesstatt an, nur sprach er dabei eine Bedingung aus, in welche meine Mutter unter vielem Kraftaufwand der Gelbüberwindung endlich eingegangen war. Ich solle nämlich derart von ihm erzogen werden, dass ich „Vater“, seine Gattin „Mutter“, meine Mutter aber nur beim Namen „Gütele“ nennen soll. – So war es auch beschlossen, und nun beginnt erst die Geschichte meines Lebens.

Meister Samuel gab mir die erste Erziehung, wie sie freilich nur seinen Anschauungen entsprechen konnte. Er war ein Orthodoxe aus der Jolles-Sekte und ein besonderer Höfling des Belser Rabbi, dem er alljährlich zum Versöhnungstage ein paar Pantoffel eigenhändig verfertigte, in welchen der Gepriesene seine Gebete vorzutragen pflegte. Bei all seiner Frömmigkeit hatte er aber weder Verhältnis für den Talmud noch überhaupt einige Kenntnis der heiligen Schrift. Sein ganzes Wissen beschränkte sich auf eine Sammlung von Anekdoten und Historien, die er hie und da dem Munde gesprächiger Chassidim abgelauscht hatte. Freilich galt er selbst bei seinen Glaubensgenossen als ein Unwissender, den man im Streite talmudischer

Sachen nie zu Rate ziehen konnte, aber durch seinen überaus großen Wahltätigkeitssinn erwarb er sich in der Jolles-Gemeinde eine Achtung, die ihn für manche Misshelligkeiten genugsam zu entschädigen vermochte. Seine Soldatennatur, die er in der österreichischen Armee als immerwährender Gemeiner auf das Vollkommenste ausgebildet hatte, gab seinem Wesen ein Gepräge männlicher Haltung, wie man sie unter den Chassidim selten oder gar nicht findet, und da er sich seit seiner Rückkehr in die Heimat Bart und Schläfenlocken bis an den Gürtel wachsen ließ, so flößte überhaupt seine Erscheinung etwas Ehrfurchtsvolles und Gebieterisches ein, worauf er sich natürlich nichts Geringes einzubilden erlaubte.

Dieser seltsame Mann besaß auch in den Zeiten seines Wohlstandes ein kleines, ebenerdiges Haus, welches gegenüber dem Jolles-Bethause stand, und dessen Giebel trug ein prächtiges Schild, worauf ein Stiefel gemalt war. Das Innere des Hauses bestand aus zwei Gemächern, wovon das kleinere die eigentliche Wohnung und das größere, lichtere die Werkstatt bildete, in welcher ruthenische Gesellen, alte Militär-Genossen gearbeitet hatten. Nur an Sabbat- und Feiertagen wurde auch diese als Wohnung benutzt, nachdem am Vorabende alle Gerätschaften der Werkstatt entfernt worden waren. Mehrere Chassidim wurden dann für den Abend zu Tische geladen, und da erschallte es von Liedern und Gebeten, wie sie nur die gut zubereiteten Fische der Kehle entlocken konnten. Und da saß ich auf dem Schoße der andächtig in die Lichter hinsinnenden Freide und schaute mit Vergaffen in den offenen Mund der Sänger. Samuel aber schaute dabei sinnig auf mich, neigte mehrmals sein Haupt an mich, lenkte so meine Augen in die Seinen und wir lächelten freundlich uns an. Doch durfte die Mutter, obschon sie am Sabbate bei uns gepreist, am hellerleuchteten Tische nicht sitzen, damit nicht etwa ihre stete Nähe und Zärtlichkeit mich um die Neigung bringe, die ich dem Samuel erwiesen hatte. So saß sie fern am Ofen, einsam im Dunkeln mit geschlossenen Augen, aß die schnell verabreichte Speise, aß sie mit Tränen und Herzenskummer und durfte nicht klagen, durfte nicht murren. O hätte sie nur mich gesehen! Ach, die Seligkeit, welche eine Mutter in dem Lächeln ihres Kindes findet, der beglückende Genuss, in dessen heitern Augen sich zu spiegeln, war ihr für immer versagt. Und zu ihrem noch größern Schmerze merkte sie, dass ich ihr Misstrauen zeigte, denn wenn sie zumal mit offenen Armen mich an ihre Brust gerufen, da wendete ich mich schnell zurück, fester meine Freide umhalsend, und schrie die Arme hinweg. Freide lachte zwar herzlich darüber, mit ihr Samuel; meine Mutter aber ließ die Arme sinken, seufzte auf in ihrer Qual und tappte mit bebenden Lippen nach der nahen, hölzernen Türe.

II.

Kaum, dass ich ohne Nachhilfe auf der Erde hinwackeln konnte, machte mich auch schon Samuel mit den Räumen des Jolles-Bethauses bekannt. An einem schönen Sabbat-Nachmittage, als die Chassidim daselbst zu geistigen Unterhaltungen und Plaudereien bereits zusammengekommen waren, nahm mich Meister Samuel auf den rechten Arm, trug mich in das genannte Bethaus, stellte mich auf den Tisch, dass mich alle sehen konnten, nannte mich laut seinen künftigen Kadysch

und meinte, dass in der ganzen Jolles-Gemeinde kein Unternehmen dem seinigen gleiche, dass so gott- und selbstgefällig zugleich wäre. Samuel aber war ein Mensch, dessen Ansichten zwar von keinem Fremden, und sei er auch wer immer, aber von einem Jolles-Genossen leicht erschüttert werden konnten. Ganz betroffen war er daher, als einige in ihm den Gedanken erweckten, es könnte vielleicht aus mir ein Epikuräer werden und, sintemal er nicht mein Vater ist, könnte ich späterhin, meine wirkliche Mutter erkennend, ihm abtrünnig werden und dafür meinem verstorbenen Vater ein treuer „Kadysch“ werden, denn die Verstorbenen „mühen“ sich gewöhnlich im Grabe, ihr Andenken in den zurückgebliebenen Kindern zu retten und seien immer eifersüchtig auf die Pflege-Eltern. Auch behauptete die Bibel, dass des Menschen Herz böse sei von Jugend auf... Ganz verzweifelt stand Samuel da, umso mehr, da man ihm mit dem Talmud und der heiligen Schrift, Dinge, die er nicht kannte, aber wie ein Orakel ehrfürchtete, zu beweisen suchte, dass die gehegten Ahnungen leicht eintreffen könnten. Sei es, sprachen sie, die Undankbarkeit, der Grundzug der menschlichen Natur, sei es die Eifersucht der Verstorbenen, immerhin könne er einmal sich bitter enttäuscht sehen usw.

Je mehr er schwieg, desto mehr ereiferten sich die prophezeiungslustigen Chassidim und fanden hierin eine geheime Genugtuung für seine frühere Behauptung, es sei kein Unternehmen in der ganzen Gemeinde, das so gott- und selbstgefällig zugleich wäre, als das seinige. – Eingeschüchtert nahm er mich sodann wieder auf den Arm, trug mich zum schweren Vorhang der Bundeslade, damit ich ihn küsse, und sah mir dabei tiefsinnig auf den Mund. Indem er sich nun mit mir so zwischen den Bänken durchgewunden hatte, versicherte er der ganzen Versammlung, dass er gleich morgen eine Reise zum Belser-Rabbi machen werde, um von ihm Aufschluss über meine Zukunft zu erhalten. Die Chassidim, um sich nicht mit ihm zu verfeinden, ermunterten ihn auch zu diesem Schritte und fügten wohlmeinend hinzu, er solle ohne mich hingehen, denn der „Belser“ segne kleine Kinder wirksamer aus der Ferne. Nachdem er bereits im Fortgehen die Türe hinter geschlossen hatte, lachten die Meisten über ihn.

In der Tat rüstete er sich schon mit des nächsten Tages frühem Anbruch zur Abreise nach Bels. Und damit die Handlung andächtiger vollzogen werde, beschloss er den langen Weg von zwölf Meilen zu Fuß zurückzulegen. Also wanderte Meister Samuel, kundig des Weges, über Hügel und Ebenen und erreichte erst nach einigen Tagen zur Zeit der Abenddämmerung jenen Wald, dessen Lage und Beschaffenheit ihn an die wirkliche Nähe von Bels erinnerten. Hier rastete er, erwog in der Seele noch einmal den ganzen Umfang seiner Angelegenheit, gürtete sich besser, entstäubte seine Gewänder, kämmte mit den Fingern Bart und Locken hervor und schritt mit klopfendem Herzen dem gottesfürchtigen Städtchen zu.

Aber auf den geräumigen Plätzen des Städtchens standen mehrere Gruppen Chassidim und begrüßten den Neumond mit emporgerichteten Häuptionen. Laut rief einer zum Andern gewendet: „Friede mit euch! Friede mit euch!“ und schaukelnd bewegte sich hitzig die Menge. Auch Samuel ließ seine Stimme erschallen und mengte sich eifrig unter die Beter. Da aber dieser Ausruf (Scholem alechem) auch

als Bewillkommungsformel für Fremde gilt, so glaubte er hierin ein besonderes Zeichen Jehova's zu sehen und empfand darüber ein inniges Vergnügen. Nachdem der Sturm des Neumond-Gebetes sich gelegt hatte und die Chassidim auseinander gegangen waren, fasste Samuel ein Herz und näherte sich erwartungsvoll den Pfosten des thronenden Schicksalverkünders.

Da Samuel ein Stammgast des Belser-Rabbi war, so hatte er auch das Recht, bei ihm einzukehren und die Zeit über sich seiner Gastfreundschaft zu erfreuen. Noch an demselben Abend wurde er vorgelassen. Der Rabbi saß bereits mit offenem Kafftan vor zwei schönbrennenden Lichtern, trug eine silberne, spitze Kappe, die bloß den hintern Teil des Hauptes deckte, und Stirn und Scheitel erstrahlten weithin. So sah er denn Samuel kommen, dicht an sich treten und reichte ihm warm die „Friedenshand“. Aber gleich darauf begann Jener, statt seine Sache vorzubringen, heftig zu weinen und verhüllte mit dem Tuch sein Gesicht. Schnell erhob sich der greise Rabbi und sprach die mitleidserfüllten Worte: „Setze dich nur, Samuel; sag, ist dir ein Unglück begegnet, oder steht dir ein Unglück bevor, dass darüber dein Herz von schwerem Kummer bedrängt wird? Hilfe leiste ich dir gerne; denn schon viele Geschicke hat mein erspriesslicher Segen zum Bessern gewendet. Rede nur frei von der Zunge weg, doch stille zuerst dein Schluchzen.“ – Und Samuel begann und sprach aus der Tiefe des Herzens: „Von jeher hat mich der Himmel gestraft. Meinem Weibe verschloss er den Mutterschoß, sie kann mir keinen „Kadysch“ gebären. Weder Söhne noch Töchter werd' ich im Greisenalter schauen, umarmen und küssen, ach, einsam wird stehen mein Grab, von keinem würdigen Sprössling geheiligt, von keinem treuen Gedächtnis gefeiert – doch fern sei es von mir, gegen den Allgerechten Klage zu führen, ich murrte nie gegen ihn, auch forderte ich niemals von Euch den Schoß meines Weibes zu segnen, nein, ich suchte auf andere Weise meines Herzens Bedürfnis zu stillen: einem armen Waisen erwählte ich mir, nahm ihn von seiner Mutter Brust hinweg, hege und pflege ihn wie ein Vater sein eigenes Kind. Zwar kann er den Boden kaum sicher betreten, aber ich will mit ausharrender Geduld ihn erziehen; zu einem frommen, gelehrten Raw (Rabbi) will ich ihn bilden, dass er, selber heilig, auch mein Angedenken heilige in Wahrheit. Aber – o Neid des Satans! Die frommsten Chassidim aus der Jolles-Gemeinde sehen in seinem Gesichte „nichts Gutes“... Rabbi! Rabbi! Helfet mir – oder wißt Ihr mir Etwas über seine Zukunft zu sagen, sprecht, ich werde ihn der Mutter wiedergeben, denn gegen die spätere, bittere Enttäuschung wäre kinderlos zu sterben förmlich ein Trost!“ Darauf erwiderte lächelnd der hilfreiche Rabbi: „Gut, Samuele, heute um die Mitternachtsstunde will ich sein künftiges Los erproben. Vorderhand sei ruhigen Mutes und lasse das Mahl dir schmecken.“ Also befahl er den Mägden, ihn mit Speise und Trank zu bewirten, auch ließ er ihm ein Lager dicht an seinem Gemache bereiten, damit Samuel unmittelbar nach der Lösung der Frage die Offenbarung seiner Zukunft vernehme.

Nachdem sich Alles zur Ruhe begeben und auch Samuel halb eingeschlummert war, nahm der Gepriesene eine Schüssel voll Erbsen, setzte sich an seinen hell erleuchteten Tisch und begann sie sorgfältig zu zählen nach der Deutung der

Buchstaben irgend eines heiligen Spruches aus den Psalmen. So saß er zwei Stunden lang und berechnete an den Erbsen das Los meiner Zukunft. Als er nach vielen Anstrengungen vollends ins Reine gekommen war, rief er dreimal: „Samuele!“ Dieser, der bereits in seinem dunklen Gemache erwartungsvoll auf dem Lager angezogen saß, sprang eiligst auf und trat in das Zimmer des Rabbi. Und der Rabbi begann und sprach die seltsamen Worte: „Höre, Samuel, ich habe mit zwei Himmelsboten einen scharfen Streit gehabt. Wäre es nur Einer gewesen, ich hätte ihn bezwungen, denn es steht geschrieben: „Der Mensch ist mehr als ein Engel“; da ihrer aber zwei waren, so konnte ich nur zur Hälfte der Offenbarung teilhaftig werden. Darum höre und werde nicht unmutig. Denn auch Gott, sobald er etwas Zukünftiges offenbart, lässt einige Punkte in der Ungewissheit schweben, damit wir nicht in die Versuchung kommen das Beten aufzugeben. – Ob du an deinem Pflegekind Freude haben wirst, an ihm allein, das konnte ich in dieser Nacht nicht erfahren; aber das ist gewiss, und du kannst alle deine Hoffnungen darauf gründen, dass du überaus großes „Nachas“ (Wonne und Frieden) an seinen Kindern haben wirst. Wundre dich nicht, Samuele, dir ist ein langes Leben beschert. Wenn dein Kadysch das zwanzigste Lebensjahr erreicht hat, dann verkünde ihm die Wahrheit seiner Geburt und seiner Abstammung. Lehr ihn Gottes Wege gehen, ich werde stets an ihn denken und sein Haupt segnen.“

Hoch erfreut über diese Verkündung, nahm Samuele mit dankbarem Herzen Abschied vom Rabbi. Dieser begab sich zur Ruhe, er aber wollte und konnte vor innerer Bewegung nicht mehr schlafen, brach gleich mit Anbeginn der Morgenröte auf und gönnte sich diesmal mit der Achse nach Hause zu fahren.

Während seiner Abwesenheit kam aber über mich eine heftige Kinderkrankheit und erschöpfte ganz die Kraft meines Lebens. Fast zum Erlöschen lag ich da, und meine Mutter rang verzweifelt die Hände. Auch Freide schluchzte und gab schon alle Hoffnung auf meine Genesung auf. Da trat Samuel zur Türe herein. Erschüttert im Innern blieb er am Eingange stehen und wagte es kaum, sich meiner Wiege zu nähern. Endlich ermannte er sich, fasste mich scharf ins Auge, sann und sann, und als ob ihn der Gedanke einer wirksamen Handlung durchzuckte, machte er sich schnell auf und eilte aus allen Kräften ins – Badhaus. Dort entkleidete er sich, stieg in die kalte „Mykwe“ bis an die Brust, tauchte dreimal unter und blieb zuletzt so lange unter der Oberfläche, als er den Atem einhalten konnte, sinnend ein kräftig Gebet. Dann stieg er empor, kleidete sich schleunigst wieder an, und als er nach Hause gekommen, da fand er meine Augen nicht mehr so starr und matt, ja er fühlte, dass ich ihn anschaute, freute sich und tröstete meine beiden Mütter.

Fabeln und Aphorismen¹

Fabeln

Die Bachstelze und der Kuckuck

Die Bachstelze sprach zum Kuckuck: „Um des Himmels willen, weißt du dir nichts Besseres, als den ganzen lieben Tag deinen Namen so aufdringlich in die Welt hineinzurufen?“

„Ach“, erwiderte der Kuckuck mit seltener Offenherzigkeit, „muss ich's nicht, da ich an mich selbst nicht glaube? Ich verdanke ja mein Dasein dem Irrtume anderer Vögel!“

Die Schwalbe und die Lerche

„Sage mir, Freundin“, sprach die Schwalbe zur Lerche, „du, die du immer die Lied empor gen Himmel trägst, nie auf der Erde oder auf Irdischem ruhend singst, wie kommt es, dass du dein Nest auf der nackten Scholle baust, im Staube deine Jungen erziehst?“

„Damit die erste Regung ihrer Flügel ein Aufschwung sei!“, erwiderte die göttliche Lerche.

Die Kerze und der Wind

Eine brennende Kerze war dem Winde ausgesetzt; dieser löschte die Flamme aus, blies aber dann mit aller Kraft in den noch glühenden Docht.

„Was soll das bedeuten?“, sprach hierauf die Kerze. „Nachdem du soeben meine Flamme gelöscht, setzest du mir derartig zu, als wolltest du sie neuerdings erwecken?“

„Das will ich auch“, entgegnete der Wind. „Die Flamme, die ich weggeblasen, hatte ihren Schein von fremder Helle, ich aber möchte aus deiner eigenen Glut sie wieder herstellen, allein ich sehe, dass ich nur Asche erzeuge.“

Prüfungen rauben einem oft allen Verstand, das mögen *sie* verantworten, allein des Geprüften Schuld ist's, wenn der Verstand ihm nicht wiederkommt.

¹ Auswahl aus: Ehrlich, Josef Ruben: Fabeln und Aphorismen. Wien: Verlag von Faesy und Frick, 1876.

Die Eidechse und die Grasmücke

„Arme Eidechse!“, sprach die geflügelte Grasmücke, „ich kann es nicht zusehen, wie du so mühsam auf dem Boden nach einem Würmchen oder Hälmmchen dich herumwälzest und dabei in steter Gefahr leben musst, von einem Fuße zertreten zu werden. Ich möchte die Baumesfrucht anraten. Jetzt reife die Äpfel und du könntest, da du nicht ungeschickt im Klettern bist, bis in den Spätherbst hinein von ihrem süßen Saft dich ernähren.“

„O wie gerne,“ erwiderte die Eidechse, möchte ich mir diese Lebensweise erwählen, allein ich sehe nicht so hoch, kann keinen Apfelbaum von einer Pappel unterscheiden...“

„Das soll deine geringste Sorge sein!“, erwiderte die Grasmücke. Sprach's und führte die Eidechse an die Wurzel eines Apfelbaumes mit der Versicherung, dass sie nun am Stamme selbst den Weg zur Krone finden werde.

Die Grasmücke flog von dannen.

Langsam begann nun die Schleicherin die steile Bahn hinaanzuklimmen. Ihre Ausdauer und Unerschrockenheit war geradezu bewundernswert. Als sie jedoch in das weiche Moos der Rinde gekommen war, glaubte sie ihr Ziel bereits erreicht und begann zwischen den kleinen Sägeblättchen nach den Äpfeln zu suchen. Und da suchte und suchte sie so lange, bis sie, vor Hunger und Anstrengung erschöpft, mit dem Rücken wieder auf die Erde fiel.

Man dränge nicht den zu höheren Dingen, der nicht weiter sieht, als er eben schleichen kann.

Die Frösche und Bachstelze

„Was flatterst du beständig an den Ufern hin und wieder?“, sprachen die Frösche zur Bachstelze. „Du strengst dich vergeblich an in die Tiefe unseres Elementes zu dringen; hinweg vom Bach! Du wirst nie unseresgleichen werden!“

Als die Fische dieses hörten, kamen sie herbeigeschwommen und sprachen: „Warum gönnt ihr nicht der Bachstelze ihre Lust? Was habt denn ihr Frösche an unseren Elementen für Anteil, die ihr doch nur am seichten Ufer einherrudert? Dünkt ihr euch unseresgleichen?“

Stolze Halbheit, die mit dem Wenigen, was sie nicht recht genießen kann, beständig geizt und sich darum gerne beneidet wissen will!

Die Stolze Mücke

Eine Mücke sprang in das Gefieder eines Adlers, als dieser zufällig in den niederen Triften weilte und vertiefte sich in dasselbe mit großem Behagen. Hier lebte sie lange Zeit, nährte sich von des Adlers Blut, doch als sie dessen satt geworden, verließ sie ihn wieder und sprang in eines Löwen Fell. Auch hier ließ sich es die Mücke wohl ergehen, denn gar manches Tröpfchen königlichen Blutes erquickte ihren Gaumen. Nachdem sie auch an dieser Kost genug hatte, verließ sie den Löwen und sprang in das Fell eines anderen edlen und mächtigen Tieres. Das trieb sie lan-

ge Zeit. Eines Tages ruhte die Mücke selbstbewusst auf einer Staude und schien die Würmer auf dem Erdboden wegen ihrer elenden Lebensweise zu bedauern. Da kam ein Sperling herangeschossen und wollte sie fangen.

„Hinweg, armseliger Wicht!“, schrie ihn die Mücke an. „Wie wagst du es nach mir zu spähen, der ich in mein Inneres die Säfte der edelsten Tiere aufgenommen?“

„Ei, lass mich deine Süßigkeit kosten!“, rief der Sperling, Sprach's und fing sie behende mit dem Schnabel. Doch als er sie verschluckt hatte, spürte er weder etwas vom Blute des Adlers noch des Löwen, er schluckte eine winzige Mücke.

Ihr Gelehrten, die ihr nur von der Bücherkost großer Geister lebt, was empfindet man, wenn man euch selbst genießt?

Der Esel und der Hund

Ein Esel folgte seinem Herrn, der durch die Stadt ging, Schritt auf Schritt nach. Der Hund, der ihn ebenfalls begleitete, lief gemäß seiner Natur bald dahin, bald dorthin, behielt aber immer seinen Herrn im Auge.

„Nicht wahr,“ frug nun der Esel seinen Herrn, „ich bin die ein viel treuerer Anhänger als der Hund; ich trete, indem ich dir folge, in jeden deiner Fußstapfen, während er bald zur Rechten, bald zur Linken, bald vor dir, bald hinter dir einherläuft?“

Die wahren Nachahmer behalten ihr großes Vorbild bloß im Auge und werden dabei ihrer eigenen Natur gerecht, während die Dummköpfe Schritt auf Schritt ihm nachfolgen und sich dabei einbilden, treuere Nachfolger zu sein.

Der reiche Mann und der arme Poet

Ein reicher, sehr reicher Mann hatte einst, da es zufällig Sitte war, Geld für Arme gespendet. Ein kleiner Teil davon kam an einen armen unbekanntem Poeten, der sich hiedurch für drei Tage seiner schweren Sorgen enthoben sah.

Diese Zeit reichte aber hin, um in ihm die glücklichen Gedanken zur vollsten Reife zu bringen. Mit flinker Hand schrieb er sie nieder – es waren keine Philosophie, es waren Lieder. Sie wurden bekannt und gefielen so sehr, dass sogar der Reiche von ihnen – erfahren hatte. Nun ließ sie dieser kommen und suchte unter den wenigen Blättern – was? Gedanken? Nein er suchte ein Lied auf seine Mildtätigkeit. Er fand aber keines. Hierüber entrüstet, ließ er den Dichter rufen und stellte ihn wegen seiner Undankbarkeit zur Rede.

Und der Dichter sprach: „Wenn ich dir auch kein Lied geschrieben, so will ich dir eine schöne Fabel dafür zum Besten geben. Höre:

„In einem weichen Ackerfelde hatte ein pflügendes Pferd tiefe Hufspuren gebildet. Eine davon benützte dann ein Singvogel als ein bequemes Nest, brütete darin seine Eier aus und erzog die Jungen in ungestörter, heiliger Ruhe. Als das Pferd dies bemerkte, fühlte es sich außerordentlich geschmeichelt, begnügte sich jedoch an dem stillen Bewusstsein nicht, sondern wollte, dass ihm auch geschmeichelt werde. Es näherte sich hierauf dem Singvogel und forderte von ihm ein Lied auf seine Hufeisen. Der Vogel begann zu singen und sang wie es die Natur ihn lehrte. Das Pferd

jedoch zeigte sich unzufrieden und meinte, das könne ihm nicht gelten. „Ja,“ sprach hierauf der Vogel, „wenn es nicht die Natur ist, die meinem Gesange das gibt, was dich vollkommen belohnt, die Hufeisen sind es gewiss nicht, die ihm eine solche Tonart verleihen könnten!“

Der Rauch und die Wolken

Eine Rauchsäule, welche mit majestätischen Stolze dem Kamine entstieg, sprach zu den Wolken, welche hoch über ihr schwebten: „Macht Platz dort! Räumt mir die Höhe, damit ich ungehindert sie einnehme, ich entstamme dem Feuer!“

„Einstweilen,“ erwiderten die Wolken, „bist du ja nicht oben; wenn du hier angelangt sein wirst, dann wollen wir dir willig weichen.“

Rasch stieg nun die Rauchsäule hoch und höher, verlor aber gar bald ihre prächtige Form, ihre steigende Kraft, zerteilte sich in sich selbst und ward vom Winde nach allen Richtungen hin spurlos zerstreut.

So ergeht es dem, der andern eine Höhe neidet, die zu erklimmen er weder Beruf noch Talent besitzt.

Die Eichen und die Gräser

„Ach!“, seufzten die Eichen vor den Gräsern. „Wahrlich, wir hätten Grund euch zu beneiden. Jeden Morgen und Abend werdet ihr vom Tau getränkt und erfrischt, während wir oft wochenlang darben müssen, ohne vom Regen nur mit einigen Tropfen erquickt zu werden!“

„Ihr verdient's!“, riefen die niederen Gräser. „Warum wachst ihr so hoch? Warum breitet ihr euch nicht, sobald ihr als Keim aus dem Boden tretet, gleich mit Ästen und Zweigen aus, um wie wir der Mutter Erde immer nahe zu bleiben?“

Ein hoher Geist soll nie seine Not dem Gemeinen klagen, er wird sie ihm nur als eine Strafe auslegen, hingegen mit dem eigenen Glücke wie mit einem Verdienste prangen.

Die verkannte Rose

In einem Kranz von schwellenden, aber falschen Rosen ward eine echte eingeflochten. Drei Tage waren kaum vergangen und die echte Rose – welkte. „Wie,“ riefen nun höhnisch die Unechten. „Wer ließ dich unter uns gehen, du Falsche, Treulose! Hebe dich hinweg, du erschütterst nur mir deiner Gegenwart das Vertrauen, das man in unsere Wahrheit setzte!“

„Ach,“ seufzte die Rose, indem sie verging, „das eben ist meine Wahrheit als echte Rose, dass ich unter euch, die ihr nur den Schein des Echten habt, zu sein aufhören muss.“

Wahrheit muss in den Tod gehen, um das üppige Leben der Lüge als lügenhaft zu beweisen.

Der Pfau und der Hahn

Der Pfau stand an einem großen Bache und schlug vor dem Hahn sein prächtig Rad.

„Himmel!“ rief der Hahn, „wie hässlich sind deine Füße!“

„Kannst du nicht leiser reden?“, sprach zu ihm der Pfau. „Muss denn der Schwan dort deine Tadelworte hören?“

„Wie kann mich der Schwan hören?“, antwortete der Hahn, „da er sich doch am jenseitigen Ufer des Baches befindet?“

Ein anderes Mal bewunderte der Hahn das Gefieder des Pfau's und da befand sich der Schwan zufällig in dessen Nähe. „Sprich doch lauter!“, rief der Pfau seinem Bewunderer zu, „damit auch der Schwan deine Lobesworte höre!“

Der Eitle kann nicht leise genug getadelt und nicht laut genug gelobt werden.

Das Ei und das Küchlein

„Ach, wie wunderbar! Ach, wie wunderbar!“

Sprach das Ei zum Küchlein. „Aus meiner harten, finstern Schale können sich zwei Flügel emporheben, zwei lichte Äuglein sich öffnen, aus meinem stumpfen, festverschossenen Ende kann ein spitzes, offenes Schnäblein werden – o, wie gütig ist Natur, die nichts Liebes macht, ohne dass es nicht zugleich ein Wunder wäre!“

Hierauf das Küchlein: „Wie ist es möglich, dass meine lebendigen Flügel aus einer so harten, toten Schale entstanden! Wie ist es möglich, dass meine lichten Augen aus einer so finstern, undurchdringlichen Masse sich entschlugen! Wie ist es möglich...“

Wo Leben entstanden, ist gleich Hoffahrt geboren. Das Ich ist erreicht, vergessen ist das Wunder, vergessen das Nichts, aus dem es zu Etwas geworden!

Die genügsame Maus

Eine Maus irrte im freien Felde herum. Plötzlich blieb sie stehen, sah sich um und rief: „Das ist mir zu weit, zu unendlich! Hier fühle ich mich nicht sicher, in dieser Freiheit nicht frei!“ Sprach's und schoss dann weiter in ein Gesträuch hinein, das ganz nieder an der Erde wuchs und mit üppigen Blättern überhangen war.

Als nun die Maus zwischen den Schaften und Stielen des Laubwerkes sich erblickte, rief sie:

„Himmel, wie groß bin ich! In diesem Walde, zwischen diesen Stämmen fühle ich mich ganz,ühl' ich mich sicher wie nirgends. Mich dünkt, ich könnte einen Löwen bekämpfen, wenn

Er mir zufällig in diesen Räumen begegnen würde!“

So fassen die Kleingeister das bedeutungsvolle Wort: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister.“

Der Berg und der Fels

„Warum schämst du dich nicht deiner Nacktheit?“, sprach zum kahlen Felsen ein hochbewaldeter Berg. „Warum zeigst du dem Himmel mit so frecher Stirne deine Klüfte, deine Risse und Schluchten?“

„Warum aber,“ entgegnete der Fels, „schämst du dich nicht der lichtscheuen, unheimlichen Wesen, die du mit deinen schattigen Bäumen so gut zu verbergen verstehst?“

Manche tadeln einen wegen seiner natürlichen Fehler, die jedem Auge offen liegen, machen sich aber kein Gewissen aus den schändlichen Lastern, die sie mit herrlichem Laub so geschickt zu bemänteln wissen.

Der Graphit und der Diamant

(Eine Allegorie)

„Ach! Ach!“, wehklagte der Graphit. „Ist es nicht erstaunlich! Siehe doch, Diamant, ich bin dasselbe, was du, ganz dasselbe – haben es doch die Menschen längst festgestellt – bin nur etwas anders gefügt und geformt, vielleicht ein wenig vermengt mit fremdem Staub und welch' ein Abstand zwischen mir und dir! Du glänzest lichterloh, ich bin schwarz; du widerstehst dem schärfsten Stahl, mich überwindet die geringste Gewalt, du wirst geschätzt, geliebt, bis zu allen Himmeln erhoben, man sammelt den Staub, den man dir abgerungen und ich – ich werde auf die feilste Art genützt, schabt man mich, so bläst man den Staub in alle Winde, verliert man mich, man bedauert nicht meinen Verlust, höchstens die Fassung, in die man mich gekleidet und ich bin doch wesentlich um nichts verschieden von dir, du köstlicher, gepriesener, himmlischer Diamant!“

„Ja,“ sprach der Diamant, „eben dies kleine, winzige bisschen Staub, das in dein Wesen gekommen, hat dich so ganz verwandelt, dich vom Hochedelsten in das Gemeine gestürzt. Doch ich will dir einen guten Rat erteilen, dir zeigen, wie du zu einem hohen Werte trotz deinem dunkeln, nichtssagenden Äußern gelangen kannst. Du dienst ja dem Menschen auch als Griffel, als Träger der Gedanken, nicht wahr? Geh', suche einen Dichter auf, dieser versteht die geheime Kunst, dich in einen Diamant zu verwandeln, nämlich, diamantene, feurige Lettern aus dir zu machen, die durch die Jahrhunderte strahlen. Geh', biete ihm deine Dienste an, aber – du musst dir einen solchen Dichter wählen, der mein nicht achtet, damit er dir um so gerechter werde.“

„Ha, Ha! Ich muss bei meinem Grame lachen!“, sprach der Graphit, „als ob ich es nicht schon versucht hätte!“

„Wie, du warst –“

„Ich war bei den Dichtern unserer Zeit, ich gab mich ihnen ganz hin und sie führten mich mit einer Wut, mit einer Leidenschaft – ich sage dir – kaum ward ich geschärft, gleich darauf war ich wieder abgestumpft. Allen Graphit der Erde hätten sie ausschreiben mögen, aber um wessentwillen? Eben nur um – deinetwillen!“

Das Christusbild und der Dieb

(Eine Parabel)

1.

Im Vorzimmer eines reichen und überaus frommen Mannes hing das Kreuzbild des Herrn. Es war aus gediegenem Golde geformt und Nägel, die durch die Hände und Füße gingen, hatten diamantene Köpfe, welche weithin funkelten.

Da schlich sich eines Tages ein Dieb ins Zimmer, ließ dahin und dorthin die Blicke schweifen und als er das feurige Bild des Heilands erblickte, geriet er außer sich vor Entzücken. Ahnungen geheimer Natur durchzuckten seine Seele, es könnte ihm vielleicht gelingen den himmlischen Glanz des Herrn sich anzueignen, um seines hohen Wertes zu genießen.

2.

Nun sann der Dieb nach, wie er am kürzesten zur Erfüllung seiner Wünsche gelangen könnte; eigentlich: auf welchen Umwegen er sich den Besitz des Heilands aneignen könnte. Da kam ihm ein großer Gedanke und er erfasste den Gedanken mit großer Begeisterung. Er ging nämlich fort und kehrte als Mönch verkleidet zurück.

3.

Da stand nun der Dieb vor den Mägden und Knechten des Hauses, die wie ihr Dienstgeber fromm und gottesfürchtig waren. In demutsvoller Haltung frugen sie ihn, was sein Begehren sei, Er wolle den Herrn des Hauses sprechen, meinte er. Da dieser aber noch in der Kirche war, stellten ihm die Mägde einen Lehrstuhl hin, damit er sich setze.

„Ich sitze nicht!“, erwiderte der Dieb, „ich knie.“ Sprach's und näherte sich dem heiligen Bilde, vor welchem er sich in Gegenwart der Diener niederließ und folgendermaßen zu beten begann:

4.

„O Heiland! Könnte ich dich besitzen, mein nennen, mein, wie du bist vor diesen armen, tränenreichen Augen! Dürfte ich dich mitwandern sehen auf dem Wege, den ich bis nun so dornenvoll unter meinen Füßen fühlte! Ach, wärst du zu bewegen mit dem bloßen Worte, mich in mein Kämmerlein zu geleiten – wie glücklich wäre ich, wie erhoben aller irdischen Last und Sorge wäre ich! Allein du gibst dich nicht, es sei denn, man nehme dich! Dein Himmel, o Teuerster, leidet Gewalt!“

5.

Also betete der Dieb, Hierauf erhob er sich, küsste die Füße des Kreuzbildes und prüfte mit den Fingern die diamantenen Köpfe.

„O wie fest schlugen sie dir die Nägel in die zarten, edlen, heiligen Füße!“ Ich wäre beglückt, wenn diese auch durch die meinen gingen; der Schmerz der Wunden wäre mir durch den Besitz dieser teuern Kleinodien ganz unempfindlich, so wahr du vor mir schwebst, du goldener, lichtstrahlender Heiland!“

6.

Die Knechte und Mägde des Hauses, welche hinter dem Diebe standen, waren von seinem Gebete so tief gerührt, dass ihnen die Tränen in die Augen kamen und sie sich des Schluchzens nicht enthalten konnten. „Stören wir nicht den Herrn Pfaffen,“ sprach Einer zum Andern, „lassen wir ihn mit dem lieben Herrgott allein; kommt!“ – Die Diener entfernten sich und ließen den Dieb mit dem Heiland, seinem Götzen, allein.

7.

Als sich endlich der Dieb im Zimmer allein sah, hob er rasch das Kreuzbild von der Wand herunter.

„Deine Last ist süß!“, rief er triumphierend aus. „O mich dünkt, ich sehe eine Ewigkeit von Wonnen!“ Sprach's und steckte fieberhaft das Bild unter die Kutte und entfernte sich mit einer Schnelligkeit, als wären ihm plötzlich die Flügel der Auferstehung angewachsen.

Seitdem Christus eine Weltgröße geworden, nicht mehr in nackten Armut, sondern in Gold und Diamanten angetan erscheint – wie Viele nähern sich ihm mit Worten der Liebe, von ihm selbst erborgt und sind doch im Grunde des Herzens nichts als – Diebe.

Aphorismen

Der Frühling berührt Alles, was Wurzeln hat. Schönheit verklärt deinen Geist, insofern deine Empfindungen verwachsen sind mit dem Grunde der Natur.

Schätze deine Flügel mehr als die Höhe, die du erreichst; denn wenn du wieder hinunter musst und deine Schwingen nicht hast, so fliegst du eben nicht, sondern du fällst herab.

Steh du auf eigenem Grunde, nicht, wie man zu sagen pflegt, auf eigenen Füßen; das kann auch auf fremdem Grund geschehen.

Wer trockenen Fußes durch das Meer der Not geht, der wandert gewiss einem gelobten Lande zu.

Mit einem schartigen, stumpfen Messer kränkst du das Bäumchen, das du beschneidest. Richte keinen ohne besonderen Scharfsinn, du tust sonst dem Menschen, nicht seinen Fehlern weh.

Kork, ins Wasser hineingedrückt, hüpfst schnell an die Oberfläche zurück. Ein flacher Kopf, in die Tiefe eines großen Gedankens gezogen, tut dasselbe.

Dulde es, wenn andere dich betrüben, aber nicht, dass andere dich trösten.

Sei geschickt, wie jener Maler, der mit einem Pinselstrich einen weinenden Knaben in einen lachenden verwandelt; d. h. habe Macht über deine Stimmung.

Bist du reich und willst das Herz deines reichen Freundes prüfen, so tue es vermittelst eines bedürftigen Fremden.

Wund're dich nicht, wenn die Menschen so oft und oft im Begegnen einander die Hände reichen: sie sind eben leer.

Fische nicht in einem stehenden Bach, nur aus bewegten Herzen kannst du einen lebendigen Fang tun.

In der Wahl der Schimpfwörter erkennt man den Bildungsgrad des gemeinen Mannes.

Kleingeister beneiden den Dichter um seinen hohen Schwung, nicht aber um die Fähigkeit, sich von der Erde zu erheben.

Kinder vergessen oft über das Angesicht, das sie im Wasser erblicken, zu trinken. Wahren Dichtern ergeht es beim Anblick der Natur ebenso. –

Gott vergaß auf die Kurzsichtigen, als er die Sterne an den Himmel gesät.

Die Schätze des Geistes sind seine klaren Gedanken, die Schätze des Herzens sind seine Geheimnisse.

Bist du einmal dem Blitze entgangen, der rollende Donner schreckt dich vergeblich, Nicht was dein Ohr betäubt, nur was dein Auge blendet, kann dich verderben.

Bildung ist heut zu Tage so allgemein, dass es keine Auserwählten mehr gibt.

Nicht alle Leiden sind Prüfungen, die meisten sind Strafen.

Je tiefer ein Geist, desto später erkennt ihn die Welt: Je höher ein Stern, desto später wird sein Aufgang den Erdbewohnern.

Ein Welteroberer ist wahrlich viel bescheidener und genügsamer als ein Dichter: dieser will das ganze Universum sein nennen, jener nur ein Sandkorn davon, die Erde.

Ein feuriger Geist mit verkehrten Anschauungen gleicht einer brennenden Kerze verkehrt gehalten: Was die Flamme ernähren soll, löscht sie aus.

Baust du auf Gott, so stelle keine Hütte auf ihn: auf Felsen baut man Burgen und Schlösser.

Wen Gott in sein Reich verpflanzen will, dem gräbt er bei Lebzeiten mit allen Wurzeln aus dieser Erde.

Alles irdische Glück endigt wie alles feste Land – in ein sandiges Ufer.

Wer aus der Quelle unmittelbar mit dem Munde trinkt, der küsst sie zugleich.

Schöpfe nicht aus deinem Brunnen mehr als aus der Tiefe hinzuquillt, du bringst dann sonst auch Kieselsteine mit herauf.

Aus einem schwachen Kerzenflämmchen kann man durch eine Konstruktion von Spiegeln eine große blendende Sonne erzeugen; man wundere sich nicht, wenn die modernen Dichter in ihrer nächsten Nähe so matt und klein und von der Bühne herab so weltumfassend scheinen.

Der Teich scheint im Überfließen größer als er eigentlich ist, der Mensch im Überfluss nicht minder. –

Rufe nicht ins Leben, was keine Bewunderung weckt, denn das Leben ist das Reich der Wunder. –

Mittelmäßige Dichter verlieren sich nicht gern in Höhen und Tiefen; sie sagen, man wird sie dort nicht suchen.

Zielen kann jeder, nur treffen nicht, dass ist die Liebe ohne Menschenkenntnis.

Der Unzufriedene denkt von seinem Glücke, was der Indianer vom Schmetterlinge denkt; denn ihm ist es nicht genug, wenn dieser aus einer Raupe sich entwickelt, er wartet noch, dass er in einen Vogel sich verwandle.

Im Winter blitzt's und donnert's nicht: Wenn dein Herz frostig ist, kann dein Geist nicht zünden.

Edelsteine schätzt man nicht im Schein einer Kerze, einen tiefen Gedanken nicht beim Lampenlicht der Gelahrtheit. Was vom Himmel kommt, kann nur in seinem Lichte erkannt werden.

Der Zweck des gemeinen Schriftstellers ist – zu fesseln, der des Dichters zu entfesseln und frei zu machen.

Ein verdorbener Magen und ein verdorbenes Gemüt – beides kannst du an der Zunge erkennen.

Das Herz eines falschen Weibes gleicht einem verräterischen Wasser: ist es durchsichtig, so täuscht der Boden mit seiner Nähe, und ist es undurchsichtig, so glaubt man eine unendliche Tiefe.

Wer sucht den Schlaf des Traumes halber? Und doch wachen selbst die Meisten nur um eines erträumten Glückes willen.

Warne Jeden vor dem Feuer, – in das du dich wagst; sonst ahmt man deinem Leichtsinn, nicht deine Unerschrockenheit nach.

Führst du den Verzagten über einen gefährlichen Steg, so sprich nicht mit ihm vom jenseitigen Ufer, auch nicht vom reißenden Strome unter ihm: Furcht und Hoffnung, beides gefährdet den unsicheren Gang durchs Leben!

Beurteile Keinen nach seinen zufälligen Stimmungen, sonst wahrlich begehst du denselben Fehler, als wolltest du aus der Wetterwendigkeit der Natur schließen, dass auch ihre inneren Gesetze wechselvoll wären.

Der Stein kann nicht so viel des Wassers verdrängen, als er selber wiegt, darum sinkt er in den Grund: Vermagst du, Freund, im Meere der Zeit so viel des Zeitlichen zu verdrängen, als du selber Ewiges enthältst, dann sei gewiss, dass es für und für auf seinen Wellen dich trägt; verdrängst du aber, wie der Stein, nur so viel, als du **R a u m** einnimmst, dann sinkst du auch wie dieser in den Grund der Vergessenheit.



LEOPOLD VON SACHER-MASOCH

Leopold Ritter von Sacher-Masoch wurde am 27. Januar 1836 in Lemberg geboren und war das älteste von insgesamt 5 Kindern, das aus einer mustergültigen Familie stammte. Sein Vater war Polizeipräsident in Lemberg und seine Mutter, Caroline von Masoch, war die Tochter eines Universitätsprofessors. Als Leopold auf die Welt kam, wurde eine Amme verpflichtet, die ein ruthenisches Bauernmädchen war. Sie war die erste Bezugsperson Leopolds. Sie sprach nur ukrainisch und dies war auch die erste Sprache, die er bis zu seinem zwölften Lebensjahr beherrschte.

Im Jahre der Revolution (1848) siedelte seine Familie nach Prag, weil sein Vater dorthin versetzt wurde. In Prag erlernte er schließlich die deutsche Sprache und nahm ein Studium der Geschichte und Philosophie auf. 1853 wurde sein Vater erneut versetzt, diesmal nach Graz. Als neunzehnjähriger promovierte Leopold v. Sacher-Masoch 1855 an der Universität Graz zum Doktor der Rechte. Im Jahre 1857 wurde er fortan Dozent für Geschichte an der Universität Graz, wobei er sich nebenbei auch der Schriftstellerei widmete. Als Dozent für Geschichte war Leopold gezwungen zu publizieren, jedoch wurde seine Arbeit als unwissenschaftlich abqualifiziert. Daraufhin gab er seine Stellung als Dozent auf und widmete sich dem Schreiben und dem Theater.

Während seiner Universitätszeit verliebte er sich in Anna Kattowitz, die er als Urbild der Frau in Roman *Venus im Pelz* stilisierte. Mit ihr verbrachte er vier Jahre, obwohl sie eine verheiratete Mutter von drei Kindern war. Mit ihr lebte er seine sexuell-masochistischen Phantasien erstmals aus.

Im Jahre 1866 erschien seine erste erfolgreiche Novelle *Don Juan von Kolomea*, die in *Westermann Monatsheften* erschien. Vier Jahre später erschien sein Roman *Die geschiedene Frau*, in dem er die Trennung seiner Lebensgefährtin verarbeitet haben soll. Außerdem begann Sacher-Masoch mit der Veröffentlichung des ersten Teils (*Liebe*) seines geplanten Hauptwerkzyklus *Das Vermächtnis Kains*. In diesem großen Projekt sollten in sechs Teilen jeweils sechs Werke zu den Themenkreisen *Liebe, Eigentum, Staat, Krieg, Arbeit* und *Tod* entstehen. Er vollendete jedoch nur die ersten beiden Teile und fand nur mühselig einen Verleger für den zweiten Band.

1873 heiratete Sacher-Masoch Angelica Aurora Rümelin, aus deren Ehe insgesamt 3 Kinder hervorgingen. Später wurde seine Frau selbst zur Schriftstellerin unter dem Pseudonym Wanda Dunajew und trug damit den Namen der Protagonisten aus *Venus im Pelz*. *Venus im Pelz*, das heute als sein bedeutendstes Werk gilt, wurde als moralisch verwerflich kritisiert, noch bevor Krafft-Ebing 1890 seinen Namen als Inbegriff für sexuelle Perversion prägte. Kritiker beschrieben den Roman als Beispiele einer „bedenklichen, krankhaften Dichtung: hässlich, widerwärtig, unnatürlich, unwahr“. Sacher-Masoch erfährt aufgrund moralischer Kritik an seiner Person und der Geldnöte den sozialen Abstieg, versucht sich 1881 in Leipzig jedoch mit der Leitung der internationalen Revue *Auf der Höhe*, welche er 1885 aufgeben muss. 1891 zieht er sich nach Oberhessen zurück, wo er 1895 stirbt.

Wichtigste Einflüsse für Sacher-Masochs Werke sind: Nationalitäten- und Minoritätenprobleme (Panslawismus), seine Beziehungen zu Frauen. Literarhistorisch zählt Sacher-Masoch zu den Realisten, zeigt aber deutliche Beeinflussung durch die Romantik. Sein Werk ist gegen Naturalismus gewendet.

Der Roman *Venus im Pelz* erschien 1870 und sollte in seinem Romanzyklus *Das Vermächtnis Kains* erster Teil des sechsbändigen Zyklus werden. Darin beschreibt Sacher-Masoch die extremen Wechselbäder der Gefühle zwischen angelegener sexueller Lust und vielfach variiertem Leiden, die der Protagonist Severin Kusiemski durch die von ihm verehrte Wanda von Dunajew erfährt. Sie verkörpert Severins tyrannisch-grausames Frauenideal im Pelz, die ihn in ihrer weiblichen dominanten Rolle als Venus im Pelz an seine physischen und psychischen Grenzen treibt. Beide lernen sich in einem Badeort in den Karpaten kennen. Zu der Zeit ist er ein junger Mann Mitte zwanzig und sie eine junge reiche Witwe. Obwohl Wanda als genussüchtig und leichtlebig charakterisiert wird, bietet Severin ihr die Ehe an, die sie jedoch ablehnt. Stattdessen gibt sie ihm eine einjährige Probezeit, in der sie wie in einer Ehe zusammen leben. Dieses wird jedoch beendet, als Severin Wanda überredet sein tyrannisch-grausames Frauenideal zu verkörpern. Nach mehrmaligen Bitten Severins nimmt Wanda die Rolle der „Herrin“ an und er die Rolle des „Sklaven“. Im Laufe der Handlung nimmt sie immer mehr ihre zugeordnete Rolle der brutalen Herrin ein und findet schließlich Gefallen daran.

Beide machen eine Tour von Wien bis Florenz und setzen Severins Wunsch von Befriedigung durch Schmerz erleiden, Unterwürfigkeit und Demütigung in die Tat um. Durch einen Vertrag werden die Bedingungen ihres Zusammenlebens festgehalten. Hierbei hat der Sklave (Severin) der Frau von Wanda Dunajew den

Namen Gregor zu führen und muss jeden ihrer Wünsche erfüllen sowie jedem ihrer Befehle gehorchen. Außerdem beinhaltet der Vertrag, dass Wanda das Recht hat, ihn nach Laune und zu ihrem Zeitvertreib zu misshandeln oder sogar zu töten. Er gilt als ihr unbeschränktes Eigentum. Jedoch muss die Frau Dunajew als Herrin immer nackt, in einem Pelz gehüllt, erscheinen. In einem zweiten Vertrag ist die Kundgabe eines Selbstmordes von Severin festgehalten.

Das einzige, was Wanda nicht machen darf, ist ihn einem ihrer Anbeter preiszugeben. Sie hält diese Regel aber nicht ein und wirft ihn in die Hände eines griechischen Verehrers. In einem hinterhältigen Spiel fesselt sie Severin und gibt ihn in die Hände des „Nebenbuhlers“ und er wird kaltblütig misshandelt. Währenddessen schaut Wanda lachend zu. Am Anfang der Misshandlung empfindet Severin noch einen sinnlichen Reiz, das sich schnell zu Scham und Verzweiflung wandelt. Daraufhin trennen sich ihre Wege und er kehrt von Florenz zurück zu seiner Heimat. Dort hilft er seinen kranken Vater aus und wird nach seinem Tod zum Gutsherrn. Es scheint, als ob er von seinen masochistischen Phantasien durch Wanda geheilt wurde.

In dem Buch sind keinerlei sexuellen Akte enthalten. Auch Nacktheit ist hier kein Thema, die wenigen Szenen sind eher nebensächlich und erwähnen zum Beispiel Wanda beim Umkleiden oder das Berühren Severins Brust mit der von Wanda, wobei keine weiteren Beschreibungen erfolgen. Die Zensur des Romans erfolgte aufgrund der intensiven Darstellung des Lustgewinns durch Auspeitschungen und Unterwerfungen, die Sacher-Masoch in einigen Szenen grausam beschrieben hat.

Werke (Auswahl): *Graf Donski. Eine Galizische Geschichte* (Roman, 1846); *Der Mann ohne Vorurtheil* (Historisches Lustspiel, 1866); *Das Vermächtnis Kains. Novellenzyklus. Erster Theil: Die Liebe* (1870); *Don Juan von Kolomea, Der Capitulant, Mondnacht, Die Liebe des Plato, Venus im Pelz, Marzella; Die Ideale unserer Zeit* (Roman, 1875); *Der neue Hiob* (Roman, 1878); *Judengeschichten* (1878).

Im Schlitten¹

Der Mond scheint hell und die Fenster des Edelhofes von Wolkow erglänzen im Kerzenschimmer. Die Stimmen der Diener, welche die Kutscher herbeirufen, mischen sich gellend in das Gespräch und die Scherze der Damen und Herren, welche, in kostbare Pelze gehüllt, zwischen den Säulen des Vorbaues, auf denen der von Schnee, Eis und Mondlicht versilberte grosse Balkon ruht, ihre Gefährte erwarten. Der Herr des Hauses, Baron Hudetz, in seinem Zobelpelz und seiner Mütze von Zobelfell, das wetterbraune Gesicht von einem schwarzen Bart umrahmt, an einen mächtigen Starosten der einstigen Polenrepublik mahnend, sendet dem ersten Schlitten, der sich in Bewegung gesetzt hat, den letzten freundlichen Gruss nach, doch vergebens.

Die schöne Frau Ludmilla Augustinowitsch hat sich auffallend beeilt, sein gastliches Dach zu verlassen, und während ihr Gatte dem alten Heger, der mit zwei Hunden an der Schnur sich ehrerbietig vor dem wohlbekanntem Nimrod verneigt, herzlich zunickt, hat sie nicht einmal einen Blick für den galanten Magnaten.

Ihr war auf dem Parket zu Wolkow zu Mute wie jener bösen Königin des Volksmärchens, die in glühenden Pantoffeln tanzen muss; sie fühlte sich erst wieder frei und wohl, als sie, in ihren weichen, warmen Pelz geschmiegt, in den Bärenfellen saß, mit denen ihr Schlitten gefüllt war, die Peitsche knallte und das Dreigespann mutig davonflog.

Ludmilla war schön und geistreich, alle Welt huldigte ihr, aber dies befriedigte ihren Ehrgeiz nicht, sie wollte als echte galizische Dame ihre Rolle auf der politischen Bühne spielen und begann damit, dass sie ihren Mann à tout prix zum Deputierten machen wollte.

Sie war aber gleich bei ihrem ersten Versuch in dem Edelhofe zu Wolkow, wo sich der Adel der Umgegend bei Gelegenheit des Namensfestes der Baronin Hudetz versammelt hatte, in einer Weise gescheitert, welche sie beleidigte und ihre ganze Tatkraft herausforderte. Sie sass auch jetzt noch, während ihr Mann behaglich seine Meerschaumpfeife rauchte, in sich gekehrt, brütend da und ihr reizendes Gesicht blickte gar finster und trotzig aus dem weißen Baschlik hervor.

Vor ihr lag die weite Ebene, vom schimmernden Schnee bedeckt, bis zum fernen Horizonte war nichts zu sehen als hie und da ein Ziehbrunnen, ein paar verkrüppelte Weidenbäume oder ein hölzernes Kreuz, nichts hemmte ihren Blick und nichts den Flug ihrer Gedanken. Je nachdem Wolken an dem Monde vorüberzogen

¹ Aus: Sacher-Masoch, Leopold von: Polnische Geschichten. Breslau: S. Schottländer, 1887.

oder er voll und rein an dem blassblauen Himmel zu sehen war, strömten Glanzwellen über den Schnee oder spielten unheimliche Schatten auf demselben. Ein verlorener Glockenton wurde vom Winde, der sich plötzlich erhob, durch die Stille der Nacht getragen, er schien ein Signal zu sein, denn mehr und mehr blies es von Osten her über die Fläche, schon stand jedes Härchen an dem Marderpelz der schönen, sinnenden Frau empor, und jetzt begann sich auch der Schnee zu kräuseln, in kleinen Säulen aus dunkelnden Sternchen ringsum emporzusteigen und endlich grosse Wellen zu schlagen wie ein stürmisches Meer.

Der Kutscher hielt die Pferde an.

„Gnädige Frau,“ sprach er, „Gott soll uns beschützen, wir fahren geradeaus in einen Schneewirbel hinein.“

„Was ist da zu machen?“

„Wenn wir uns bei dem Teiche rechts wenden, sind wir bald in Granadka, wo wir eher Schutz finden.“

„Also nach Granadka.“

Der Teich war bald erreicht. In dem Augenblick, wo der Schlitten die Richtung nach dem Dorfe nahm, kamen aber aus dem Gebüsch Wölfe hervor. Sofort begannen die Pferde zu schnauben und mächtig auszugreifen; aber bis zu den ersten Häusern des Dorfes waren die grimmigen Verfolger immer hinterdrein, man sah sie zwar nicht, denn der Sturm hatte dichte weiße Schneevorhänge um den Schlitten gezogen, aber man hörte von Zeit zu Zeit ihr heiseres Gebell.

Erst vor der Schänke in Granadka hielt der Kutscher die wie rasend dahineilenden Pferde an. Herr Augustinowitsch hob seine Gemahlin aus dem Schlitten, und beide traten, von dem Branntweinpächter Aaron Malkes mit den drolligsten Komplimenten empfangen, in die große Schänkestube, die mit Bauern und Bäuerinnen in schweren Stiefeln und Schafspelzen, Tabaksqualm und wirbelndem Staub angefüllt war und in der fünf jüdische Musikanten eben eine Mazur spielten.

Frau Augustinowitsch ließ sich auf einer Bank an der Wand nieder und sah halb neugierig, halb verdrießlich dem ungewohnten Treiben der Leute zu, welche bereits sämtlich durch den Branntwein des wackern Malkes lustig geworden waren, während ihr Mann sich einen Slivovitz einschänken ließ und mit der hübschen, glutäugigen Jüdin scherzte.

Da näherte sich der schönen Edelfrau eine bekannte Gestalt, Tomasch Kintzki, der greise Richter von Granadka, mit einem Branntweingläschen in der Hand.

„Der Himmel soll es Ihnen lohnen,“ begann er, „dass Sie sich einmal unter uns Bauern blicken lassen, wenn die Herren ein Herz für uns hätten, es wäre Vieles anders. Bleiben Sie gesund.“

Er nippte von dem Branntwein und reichte dann das Gläschen Ludmilla, welche, einer plötzlichen Regung folgend, aufstand und dasselbe auf einen Zug leerte.

„Viele Jahre! Viele Jahre!“ rief der alte Richter und die Anderen fielen laut ein. Frau Augustinowitsch näherte sich indess rasch ihrem Mann und nahm ihn beim Ohrläppchen.

„Höre, Alter,“ flüsterte sie ihm zu, „ich habe eine große Idee.“

„Du hast immer große Ideen, meine Geliebte.“

„Erinnern wir uns doch, dass wir Abkömmlinge der alten Bojaren sind, die in Halitsch den Thron des Zaren umgaben,“ fuhr sie fort, „wozu sich mit den polnischen Edelleuten verbrüdern, die uns doch nie als ihresgleichen ansehen; kehren wir zu unserem Volk zurück, ich bin gewiss, dass Dich die Bauern zum Deputierten wählen.“

„Wie Du glaubst.“

„Versuch Dich populär zu machen, Alter. Sieh mich nur an, ich werde Dir mit gutem Beispiel vorangehen.“

Und wirklich warf sie rasch ihren prächtigen Pelz und den Baschlik ab, schürzte ihre Pariser Robe auf und trat mit dem Sohne des Richters, Tarass Kintzki, dem schönsten und verwegensten Burschen von Granadka, der bereits vier Bären erlegt hatte und mit der Tapferkeitsmedaille aus dem letzten Krieg heimgekehrt war, in die Reihen der Tanzenden.

Alle machten Platz und bald tanzte das schöne Paar allein mitten in der großen Schänkestube, während die Anderen nach dem wilden Takte der Musik eine kecke ausgelassene Kolomijka sangen:

Steh' ich auf dem Berg, dem hohen,
Scheint der andere nieder,
Ist ein Liebchen mir entflohen,
Kommt die Zweite wieder.

Wenn Tarass mit der stolzen Würde eines Bojaren die schöne, schlanke Frau umkreiste, so wiegte sich diese wieder mit der ganzen Grazie und Elastizität einer vornehmen Dame nach den feurigen Rhythmen der diabolischen Musik in den üppigen Hüften. Bald folgte ihr Mann ihrem Beispiel und nahm eine hübsche, frische Bäuerin um den Leib. Er sprang zwar wie ein Gaisbock herum und ersetzte durch kräftiges Stampfen mit den Füßen, was ihm an Anmut abging, aber nichts wäre mehr im Stande gewesen, die Begeisterung der Bauern zu dämpfen, welche ihrem Entzücken durch lautes Mitsingen der Melodie, durch Zusammenschlagen der Hände über dem Kopfe und wütendes Treten des Fußbodens Ausdruck gaben.

Kaum hielten die Tanzenden inne, rief der alte Richter:

„Kosak! Kosak! Tanzen Sie Kosak, wir bitten darum.“

„Von Herzen gern,“ antwortete Ludmilla, „aber so geht es nicht.“

Sie war im Nu verschwunden und zog mit Hilfe der Jüdin im Nebenzimmer den Sonntagsanzug ihrer Magd an; als die dann unerwartet in roten Stiefeln, an denen kleine Hufeisen von Stahl gleich Sporen erklangen, einem kurzen bunten Rock und roten Mieder, den Kopf mit einem weißen Tuch umwunden, die Brust mit Korallen bedeckt, hereintrat, wollte der Jubel kein Ende nehmen, und als sie erst, den linken Arm kokett eingestemmt, den Kosak zu tanzen begann, hatte sie alle Herzen gewonnen.

Plötzlich entstand Lärm im Hofe.

„Wölfe! Wölfe!“ rief der Jude und stürzte totenbleich herein. Die jungen Burschen eilten mit Stecken und Peitschen hinaus. Eine wilde Jagd begann und während der

allgemeinen Verwirrung flüchtete ein Wolf durch die offene Tür in die Schänkstube und stand jetzt, die Zähne fletschend, mitten unter den Frauen und Mädchen, welche schreiend auseinander stoben.

Da sprang Frau Augustinowitsch auf ihren Pelz zu, zog aus der Tasche desselben einen Revolver und schoss den Wolf nieder.

Dies Alles war das Werk eines Augenblicks, im nächsten hoben die Bauern die schöne Frau auf ihre Schultern und trugen sie im Triumph herum.

Als der Schneesturm sich gelegt hatte und Augustinowitsch mit seiner Frau die Heimfahrt antrat, gab ihnen ein halbes Hundert Bauern zu Pferde mit Kienfackeln das Geleite.

In den nächsten Tagen fand in dem Edelhofe des Ehepaares Augustinowitsch zu Koschowize eine förmliche Umwälzung statt. Die Bilder, welche bisher die Wände geziert: König Sobieski, Marschall Poniatowski, Bem, die Gräfin Plater, Miczkiewicz wanderten in die Rumpelkammer, ihre Stelle nahmen die Portraits des Zaren Wladimir des Grossen, der Großfürstin Olga von Kiew, des Fürsten Leo von Halitsch, des Erzbischofs Litwinowitsch und der kleinrussischen Dichter Gogol und Schewtschenko ein. Die Schlachten bei Wien, Somma Siera, Ostrolenka, Grochow wurden durch Darstellungen der Siege der Kosaken über die Polen verdrängt. Auf dem Tische im Salon lagen nicht mehr „Konrad Wallenrod“ und „Jermola der Töpfer“, sondern der „Heldensang von Igor“ und die „Toten Seelen“. Ludmilla spielte auf dem Piano nur noch kleinrussische Lieder, Dumkas und Kolomijkas, und Alles ging im Hause im Kosakenanzug umher, die Diener, welche bisher das Krakusenkostüm getragen hatten, Herr Augustinowitsch, die Kinder, vor Allem aber Ludmilla selbst, der die roten Stiefel mit klingenden silbernen Absätzen, der kurze seidene Rock, die samtene, mit Pelz besetzte, ärmellose Kosakenjacke, welche ihre schönen, vollen Arme sehen ließ, und die langen fliegenden Zöpfe einen neuen Reiz verliehen.

Statt der polnischen Edelleute waren jetzt kleinrussische Pfarrer, Kirchensänger, Lehrer und Bauern die täglichen Gäste in Koschowize.

Ludmilla lebte durch ein paar Wochen nur noch im Schlitten; in ihren prächtigen Marderpelz gehüllt, mit Bärenfellen zugedeckt, flog sie von Dorf zu Dorf, von Pfarrhof zu Pfarrhof, überall, wo sie sich nur blicken ließ, die Leute bezaubernd und für ihren Mann erobernd.

Als Augustinowitsch schließlich noch die Schule in Koschowize auf seine Kosten herstellen ließ und dem Nationalhause in Lemberg eine namhafte Schenkung machte, war seine Wahl entschieden, und vierzehn Tage später ging er als Deputierter des Wahlbezirkes Wolkow, Koschowize, Granadka aus der Urne hervor.

Es gab an diesem Tage ein großes Fest in Koschowize. Die Bauern kamen von weit und breit, zu Pferde, mit farbigen Bändern geschmückt, einige mit blau und gelben Fähnchen, andere mit kleinen Tannenbäumen in den Händen, welche mit vergoldeten Nüssen und Äpfeln behangen waren. Sie brachten ihrem Deputierten ein dreimaliges Hurra und wurden dann in der großen Scheuer bewirtet. Augusti-

nowitsch trank ihnen zu, und als die Musikanten zu spielen begannen, tanzte Ludmilla unermüdlich mit den Burschen Kolomijka und Kosak.

Heute hat die schöne, ehrgeizige Frau ihr Ziel vollständig erreicht und spielt genau jene Rolle, von welcher sie so lange vergeblich geträumt hat. Sie hat in Lemberg einen politischen Salon, welcher einen Brennpunkt des kleinrussischen Parteilebens bildet, alle Welt huldigt ihrer Schönheit und ihrem Geiste. Durch ihre kleinen weißen Hände laufen die unsichtbaren Fäden so mancher politischen Intrige, die versteht es, mit kluger Berechnung heimlich und sicher Minen zu legen, welche dann plötzlich in Wien oder Prag, Kiew oder St. Petersburg explodieren, sie diktiert den Redakteuren Artikel über die Lage des Landes und die europäische Politik, und die Reden, welche Augustinowitsch im Landtag hält, sind so sehr ihr Eigentum, dass der Landesmarschall jedesmal, wenn sich ihr Mann zum Worte meldet, mit Fug und Recht ausrufen könnte: „Frau Augustinowitsch hat das Wort!“

Das Erntefest¹

Ringsum klingt die Sense, die Sichel; Lieder bald fröhlich wie Lerchen, bald trauernd sehnsuchtsvoll wie Nachtigallen steigen aus der Ebene empor. Die Ernte ist im vollen Zuge. Die weite podolische Fläche wogt im leichten Sommerwinde, ein gelbes Meer, Hügel an Hügel scheinen sich wie große Wogen zu heben und wieder zu senken, auf einzelnen kleinen Inseln wimmelt es von Schnittern wie von kleinen, schwarzen Insekten.

Um mich, oder eigentlich um den ostgalizischen Edelhof, in dem ich vor einer Woche etwa vom Pferde gestiegen und bis heute ein Gefangener russischer Gastfreundschaft bin, dehnt sich ein Stück dieser unendlichen Ebene, das hat seine Korn- und Weizenwellen in riesigen Garben zusammengebunden. Zu dreien aneinander gelehnt, stehen sie weithin in langen Reihen, gleich Zelten eines ausgedehnten Lagers, nur am Horizonte von einem kleinen Wäldchen, das wie ein dunkler Gartenzaun dasteht, und von dem Dorfe Turowa begrenzt, dessen niedere, von Strohdächern tief überhangene Hütten mit einzelnen emporragenden Stangen man von weitem für längliche Heuschober halten könnte.

Der Edelhof, ein langgestrecktes, ebenerdiges Gebäude, steht mit seinen Ställen, Schuppen, Scheuern auf einem Hügel. Ein Fußpfad führt zwischen Felder, die nur noch dürre Stoppeln zeigen, in Krümmungen gegen das Dorf hinab. An ihm lehnt ein flacher, kahler Erdaufwurf, das Volk nennt ihn den Tartarenhügel, und jenseits desselben steht das Kornfeld, von dem aus die Lieder der Schnitter herüber-tönen, dann noch eins und noch eins.

Ich nehme meine Flinte und trete aus dem Hause.

Da sitzt auf der Veranda der Herr des Edelhofes, mein Wirt Wasyl Lesnowicz. Ein würdiger Mann, nicht eben klein, knochig, mit starker Stirne, unverwüstem, weißem Haare, langem Schnurrbart, fester Nase und dickem Kinn. Die blauen Augen unter den struppigen Augenbrauen wie verborgene Flämmchen lebhaft und feurig.

„Gehen Sie nicht zu weit vom Hause, Bruder“ sagte er bedächtig, „die Bauern werden heute mit der Ernte fertig, dann feiern wir heute Abend noch das Erntefest, ja, sie kommen alle herauf, das ganze Dorf, das Volk hat so ein Attachement an unsereins, weil man zu ihm gehört, drüben bei dem polnischen Nachbar, da kommt niemand mehr zum Erntefest, als die bezahlten Schnitter.“

Herr Wasyl war nämlich stolz auf das Ansehen, das er beim Landvolk genoss.

¹ Aus: Galizische Geschichten. Novellen von Leopold von Sacher-Masoch. Berlin, 1880. S. 49–80.

Seine Familie war, wie alle adeligen Geschlechter Ostgaliziens, russischer Abkunft, hatte unter polnischer Herrschaft polnische Sprache und Gesinnung angenommen, aber den griechischen Ritus bewahrt. Herr Wasyl hatte seine Bauern nie schlecht behandelt, aber vor dem Jahre 1848 die Herstellung Polens als politische Notwendigkeit angesehen. Als in jenem Jahre der Bauer seine Freiheit erlangte und die russische Nationalität in Galizien zu neuem Leben erwachte, da begann auch Herr Wasyl russische Zeitungen zu halten, russische Bücher zu kaufen, seinen Töchtern Jacken nach russischem Schnitt zu lassen, mit den Polen französisch zu sprechen, in der Unterredung mit Bauern stets Phrasen wie: „wir Brüder“ „wir Landsleute“, fallen zu lassen und jeden mit einem „bleibt gesund!“ zu grüßen.

Ich sagte, ich wolle eben nur auf das Feld zu den Schnittern gehen, nahm Abschied und schritt gegen das Dorf.

Auf dem Fußpfad kam mir eine schlanke Bäuerin entgegen, den Kopf phantastisch mit einem bunten Tuche wie mit einem Turban umwunden, sie ging mit einem „Gelobt sei Jesus Christus“ gesenkten Blickes an mir vorüber.

Da lag nun das Kornfeld, das unter den kräftigen Armen der Schnitter rasch zu Boden sank. Behände arbeiteten die jungen Burschen in weiten, grobleinenen Beinkleidern und Hemden, mit bloßen Füßen, Armen und bloßem, braunem Halse, einen breitkrepfigen Strohhut auf dem Kopfe. Die Mädchen in kurzen, bunten Röcken, ploderndem Hemde, den roten oder gelben Tüchern auf dem Kopfe, tauchten beim Schneiden wie große Mohnblumen auf und ab.

Zur Seite stand ein großer Krug Wasser mit einem angeschnittenen Laibe schwarzen Brotes als Deckel. Seitwärts richteten mit echt russischem Ernste einige Bauern die Garben und stellten sie schief zusammen, wie man Gewehre in Pyramiden stellt, damit der Regen abrinne kann.

Buben versteckten sich zwischen denselben, einer rief: „Ich bin ein Bär! Das ist meine Höhle!“ Sofort liefen die anderen herbei, suchten ihn mit Weidenruten herauszutreiben und schrien sich heiser, bis ein Garbenbündel umsank, das nächste niederwarf, und so eine ganze Reihe wie Kartenhäuser zusammenfiel. Eine kräftige Stimme tönte herüber, jetzt richteten sie die Garben rasch auf, legten sich halb nackt in den warmen Sand des Weges und horchten zu, wie einer ein Märchen erzählte.

Seitwärts stand eine Schnitterin, ein junges Weib. Die staubigen Füße, die schlanke Hüfte, die volle Brust besonders wohlgebildet. Das Haar in einem großen Kranz um den feinen Kopf mit seelenvollem, blauem Äug' und der feinen, sanftgebogenen Nase. Sie wischte den Schweiß mit dem weiten Hemdärmel von Stirne und Wange, steckte die Sichel rückwärts in das Schürzenband und hockte sich in das Korn.

Da lag ihr Kind.

Sie nahm es an die Brust, setzte sich unter den Weißdornstrauch, wo er den vollsten Schatten gab und sprach zu ihm süße Worte wie Küsse, zärtliche Diminutive, wie sie keine andere Sprache besitzt, halb singend, halb zwitschernd, sodass ein neugieriges Rotkehlchen aufmerksam wurde, geflogen kam und von dem obersten Aste des Weißdornes mit den klügsten schwarzen Augen ernsthaft zusah.

Alle hatten mich begrüßt und dann etwas gemustert.

Jetzt kam über den Weg herüber ein alter Bauer. Ihm gehörte das nächste Feld, er beaufsichtigte seine Leute bei der Arbeit, hatte mich gesehen und kam, mit jener unserem russischen Bauern angeborenen guten Art, mir Gesellschaft zu leisten. Auf zehn Schritte weit zog er den Hut ab und wünschte mir und meinen Enkeln und Enkelkindern ein ungemessenes Wohlergehen. Als er den Hut abhatte, war sein Gesicht mit dem energischen Schnitte, dem wehmütigen Munde, von einem weißen Schnurrbart eingefasst, der gewölbten Stirne, zur Hälfte von dem abgeschnittenen, grauen Haar bedeckt, zugleich schön und sympathisch. Er hatte einen groben, zotigen Rock an, mit Kapuze rückwärts, grau, an den Nähten mit blauen Schnüren besetzt, einen Rock, den die Reiter Dschingis Chans getragen haben mögen und den der galizische Bauer als ein Erbstück der Tartarenzeiten in seiner Tracht bewahrt.

Wir gingen zwischen den Garben auf und ab, sprachen von der Ernte und kamen allmählich bis zu dem Tartarenhügel, welcher gegen die untergehende Sonne wie ein schwarzer Sarg stand. Ich legte meine Flinte an seinem Abhange nieder und setzte mich in den Schatten. Der Bauer bedachte sich einen Augenblick, blickte umher, dann setzte er sich in einiger Entfernung gleichfalls nieder.

Je weniger ich sprach, um so mehr bemühte sich der alte Mann, mich zu unterhalten.

„Heute werden wir fertig“, sagte er, „die Leute vom Hofe auch, dann halten wir zusammen das Erntefest.“ „Ihr seid also in einem guten Verhältnis zu Euerem früheren Gutsherrn?“, bemerkte ich.

„Und warum nicht!“, erwiderte der Bauer; „er gehört zu uns, er ist ein Russe so wie wir. Mit den polnischen Gutsherren ist es anders. Das ist eine alte Feindschaft, die Volkslieder wissen davon zu erzählen. Herr Lesnowicz dagegen ist, um es recht zu sagen, mit uns wie ein Bruder mit Brüdern. Er hat uns geholfen die Schule bauen, er hat uns auch einen streitigen Wald gegeben, wir werden ihn also zum Deputierten wählen.“

„Ihr habt hier eine gute Schule, und was ich von der Wirtschaft sehe, ist auch besser, als sonst bei uns in Galizien.“

„Ich bitte Sie“, fiel der Bauer lebhaft ein, „es ist hier ziemlich, aber wenn es irgendwo schlechter ist, darf man darüber staunen? In manchen Büchern steht es zu lesen, dass der Bauer hier zu Lande träge ist, ein schlechter Arbeiter, aber ein ordentlicher Säufer und Dummkopf, der Kirchensänger hat uns einmal so etwas vorgelesen. Nun, Gott sei Dank, ist das nicht wahr. Aber dürfte man erstaunen, wenn es so wäre? Bedenken Sie doch, gnädiger Herr, wie das so bei uns war. Da waren wir unter dem polnischen Reiche, wie lange ist das her, waren zu nichts anderem gut, als dem Edelmann das Feld zu bestellen wie Rind und Pferd; nur wenn ihm sein Nachbar ein Pferd tötete, musste er Strafe zahlen, und wenn er ihm einen Bauer tötete, oft nicht. Also sollte der Bauer ein Land lieben und mit Eifer bebauen, auf dem er wie ein Fremder, wie ein Tier gehalten war?“

Da kamen wir zu Österreich, da wurde es gleich besser. Der Bauer war jetzt ein Mensch wie jeder andere, aber der Grund blieb dem Edelherrn und der Bauer musste ihm die Robot leisten.

„Der große Kaiser Joseph“ – der Bauer nahm den Hut ab und setzte ihn wieder auf – „hat uns ein Patent gegeben, das sagte deutlich, so viel Tage der Woche soll der Bauer für den Gutsherrn arbeiten und so viel für sich. Es war gerecht für beide Teile. Aber die Edelleute wollten keine Gerechtigkeit und verstanden das Patent zu umgehen. Wie, werde ich Ihnen gleich sagen.

Uns sind die Kinder ans Herz gewachsen, und schwer trennt sich der Vater von dem Sohn. Nun nehmen wir an, ein Bauer hatte 30 Joch, die ihn gut ernährten, und hatte davon vier Tage Robot zu leisten. Der Bauer hatte nun zwei Söhne. Da kam der Edelmann und sagte: „Du hast zwei rüstige Söhne, man wird sie Dir zum Militär nehmen, Du aber möchtest Dich nicht von ihnen trennen. Weißt Du was, Du gibst jedem 10 Joch, so hat jeder von Euch 10 Joch, und jeder leistet mir 4 Tage Robot.“ Die Söhne teilten wieder und die Enkel wieder, und die Robot stieg immer fort, und vereinigte wieder einmal ein Bauer alle diese Teile, so hatte er nun statt 4 Tage oft 24 Tage in der Woche zu roboten und fragte sich, wie er das anzufangen habe.

Es war also damals auch nicht am besten. Wenn der Bauer den ganzen Tag hinter dem Pflug ging, so geschah es, damit der Edelmann auf Silber speist, die Edelfrau mit vier Pferden am Schlitten fährt, er selbst aber Haferbrot kaut und sein Weib barfuß im Schnee wadet.“

Dem Bauer war besonders wohl, wie er der vergangenen, schweren Zeiten gedachte und dann auf seinen freien Grund und Boden blickte.

„Ich meine, dass die Bauern auch damals nicht so arbeitsscheu waren“, sagte ich nach einer Weile; „wie war es denn mit den nächtlichen Ernten? Ihr erinnert Euch noch gewiss daran.“

Der Bauer sah bei Seite und spuckte aus. „Wie soll ich mich nicht erinnern, Herr!“, erwiderte er; „es war so. In manchen Gegenden, wenn es einen schlechten Sommer gab, Gewitter, Stürme, Regengüsse, und war das Feld in ein Meer verwandelt, jede Ackerrinne ein Bach, wenn dann zur Zeit der Ernte auf einmal der Himmel wolkenlos war, die Luft stille stand, heiß und trocken, da geschah es, dass der Edelherr die Bauern vom frühen Morgen bis zum Abend auf seinen Feldern arbeiten ließ, um die Ernte hereinzubringen, ehe sich das Wetter wenden möchte, und den Bauern keine Zeit blieb, für sich zu schneiden, ihr Korn bog sich bereits zur Erde, jede Wolke, die am Himmel aufstieg, konnte ihre Ernte vernichten.

Kamen dann die schönen kühlen Vollmondnächte, so ruhten sie etwas, nachdem die Tagesarbeit für den Herrn getan war, und hielten ihre Ernte in der hellen Vollmondnacht, sie blieben beisammen, wie sie von dem Felde des Herrn kamen, und schnitten dann alle vereint Feld für Feld, wie es kam, jedem halben alle, und jeder allen. Am Morgen schliefen sie wenige Stunden und zogen dann wieder zur Arbeit auf das Feld des Herrn. Das waren die nächtlichen Ernten.“

Wir schwiegen beide.

Endlich sagte der greise Landmann: „Sehen Sie, so ist es mit der Faulheit, und was das Saufen betrifft, so ging der Bauer in die Schenke, um sein elendes Leben zu vergessen. Der Branntwein nahm ihm etwas die Besinnung, und das war gut. Man

tanzte, man sang, man sprach von dem und von jenem, man verpfändete seinen Rock und seine Stiefel, aber man lebte doch.

In dem Jahre 1848 ist es auf einmal anders geworden. Wir sind frei geworden, der Grund und Boden gehört uns. Der frühere Gutsherr ist uns nichts mehr als ein Nachbar. Sehen Sie, seitdem hat sich alles gebessert. Der Bauer sieht fleißig auf seine Wirtschaft und hat Gewinn davon; es ist ein gutes Land, in dem wir wohnen, einen besseren Boden kann es wohl nicht geben, der Mensch hat Lust an der Feldarbeit. Der Bauer hat so eine Liebe zu ihr, zu seinen Tieren, seinen Verhältnissen, und wenn es gut geht, hat er einen Ertrag, dass der Städter ihn beneidet.

Sehen Sie, vor Zeiten war ich manchmal in Strafe wegen der Robot, und meine Felder standen zur Hälfte wüst. Jetzt pachte ich Grundstücke von den polnischen Edelherren, und meine Wirtschaft lässt sich sehen. Drüben in Sieniawa da sehen Sie das Dorf an, Haus für Haus von purem Stein. Dabei die gute Straße. Das ist freilich noch der Anfang, Herr Gnädiger, es drücken uns etwas die Steuern, es fehlt noch an Eisenbahnen, Straßen, Schulen.“

Ich sah den Bauer erstaunt an. „Aber man sagt“, bemerkte ich dann, „dass Ihr die Schulen nicht sehr liebt.“

Der alte Mann schlug die Arme auf der Brust ineinander und wiegte den Oberkörper hin und her. „Was die Leute alles sagen! Das war noch, wie alles polnisch war, und wir zahlten nicht gern unser Geld dafür, damit unsere Kinder ihre Muttersprache verlernen.

Jetzt sind die Schulen in unserer russischen Sprache, und die Gemeinden bauen selbst die Schulhäuser und geben, was nötig ist.

Ja, was da alles geredet wird und geschrieben, es ist bereits ungesund. Auch von der Eisenbahn. Waren Sie nur dabei gewesen, wie die Bahn nach Lemberg eröffnet wurde. Man sagte, die Bauern nennen das ein Höllenwerk. Das war aber unwahr.

Auf allen Stationen waren die Gemeinden mit Richtern, Geschworenen, Musik und begrüßten den ersten Zug. Viele fielen auf die Knie, hoben die Hände zum Himmel. Glauben Sie solche Sachen nicht. Es wird noch weit anders werden, weit anders, Sie werden es wohl erleben, man soll nur der Gemeinde mehr Freiheit geben. Es war bei uns von alten Zeiten her, dass die Gemeinde alles war, und sie ist es jetzt auch, wenn auch die Regierung sie nicht so anerkennt. Es konnten weniger Beamten sein, es wäre uns besser und dem Reiche.“

„Freund“, warf ich ein, „ich bin auch für die freie Gemeinde, aber es ist noch nicht an der Zeit.“

„Ich beschwöre Sie“, entgegnete der Bauer, „warum denn nicht? Da hatten z. B. die Dominien die Steuern einzuheben für den Staat und hatten uns bedrückt. Darauf haben die Bauern nicht erst gefragt, sondern die Steuern selbst gesammelt durch die Gemeinderichter. Im Jahre 1827 kamen die kaiserlichen Steuerämter. Sehen Sie, da hat es gleich sehr viel gekostet, und früher nichts, und was die Rückstände betrifft, so waren es nur wenige, als die Gemeinden die Steuern einhoben, und als die Beamten – bald mehrere Millionen. Es scheint also, dass die Gemeinden manches besser machen als die Beamten. Kein Vogel kann gleich fliegen.

Wenn aber die Störche wollen, dass ihre Jungen es lernen, tragen sie dieselben auf ihren Flügeln in die Luft empor. Aber es scheint, die Regierung will nicht, dass wir fliegen lernen.“

Um den Weißdornstrauch hatte sich indes eine Gruppe von Weibern und jungen Burschen gebildet, aus der plötzlich ein gellendes Geschrei herüber tönte. Mein alter Bauer richtete sich auf, um hinzusehen. Zugleich kam ein halbgewachsener Knabe mit bloßen Füßen, wirren blonden Haaren, in vollem Laufe gegen den Tartarenhügel. Er schrie von weitem schon halb atemlos: „Großvater! Großvater! – die alten Weiber – wollen der Jewa – nicht – den Erntekranz geben.“

„Warum nicht?“, fragte der Bauer. „Sie sagen, dass sie leichte Sitten hat!“ „Was kümmert das die alten Weiber, aber sie sind wie die Hennen, wenn eine junge unter sie kommt, beißen sie sie. Da sehen Sie aber den Jungen an, wie der kleine Hahn schon sein Hühnchen zu beschützen weiß. Kommen Sie, Herr! Sie selbst sollen bestimmen, welche den Erntekranz tragen soll. Es sind schöne Mädchen da, die Wahl ist schwer.“

Wir gingen den Hügel hinab, vorbei an den Erntewagen, die geladen wurden, an Schnittern, die ihre Sense dengelten.

Die Sonne sank, von kleinen Wolken umgeben, welche sie mit feurigem Rot übergoss. Ein lauer Abendwind strich durch die Stoppelfelder. Auf einem Heuschober saß eine Amsel und sang, Sperlinge flatterten an den Sträuchern, und schrien pöbelhaft in ihr melodisch elegisches Lied.

Unter dem Weißdornstrauch saßen fünf junge Frauen und wanden den Erntekranz. Zwei hatten den Schoß voll gelber Getreideähren, die dritte hielt blaue Kornblumen in der Schürze und schob von Zeit zu Zeit einzelne in das Geflechte, eine sang munter ein Lied und hielt in den braunen Händen ein duftiges, rosensfarbiges Band.

Noch eine saß zur Seite, den Kopf in beide Hände gestützt, wie versunken, ihre Wimpern fielen gleich schwarzen Schatten in das Gesicht. Ein Schwarm von Weibern und Burschen keifte, schrie und lachte um sie. Sie blickte nicht auf.

Wir traten hinzu. Es wurde ganz stille; sie regte sich nicht. Der alte Bauer, die Hände flach auf die Knie gestemmt, bückte sich zu ihr.

„Nun Jewa, sie wollen Dir den Kranz nicht geben?“ Jetzt riss es sie einen Augenblick empor, ich blickte in ein Antlitz vom edelsten Oval, mit dem göttlichen Schnitt eines hellenischen Marmorbildes, bleich, sehr bleich, zwei Augen flammten empor, der unverhüllte Busen hob sich langsam, wie ein schlafender Schwan die weißen Flügel regt. Wieder sanken die Wimpern herab. Teilnahmslos blickte sie auf den Kranz.

Ich sah sie noch einmal an und sagte lebhaft: „Ihr gehört der Kranz.“ Der alte Bauer nickte. Die Schnitter liefen herbei, schwangen die Hüte und schrien: „Jewa trägt den Kranz!“ Sie stand auf und blickte mich an, kaum dankbar. Mit stolzer Bewegung des Kopfes warf sie die langen, dicken Zöpfe nach vorne über die Schultern und begann den einen aufzumachen.

„Wählt die Kranzmädchen“, rief sie mit verächtlichem Lächeln den Schnittern zu, welche sie betrachteten, kehrte ihnen den Rücken, löste rasch die Zöpfe und breitete dann die langen, weichen Haare wie einen dunklen Mantel um sich.

Niemand sprach ein Wort, nur ein altes, zahnloses Weib stellte sich neben mich und sagte halblaut: „Die Faulenzerin kann leicht weiß sein und lange Haare haben, was tut sie denn? Singen, träumen, lieben, lachen!“

„Wo ist die Handza?“, fragte schüchtern, die Augen zu Boden geschlagen, ein junger Schnitter.

„Komm! komm hervor!“, sprach der alte Bauer und zog das hübsche Mädchen am Hemdärmel zu sich, das sich täppisch wehrte und die rote Schürze vor das rote Gesicht hielt, „weißt Du doch, dass Du Kranzmädchen wirst, wenn es noch eine Gerechtigkeit gibt auf Erden“, fuhr der Alte fort, „ist sie Euch nicht recht?“

„Es ist gut!“, riefen viele, „wählt die andere.“ Ein halbes Dutzend weiblicher Namen schwirrte nun auf einmal in der Luft: „Basja!“, tönte am kräftigsten. „Basja! Basja!“

Der Alte hob die Hand. „Es ist gut“, versicherte er, „die Mehrzahl ruft Basja, so soll es Basja sein!“

Die Schnitter stimmten bei.

Basja, ein kleines rundes Ding, trug den Kopf mit dem Stumpfnäschen und den blitzenden Augen ziemlich hoch.

„So macht Euch bereit!“, sagte der Alte, „die Sonne ist unter.“

Die beiden Kranzmädchen nahmen den Kranz, hoben ihn hoch empor über Jewas Haupt und ließen ihn dann leicht auf dasselbe fallen. Jewa fasste ihn gleich mit beiden Händen und setzte sich ihn zurecht, dann stand sie mit verschränkten Armen da, die goldene Ährenkrone auf dem offenen, wogenden Haare, das Auge gleichgültig auf uns gerichtet, die Erntekönigin.

Die Kranzmädchen hatten sich gleichfalls mit Blumen geschmückt. Von verschiedenen Seiten waren Scharen von Schnittern herbeigekommen, Bauern aus dem Dorfe, zuletzt die Musikanten. Sie stimmten die Instrumente, das Volk trieb durcheinander, Geschrei, Lachen, der alte Bauer ordnete den Zug. Andere Grundwirte standen zur Seite und sprachen angelegentlich von der Landtagswahl.

Endlich setzten wir uns in Bewegung, voraus die Musikanten, ein schmucker Geselle in schwarzer Lammfellmütze mit der Geige, sekundiert von einem ausgemästeten Pächter in dunkler Tuchhose und Tuchrock, der Gemeindegewalt die Flöte blasend, während ein brauner Kerl in Hemd und Leinwandhosen den Zymbal schlug, die Bassgeige spielte der kleine Kirchensänger mit priesterlicher Würde. Nach ihnen schritt, übermütig durch Sieg und Schönheit, die Erntekönigin, begleitet von den beiden Kranzmädchen, dann kamen die Bauern, die Schnitter, der in Leinwand, jener den zottigen Tuchrock um die Schulter, bloßfüßig, mit Strohhüten oder in schweren Stiefeln, die Frauen grellrote Tücher wie Turbane um den Kopf gewunden, Mädchen mit langen Zöpfen, große gelbe Malven im Scheitel, dicke Korallenschnüre um den Hals, alle fröhlich. Die Musikanten stimmten an, und von

mehreren hundert Stimmen erklang das altheidnische, bacchantisch feierliche, jauchzend wehmütige Erntelied.

Langsam wälzten sich, von den kleinen Pferden gezogen, auf dem versunkenen Feldwege die Erntewagen nach.

So zieht wie vor Tausenden vor Jahren die slavische Gemeinde, Einer für Alle, Alle für Einen, ein Sinn, ein großer Mensch.

Wer noch im Dorfe zurückgeblieben, schließt sich an, als der Zug durch dasselbe kommt.

Ein altes Weibchen kauert vor der Hütte im Sande, den die Sonne gewärmt, grüßt freundlich, blickt lange nach, singt dann leise das Erntelied mit, lächelt und nickt mit dem Kopfe dazu.

Vor der moosgrünen, hölzernen Dorfkirche liegt ein grauer Stein, riesig mit verwitterten, seltsamen Zeichen. Bei diesem Steine halten die Schnitter, und Jewa tritt langsam vor, nimmt den Kranz herab und legt ihn auf den Stein. Aus der Kirche aber kommt der Pfarrer, im weißen Chorphemd mit dem Weihwedel, segnet den Kranz und die Schnitter.

Der Pfarrer hat zwei Büschel über den Ohren emporgekämmt, wie eine Eule, und eine Brille; seltsam ist es aber, wie Jewa an dem Steine steht, mit flatterndem, schwarzem Haare, ringsum liegt das Volk auf den Knien, und sie nimmt den Ährenkranz und setzt ihn wieder auf das Haupt.

Nahe der Kirche liegt das Haus des Richters; als die Schnitter vorbei kommen, steht er auf der Schwelle, seinen Hahn im Arm. Er bindet ihm die Füße und befestigt ihn dann an dem Erntekranz auf Jewas Kopf. Alle blicken auf den Hahn, sobald der Richter ihn loslässt, will er emporfliegen, schlägt mit den Flügeln und kräht. Das bedeutet eine gute Ernte für das nächste Jahr. Die Schnitter jubeln, die Musikanten spielen, der Richter und sein Weib gehen mit der Branntweinflasche herum und trinken mit jedem. Dann schließen sie sich an, und nun geht es zum Edelhofe.

Das Erntelied tönt über die Ebene, die Geigen schnarren, die Schnitter schreien ein russisches Evoë, der Hahn kräht immer fort. Über dem Wäldchen steigt die große, rote Scheibe des Mondes empor.

Im Edelhofe ist alles auf den Füßen, die beiden Jagdhunde laufen uns entgegen, der Kettenhund rast an der Kette, indes die Katze auf dem schiefen Dache seiner Hütte sitzt und sich putzt. Das bedeutet Gäste. Der Haushahn sitzt auf dem Stalle und müht sich ab, dem Hahn der Schnitter Antwort zu geben.

Vor der Tür seines Hauses steht Herr Wasyl Lesnowicz und reibt seine Hände in den Hosentaschen. Neben ihm steht die Herrin Athanasia Aspasia Xenia Lesnowiczowa, die kleine Figur in einem quadrillierten Überrock eingeknüpft, dessen Farbe nicht bestimmt werden kann, die lehmblonden Haare in einer Rosahaube. Dann ihr Sohn, Herr Nikolaus, minder blond, mit aufstehender Nase, dichten Brauen, dickem Gesicht, dickem Genick, ein Liedchen pfeifend. Ihm zur Seite, den Arm in den seinen gelegt, im oftgewaschenen Sommerkleidchen, das dunkle Haar liederlich frisiert, sein hübsches junges Weibchen.

Auch die Dienstleute sind da, der alte Stephan mit einer großen Branntweinflasche, die er, wie ein Kind, behutsam in den Armen hält. Vor der Scheune ist ein Erntewagen aufgefahren, den die Knechte halb abgeladen stehen lassen. Der Kosak und der Bienenwächter, zwei Spaßmacher von Beruf, haben sich hinter dem offenen Türflügel versteckt, jeder eine Kanne Wasser zur Hand.

Als das Erntelied hundertstimmig vor dem Hause ertönt, Herr Lesnowicz würdevoll grüßt, stürzen sie hervor, die Kranzmädchen zu begießen, der Bienenwächter spritzt Handza an, obwohl sie geschickt dem Strahle ausweicht, wie aber der Kosak die Erntekönigin bedroht, hat ihn Basja von rückwärts kräftig bei den Armen gefasst; die Mädchen umringen ihn, schreien, gießen das Wasser über ihn und stülpen ihm die Kanne wie einen Hut auf den Kopf.

Die Schnitter bilden einen Halbkreis, die Bauern treten zu Herrn Lesnowicz, es wird still.

Jewa spricht den Glückwunsch. „Wir bringen Dir den Erntekranz, Gott der Herr segne Dich und die Deinen und gebe uns ein glückliches Jahr und eine glückliche Ernte!“

„Viele Jahre! Viele Jahre!“, rufen die Schnitter.

Herr Lesnowicz dankt und gibt den Segen für Kind und Kindeskind. Dazwischen tönt das „viele Jahre!“ des Volkes. Jewa nimmt den Kranz vom Haupte, noch einmal kräht der Hahn; dann reicht sie das Symbol der Herrin, welche ihr eine Korallenschnur um den Hals hängt. Die junge Frau beschenkt die Kranzmädchen.

Die Dienstleute schleppen rohgezimmerte Tische herbei, decken sie mit Branntweinflaschen, Käse in großen Laiben, Kilbassy, russischen Würsten, ähnlich jungen Riesenschlangen, Broten, Schüsseln mit Schweinebraten. Herr Lesnowicz und seine Herrin laden herzlich dazu ein.

Der junge Herr führt die Erntekönigin an einem, beide Kranzmädchen an dem anderen Arme, der alte Lesnowicz schleppt einen widerstrebenden Bruder Bauer und Wähler an die Tafel, der Kirchensänger ruft unausgesetzt: „Geniert Euch nicht, gute Leute!“, und beißt dabei in eine Wurst, deren anderes Ende von Zeit zu Zeit unter seinem schweren Stiefel knackt, während er mit der zweiten Hand krampfhaft eine Branntweinflasche umarmt.

Die ernsten Grundwirte bleiben, wie sie sich einmal gesetzt haben, an dem Tische sitzen, jeder sein Messer vor sich, das Branntweinglas macht fleißig die Runde.

Das junge Volk hat kaum von dem göttlichen Nass gekostet, stellt es sich gleich zum Tanze.

Herr Lesnowicz dreht sich mit der Erntekönigin im Kreise, lässt sie los und tanzt einen Augenblick allein und dreht sich schwerfällig wie eine Hummel, die in ein Glas gefallen ist. Aus der Truppe der Schnitter tritt ein junger Bursche, wirft die fettglänzenden Haare zurück, wischt sich den Mund mit dem Hemdärmel und bittet die junge Herrin zum Tanze.

Bald stampft alles im wilden Reigen durcheinander, der Kirchensänger beißt von Zeit zu Zeit in seine Wurst und streicht dann grimmig die Bassgeige, welche unter seinen Streichen ächzt, der Zymbal weint, die Geigen schreien bald wie ausge-

lassene Kinder, bald wie Sterbende, die um Hilfe rufen, angstvoll, verzweifelt, halb im Wahnsinn.

Am Tische sind sie lustig geworden. Einer reicht das Glas dem ändern, es schwankt, verschüttet, der andere empfängt es ebenso, aber alles mit hübschen Redensarten, zeremoniell.

„Deine würdige Frau bleibe gesund, viele Jahre, viele schöne Jahre, Gott segne sie und gebe Euch ein gutes Einvernehmen und den Frieden.“

„So sei es.“

Dabei neigte der andere den Kopf rechts und links. „Viele Jahre, so sei es“, erwiderte er, „Gott gebe es und so auch Euch zehnfach, Bruder!“

Dann küssen sie sich auf die rechte Wange, und dann auf die linke. Der zweite leert das Glas.

Schon füllt es ein anderer und reicht es weiter. Segenssprüche schallen herüber, hinüber. Der spricht von der Wirtschaft, jener vom Markte, andere, wie es in der Welt steht, vom Kaiser, vom Zaren, vom Franzosen, keiner will indes die ändern belehren oder steift sich auf seine Meinung, niemand streitet, niemand zankt, und doch sind unsere Bauern hartnäckiger in ihren Ansichten als die hartnäckigsten Deutschen.

Unter den Tanzenden entsteht eine Bewegung.

Ein junger Mensch, dem Anzuge nach ein Bauer, der Flinte nach ein Jäger, ist unter sie getreten. Seine gute Haltung fällt auf, noch mehr sein Blick. Ich frage, der Hausherr sagt: „Es ist der Dmitro, er hilft dem Heger den Wald hüten, ein kurioser Geselle, aber redlich und treu wie ein Jagdhund. Der soll uns die Kolomijka tanzen.“

Herr Lesnowicz begab sich zu ihm, indes sagte die junge Frau: „Der spielt die große Rolle in der Gegend, die Weiber laufen ihm nach, er hat aber seinen Kopf. Ihm hat es die Jewa angetan. Sie werden schon sehen.“

Die Musikanten spielten die Kolomijka.

Rasch hatten Tänzer und Tänzerinnen sich umschlingend einen Kreis gebildet. Im Kreise standen Jewa und der Waldhüter.

Die ersten Töne schwebten einzeln, klagend in der Luft, der Waldhüter stand unbeweglich, die Arme auf der Brust verschränkt, das Haupt wie im Schmerz gesenkt, er begleitete die Melodie leise mit einem traurigen Gesang, nur von Zeit zu Zeit stieg ein Klang, ein Seufzer, ein lautes Weinen, ein Wehruf melodisch aus seiner Brust.

Weit von ihm gegenüber stand Jewa, ruhig, das Auge fest auf ihn gerichtet, den Kopf so stolz, weit, unerreichbar.

Leidenschaftlich schwellen die Töne der Musik zu einer wunderbaren Melodie. Plötzlich wirft er den Kopf in die Höhe und stößt einen Schrei aus, einen wilden Jagdruf, den Schrei eines Adlers, der sich auf seine Beute stürzt. Er hebt die Arme und beginnt zu tanzen, jetzt ein Kind, das spielt und trippelt, jetzt ein Gaukler, der eine Schlange bändigt, jetzt ein Raubtier, das in wilden Sprüngen sein Weibchen verfolgt. Sein Auge lässt das ihre nicht mehr los, jeder Schritt, jede Bewegung seines Leibes gilt ihr, sie beobachtet ihn mit kaltem Blute und weicht ihm aus, immer enger werden die magischen Kreise, welche er um sie zieht, jetzt ist er nah.

Immer wilder wird der Chor der Instrumente.

Mit einem einzigen Satze ist er bei ihr, wirft den Arm wie eine Angel nach ihrem Halse, in demselben Augenblicke ist sie ihm aber auch im Sprunge entflohen und tanzt übermütig, höhnisch, unter lautem Gelächter des ganzen Kreises, an dem entgegengesetzten Ende desselben, den Arm herausfordernd über der Hüfte eingestemmt.

Wieder steht der Tänzer regungslos, wieder senkt er traurig das Haupt, wieder nähert er sich Jewa, und wieder entkommt sie ihm.

Endlich scheint er zu verzweifeln, sein Tanz wird zur Apathie eines Unglücklichen, sein Gesang ein leises Weinen, sie aber höhnt ihn mit den fröhlichen Trillern, sie wirft den Kopf in den Nacken, sie lacht und spottet, und tanzt um ihn, wie eine Mücke um das Licht. Er aber fällt zu Boden, wie ein Sterbender, schnellt im nächsten Augenblick empor, wirft die Arme wie eine Schlinge um Jewas Leib, und sie ist sein.

Unter bacchantischem Jubel des Kreises tanzen sie jetzt zusammen, die Geigen jubeln, der Zymbal jubelt, der Tanz wird zum Hochzeitsreigen, der Gesang zum Hymenäus.

Die ehrenwerten Grundwirte am Tische singen indes den Refrain eines heiteren Trinkliedes, das Herr Nikolaus Lesnowicz angestimmt hat. Der alte Herr ist überlustig, küsst seine Frau vor den Gästen und nennt sie eine verdammte Kokette, während sie verschämt mit den Augen zwinkert.

Der Kosak hat in der Nähe der Entenlache einen halbzerbrochenen Topf aufgestellt, Nikolas muntere Frau verbindet ihrem Tänzer von vorhin die Augen, andere junge Burschen kommen herbei und schicken sich zum Topfschlagen an.

Ich gehe langsam durch den Hof, die Hühner atmen leise im Schlafe, der Hund knurrt, zieht Luft, beginnt zu wedeln.

Hinter dem Edelhofe ist alles still.

Ich betrete eine kleine Wiese und lege mich in einen Heuschober.

Ringsum tiefe Ruhe, kein Schrei eines Vogels, kein Ton einer Hirtenpfeife, feuchter Duft steigt auf, die weite Ebene ist mit Mondlicht gefüllt, der Himmel mit Sternen, die Milchstraße steht klar und ruhig. Jetzt schluchzt eine Nachtigall nahe. Zehn Schritte weit ragt ein vom Monde halbversilberter Busch. Dort wird es sein. Eine zweite antwortet, die Nacht, die tiefe Stille tragen die süßen Töne.

Das kurzgeschnittene trockene Gras knistert und bricht, ein Schritt, noch einer, so sachte? Von der Weide seitwärts tönt der zärtliche Lockruf einer Katze.

Jetzt naht es dem Schober, ich richte mich auf, es ist ein Weib, das wie erschreckt stille steht, es ist Jewa.

„Sie sind es, Herr!“ sagte sie ruhig.

Ich halte sie bei der Hand. „Und wen suchst Du?“, frage ich. Sie schweigt, aber hält meinen Blick aus, zuckt mit keiner Wimper. „Du suchst den Waldhüter“, fahre ich fort. Jewa schweigt. Sie schlägt das Auge nicht nieder, aber es flammt auf. Ihre Pupille wird groß, wie die einer Katze, die im Mondlicht wandelt.

„Du suchst ihn nicht?“

„Ich such‘ ihn, ja!“ entgegnete sie leise, aber entschieden, „er ist mein, ich suche ihn. Schimpfen Sie mich also.“

„Warum soll ich Dich schimpfen?“, fragte ich „Weil es alle tun, weil es so ist in der Welt“, sprach sie, alles fest, Auge in Auge.

„Ich schimpfe Dich nicht.“

„Sie lachen also auch über diese Welt“, sprach sie und stieß ein verachtungsvolles Lachen aus. Die Stille brachte es weit in die Ebene, welche es endlich verschlang. Die Nachtigall schwieg, sogar die Katze schwieg. „Was sind mir die Menschen, was ist mir das Urteil der Welt? Was der Galgen ist für einen tapferen Karpatenräuber.“

Ich ließ ihre Hand los, sie zog das Hemd über der halbentblößten klassischen Brust zusammen und fuhr fort. „Sie sind doch keine schön wie ich. Der Pfarrer sieht mich bei der Predigt bei gewissen Stellen strafend an, begegnet er mir aber allem im Walde, so klatscht er mir mit seiner fetten Hand über den Nacken oder die Hüfte. Sie schimpfen mich, weil ich nicht heucheln kann, wie sie und ihre Weiber und Mädchen. Weil ich einen Mann ansehe, wenn er mir gefällt, weil ich mit ihm spreche, wenn er mich unterhält, weil ich –“

„Nun?“

„Weil ich ihn küsse“, rief sie, „wenn ich ihn liebe, und wenn er krank vor Liebe ist, sage „Komm' heute Nacht zu mir“ – Lebt man denn, um ein ehrbares Begräbnis zu erhalten, oder –“

„So nimm Dir einen Mann.“

„Ich will nicht“, sprach sie stolz, „ich will mich nicht einem Manne verkaufen, wie ein Vieh, und sein gehören, wenn er will. Ich will frei sein, ich will eine wilde Katze bleiben unter den zahmen, ich lache über diese Welt.“

Wieder brach das trockene Gras.

Jewa horchte, einen Augenblick stand sie regungslos im Mondlicht, den Arm erhoben, dann sprang sie davon.

Ich kehrte durch den Edelhof zurück und trat auf die Veranda. Gestützt auf die dürre Galerie, in der leise der Holzwurm pickte, sah ich hinab in das Gewühl des Erntefestes.

Niemand war betrunken, aber alles aufgelöst. Der Kosak hieb mit verbundenen Augen, den Rücken dem Topfe zugekehrt, wütend um sich, mit den Füßen ausschlagend, so dass er jedesmal den Topf zu zertreten schien, auf dem Plan am Fuße des Hügels hatten sie ein Feuer angemacht und tanzten einen wilden Reigen um dasselbe; zwischen den Tischen stand der alte Stephan und sang mit heiserer Stimme ein Kosakenlied, wozu der Kirchensänger kopfschüttelnd die Bassgeige strich.

Jetzt winkte Herr Nikola mit branntweinseligen Augen ein paar junge Burschen herbei und schlich mit ihnen um das Haus.

Ich folgte einige Schritte auf der Veranda, dann mit meinem Blicke.

Die lustige Bande hockte sich im Gebüsch nieder und stimmte auf einmal gelend ein ausgelassenes Spottlied an. Der Refrain tönte besonders ergötzlich in wunderlichen Katzenmelodien.

Sie aber, der das Spottlied galt, saß auf einem Aste der Weide, und zu ihren Füßen Dmitro, der Waldhüter, den schönen Kopf an ihr Knie gelehnt.

Sie vergrub beide Hände beinahe wild in seinen Locken und lachte.

Der Wanderer¹

Novelle

*Gott allein weiß, wie lange diese
Pilgerschaft noch dauern wird.
Iwan Turgenjew*

Bedächtig, die Flinten auf der Schulter, schritten wir, der alte Heger und ich, durch den Urwald, welcher in schweren, dunklen Massen am Fuße unseres Gebirges lagert, und seine Riesenglieder weithin in die Ebene streckt. Der Abend ließ das scheinbar unbegrenzte Gebiet schwarzen jungfräulichen Nadelholzes noch finsterner und schweigender als sonst erscheinen; weithin war keine Stimme eines Lebenden, kein Laut, kein Rauschen eines Wipfels zu vernehmen, und weithin kein Licht außer von Zeit zu Zeit ein blasses mattgoldenes Netz, das die scheidende Sonne über Moos und Kräuter gespannt hatte.

Der Himmel, wolkenlos, blassblau wurde nur in einzelnen Stücken zwischen den unbeweglichen, ehrwürdigen Fichtenhäuptern sichtbar. Ein schwerer Geruch feuchter Fäulnis schwebte in den riesigen Nadeln und Halmen, nicht einmal unter unsern Füßen knisterte es. Wir gingen auf einem weichen nachgiebigen Teppich. Manchmal erblickte man eines jener verwitterten grün überzogenen Felsstücke, wie sie an dem Abhange der Karpaten tief in die Wälder und sogar bis in die getreidegelbe Fläche hinab zerstreut sind; stumme Zeugen jener halbvergessenen Zeit, wo ein großes Meer seine Fluten gegen die zackigen Ufer unseres Gebirges trieb, und als sollte es uns an jene feierlich monotonen Schöpfungstage mahnen, erhob sich plötzlich ein starker Wind, und jagte seine unsichtbaren Wellen brausend durch die schweren Wipfel, die zitternden grünen Nadeln, die tausend und tausend Gräser und Kräuter, welche sich demütig vor ihm neigten.

Der alte Heger blieb stehen, strich sich das weiße Haar zusammen, das die wilde strömende Luft verwirrt hatte, und lächelte. Über uns im blauen Äther schwebte ein Adler.

Der Alte legte die Hand über die Augen, zog die schweren Brauen zusammen und blickte auf ihn.

„Wollen Sie ihn schießen?“, sprach er gedehnt.

„Wie wäre es möglich,“ entgegnete ich.

¹ Aus: Sacher-Masoch, Leopold von: Don Juan von Kolomea. Galizische Geschichten / hrsg. u. mit einem Nachw. vers. von Michael Farin. Bonn: Bouvier Verlag Herbert Grundmann, 1985. S. 7–18.

„Der Sturm treibt ihn herab,“ murmelte der Alte, ohne seine Stellung zu verändern. Wirklich wuchs der schwarze, geflügelte Punkt über uns von Sekunde zu Sekunde, schon sah ich sein Gefieder glänzen. Wir näherten uns einer Lichtung, welche von düsteren Fichten umsäumt war, zwischen denen einzelne weiße Birken, wie Gerippe eines anatomischen Museums standen, und hie und da rote Vogelbeeren glühten.

Der Adler kreiste ruhig über uns.

„Nun schießen Sie.“

„Schieße du, Alter.“

Der Heger schloss die Augen halb, zwinkerte eine Weile, nahm dann seine rostige Büchse von der Schulter und spannte den Hahn.

„Soll ich in Wahrheit?“

„Gewiss! ich treffe ihn ohnehin nicht.“

„Nun in Gottes Namen.“

Der Alte legte die Büchse ruhig an die Backe, es blitzte aufwärts, die Waldung gab den Schuss grollend zurück.

Der Vogel schlug die Flügel zusammen und schien einen Augenblick noch von der Luft emporgetragen, dann stürzte er wie ein Stein zur Erde.

Wir eilten hin.

„Kain! Kain!“, scholl es uns plötzlich aus dem Dickicht entgegen, ehern, gewaltig wie die Stimme des Herrn, als er im Paradiese zu den ersten Menschen sprach, oder zu dem Verfluchten, der das Blut seines Bruders vergossen hatte.

Und die Zweige teilten sich.

Vor uns war eine Erscheinung von übermenschlicher Wildheit und Seltsamkeit.

Ein Mann stand im Gebüsch hoch aufgerichtet, ein Greis von riesigem Gliederbau, barhaupt, mit wallendem weißen Haupthaar und strömendem weißen Barte und weißen Brauen, und großen, drohenden, finsternen Augen, welche er gleich einem Rächer, einem Richter auf uns haften ließ. Sein härenes Gewand war vielfach geflickt und zerrissen, von seiner Schulter hing eine Kürbisflasche, er stützte sich auf einen Pilgerstab und winkte traurig mit dem Haupte. Dann trat er heraus, hob den toten Adler auf, dessen warmes Blut über seine Finger rieselte, und betrachtete ihn schweigend.

Der Heger bekreuzte sich.

„Es ist ein Wanderer¹“, flüsterte er mit gehemmtem Atem, „ein Heiliger.“

¹ Die „Wanderer“ bilden die eigentümlichste und phantastischste aller altgläubigen Sekten der russischen Kirche und gehören dem priesterlichen Typus derselben an. Ihrer Anschauung nach ist die gesamte sittliche Weltordnung aufgelöst, der Teufel in die Herrschaft über die Welt eingesetzt und jede Beteiligung am Staats- oder Kirchenwesen reiner Teufelsdienst, dem die Frommen sich durch Flucht und ruhelose Wanderung entziehen müssen. Selbst die Annahme eines Passes ist schwere Sünde, denn sie wird als Anerkennung des Reichs dieser Welt angesehen. Der Wanderer hat kein Weib, kein Eigentum, er erkennt weder den Staat noch die Kirche an, er vergießt kein Blut und leistet daher keinen Kriegsdienst, er arbeitet nicht. Die Gerechten dürfen nirgend eine Heimat haben, die Flucht vor der Welt ist ihr Beruf, das einzige Mittel zur Rettung der Seele. Denen, die noch nicht die Kraft haben, mit dem Reich des Bösen vollständig zu brechen, wird „um ihrer Schwachheit willen“ gestattet, zeitweise

Hierauf hing er leise seine Flinte um und verschwand zwischen den braunen hundertjährigen Bäumen.

Mein Fuß wurzelte gegen meinen Willen an der Erde, und ebenso beinahe notgedrungen musste ich den unheimlichen Greis betrachten.

Ich hatte oft genug von der seltsamen Sekte gehört, zu welcher er sich zählte und die bei unserem Volke in so großem ehrwürdigen Ansehen steht. Nun konnte ich meine Neugierde befriedigen.

„Was hast du jetzt davon, Kain!“, sprach der Wanderer nach einer Weile zu mir gewendet, „ist deine Mordlust befriedigt, bist du satt vom Blute deines Bruders!“

„Ist der Adler nicht ein Räuber?“, erwiderte ich rasch, „mordet er nicht die kleineren und schwächeren seines Geschlechts, ist es nicht vielmehr ein gutes Werk ihn zu töten?“

„Ja er ist ein Mörder“, seufzte der absonderliche Alte, „er vergießt Blut wie Alle, die leben, aber müssen wir es deshalb auch? Ich tue es nicht du aber – ja – ja – du bist auch von dem Geschlechte Kains, ich kenne dich, du hast das Zeichen.“

„Und du,“ sprach ich betreten, „wer bist denn du?“

„Ein Wanderer.“

„Was ist das?“

„Das ist Einer, der auf der Flucht ist vor dem Leben.“

„Seltsam!“

„Seltsam, aber es ist die Wahrheit,“ murmelte der Greis, legte den toten Adler sanft zur Erde und sah mich teilnehmend an, und jetzt waren seine Augen auf einmal unendlich sanft und wohlthuend.

„Geh in dich“ fuhr er mit zitternder, mahnender Stimme fort, „sage dich los von dem Vermächtnis Kains, erkenne die Wahrheit, lerne entsagen, lerne das Leben verachten und den Tod lieben.“

„Wie soll ich der Wahrheit nachfolgen, wenn ich sie nicht kenne. Belehre mich.“

„Ich bin kein Heiliger“, erwiderte er, „wie sollte ich dich die Wahrheit lehren, aber ich will dir sagen, was ich weiß.“

Er ging einige Schritte gegen einen faulenden Baumstamm, der auf der Waldblöße lag, und ließ sich auf demselben nieder und ich setzte mich unweit von ihm auf einen moosigen Stein; er stützte das ehrwürdige Haupt in beide Hände und blickte vor sich, und ich ließ die Arme in meinen Schoß sinken und machte mich bereit ihn zu hören.

einen bürgerlichen Beruf zu treiben und festen Wohnsitz zu nehmen; aber sie müssen heimliche Kammern herrichten, in denen die Wanderer jeder Zeit Unterkunft und Asyl finden. Beim Herannahen der Todesstunde ist dagegen jeder Gerechte verpflichtet, sich auf das freie Feld oder in den Wald tragen zu lassen, damit er als „auf der Flucht“ gestorben angesehen werden könne. Diese Sekte steht bei dem niederen Volke in hohem Ansehen; die unheimliche Gestalt des Wanderers, der sich dem Mönchsstande zuzählt, die Ehe als Todsünde verwirft und bloß ein freies „Zusammenleben der Geschlechter“ gestattet, ist eine echt nationale Figur der großen slavischen Welt des Ostens, die in den Dörfern und Städten des weiten Reichs häufig genug auftaucht und auf Jeden, der sie einmal gesehen, durch ihre Wildheit einen unauslöschlichen Eindruck macht.

„Auch ich bin ein Sohn Kains,“ begann er, „ein Enkel Jener, die von dem Baume des Lebens gegessen, und muss es abbüßen und wandern – wandern bis ich frei werde vom Leben. Auch ich habe gelebt und mich meines Daseins tönicht gefreut, und es mit lächerlichen Flittern umgeben, auch ich! Ich habe alles mein genannt, was ein Mensch mit seiner stets unbefriedigten Sehnsucht erfassen mag, und habe erfahren, was im Grunde daran ist. Ich habe geliebt und bin verlacht worden, und mit Füßen getreten, als ich mit ganzem Herzen liebte, und bin angebetet worden, als ich mit Anderer Empfindungen, mit Fremder Glück frevelhaft spielte, angebetet wie ein Gott! Ich habe es erfahren, dass die Seele, die ich mit der meinen verschwestert glaubte, der Leib, den meine Liebe heilig hielt, wie eine Ware in dem abscheulichsten Handel verkauft wurden. Ich habe mein angetrautes Weib, die Mutter meiner Kinder, in den Armen eines Fremden gesehen. Ich war der Sklave des Weibes und Herr des Weibes, und war wie König Salomo, der viele Weiber liebte. Ich bin im Überflusse aufgewachsen und hatte keine Kenntnis von der Not und dem Elend der Menschen, aber über Nacht schwand der Reichtum unseres Hauses, und als ich meinen Vater begraben sollte, war kaum das Geld da für seinen Sarg. Ich habe Jahre gekämpft um das Dasein, habe die Sorge, den Kummer kennen gelernt, und den Hunger und schlaflose Nächte und Angst und Krankheit. Ich habe mit meinen Brüdern um Besitz und Vorteil gerungen, habe betrogen und bin betrogen worden, habe geraubt und bin beraubt worden, habe Anderen das Leben genommen und war selbst dem Tode nahe, Alles um dieses teuflische Gold und Eigentum, und ich habe den Staat, dessen Bürger ich war, leidenschaftlich geliebt, und das Volk, dessen Sprache ich spreche, und habe Amt und Würde bekleidet und zur Fahne meines Landes geschworen, bin mit zorniger Begeisterung in den Krieg gezogen, und habe Andere gehasst und verfolgt und getötet, nur weil sie eine andere Sprache redeten, und habe für meine Liebe nur Schande geerntet, und für meine Begeisterung Spott und Verachtung.

Ich habe es auch verstanden, gleich den Kindern Kains, auf Kosten Anderer von dem Schweiß meiner Brüder zu leben, welche ich zu meinen Knechten, meinem Werkzeug erniedrigte, und habe mich nicht bedacht, mit fremdem Blute meine Genüsse und Belustigungen zu bezahlen. Aber ich habe auch mehr als einmal das Joch getragen, die Peitsche gefühlt, für Andere mich gemüht, und habe unermüdlich nach Gewinn gestrebt, und rastlos gearbeitet vom Morgen bis zum Abend, und im angstvollen Traume der Nacht noch meine Zahlen summiert, und bei Tag und Nacht, im Glück und im Unglück, Not und Überfluss habe ich stets nur Eines gefürchtet – den Tod. Ich habe vor ihm gezittert; bei dem Gedanken, von diesem geliebten Dasein zu scheiden, Tränen vergossen; bei dem Gedanken der Vernichtung, mich und die ganze Schöpfung verflucht. O! ich habe entsetzliche Angst gelitten und entsetzliche Qualen, so lange ich noch etwas hoffte.“

„Aber es kam die Erkenntnis über mich. Ich sah den Krieg der Lebendigen – ich sah das Menschenleben, wie es ist – und sah die Welt, wie sie ist.“

Der Alte nickte mit dem weißen Haupte vor sich hin und versank in Nachdenken. „Und welche Erkenntnis ist dir geworden?“, sprach ich nach einer Pause.

„Die erste große Erkenntnis,“ fuhr er fort, „ist die, dass ihr armen törichten Menschen in dem Wahne lebt, Gott habe diese Welt in seiner Weisheit, Güte und Allmacht so gut als möglich erschaffen und eine sittliche Ordnung in diese Welt gesetzt, und Jener, der böse ist und böse handelt, störe diese Ordnung und diese gute Welt und verfallende der zeitlichen und ewigen Gerechtigkeit. Ein trauriger verhängnisvoller Irrtum! Die Wahrheit ist, dass diese Welt schlecht und mangelhaft und das Dasein eine Art Buße ist, eine schmerzliche Prüfung, eine traurige Pilgerschaft, und alles was da lebt, lebt vom Tode, von der Plünderung des Anderen!«

„Der Mensch ist also nach deiner Einsicht auch nur eine Bestie?“

„Allerdings! die vernünftigste, blutgierigste und grausamste der Bestien. Keine andere ist so erfinderisch ihre Brüder zu berauben, zu knechten, und so ist, wohin du blicken magst, im Menschengeschlechte wie in der Natur der Kampf um das Dasein, das Leben auf Kosten Anderer, Mord, Raub, Diebstahl, Betrug, Sklaverei. Der Mann der Sklave des Weibes, die Eltern ihrer Kinder, der Arme des Reichen, der Bürger seines Staates. Alles Mühen, alle Angst ist nur um dieses Dasein, das keinen anderen Zweck hat, als sich selbst. Leben! Leben! will ein Jeder, nur sein Leben weiter fristen und dies unselige Dasein auf Andere fortpflanzen. Und die zweite große Erkenntnis – aber du wirst mich nicht verstehen, Kain!“

„Vielleicht doch.“

Der Greis sah mich mitleidig an.

„Die zweite Wahrheit ist,“ sprach er mit sanftem Ernst fort, „dass der Genuss nichts Wirkliches ist, nichts an sich, nur eine Erlösung von nagendem Bedürfnis, von dem Leiden, das dieses schafft, und doch jagt ein Jeder nach Genuss und Glück, und schließlich fristet er doch nur das Leben, er mag im Reichtum oder Armut seine Tage beschließen. Aber glaube mir, nicht in der Entbehrung liegt unser Elend, nur in dieser immer wachen Hoffnung auf ein Glück, das nie kommt, nie kommen kann! Und was ist dieses Glück, das immer nah und greifbar, und doch ewig fern und unerreichbar uns vorschwebt von der Wiege bis zum Grabe? Antworte mir, wenn du kannst.“

Ich schüttelte den Kopf und fand keine Antwort.

„Was ist das Glück“, fuhr der Alte fort, „ich habe es gesucht beim Weibe, im Eigentum, in meinem Volke, überall wo nur Atem und Leben weht – und sah mich überall betrogen und genarrt“.

„Ja das Glück? vielleicht ist es der Friede, den wir hier vergebens suchen, wo es nur Kampf gibt, und seine Erfüllung der Tod, den wir so sehr fürchten. Das Glück! wer hat es nicht vor Allem in der Liebe gesucht, und wer hat nicht in ihr die bittersten Täuschungen erfahren? Wer war nicht in dem Wahne befangen, die Befriedigung dieser übermenschlichen Sehnsucht, die ihn erfüllt, der Besitz des geliebten Weibes müsse ihm vollkommenes Genügen, namenlose Seligkeit bringen, und wer hat nicht zuletzt trübselig über seine eingebildeten Freuden gelacht? Es ist eine beschämende Erkenntnis für uns, dass die Natur diese Sehnsucht in uns gelegt, nur um uns zu ihrem blinden, willigen Werkzeug zu machen, denn was fragt sie um uns? Sie will unser Geschlecht fortpflanzen! wir können zu Grunde gehen, wenn

wir nur ihre Absicht erfüllt, für die Unsterblichkeit unserer Gattung gesorgt haben, und sie hat das Weib mit so viel Reiz ausgestattet, nur damit es uns zu sich zwingen, uns sein Joch aufladen und uns sagen kann: arbeite für mich und meine Kinder.

Die Liebe ist der Krieg der Geschlechter, in dem sie darum ringen, eines das andere zu unterwerfen, zu seinem Sklaven, seinem Lasttier zu machen, denn Mann und Weib sind Feinde von Natur, wie alle Lebendigen, für kurze Zeit durch die Begier, den Trieb sich fortzupflanzen, in süßer Wollust gleichsam zu einem einzigen Wesen vereinigt, um dann in noch ärgerer Feindschaft zu entbrennen, und noch heftiger und noch rücksichtsloser um die Herrschaft zu streiten. Hast du je größeren Hass gesehen, als zwischen Menschen, welche einst die Liebe verband? Hast du irgendwo mehr Grausamkeit und weniger Erbarmen gefunden als zwischen Mann und Weib?

Ihr Verblendeten! Ihr aberwitzigen Toren. Ihr habt einen ewigen Bund gestiftet zwischen Mann und Weib, als wäret ihr im Stande, die Natur zu verändern, nach euren Gedanken und Einbildungen, zu der Pflanze zu sagen: blühe, aber verblühe nie und trage keine Frucht.

Der alte Wanderer lächelte, aber in diesem sonnigen Lächeln lag weder Bosheit noch Geringschätzung, noch Spott, nichts als die heitere Klarheit der Erkenntnis.

„Ich habe auch den Fluch kennen gelernt,“ sprach er weiter, „der im Eigentum, in jeder Art von Besitz liegt. Durch Raub und Mord, durch Diebstahl und Betrug entstanden, fordert er zu demselben heraus, und zeugt Hass und Streit, Raub und Mord, Diebstahl und Betrug weiter fort ohne Ende! Als stände nicht das Korn auf dem Felde, als wäre nicht die Frucht auf dem Baume, die Milch der Tiere für Jedermann. Aber in den Kindern Kains ist eine dämonische Gier nach dem Eigentum, eine Grausamkeit, Alles an sich zu reißen, und wäre es auch nur, damit Andere es nicht erlangen können. Und nicht genug, dass der Einzelne durch Gewalt oder List für sich allein von dem Besitz ergreift, wovon Hunderte, ja oft Tausende leben könnten, es ist als wollte sich Jeder für die Ewigkeit da einrichten, sich und seine Brut, und so vererbt er es noch auf seine Kinder, seine Enkel, die ihren Unrat auf seidene Polster leeren, während die Kinder dessen, der nichts hat, erbärmlich verderben. Der Eine sucht zu erringen, der Andere, was er hat, festzuhalten. Der Besitzlose führt Krieg gegen den Besitzenden, ein Ringen ohne Ende, der Eine steigt, der Andere fällt und beginnt von Neuem emporzuklimmen. Und nie ein Ausgleich, eine Gerechtigkeit, täglich wird Joseph von seinen Brüdern verkauft, täglich vergießt Kain das Blut seiner Brüder, das gegen ihn zum Himmel schreit.“

Der Greis streckte die Hände wie abwehrend in erhabener Empörung von sich.

„Aber der Einzelne ist zu schwach Krieg zu führen gegen die Zahl seiner Brüder,“ fuhr er fort, „so haben sich die Kinder Kains vereint zu Plünderung und Mord, in Gemeinden, Völkern und Staaten. Wohl wird da die Selbstsucht des Einzelnen in Vielem beschränkt, seine Raub- und Mordlust eingedämmt, aber dieselben Gesetzbücher, welche gegen neue Verbrechen schützen sollten, verleihen zu gleicher Zeit erst den Verbrechern früherer Geschlechter und Zeiten Weihe

und Kraft. Auch wird im Staate nicht der Selbstsucht allein Zwang angetan. Es wird uns – je nach den Zwecken, welche die Regierenden verfolgen – ein fremder Glaube, eine fremde Sprache, eine fremde Überzeugung aufgedrungen, oder doch die unsere bedrängt und verkümmert; wir werden Absichten dienstbar gemacht, die wir verabscheuen, und in unserem Streben gehemmt; unser Schweiß, ja unser Blut wird gemünzt zu Geld, um die Launen Jener zu bezahlen, welche den Staat lenken, diese Launen mögen Pracht und Üppigkeit, Jagd und Weiber, Soldaten, Wissenschaften, oder schöne Künste heißen. Nichts ist heilig, Verträge aller Art werden geschlossen und gebrochen ohne Vernunft, ohne Scham. Wie oft wurde schon die Zukunft eines ganzen Volkes der fürstlichen Verlockung eines Augenblicks geopfert! Spione schleichen sich in die Familien und lösen alle Bande des Gemütes, der Sittlichkeit, die Frau verkauft den Mann, der Sohn den Vater, der Freund den Freund, das Recht wird gefälscht, die Bildung des Volkes, das einzige Mittel eines allgemeinen Umschwunges, mit einem schnöden Almosen abgefertigt, und so das Wissen, die Erkenntnis in enge Kreise gebannt. Jene, die das Volk mit Wort und Feder vertreten, werden verfolgt, mit Ketten beladen, ausgerottet oder bestochen und zu Aposteln der Lüge gemacht. Jene aber, die ihm dienen, suchen unter dem Deckmantel des Staats nur ihren Vorteil, und bestehlen ihn sogar, den sie ihren Gott nennen, und hat zuletzt das Volk seine Knechtschaft, seine Schande, seine Verdummung mit dem Bankrott bezahlt, und macht es verzweifelt aus den Werkzeugen des Friedens Waffen gegen seine Unterdrücker, so entfesselt der Aufstand – mag Sieg oder Niederlage sein Ende sein – nur die Leidenschaften, die Bestialität der Massen, und beantwortet Blut mit Blut, Plünderung mit Plünderung. Was uns als Liebe zum Volke, ja dem Vaterlande so hoch gepriesen wird, ist es etwas anderes als Selbstsucht?

Die Völker, die Staaten sind große Menschen, und gleich den kleinen beutelustig und blutgierig. Freilich – wer kein Leben schädigen will – kann ja nicht leben. Die Natur hat uns Alle angewiesen vom Tode Anderer zu leben, sobald aber nur das Recht auf Ausnützung niederer Organismen durch die Notwendigkeit, den Trieb der Selbsterhaltung gegeben ist, darf nicht allein der Mensch das Tier in den Pflug spannen oder töten, sondern auch der Stärkere den Schwächeren, der Begabtere den minder Begabten, die stärkere weiße Race die Farbigen, das fähigere, gebildetere, oder durch günstige Fügungen mehr entwickelte Volk das weniger entwickelte.“

„So ist es auch in der Tat.“

„Was innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft mit Kerker oder Schafott bestraft wird, das tut ein Volk, ein Staat dem anderen, ohne dass man darin ein Verbrechen oder eine Verworfenheit sieht, sie morden sich im Großen um Land und Besitz, und ein Volk sucht das andere zu übervorteilen, zu unterwerfen, zu knechten, auszunutzen oder auszurotten, wie ein Mensch den anderen.

Was ist der Krieg – in den nicht selten, durch lügnerische Vorspiegelungen und eine betrogene Begeisterung verfährt, die Besten eines Volkes ziehen – als der Kampf um das Dasein im Großen, Länderraub und Völkermord, begleitet von der

Sklaverei des Fahnendienstes, Spionage, Verrat, Brandlegung, Notzucht, Plünderung gefolgt von Seuchen und von Hungersnot“

„Wirkt hier nicht in Millionen jener unselige Trieb fort, der in dem Einzelnen unablässig rege das ganze Menschendasein unterwühlt?“

Der Alte schwieg einige Zeit.

„Das große Geheimnis des Daseins,“ sprach er dann mit feierlicher Ruhe, „soll ich dir es offenbaren?“

„Nenne es mir.“

„Das Geheimnis ist, ein Jeder will leben durch Andere, durch Raub und Mord, und soll leben durch sich selbst, durch seine Arbeit. Die Arbeit allein befreit uns von allem Elende. So lange Jeder darnach strebt, Andere für sich arbeiten zu lassen, mühlos die Früchte fremder Anstrengung zu genießen, so lange ein Teil der Menschheit Sklaverei und Notdulden muss, damit der Andere im Überflusse schwelgt, so lange gibt es keinen Frieden auf Erden.“

„Die Arbeit ist unser Tribut an das Dasein: wer leben und genießen will, muss arbeiten. Und in der Arbeit und in dem Streben liegt überhaupt alles das, was uns vom Glück gegönnt ist. Nur im männlichen, mutigen Kampfe um das Dasein kann man es überwinden, Jener, der nicht arbeitet, und sich dessen freut, ist doch zuletzt der Betrogene, denn über ihn kommt jene nagende Unzufriedenheit, welche gerade in den Palästen der Vornehmen und Reichen am meisten zu Hause ist, jener tiefe Ekel am Leben, dem die qualvollste Todesangst beigesellt ist.“

„Ja! der Tod ist es, welcher alle Unzufriedenen, alle Unglücklichen, und sogar die meisten von denen, welche die Richtigkeit des Daseins erkannt haben, in dasselbe zurückschreckt – der Tod mit seinen bösen folternden Genossen, dem Zweifel und der Furcht.“

„Kaum einer erinnert sich, will sich der Zeit, der unendlichen erinnern, da er noch nicht war. Jeder zittert vor jener zweiten Unendlichkeit, in der er nicht mehr sein soll. Warum das fürchten, was wir einst waren, und so lange waren, einen Zustand, mit dem wir uns so vertraut gemacht haben, während unser jetziger uns nur durch seine Kürze ängstigt, durch tausend grausame Rätsel quält.“

„Überall ist der Tod um uns, er mag uns im Augenblicke der Geburt, oder später, plötzlich, gewaltsam oder nach langer Pein und Krankheit, oder in einem allgemeinen großen Sterben treffen, und doch denkt und müht sich jeder unausgesetzt, ihm auszuweichen, sein Dasein zu verlängern, das früher oder später genau so erbärmlich, ja lächerlich enden muss.“

„Wie wenige begreifen, dass der Tod es ist, der uns allein vollkommene Erlösung, Freiheit, Frieden bringt, wie wenige haben den Mut, vom Leben bedrängt, ihn freiwillig und heiter aufzusuchen. Besser freilich ist nie geboren zu werden, und wenn man schon geboren wurde, den Traum ruhig, mit lächelnder Verachtung seiner schimmernden, lügnerischen Bilder auszuträumen, um für immer im Schoße der Natur unterzutauchen.“

Der Alte legte die braunen, verwitterten Hände über das von tiefen, traurigen Runzeln bedeckte Gesicht, und schien selbst zu träumen.

„Du hast mir gesagt, was dir im Leben an Erkenntnis geworden,“ sprach ich hierauf zu ihm, „willst du mir nicht auch von den ewigen Wahrheiten sprechen, welche du daraus abgeleitet hast, von der Lehre, der du nachfolgst?“

„Ich sah die Wahrheit,“ rief der Greis, „und sah, dass das Glück nur in der Erkenntnis liegt und sah, dass es besser ist, dies Geschlecht Kains stirbt aus, ich sah, dass dem Mann besser ist zu darben, als zu arbeiten, und sprach: ich will nicht mehr das Blut meiner Brüder vergießen und sie nicht mehr berauben, und ich verließ mein Haus und mein Weib, und ergriff den Wanderstab. Der Satan¹ hat die Herrschaft über die Welt, und so ist es eine Sünde an der Kirche, oder dem Gottesdienste, oder an dem Staate teilzunehmen. Und auch die Ehe ist eine Todsünde.“

„Und diese sechs: die Liebe, das Eigentum, der Staat, der Krieg, die Arbeit und der Tod sind das Vermächtnis Kains, der seinen Bruder schlug und seines Bruders Blut schrie gegen Himmel, und der Herr sprach zu Kain: „Du sollst verflucht sein auf der Erde, und unstät und flüchtig.“

„Der Gerechte verlangt nichts von diesem fluchwürdigen Vermächtnis, nichts von den Söhnen, den Töchtern Kains. Der Gerechte hat keine Heimat, er ist auf der Flucht von der Welt, den Menschen, er muss wandern, wandern, wandern.“

„Wie lange,“ fragte ich. Ich erschrak vor meiner eigenen Stimme.

„Wie lange? wer weiß das! erwiderte der Greis. Und wenn ihm sein Freund naht, der Tod, dann muss er ihn heiter erwarten, unter freiem Himmel, im Felde oder im Walde, damit er sterbe, wie er gelebt auf der Flucht.“

„Mir war es heute Abend, als sei er an meiner Seite – ernst, freundlich und tröstlich, aber er ist mir vorübergegangen, so will ich meinen Stab ergreifen, und ihm nachfolgen, und ich werde ihn finden.“

Der Wanderer erhob sich und ergriff seinen Stab.

„Dem Leben entfliehen ist das Eine,“ sprach er, und eine allerbarmende Güte glänzte in seinen Augen, „– den Tod wünschen und suchen das Zweite.“ Und er hob den Stock und wanderte weiter. In Kurzem hatte ihn das Dickicht verschlungen.

Ich blieb allein in tiefer Waldeinsamkeit, und es ward Nacht um mich.

Vor mir lag ein faulender Baumstamm. Sein morsches Holz begann zu leuchten, und eine ganze unruhige und tätige Welt von Pflanzen, Moosen und Insekten wurde auf ihm sichtbar.

Ich versank in mich. Die Bilder des Tages rauschten an mir vorbei wie Wellen, Blasen, die das Wasser wirft und wieder verschlingt; ich sah sie ohne Sorge, ohne Angst, aber auch ohne Freude.

Ich begann die Schöpfung zu begreifen, ich sah wie Tod und Leben nicht so sehr Feinde als freundliche Genossen sind, nicht Gegensätze, die sich aufheben, als vielmehr eines aus dem andern fließend Wandlungen des Daseins. Ich fühlte mich losgelöst von der Welt, der Tod erschien mir nicht mehr schrecklich, ja min-

¹ Der Satan, dessen Namen unser Volk nur äußerst selten ausspricht, hat bei uns nichts mit dem zynischen deutschen Teufel gemein, sondern erscheint als eine reine und großartige Personifikation des bösen (sinnlichen) Prinzips, als der Nachfolger des „schwarzen Gottes“, in dessen Gegensatz zu dem „weißen Gotte“ die heidnischen Slaven die Welt auffassten.

der schrecklich als das Leben. Und je mehr ich in mir gleichsam untergehe, um so mehr wird Alles um mich her lebendig und gesprächig und greift in meine Seele.

Bäume, Stauden, Halme, ja Stein und Erde strecken ihre Arme nach mir aus.

„Du willst uns entfliehen, Thor? vergebens, du kannst es nicht. Du bist wie wir und wir sind wie du. Dein Pulsschlag schlägt nur im Pulsschlag der Natur. Du musst entstehen, wachsen und vergehen wie wir, leben, sterben und im Tode neues Leben geben, das ist dein Los Sonnenkind, wehre dich nicht dagegen, es hilft dir nichts.“

Ein tiefes, feierliches Rauschen ging durch den Wald, über mir brannten die ewigen Flammen erhaben und ruhig.

Und mir war als stände ich der finsternen, schweigenden, ewig schaffenden und verschlingenden Göttin gegenüber und sie begann zu mir zu reden:

„Du willst dich mir gegenüberstellen als ein Wesen für sich, trauriger Thor! Überhebt sich die Welle vom Mondlicht beglänzt, weil sie einen Augenblick lebhafter schimmert? Eine Welle ist wie die andere. Alle kommen von mir und kehren zu mir zurück. Lerne bescheiden sein im Kreise deiner Brüder, geduldig und demütig. Wenn dein Tag dir länger scheint als jener der Eintagsfliege, in mir, die keinen Anfang hat und kein Ende, ist er doch nur ein Augenblick.“

„Sohn Kains! du musst leben! du musst töten, du musst töten um zu leben, und töten, wenn du nicht leben willst, denn nur der Selbstmord kann dich befreien.“

„Lerne also dich fügen meinen strengen Gesetzen. Sträube dich nicht zu rauben, zu morden wie alle meine Kinder. Begreife, dass du ein Sklave bist, ein Tier, das im Joche gehen muss; dass du dein Brot essen musst im Schweiße deines Angesichts. Überwinde diese kindische Furcht vor dem Tode, diese Schauer, die dich bei meinem Anblick fassen.“

„Ich bin deine Mutter, ewig, unendlich, unveränderlich, wie du selbst durch den Raum begrenzt, der Zeit hingegeben bist, sterblich, wandelbar.

„Ich bin die Wahrheit, ich bin das Leben. Ich weiß nichts von deiner Angst und dein Tod oder dein Leben sind mir gleichgültig. Nenne mich deshalb nicht grausam, weil ich dich, das was du für dein wahres Wesen hältst, dein Leben dem Zufall preisgegeben, wie jenes deiner Brüder. Du – wie sie alle, ihr kommt von mir und kehrt zu mir zurück, früher oder später.“

„Weshalb sollte ich es hindern, oder Euch davor schützen, oder um Euch trauern. Ihr seid ich und ich bin in Euch, das, um was Ihr zittert, ist nur ein flüchtiger Schatten, den ich werfe. Euer wahres Wesen kann nicht vergehen durch den Tod, sowie es nicht entstanden ist bei Eurer Geburt.“

„Sieh deinen Brüdern zu, wie sie sich im Herbste einpuppen, wie sie nur bekümmert sind, ihre Eier sicher zu betten, ohne Sorge um sich selbst und alle ruhig sterben gehen, um im Frühling zu neuem Leben aufzuwachen.“

„Sieh im Wassertropfen, im Mittagsglanz der Sonne täglich eine neue Welt entstehen und im Abendroth untergehen.“

„Wachst du selbst nicht täglich nach kurzem Tode zu neuem Leben auf und zitterst vor dem letzten Schläfe!“

„Ich sehe gleichgültig Herbst für Herbst die Blätter fallen, Kriege, Seuchen, jedes große Sterben meiner Kinder, denn ein jedes lebt fort in neuen Wesen, und so bin ich im Tod lebendig, im Vergehen ewig und unsterblich.“

„Begreife mich und du wirst mich nicht mehr fürchten, mich nicht mehr anklagen, mich deine Mutter.“

„Du wirst vor dem Leben fliehen zu mir in meinen Schoß, aus dem du aufgetaucht bist zu kurzer Qual, du wirst wieder kehren in die Unendlichkeit, die vor dir war und nach dir sein wird, während dein Dasein die Zeit begrenzt und verschlingt.“

So sprach es zu mir.

Dann war wieder nichts als ein tiefes, trauriges Schweigen um mich. Die Natur zog sich gleichsam mitleidig in sich selbst zurück und überließ mich den Gedanken, von denen sie mich nicht befreien konnte.

Ich sah, wie heilige Lügen uns geblendet haben, wie wir die Erben Kains nicht zu ihren Herren eingesetzt sondern im Gegenteil ihre Sklaven sind, welche sie zu ihren unenträselten Zwecken braucht, und denen sie diese Angst zu leben und sich fortzupflanzen eingepflicht hat, um ihrer schweren Dienste, ihrer schweren Fronen, ihrer hoffnungslosen Knechtschaft gewiss zu sein.

Mich fasste ein namenloser Schauer, mich von ihr loszureißen, ihr zu ent-rinnen. Ich raffte mich auf und suchte das Freie zu gewinnen. Wie Fledermäuse schwirrten mir Gedanken, Befürchtungen und Zweifel schattenhaft und lautlos um das Haupt. So ereilte ich die Ebene, die friedlich in sanfter Beleuchtung des klaren Nachthimmels und seiner unzähligen Lichter da lag. In der Ferne sah ich mein Dorf, die freundlich schimmernden Fenster meines Hauses. Tiefe Ruhe kam über mich und in mir brannte feierlich still eine heilige Sehnsucht nach Erkenntnis und Wahrheit, und wie ich den wohlbekanntesten Pfad zwischen Wiesen und Feldern einschlug, da stand auf einmal ein großer Stern am Himmel, groß und klar, und es war mir als gehe er vor mir, wie einst vor den drei Königen, die das Licht der Welt suchten.

Don Juan von Kolomea¹

*Alle Weisheit meines Lebens
Hat das eine mich gelehrt,
Lieb ist sterblich! Ganz vergebens
Hoffst du, dass die Liebe währt!
Bist du treu, sie lachen deiner,
Ändern wie die Moden sich,
Änderst du dich, keift gemeiner,
Eifersücht'ger Neid um dich.
Drum vermeide Hymens Falle,
Hoffe nie: ein Weib sei dein!
Aber lieb und täusche alle,
Um nicht selbst getäuscht zu sein.
Karamsin*

Wir fuhren aus der Kreisstadt Kolomea² auf das Land. Es war Abend und am Freitag. Der Pole sagt: „Der Freitag ist ein guter Anfang“, aber mein deutscher Kutscher, ein Kolonist aus Mariahilf, behauptete, der Freitag sei ein Unglückstag, denn an diesem Tage sei unser Herr am Kreuze gestorben und habe das Christentum angefangen.

Diesmal behielt der Deutsche recht, denn eine halbe Stunde von Kolomea wurden wir von einer Bauernwache angehalten.

„Steh! – den Pass!“

Wir standen. Aber der Pass! – Meine Papiere waren freilich in Ordnung, aber wer hatte an meinen Schwaben gedacht. Der saß auf seinem Kutschbock, als wenn die Erfindung des Passes noch zu machen wäre, schnalzte mit der Peitsche und legte frischen Schwamm in seine kurze Pfeife. Der konnte freilich ein Verschwörer sein. Sein unverschämt behagliches Gesicht forderte meine russischen Bauern heraus. Pass hatte er keinen, das war richtig; nun zuckten sie die Achseln, das war ebenso richtig.

„Ein Verschwörer“, hieß es.

„Aber Freunde, bedenkt doch!“ Alles umsonst. „Ein Verschwörer!“

Mein Schwabe rückt verlegen auf seinem Brett und malträtiert fruchtlos die russische Sprache. Alles umsonst. Die Bauernwache kennt ihre Pflichten. Wer wagt,

¹ Auszug aus: Sacher-Masoch, Leopold von: Venus im Pelz. Don Juan von Kolomea. Klagenfurt: EBOOKS. AT Verlag, 2008. S. 127–143.

² Stadt im östlichen Galizien.

ihr eine Banknote anzubieten? Ich nicht. So werden wir denn zusammen gepackt und einige hundert Schritte weit zu der nächsten Schenke geführt.

Von weitem schien es vor derselben von Zeit zu Zeit aufzublitzen. Es war die aufwärts genagelte Sense eines Bauers, der vor der Türe Wache hielt, und gerade über dem Rauchfang der Schenke stand der Mond und blickte auf den Bauer und seine Sense. Er blickte durch das kleine Fenster der Schenke und warf seine Lichter wie Silbermünzen hinein und füllte die Pfützen vor dem Hause mit Silber, um den geizigen Juden zu ärgern. Ich meine den Schenkewirt, der uns auf der Schwelle empfing und seine lebhaftige Freude über die vornehmen Gäste dadurch ausdrückte, dass er eine Art monotones Jammergeschrei ausstieß.

Er wackelte mit dem Körper auf und ab wie eine Ente, küsste auf meinen rechten Ärmel einen Schmutzleck, und der Symmetrie wegen auch auf den linken, und schalt dabei die Bauern, dass sie „einen solchen Herren“, „einen solchen“ – er wusste keine bezeichnendere Eigenschaft an mir zu finden – „einen solchen Herren arretiert, und einen solchen durch und durch schwarzgelben Herren¹, einen Herren, dessen Gesicht schon ganz schwarzgelb sei und dessen Seele ganz schwarzgelb sei, das möchte er auf die Thora beschwören“, und schalt und gebärdete sich, als hätten sie ihm das ärgste Unrecht zugefügt.

Ich ließ indes meinen Schwaben bei den Pferden – die Bauern bewachten ihn – und rettete meine schwarzgelbe Seele in die Schenkstube, wo sie sich auf der hölzernen Bank ausstreckte, die um den großen Ofen lief.

Ich langweilte mich bald, denn Freund Moschku² hatte vollauf zu tun, seinen Gästen Branntwein und Neuigkeiten auszuschenken, und hüpfte nur selten wie ein Floh über den breiten Schenktisch zu mir und saugte sich fest und versuchte ein gebildetes Gespräch von Politik und Literatur.

Auch ohne das. Ich langweilte mich und sah mich in der Schenke um.

Ihr Grundton war Grünspan.

Die spärlich genährte Erdöllampe erfüllte die Schenke mit grünlichem Lichte. Grüner Schimmel an den Wänden, der große viereckige Ofen wie mit Grünspan lackiert, grünes Moos wuchs aus den Feldsteinparketten Israels. Grüner Bodensatz in den Schnapsgläsern, wirklicher Grünspan an den kleinen Blechmaßen, aus denen die Bauern tranken, wenn sie an den Schenktisch traten und ihre Kupfermünzen hinlegten. Eine grüne Vegetation bedeckte den Käse, den Moschku mir vorsetzte, und sein Weib saß im gelben Schlafrock mit großen Grünspanblumen hinter dem Ofen und schläfernte ihr blassgrünes Kind. Grünspan in dem abgehärmten Gesicht des Juden, Grünspan um seine kleinen, unruhigen Augen, um seine dünnen, bewegungsvollen Nasenflügel, in seinen höhnisch verzogenen, sauren Mundwinkeln.

Es gibt Gesichter, die mit der Zeit Grünspan ansetzen, es gibt solche, und mein Jude hatte ein solches Gesicht.

¹ Schwarzgelb war das Wappen der österreichisch-ungarischen Habsburger-Monarchie, der damals auch Galizien angehörte.

² Spottname für ›Jude‹.

Der Schenktisch stand zwischen mir und seinen Gästen. Sie saßen alle um einen schmalen langen Tisch, meist Bauern aus der Umgegend; sie unterhielten sich leise und steckten die zottigen, schwermütigen grünen Köpfe zusammen. Einer schien mir ein Kirchensänger. Er führte das große Wort, hatte eine große Dose, aus der er aber allein schnupfte, des nötigen Respektes wegen, und las den Leuten aus einer halbvermoderten grünen russischen Zeitung vor.

Alles leise, ernsthaft, würdevoll, und draußen sang die Bauernwache ein melancholisches Lied, dessen Töne schienen aus weiter Ferne zu kommen. Wie Geister schwebten sie um die Schenke und klagten und schienen sich nicht hineinzuwagen unter die lebenden, flüsternden Menschen. Die Melancholie floss zu allen Ritzen herein als Moder, Mondlicht und Lied.

Auch meine Langeweile wurde zur Melancholie, zu jener Melancholie, welche uns Kleinrussen so eigentümlich ist, zu einer männlichen Ergebung in das Gefühl der Notwendigkeit. Und meine Langeweile war so notwendig wie Schlaf und Tod.

Der Kirchensänger war in seiner grünen Zeitung eben bei den Verstorbenen, Angekommenen, dem Kurszettel, der Eisenbahn-Fahrordnung angelangt, als draußen plötzlich Peitschenknallen, Pferdegetrappel, Menschenstimmen wirr durcheinanderklangen.

Dann war es stille.

Dann hörte man eine fremde Summe, welche sich mit jenen der Bauernwachen mischte. Es war eine lachende männliche Stimme, es war Musik in ihr, aber eine fröhliche, kecke, übermütige Musik, die vor den Menschen in der Schenke nicht zurückschreckte. Sie tönte immer näher, bis ein fremder Mann über die Schwelle trat.

Ich richtete mich auf, aber ich sah nur seine hohe, schlanke Gestalt, denn er trat nach rückwärts in die Schenke, indem er noch immer lustig zu den Bauern sprach.

„Aber Freunde, tut mir doch nur den Gefallen und erkennt mich! Bin ich denn ein Emissär? Seht mich an! Fährt die Nationalregierung mit vier Pferden auf der Kaiserstraße ohne Pass? Geht die Nationalregierung mit einer Pfeife im Munde wie ich? Brüder! tut mir nur den Gefallen und seid gescheit!“

Jetzt kamen ein paar Bauernköpfe zum Vorschein und ebenso viel Hände, welche diese Bauernköpfe unter dem Kinn rieben, was soviel zu bedeuten hatte als: „Den Gefallen tun wir dir nicht, Bruder.“

„Also wirklich nicht? Aber tut mir doch die Gnade und seid vernünftig –“

„Es geht nicht.“

„Bin ich denn ein Pole? Wollt ihr, dass meine Eltern sich auf dem russischen Kirchhofe zu Czernelica im Grabe umdrehen? Waren meine Ahnen nicht mit Bogdan Chmielnicki, dem Kosaken, gegen Polen? In wieviel Schlachten? Bei Pilawce, bei Korsun, bei Batow, bei den gelben Wässern; haben mit ihm Zbaraz belagert, worin auch die Polen lagen, standen oder saßen nach Belieben – aber tut mir nur den Gefallen und lasst mich fahren.“ „Es geht nicht.“

„Auch nicht, wenn mein Großahn mit Hetman Doroschenko Lemberg belagert hat? Damals, sag ich euch, waren die Köpfe der polnischen Edelleute billiger als Birnen, aber – bleibt gesund und lasst mich fahren.“

„Es geht nicht.“

„Es geht nicht! – Wirklich nicht?“ „Wirklich nicht.“

„Nun gut, dann bleibt gesund.“ Der Fremde ergab sich männlich der Notwendigkeit, ohne Klage. Er trat ein, immer noch das Gesicht von mir abgewendet, nickte zu den neuen Entenstößen des Juden und setzte sich vor den Schenktisch, den Rücken gegen mich.

Die Jüdin horchte, sah auf ihn, legte das schlafende Kind auf den Ofen und trat an den Schenktisch. Sie war schön, als Moschku sie heimführte, ich wette darauf. Jetzt ist alles so befremdend scharf in ihrem Gesichte. Schmerzen, Schande, Fußtritte, Peitschenhiebe haben lange in dem Antlitz ihres Volkes gewühlt, bis es diesen glühend welken, wehmütig höhnischen, demütig rachelustigen Ausdruck bekam. Sie krümmte ihren hohen Rücken, ihre feinen, durchsichtigen Hände spielten mit dem Branntweinmaß, ihre Augen hefteten sich auf den Fremden. Eine glühende, verlangende Seele stieg aus diesen großen schwarzen wollüstigen Augen, ein Vampir aus dem Grabe einer verfaulten Menschennatur, und saugte sich in das schöne Antlitz des Fremden.

Es war wirklich ein schönes Antlitz, es neigte sich über den Schenktisch zu ihr herüber wie der Mond, aber warf wirkliche Silbermünzen auf den Tisch und verlangte eine Flasche Wein.

„Geh hinaus!“, sagte der Jude zu seinem Weib.

Sie krümmte sich noch tiefer und ging mit geschlossenen Augen, wie eine, die im Schläfe wandelt; Moschku aber flüsterte über den Tisch zu mir: „Er ist ein gefährlicher Mensch, ein gefährlicher Mensch“, und schüttelte das vorsichtige Köpfchen mit den dicken kleinen Stirnlöckchen.

Das machte den Fremden aufmerksam. Er wandte sich rasch herum, erblickte mich, stand auf, riss seine runde Schaffellmütze vom Kopfe und entschuldigte sich in verbindlichster Weise. Wir begrüßten uns. Die russische Menschenfreundlichkeit hat sich in Sprache und Sitte so verkörpert, dass der einzelne die zärtlich schmeichelnde Redensart nicht mehr zu überbieten vermag. Aber in der Tat begrüßten wir uns noch artiger, als es gewöhnlich geschieht.

Nachdem wir uns gegenseitig unzählige Male als die elendesten Knechte bezeichnet hatten und zu den Füßen gefallen waren, setzte sich der Gefährliche mir gegenüber und bat, seine Pfeife stopfen zu dürfen. Es rauchten die Bauern, es rauchte der Diak, endlich rauchte auch der Ofen, aber er bat, und ich bewilligte alles „aus Erbarmen“. Er stopfte also seine lange türkische Pfeife.

„Diese Bauern!“, sagte er heiter, „aber ich! – Sagen Sie selbst, würden Sie mir das auf hundert Schritte antun und mich für einen Polen halten?“

„Gewiss nicht.“

„Nun, sehen Sie, lieber Bruder!“, setzte er in überströmender Dankbarkeit hinzu, „aber reden Sie mit denen da.“ Er zog einen Feuerstein aus dem Sack, legte ein kleines Stückchen Schwamm darauf und schlug damit auf sein Messer.

„Nun, aber der Jude nennt Sie doch einen gefährlichen Menschen.“

„Ja so.“ Er sah vor sich auf den Tisch und lächelte. „Mein Moschku meint – den Weibern. Haben Sie gesehen, wie er seine Frau hinausgeschickt hat? Das fängt so leicht Feuer.“

Auch der Schwamm fing Feuer. Er legte ihn in die Pfeife und hüllte uns bald in dichte blaue Wolken. Er hatte die Augen bescheiden niedergeschlagen und lächelte nur so. Ich hatte Muße, ihn zu betrachten.

Er war offenbar ein Gutsbesitzer, denn er war sehr gut gekleidet; sein Tabaksbeutel reich gestickt, seine Art vornehm; aus der Nähe oder doch aus dem Kreise von Kolomea – denn der Jude kannte ihn. Ein Russe, das hatte er gleich gesagt und war auch nicht schwatzhaft genug, um für einen Polen gelten zu können. Es war ein Mann, der den Frauen gefallen konnte. Er hatte nichts von jener plumpen Kraft, von jener rohen Schwerfälligkeit, welche andern Völkern als Männlichkeit gilt, er war durchaus edel, schlank und schön; aber seine elastische Energie, seine unverwüsthliche Zähigkeit sprach aus jeder Bewegung. Das braune schlichte Haar, der etwas gekräuselte, kurz geschnittene Vollbart warfen ihre vollen Schatten in ein wetterbraunes, aber wohlgebildetes Gesicht.

Er war nicht so ganz jung mehr, aber hatte fröhliche blaue Augen wie ein Knabe. Unauslöschliche, gütige Menschenliebe lag milde in diesem dunkeln Antlitz, dunkel in so viel Linien, welche das Leben tief hineingeschnitten.

Er stand auf und ging ein paarmal durch die Schenke. Die weiten Hosen in die faltigen gelben Stiefel gesteckt, den Leib unter dem offenen weiten Rocke mit einer bunten Binde gegürtet, die Pelzmütze auf dem Kopfe, sah er wie einer jener alten, weisen, tapferen Bojaren¹ aus, welche zu Rate saßen mit Wladimir und Jaroslaw, in die Schlacht zogen mit Igor und Roman.

Den Frauen konnte er gefährlich sein; ich glaubte es ihm gerne, und wie er so auf und ab ging und lächelte, war es auch mir ein Vergnügen, ihn anzusehen. Auch kam die Jüdin mit der Flasche Wein, setzte sie auf den Tisch und hockte wieder hinter den Ofen, das Auge unverwandt auf ihn gerichtet. Mein Bojar kam herbei, sah die Flasche an und schien etwas zu erwarten.

„Eine Flasche Tokai“, sagte er heiter, „ist noch der beste Ersatz für das heiße Blut eines Weibes.“

Er rieb sich mit der flachen Hand die Brust; es machte mir den Eindruck, als ob ihm etwas auf dem Herzen brenne.

„Sie haben gewiss“ – ich fürchtete unzart zu sein, er aber fiel lebhaft ein: „Ein Rendezvous? Freilich!“, schloss die Augen halb, stieß dichte Wolken aus der Pfeife und nickte mit dem Kopf. „Ein Rendezvous, verstehen Sie mich, und was für ein Rendezvous. Oh, ich habe Glück bei den Weibern, verstehen Sie mich, ganz außerordentliches Glück. Sie sollen mich in den Himmel lassen unter die heiligen Frauen und Jungfrauen, so wird allenfalls der Himmel so ein – Haus. Gott verzeih mir die Sünde! Tun Sie mir die Gnade und glauben Sie es mir.“

„Ich glaube es Ihnen gerne.“

¹ Russischer Adel.

„Nun, sehen Sie. Aber das soll wahr bleiben, wie das Sprichwort sagt: ›Was du dem besten Freunde nicht sagst und deinem Weibe nicht sagst, sagst du dem Fremden auf der Heerstraße.‹ Mach die Flasche auf, Moschku, gib zwei Gläser – und Sie erbarmen sich, trinken mit mir den Tokai und hören meine Liebesabenteurer an, köstliche, seltene Liebesabenteurer, Raritäten von Liebesabenteuern, wie ein Autograph von Goliath dem Philister, denn die Silberlinge, um die Judas Ischariot unsern Herrn verkauft hat, sind gar nicht selten. Das glauben Sie mir aufs Wort, ich habe schon so viele in Galizien und in Russland in den Kirchen gesehen, dass er eigentlich keinen so schlechten Handel gemacht hat. Aber Moschku –“

Der Schenkwirt hüpfte heran, stieß ein paarmal nach rückwärts aus, holte einen Korkzieher aus der Tasche, klopfte das Siegellack herab, blies darauf, nahm dann die Flasche zwischen die mageren Beine und zog unter furchtbaren Verzerrungen des Gesichtes den Kork heraus. Blies dann zum Überfluss noch einmal in die Flasche und schenkte den gelben Tokai in die reinsten zwei Gläser, welche in Israel geduldet werden. Der Fremde hob sein Glas gegen mich. „Auf Ihre Gesundheit!“

Er meinte es aufrichtig, denn er leerte das große Glas auf einen Zug. Ein Trinker war er nicht, dazu hatte er den Wein zuwenig gekostet, auf die Zunge genommen, an den Gaumen emporgeschmalzt.

Der Jude sah ihm zu und sprach schüchtern: „Das ist eine Ehre, dass der Herr Wohltäter wieder einmal bei mir einsprechen und wie gut aussehen, immer noch ganz am Fleck!“ Moschku versuchte sich bei dieser Bemerkung die Haltung eines Löwen zu geben, und dazu schien es ihm unentbehrlich, seine mürben Arme wie die zerbrochenen Henkel einer Vase von Pompeji auseinanderzuspreizen und wie in der Tretmühle die Füße abwechselnd zu heben und wieder aufzustampfen.

„Nun, und wie befinden sich die gnädige Frau Wohltäterin und die lieben Kinder?“

„Gut! Gut!“ Mein Bojar schenkte sich das zweite Glas ein und trank es aus, aber alles mit niedergeschlagenen Augen, wie beschämt. Und als der Jude längst fort war, blickte er schüchtern nach mir herüber und war über und über rot. Lange war er stille, rauchte so vor sich hin, schenkte mir ein, endlich sagte er ganz leise: „Ich muss Ihnen ziemlich lächerlich erscheinen. Sie denken gewiss, der alte Esel hat Weib und Kinder zu Hause und will mich da von seinen Romanen unterhalten und von Rendezvous und Liebesbriefen. Ich bitte Sie, sagen Sie gar nichts, ich weiß es ja doch. Aber sehen Sie, einmal ist es eine angenehme Pflicht, einen Fremden zu unterhalten, und da dachte ich – dann wieder – verzeihen Sie – es ist eigentlich recht sonderbar. Man begegnet sich, um sich vielleicht nie wiederzusehen. Man könnte denken, was liegt daran, was der von dir meint. Aber es ist nicht so. Bei mir wenigstens nicht. Freilich, ich will mich nicht schön machen, wer so ein Verführer ist, der ist es gewiss halb nur aus Wollust und halb aus Eitelkeit. Wenn man von meinen Abenteuern nichts wüsste, wäre ich der unglücklichste Mensch von der Welt, und da erzähle ich sie so jedem, und sie beneiden mich alle, aber heute hab ich mich lächerlich gemacht.“

Ich wendete etwas ein.

„Bemühen Sie sich nicht, es ist einmal so – lächerlich, denn Sie kennen ja meine Geschichte nicht. Der ganze Kreis weiß, was mir passiert ist, aber Sie wissen es nicht. Und dann wird man so lächerlich eitel, wenn man den Frauen gefällt, lächerlich eitel, will, jeder Mensch soll gut von uns denken, und verschenkt sein Geld an die Bettler auf der Straße und seine Geschichten an die Fremden in den Einkehrhäusern. Oh! es ist recht lächerlich. Aber nun muss ich Ihnen doch das Ganze erzählen. Haben Sie die Gnade und hören Sie mich an. Ich weiß nicht, ich habe so etwas Zutrauen zu Ihnen.“

Ich bedanke mich.

„Nun gut. Und dann, was fangen wir sonst an? Karten sind keine da! – Also will ich – aber nein! – und doch – bedenken Sie – ›ein guter Vogel beschmutzt sein Nest nicht‹, das sagt jeder Bauer bei uns. Aber ich bin kein guter Vogel. Ich bin ein leichter Vogel, ein lustiger Vogel. Noch eine Flasche Tokai, Moschku! – Ich will Ihnen meine Geschichte erzählen.“

Er stützte seinen Kopf in die Hände und dachte nach. Es war stille. Wieder tönte das grauenhafte Lied der Bauernwache, bald wie eine Totenklage aus weiter Ferne, bald ganz nahe und leise, als schwingte die Seele des fremden Mannes in verzweifelten, herzerreißend süßen Melodien.

„Sie sind also verheiratet?“, fragte ich endlich. „Ja.“

„Glücklich?“

Er lachte. Sein Lachen klang eigentlich harmlos wie das Lachen eines Kindes; aber mich machte es schauern, ich weiß nicht, warum.

„Glücklich?“, sagte er, „was soll ich sagen? Tun Sie mir die Gnade und bedenken Sie einmal, was das ist: Glück! – Sind Sie Landwirt?“

„Nein.“

„Aber Sie verstehen etwas von der Landwirtschaft? Gewiss. Nun, sehen Sie, das Glück, möchte ich so sagen, ist nicht wie ein Dorf oder Gut, das einem gehört, sondern wie eine Pacht. Ich bitte, verstehen Sie mich, wie eine Pacht. Wer sich da einrichten will für die Ewigkeit, wer brachliegen lässt nach der Ordnung, oder gar düngt, oder den Wald schont, oder junges Holz hegt, oder eine Straße baut“ – er nahm sich wie verzweifelt beim Kopfe – „Herrgott! der macht, als hätte er für seine Kinder zu sorgen. Da heißt es: was heraus schlagen, das Jahr oder gar heute, ja nicht morgen. Da heißt es: das Feld aussaugen, den Wald verwüsten, die Weiden ruinieren, Gras wachsen lassen auf den Wegen, Scheunen, und wenn alles zugrunde gerichtet ist am Ende und der Stall jede Stunde einstürzen kann: gut, und auch der Speicher – um so besser! oder gar das Wohngebäude – unübertrefflich! unübertrefflich! Der hat’s genossen, der hat jubiliert. – Da haben Sie das Glück! Lustig! Lustig!“

Die neue Flasche Tokai wurde entkorkt, und er schenkte fleißig ein.

„Was ist das Glück?“, rief er, „der Atemzug, den ich mache. Da, sehen Sie!“ – er hauchte in die Luft – „da haben Sie ihn! Sehen Sie! Sehen Sie ihn!“ – er wies mit den Fingern hin – „Wo ist er jetzt? – Ein Augenblick, eine Sekunde auf der Uhr, einmal klopft der Zeiger – vorbei! Das Lied, das die Wache singt! Hören Sie den letzten

schwellenden Ton, wie er sich emporhebt und fliegt – und schwimmt nur so in der Luft. Man meint, er könnte kein Ende nehmen. Er trägt uns fort, fort – immer fort! – da – da hat ihn die Nacht verschlungen – für immer – das ist das Glück.“ Wir schwiegen beide einige Zeit.

Endlich fragte er ziemlich heiter: „Verzeihen Sie, darf ich Sie fragen: warum sind denn alle Ehen unglücklich? oder doch die meisten! Was wollen Sie einwenden?“ „Ich? Nichts! gar nichts!“

„Also sehen Sie, es ist eine Tatsache! Aber ein Mensch, der das, was so ist, annimmt, ohne darüber nachzudenken oder sich dagegen zu stemmen, der ist so ein schwacher Mensch in jeder Beziehung. – Ich meine, man muss tragen, was notwendig ist, was so bestimmt ist oder was so in der Natur liegt, wie allenfalls der Winter oder die Nacht oder der Tod. Aber ist es auch notwendig, dass die Ehen so in der Regel unglücklich sind? Ist da – nun, Sie verstehen mich – eine Notwendigkeit, eine Regel, wenn ich mich so ausdrücken darf ein Gesetz in der Natur?“

Mein Mann fragte mit dem Eifer eines Gelehrten, der seinen Gegenstand erörtert. Er war offenbar seiner Sache gewiss und sah mich nicht im mindesten ernsthaft, sondern mit der liebenswürdigsten Neugierde an. „Was macht so die meisten Ehen unglücklich?“, wiederholte er, „verstehen Sie mich, Bruder?“

Ich sagte irgend etwas, was man so gewöhnlich sagt. Er unterbrach mich, entschuldigte sich und sprach weiter.

„Verzeihen Sie, aber das haben Sie aus den deutschen Büchern. Es ist so. Sie lesen sie gerne, das möchte ich glauben, ich auch, aber man bekommt so Ideen, so Phrasen – nun, Sie verstehen mich ja. – Da könnte ich auch sagen: ›Meine Frau war mir nicht genug‹, oder ›sie hat mich nicht verstanden‹ und ›wie das furchtbar ist, wenn man so nicht verstanden wird‹, wie ich so ein ganz origineller Mensch bin, so ein Original, wie ich so ganz originelle Gedanken habe und so ganz originelle Gefühle und wie ich mich so enttäuscht sehe und keine Frau finde, die mich versteht, aber doch immerfort suche – solche Phrasen, wissen Sie – das ist aber alles erlogen, alles erlogen! Überhaupt, mein Bester, haben Sie schon bemerkt, wie eigentlich jeder Mensch ein Lügner ist? Nur gibt es zwei Arten, und darnach kann man die Menschen einteilen, in solche, welche andere belügen, das sind die materiellen Menschen, von denen man so in den Büchern liest, und dann die Idealisten, wie die Deutschen sie nennen – die sich selbst belügen.“

Ich gestehe es, der Mann begann mich immer mehr zu interessieren.

Er trank noch ein Glas Tokai und war vollends im Fluss. Seine Augen schwammen, seine Zunge schwamm, seine Worte flössen nur so.

„Nun, Herr, was macht die Ehe unglücklich?“, sagte er und legte seine Hände auf meine Achseln, als wolle er mich an sein Herz drücken – „denken Sie sich, Herr – die Kinder!“

Ich war überrascht.

„Aber, lieber Freund“, sagte ich, „sehen Sie einmal diesen Juden an, wie elend er da lebt, und sein Weib – würden sie nicht auseinanderlaufen wie Hunde, wenn nicht die Kinder wären und die Liebe zu den Kindern?“

Er nickte eifrig mit dem Kopfe und hob die Hände flach gegen mich empor, als wollte er mich segnen. „So ist es, so ist es, Bruder! Das eben, das allein – das, das! – Hören Sie nur meine Geschichte.

Ich war so ein Bursche, was soll ich Ihnen sagen, ein Tölpel. Ich fürchtete mich vor den Frauen. Wenn ich zu Pferde war, da war ich ein Mann. Oder ich nahm die Büchse und ging durch das Feld, in den Wald, in das Gebirge – ich will Ihnen aber keine Anekdoten erzählen von meinen Jagden – genug, wenn ich dem Bären begegnete, ließ ich ihn ganz nahe kommen und sagte nur: ›Hopp, Bruder!‹ – da stand er auf, dass ich seinen Atem fühlte, und ich schoss ihn, gerade auf den weißen Fleck hin, in die Brust. Aber wenn ich ein Weib sah, ging ich aus dem Wege. Sprach sie mich an, wurde ich rot, stotterte – so ein Tölpel, wissen Sie. Ich meinte immer noch, ein Weib habe nur längeres Haar als wir und längere Kleider, und das sei alles. So ein Tölpel! Sie wissen ja, wie man bei uns ist. Nicht einmal die Dienstleute sprechen so von diesen Sachen, man wächst auf, und es kommt einem der Bart beinahe, und man weiß nicht, warum einem das Herz schlägt, wenn man so ein Weib sieht. So ein Tölpel! sag ich Ihnen.

Da meinte ich, ich hätte Amerika entdeckt oder wenigstens einen neuen Planeten, wie ich endlich wusste. – Bedenken Sie nur, dass die Kinder nicht aus dem Wasser gezogen werden wie die Krebse. Gut. Da verliebte ich mich auf einmal. Ich weiß selbst nicht, wie. – Aber ich langweile Sie gewiss?“

„Nein, ich bitte –“

„Gut. Ich verliebe mich. Da hatte mein seliger Vater, da hatte er so eine Idee, uns tanzen zu lassen, nämlich meine Schwester und mich. Da kam so ein kleiner Franzose mit seiner Geige, und dann kamen die Gutsbesitzer aus der Nähe mit ihren Söhnen und Töchtern. Es war eine lustige Gesellschaft so von Nachbarn. Jeder kannte den andern und war guter Dinge, nur ich zitterte am ganzen Leibe. Mein kleiner Franzose aber besinnt sich nicht, stellt seine Paare auf, wie's ihm einfällt, erwischt mich beim Ärmel und erwischt auch ein Fräulein von unserem Nachbarn, ein Kind, sag ich Ihnen. Sie stolperte noch über ihr Kleid und hatte blonde Zöpfe bis hinab.

Da standen wir nun, und sie hielt meine Hand – denn ich – ich war Ihnen tot; so tanzen wir. Aber ich sehe sie gar nicht an, nur unsere Hände brennen so ineinander. Bis zuletzt, da heißt es: ›Messieurs!‹ – Man tritt vor seine Dame, klappt die Absätze zusammen, lässt den Kopf auf die Brust fallen, wie wenn er abgehackt wäre, macht seinen Arm krumm, nimmt sie bei den Fingerspitzen und küsst die Hand. Das Blut schoss mir zu Kopfe. Sie machte nur so einen Knicks, und wie ich meinen Kopf hob, da war sie ganz rot und hatte Augen – was für Augen!“

Er schloss die seinen und lehnte sich zurück.

„›Bravo, Messieurs!‹ Ich war erlöst. Von da an tanzte ich nicht mehr mit ihr.

Sie war die Tochter eines Nachbars. Schön! – was soll ich Ihnen sagen – schön! so vornehm, möchte ich sagen. – Jede Woche war eine Tanzstunde. Ich sprach nicht einmal mit ihr, aber wenn sie so den Kosak tanzte, den Arm zierlich eingestemmt, stachen meine Augen nur so in sie, und sah sie dann auf mich, pff ich wohl und drehte mich auf dem Absatz um. Die anderen jungen Herren leckten ihre Finger wie Zucker, verrenkten sich Hände und Füße, um ihr Taschentuch zu erwischen, sie aber warf die Zöpfe zurück und blickte auf mich.

Wenn sie davonfuhr, da war ich ein Held, wenn ich die Treppe hinableuchtete und unten stehen blieb. Da wickelte sie sich behaglich ein, zog den Schleier herab, nickte allen freundlich zu, dass mir der Neid im Magen brannte, und wenn die Glöckchen nur noch so aus der Ferne klangen, stand ich noch da und hielt mein Licht in der Hand, ganz krumm, das tropfte nur. So ein Tölpel, sag ich Ihnen!

Dann waren die Tanzstunden zu Ende, und ich sah sie lange nicht.

Da wachte ich nachts auf und hatte geweint und wusste nicht, warum; da lernte ich verliebte Gedichte auswendig und sagte sie tüchtig her, alles meinem Kleiderstock; da hatte ich Mut und phantasierte, nahm die Gitarre und sang, dass unser alter Jagdhund unter dem Ofen hervorkroch, die Nase zum Himmel hob und heulte.

Dann kam mir im Frühjahr die Idee, auf die Jagd zu gehen. Streife so im Gebirge, lege mich über eine Schlucht, und wie ich so liege, da brechen die Zweige und kommt das Dickicht herab ein großer Bär, langsam, ganz langsam. – Ich bin ganz stille, und im Walde ist es stille – nur ein Rabe fliegt über mir und schreit. – Da fasst mich eine namenlose Angst, ich mache das Kreuz und atme nicht einmal, und wie er hinab ist – laufe ich, was ich laufen kann.

Da war dann der Jahrmarkt – verzeihen Sie, ich erzähle Ihnen wohl alles erbärmlich durcheinander. – Da fahr ich denn auf den Jahrmarkt, und wie ich so gehe, ist sie auch da. – Richtig! ich vergesse zu sagen, wie sie heißt: Nikolaja Senkow also. Einen Gang hatte sie jetzt wie eine Fürstin, und auch die Zöpfe hingen ihr nicht mehr herab, sondern lagen auf ihrem Haupte wie ein goldener Reif, und ihr Gang war so frei, sie wiegte sich, und die Falten ihres Kleides rauschten so anmutig, man konnte sich in dieses Rauschen allein verlieben. – Da lärmt der Jahrmarkt, der Handel ringsherum, da traben die Bauern in ihren schweren Stiefeln, da schießen die Juden durch das Gedränge, das schreit und jammert und lacht, und die Buben haben kleine hölzerne Pfeifchen gekauft und pfeifen. Aber sie hat mich gleich gesehen.

Da fass ich mir ein Herz, sehe mich um und denke: Halt! du gibst ihr die Sonne! das wird sie freuen! was kannst du mehr geben? – Verzeihen Sie, es war eine Sonne von Lebzeiten, prächtig vergoldet, sag ich Ihnen. Sie fiel mir von weitem auf und machte ein erstauntes Gesicht, wie unser Pfarrer, wenn er jemand umsonst begraben soll. Gut, ich habe diesmal Courage wie der Teufel, gehe, werfe meinen Zwanziger hin – es war mein einziger – und kaufe die Sonne. Mache dann große Schritte und erwische mein Fräulein richtig bei einer Falte; was eigentlich recht unanständig war, aber so ist man, wenn man verliebt ist, ganz unanständig! – erwische sie und präsentiere ihr die Sonne, und, was denken Sie, was tut meine Nikolaja?“
„Sie bedankt sich wohl.“

„Bedankt sich? – Sie – sie lacht mir ins Gesicht, lacht auch ihr Vater, lacht ihre Mutter, lachen ihre Schwestern und Basen, alle Senkows lachen! Mir ist zumute wie an der Schlucht dort, wie der Bär so langsam kommt. Ich möchte laufen, aber ich schäme mich; die Senkows etwa lachen so fort. – Es sind reiche Leute, und wir waren eben so – wir hatten unser Auskommen; da stecke ich beide Hände in die Taschen und spreche: ›Das ist nicht schön, Pana Nikolaja, dass Sie so lachen. Mein Vater hat mir nichts gegeben als den Zwanziger für den Jahrmarkt, den hab ich für Sie hingeworfen wie ein Fürst, wenn er seine zwanzig Dörfer nimmt und Ihnen so hinwirft. – Haben Sie die Gnade also -< - ich konnte nicht weiter – mir kamen die hellen Tränen. So ein ganzer Tölpel, sag ich Ihnen. Aber die Pana Nikolaja nimmt meine Sonne so mit beiden Händen an die Brust und sieht mich an. Ihre Augen waren so groß, so weit – die ganze Welt schien mir nicht so weit – und so tief! es zog einen so hinein, und sie bat mich, mit ihren Augen bat sie mich, ihre Lippen zuckten nur so –

Da schrie ich auf: ›Oh! was für ein Tölpel bin ich, Pana Nikolaja! Die Sonne möchte ich jetzt herunterreißen vom Himmel, Gottes wahrhaftige, lichte Sonne, und Ihnen zu Füßen legen, lachen Sie mich nur aus, lachen Sie.‹ – Da kommt ein polnischer Graf gefahren. Sechs Pferde hat er vorgespannt und sitzt auf dem Bock mit der Peitsche, fliegt nur so hin, sag ich Ihnen, auf seiner Britschka¹ mitten durch den Jahrmarkt. Ein Unsinn! fährt da so schnell. Das schreit nur, ein Jude kugelt sich am Boden, meine Senkows ergreifen die Flucht, nur Nikolaja steht starr, hebt nur die Hand gegen die Pferde. Ich, sie um den Leib und trage sie. Nikolaja die Hände um meinen Hals. Alles schreit, ich aber möchte tanzen mit ihr auf dem Arme. Da ist der Graf auch vorbei mit seiner Britschka, das Mädchen aus meinen Armen, ein Moment, sag ich Ihnen! Polak, das! fährt da so schnell! Aber ich erzähle Ihnen das alles, wie ich es erlebt habe, ich will mich kurz fassen –“

„Nein! nein; wir Russen erzählen gerne und lassen uns gerne erzählen. Fahren Sie nur so fort.“ Ich streckte mich auf meiner Bank aus. Er stopfte sich eine neue Pfeife.

„Es ist so alles eins“, meinte er, „Arrestanten sind wir einmal, also hören Sie die Geschichte zu Ende.“

Da hat uns der polnische Graf getrennt von der tapferen Familie. Meine Senkows waren in alle vier Winde zerstreut. Glauben Sie, ich habe sie gesucht? Pana Nikolaja hängt sich in mich ein, ganz sanft, und ich führe sie zu ihren Leuten, das heißt, ich sehe mich immer um, damit ich sie von weitem entdecke und noch zu rechter Zeit in eine andere Gasse von Marktbuden einbiegen kann. Ich hebe meinen Kopf stolz wie ein Kosak, und wir plaudern. Was gleich? Da sitzt ein Weib und verkauft Kannen. Pana Nikolaja behauptet, die irdenen Kannen sind besser für das Wasser, und ich, die hölzernen, nur um so zu reden; sie lobt die französischen Bücher und ich die deutschen; sie die Hunde, ich die Katzen, und ich

¹ Offener Wagen.

widersprach nur, um sie reden zu hören, so allerliebste! und wenn sie zornig wurde – diese Stimme! – wie Musik, sag ich Ihnen! Endlich hatten mich die Senkows umstellt wie ein Wild, es war nicht mehr auszuweichen, da liefen wir denn Vater Senkow gerade in die Arme. Der wollte gleich nach Hause fahren. Gut. Ich hatte jetzt meine Courage beisammen, schrie den Kutscher recht an und sagte ihm dann, wie er fahren soll. Hebe zuerst Madame Senkow in den Wagen, stoße dann Vater Senkow, der einsteigt, so hinterrücks – wissen Sie – hinein, alles, damit ich mich dann auf ein Knie niederlassen, Nikolaja auf das andere ihren Fuß setzen und auf ihren Sitz springen kann. Kommen noch die Schwestern und Basen, küsse noch ein halbes Dutzend Hände, der Kutscher peitscht in die Pferde, fort sind sie. – Es ist wirklich – Sie verzeihen – wenn ich nur könnte – so eine schlechte Gewohnheit – so zu erzählen. Aber ich fahre lieber fort, sonst halte ich noch mehr auf. Endlich sind wir ja Arrestanten.



MORITZ RAPPAPORT

Zu den ersten galizischen Aufklärern, die ihre literarischen Werke in deutscher Sprache verfassten, gehörte Moritz Rappaport (geboren am 19. Januar 1808 in Lemberg, Galizien; gestorben am 28. Mai 1880 in Wien, Österreich-Ungarn), ein bekannter österreichischer Arzt, Journalist und Schriftsteller.

Er wuchs in einem Elternhaus auf, in dem sein Vater zum Reformjudentum und seine Mutter hingegen zum orthodoxen Judentum gehörten, so dass es in der Familie zu Auseinandersetzungen wegen seiner Erziehung kam. Bis zum 14. Lebensjahr besuchte Rappaport die Schule in Lemberg und zog danach mit der Familie nach Wien, wo er in das Schottengymnasium aufgenommen wurde. Unter der Aufsicht von dem aus Lemberg stammenden österreichischen Regisseur, Schriftsteller und Kritiker Leo Herz (1808–1869) und dem Druck seiner Mitschüler musste er dort seinen polnisch und jiddisch geprägten Akzent ablegen.

Ab 1829 studierte Rappaport Medizin an der Universität Wien und der Universität Pest. 1833 promovierte er zum Doktor der Medizin, kehrte in seine Geburtsstadt zurück und wurde bald zum Primararzt und Direktor des israelitischen Spitals. Er war ein aktives Mitglied in der jüdischen Gemeinde Lembergs und auch Mitglied des Stadtrates. Zwischen 1872 und 1878 wohnte er in Wien, kehrte bald wieder nach Lemberg zurück, wo sein Augenleiden einsetzte, das schließlich zu einer völligen Erblindung führte. Rappaport begab sich wieder nach Wien, um dort geheilt zu werden, starb aber am 28. Mai 1880 an einem Herzinfarkt. Er ruht in der alten israelitischen Abteilung des Wiener Zentralfriedhofes.

„Um das Hinsiechen des Deutschthums unter dem in Galizien vorherrschenden Polenthum aufzuhalten, das deutsche Element aus seiner Erschlaffung zu wecken“¹, gründete Rappaport 1841 die *Leseblätter für Stadt und Land zur Beförderung der Kultur in Kunst, Wissenschaft und Leben* als Beiblatt zur amtlichen *Lemberger Zeitung* (1812–1866), und redigierte diese auch bis 1848. Für die *Leseblätter* konnte er Beiträge von Anastasius Grün (1806–1876), Barbara Elisabeth Glück (1814–1894), L.A. Frankl (1810–1894) und Constantin von Wurzbach (1818–1893) gewinnen und einen großen Teil seiner lyrischen Dichtungen meist unter dem Pseudonym „Max Reinau“ veröffentlichen lassen. Eine Sammlung dieser schwung- und gemütvollen Poesien ist leider nicht vorhanden.

1848 veröffentlichte Rappaport das erste ohne Zensur gedruckte Gedicht in Galizien *Constitutions-Weihe und Amnestie. Den Akademikern gewidmet* und schrieb für das Österreichische *Centralorgan* für Glaubensfreiheit, Kultur, Geschichte und Literatur der Juden in Wien, das seit 1848 von dem aus Galizien stammenden und hebräisch schreibenden jüdischen Schriftsteller, Dichter, Literaturwissenschaftler und Orientalisten Max Letteris (1800–1871) herausgegeben wurde. Rappaport übersetzte zeitgenössische polnische Lyrik wie z. B. *Die Ode an die Jugend* und *Das Fischlein* von Mickiewicz, *In der Schweiz* von Juliusz Slowacki oder *Der Choral* von Kornel Ujeski und schrieb auch seine Arbeiten in polnischer Sprache.

Seine eigenen Gedichte und Erzählungen erschienen unter dem Pseudonym „Max Reinau“ oder nur mit den Anfangsbuchstaben seines Namens. Er verfasste Gedichte meist religiös-nationalen Charakters wie *Mose. Episches Gedicht* (1842) über die wichtigsten Momente aus dem Leben des großen Propheten in chronologischer Anordnung, den Gedichtband *Hebräische Gesänge. Metrisch nachgebildet* (1860) sowie epische Dichtungen wie *Der sterbende Slave in Egypten* (1863) und *Bajazzo* (1863). Das zuletzt genannte Gedicht *Bajazzo* ist eine merkwürdige und einigermaßen auch seltsame Erscheinung, indem es aus zwei Abteilungen besteht, deren erste als Anhang zur zweiten gedacht werden sollte. Es wird die Geschichte einer jüdischen Familie erzählt, die infolge der Verschiedenheit in den religiösen Ansichten der einzelnen Mitglieder untergeht. Die einzelnen Abschnitte waren ursprünglich selbständige Gedichte, die in keinem Zusammenhang miteinander standen. Sie haben meist eine satirische Tendenz und stellen verschiedene Erscheinungen im Bereich des politischen, religiösen und bürgerlichen Lebens in ihrer Haltlosigkeit dar. Im Mittelpunkt steht „der Konflikt zwischen dem traditionellen Judentum, das jede Abweichung von althergebrachten Sitten als Gottlosigkeit ahndete, und zwischen den Maskilim, die – wie der Protagonist – nach Bildung, weltlichem Wissen und sozialem Fortschritt streben.“²

¹ Brümmer, Franz: Rappaport, Moritz, in: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 27. Leipzig, 1888. S. 300.

² Kłańska, Maria: Die deutschsprachige Literatur Galiziens und der Bukowina von 1772 bis 1945, in: Deutsche Geschichte im Osten Europas. Galizien, Bukowina, Moldau. Berlin, 2002. S. 401.

Außer diesen größeren Dichtungen verfasste Rappaport mehrere Gelegenheitsgedichte, die er Deutschlands geistigen Größen und deren Bedeutung gewidmet hat. Zu erwähnen sind vor allem: *Goethe. Seinen Manen geweiht* (1852), *Prolog zur Feier des hundertjährigen Geburtstages Friedrich Schillers* (1859), *Am Todestage Moses Mendelssohns* (1860) und *Festgedichte zur Lessing-Feier* (1860). Es sind auch mehrere poetische Flugblätter und Hefte erschienen wie z. B.: *Gruss an die Freiheit* (Lemberg 1848, 4 S.), *Festgedicht. Huldigung der Lemberger Israeliten bei Gelegenheit der Allerh. Ankunft I. M. des Kaisers Franz Joseph in Lemberg* (Lemberg 1851, 4 S.), *Zur Einweihungs-Feier des Sand-Berges* (Lemberg, 1851, 4 S.) etc. Zum 70. Geburtstag seines Wiener Studienfreundes L. A. Frankl verfasste er noch 1880 die tief empfundenen *Vierzehn Sonette*.

Werke (Auswahl): *Mose. Episches Gedicht* (1842); *Hebräische Gesänge. Metrisch nachgebildet* (1860); *Der sterbende Slave in Egypten* (1863); *Bajazzo* (1863); *Gedichte: Goethe. Seinen Manen geweiht* (1852), *Prolog zur Feier des hundertjährigen Geburtstages Friedrich Schillers* (1859), *Am Todestage Moses Mendelssohns* (1860), *Festgedichte zur Lessing-Feier* (1860).

Jeremias Klagelieder¹

I

O Stadt so wüst, die einst so volkreich war!
Vereinsamt gleichst der Witwe du fürwahr!
Der Länder Herrin und bei Völkern groß,
Nun traf auch dich der Frohne bittres Los!

D'rum strömen ihre Zähren Nachts so bange,
Die Trän' erstarrt auf ihrer bleichen Wange;
Nicht leiser Trost von allen ihren Lieben,
Die Freundschaft schwand – nur Feindschaft ist geblieben!

Ob Druck und Elend zieht Jehuda fort,
Bei Völkern ruht's – doch ist's ein Ruheort?
Im Drangsal fassen es die Dränger dort!

Die Straßen Zions, o sie trauern bang;
Zum frohen Fest fehlt ja der Pilger Gang.
Die Tore sind verödet – Priester stöhnen,
Jungfrauen wimmern, und sie – bittres Sehnen!

Jedoch die Feinde heben stolz das Haupt,
Und ihre Gegner prunken glükumlaubt;
Ob ihrer Sünden Wucht der Herr sie plagt,
Dass vor sich hin der Feind die Kindlein jagt.

Dahin ist Zions glänzendes Geschmeide;
Ach ihre Fürsten – Rehe ohne Weide,
Die kraftlos fliehen vor des Jägers Schneide.

Jerusalem, dem Elend nun geweiht,
Denkt an die Wonnestunden alter Zeit,

¹ Aus: Rappaport, Moritz: Hebräische Gesänge. Metrisch nachgebildet. Leipzig, 1860. S. 3–24.

Da hilflos jetzt das Volk dem Feind erlegen;
Ob seinem Sturz welch schadenfrohes Regen!

Jerusalem, dich trifft der Sünden Last!
Und so besudelt, dass selbst Grau'n erfasst
Die Buhlen, die da deine Schmach gesehen –
Sie selbst erbebt und will vor Scham vergehen.

In Schmutz versenkt, denkt sie der Zukunft nicht,
Dass Trost selbst ihrem Wunderfall gebricht.
Blick' du drein, Herr! auf meines Jammers Qual,
Es steigt ja immerfort der Feinde Zahl!

Die Rohheit wühlt in ihrem Glanz herum,
Barbaren dringen in ihr Heiligtum,
Und dein Gebot, ach! bleibt unvernommen:
Dass nimmer sie in die Gemeinde kommen.

Nach Brod nur stöhnt des eignen Volkes Schar,
Für einen Bissen reicht's sein Bestes dar
Des Lebens Kraft zu fristen. Ew'ger Gott!
O blick' herab, so tief beugt mich die Not!

Nicht euch, ihr Wand'rer! treffe solches Los!
Merkt auf! wo ist ein Schmerz wie meiner groß?
Wie kam er rasch – wie elend er mich macht,
Seitdem des Ew'gen Zornesglut erwacht.

Von oben dringet Glut in mein Gebein
Und bricht's; legt Schlingen meinen Füßen ein,
Dass ich zurücke taumle. So zerstört,
Bleibt immerdar nur Siechtum mir gewährt.

Mein Sündenjoch, in seiner Hand verbunden,
Hält engverwebt den Nacken mir umwunden;
Gelähmt an Kraft, gab mich der Herr sodann
Dem Drucke preis, dem ich nicht stehen kann.

Gott brach in mir die mächt'ge Heldenkraft,
Ein Fest, als er die Jugend mir entrafte.
Als trete eine Kelter, zieht der Herr
Zerstörend über Judas Tochter schwer.

Und darum wein' ich, schwimmt mein Aug' in Zähren,
Dass Niemand Trost mir will und Mut gewähren,
Wenn meiner Söhne Stolz dem Leid erliegt,
Von roher Feindesübermacht erdrückt.

Vergebens ringet Zion ihre Hände,
Ach Niemand bietet ja des Trostes Spende!
Der Herr entbot gen Jakob rings die Dränger,
Jerusalem! und rein bist du nicht länger!

Gerecht ist Gott! stets war ich widerstrebend;
Ihr andern Völker alle! hört es bebend!
Blickt nur auf mich, und seht mein bittres Bangen
Jungfrauen, Knaben zogen hin gefangen.

Ruf' ich die Freunde? trugvoll sie mich meiden!
Die Priester, Greise in der Stadt verscheiden.
Nach Speise geht ja einzig nur ihr Schalten,
Das arme Leben fristend zu erhalten.

Erbarmen Herr! o sieh den heißen Schmerz!
Mein Inn'eres flammt, und in mir bebt das Herz.
Und war ich widerspenstig, rast das Schwert
Von außen wild, die Pest am heim'schen Herd!

Man hört mein Jammern – naht ein Tröster mir?
Der Feind jauchzt meinem Fall – er kommt von dir!
Ist erst der Tag, den du bestimmt, erschienen,
O dann gleich mir – also ergeht es ihnen!

Dann zählst du treu all' ihre Missetaten,
Dann schießen auf auch ihre Unheilssaaten
Gleich meiner Schuld. Das Übermaß der Pein
Drang tiefzerstörend in mein Herz hinein.

II

Wie hat dich, Gottes Zorn umwölkt mit Nacht
Zion! vom Himmel schleudernd deine Pracht!
Am schweren Tag bestimmt zum Strafergericht,
Gedenkt er seiner „Füße Schemel“ nicht.

Stürzt schonungslos die Stätten Jakobs alle,
Jehudas Besten bringt sein Grimm zum Falle,
Macht sie der Erde gleich. – Das Reich entweicht,
Und mit ihm seiner Fürsten Herrlichkeit!

Israels Horn hat er im Grimm zerstört,
Und seine nerv'ge Faust vom Feind er wehrt,
Dass er in Jakob rast ein Flammenspeer,
Der Alles niederschmettert rings umher.

Ja! feindesgleich er selbst den Bogen spannt!
Straff wie ein Gegner stemmt er seine Hand;
Bricht alle Augenweid' in Zions Zelt,
Sein Zorn wie Feuerglut hernieder fällt.

Ja, wie ein Feind zerstört er Israel,
Und alle die Paläste glänzendhell,
Und alle seine Besten stürzt er ein,
In Juda sammelnd Angst und Jammerschrei'n.

Wie man am Garten die Umhegung bricht,
So schont er seiner Stiftungshütte nicht;
Hinschwinden Fest- und Sabbattage düster,
Und schont im Zorn nicht König und nicht Priester!

Altar und Heiligtum verschmäh't, geschändet!
Dem Feind die festen Mauern zu er wendet.
Sein frecher Ruf erschallt im Gottesort,
Als wäre heil'ge Festversammlung dort.

Zerstörung hat Gott Zion zuerkannt!
Die Schnur gespannt – es zuckt die Rächerhand!
Und traurig sinken Zwinger hin und Mauer,
Und über Trümmern weht Vernichtungsschauer!

Die Thore Schutt – die Riegel sind zertrümmert!
Der König – wie die Fürsten – ach, verkümmert,
Verbannet unter Völkern ohne Lehre,
Propheten selbst fehlt das Gesicht, das hehre!

Stumm sitzen Zions Greise, leiderfüllt,
Ihr Haupt in Asch', ihr Leib im Sack gehüllt,

Und tief zur Erde senkt den Blick so klar
Jerusalem! ach! deine Töughterschar.

In Tränen bricht mein Aug', es flammt mein Herz!
Die Galle überströmt mir fast aus Schmerz,
Ob meines Volkes Sturz, da in der Stadt
Der Hunger Säugling, Kind bezwungen hat.

O Mutter! wimmern sie, gib Wein und Brod!
Verkümmern in den Straßen, wie zu Tod
Verwundet. Und so ringt der Geist sich los,
Verscheidend in der armen Mutter Schoß.

Jerusalem! was nennen und erreichen
Das Zion dir zum Trost sich lässt vergleichen?
Dein Sturz ist endlos wie das Weltenmeer,
Wer beut für solche Wunde Balsam her?

O! deine Seher? Trug- und Listerfüllt
Sie haben nimmer beine Schuld enthüllt,
Vom Abweg dich zu lenken. Ihre Leitung
Gab dir nur falsche, trügerische Deutung!

Jerusalem! die Wand'rer mutberaubt,
Die Hände ringend, schütteln bang' das Haupt:
„Ist dies – o sagt! – die Stadt der hohen Sendung?
Des Erdball's Lust, die Krone der Vollendung?“

Darauf die Feinde nehmen voll den Mund,
Hohnzischend, knirschend geben sie dann kund:
„Wir haben sie verschlungen, und erstrebt
Ist nun der Tag, erhofft! erreicht! erlebt!“

So ward zur Tat das längstverheiß'ne Wort
Der Gottheit: niederreißen immerfort
Und schonungslos! Mit Lust den Feind beleben,
Und deiner Widersacher Haupt erheben!

Hörst du ihr Freudgeschrei zum Himmel stürmen
Zion? lass Zähren sich wie Ströme türmen,
So Tag wie Nacht! O, gönn' dir nimmer Rast,
Dass träge Ruhe nicht dein Aug' erfasst.

Dein Klaglied töne Nachts, beim Wachbeginn';
Ergieß' dein Herz vor Gott wie Wasser hin.
Empor die Hand! um deiner Kinder willen,
Die halb verhungert alle Straßen füllen.

O Gott! so hast du einen heimgesucht!
Wie? Mütter zehrend an der eig'nen Frucht,
Am Kindlein treu gepflegt! im Heiligtum
Bringt Mörderfaust Prophet und Priester um!

Da liegt auf off'ner Straße Knab' und Greis,
Jungfrauen, Jünglinge des Schwertes Preis.
Am Zornestag hast du sie hingestreckt,
Gewürgt, und nicht dein Mitleid ward erweckt!

Riefst Nachbarn rings so wie zum Fest heran!
Am Rachetag, ach! Keiner blieb – entrann.
Die sorgsam ich gepflegt, ach! all' die Lieben,
Der wilde Feind hat alle aufgerieben!
[.....]

IV

Wie ist das Gold, das strahlende, verdunkelt!
Wie glanzlos jetzt, das erst so hell gefunkelt!
Und all' die edlen Steine, hochgeweiht,
In allen Straßenecken bunt zerstreut.

Du Jugend Zions! gar so kostbar, hold!
Noch schwerer wiegend als gedieg'nes Gold,
Gleich ird'nen Scherben wirst du jetzt erkannt,
Gemeinem Werk gleich von des Töpfers Hand.

Selbst Ungeheuer reichen dar mit Lust
Den Jungen zärtlich, ihre Mutterbrust;
Viel grausamer ist meines Volkes Kind,
Strausvögeln gleich, die nur in Wüsten sind.

Es schmachtet seinem Säugling, nahrungsleer,
Vor Durst die Zunge an dem Gaumen schwer;
Nach Brod die süßen Kindlein wimmern still,
Und Niemand, Niemand, der es reichen will!

Die sonst nur üpp'ge Leckerbissen aßen,
Die Armen, seht! verschmachten in den Straßen!
Die Edlen stolz, im Purpur groß gezogen,
Sie schmiegen sich auf eklen Schmuzezwogen!

Ach größer ist noch meines Volkes Leid
Und Schuld, als Sodoms Sünde, fluchgeweiht,
Das rasch ein einz'ger Augenblick zerstört,
Nicht von der Menschen roher Wut verheert.

Einst – seine Fürsten mehr denn Schnee so klar,
Und weißer, glänzender als Milch fürwahr!
Korallenglut ihr Angesicht umwallt,
Wie von Saphir geschnitten die Gestalt!

Und nun? – so schwarz ist Rabenschwärze kaum!
Unkenntlich selbst im hellen Straßenraum!
Nicht kann das Holz so ausgetrocknet sein,
Wie ihre Haut verschrumpft um ihr Gebein!

O! glücklicher die würgte Schwerteskraft,
Als die der bleiche Hunger hingerafft!
Und besser dem burchbohrt, sein Blut entflossen,
Als Jenen, die gleich Feldfrucht man genossen!

Entsetzlich! edle Mütter, liebe reich,
Sie kochen ihre eignen Kinder weich!
Verzehren sie, ein heißersehntes Mahl,
Bei meines Volkes Untergang und Qual.

So furchtbar ist des Ew'gen Grimm erflossen,
So schwer hat er des Zornes Glut ergossen,
Dass sie in Zion loht ein Flammenmeer,
Das alle Pfeiler stürztet rings umher.

Nicht glauben würd' es von den Fürsten Einer,
Von allen Erdensöhnen keiner! keiner!
Dass je dem Feind, dem Dränger kann gelingen,
Jerusalem! in deine Tore bringen!

Die Schuld ist's deiner gleißenden Propheten!
Der Priester Sünden brachten dich in Nöten!
Die Schuld, die in der gottgeweihten Stadt
Unschuld'ges Blut so frech vergossen hat.

Wie rast da in den Straßen blinde Wut!
Die weite Stadt – besudelt ach! mit Blut.
Und Alles zagt, und rennet bang' und irre,
Entsetzt, dass man die Kleider nicht berühre.

„Fort! sie sind unrein!“ Jeder zingend spricht;
„Zurück! entweicht! o berührt sie nicht!“
Sie weichen – stürzen. Fremde Völker meinen:
Von solcher Horde dulde man auch keinen!

So hat der Zorn des Ew'gen sie zerstreut,
Dass nie ein Gnadenblick sie mehr erfreut.
Weil sie den Priestern Ehrfurcht nicht erweisen,
Und Schonung nicht gewähren ihren Greisen.

Und immer noch vom eitlen Wahn geblendet
Ist unser Blick nach fremder Hilf' gewendet;
Und seh'n ein Volk als unsern Anker an,
Das uns nicht helfen und nicht retten kann.

Ach, nachgestellt wird jedem uns'rer Schritte!
Nicht sicher mehr in uns'rer Straßen Mitte!
Das Ende naht, versiegt der Tage Quell,
Und unser Untergang ach, schreitet schnell!

O! rascher fasste uns der Dränger Schaar,
Als selbst des Himmels kraftbeschwingter Aar;
Bis auf die Berge dringen sie im Lauf,
Und selbst in Wüsten lauern sie uns auf!

Der Gottgesalbte, unsers Lebens Hauch,
Verschmachtet selbst in ihren Gruben auch;
In seinem Schatten wäht' einst unser Streben,
Dass wir uns unter Völkern hoch erheben.

Du Tochter Edoms! juble nur in Lust!
Bewohner Uz, frohlocket siegbewusst!
Auch dir wird einst der bittere Kelch gereicht!
Doch bald berauscht, der Boden dir entweicht!

Dann Tochter Zion! dann ist abgetragen
Auch deine Schuld! er wird dich nicht mehr jagen!
Doch Edom! dann wird deiner Schuld gedacht,
Und alle deine Sünden klar gemacht!

V

Ruf' Herr! die schöne Vorzeit wach!
Sieh auf der Gegenwarten Schmach!

Barbaren unser Erbreich nahmen,
An Fremde uns're Häuser kamen.

Verwaist sind wir, und vaterlos,
und Witwen uns're Mütter bloß.

Das Holz im eig'nen Wald gefällt,
Selbst Wasser ach! kauft man für Geld.

Bis an den Hals verfolgt fast,
Zu Tod gehetzt – und keine Rast!
Nach Mizraim drängt uns die Not,
Nach Aschur hin um dürft'ges Brod!

Der Väter Schuld – sie starb mit ihnen!
Nun sollen wir's die Kinder, sühnen!

Gemeine Knechte uns bezwingen,
Will Niemand denn Erlösung bringen?

Gefahr nur uns das Brod gewährt,
Im Kampfe mit dem Wüstenschwert.

Wer da die Glut des Hungers kennt!
Wie Ofenglut die Haut uns brennt!

In Zion trifft die Frauen Zwang,
In Juda's Reich Jungfrauen bang!

Frech werden Fürsten aufgehängt,
Die Ält'sten selbst so schwer bedrängt.

Den Jüngling beugt des Mühlsteins Last,
Das Holz erdrückt die Knaben fast.

Die Richter sind vom Tor verscheucht,
Die Jugend vom Gesang entfleucht.

Die Freud' entschwand rasch uns'rer Brust,
Der Trauer wich des Tanzes Lust.

Die Kron' entfiel dem Haupt in Hast,
Weh' uns! ob uns'rer Sünden Last!

Darob jetzt unser Herz schier bricht,
Erlischt fast unser Augenlicht.

Öd' ist's auf Zions Bergeshöhen,
Dass dort Schakale sich ergehen.

Nur du, o Gott! bestehst für immer!
Und nur dein Thron der wanket nimmer!

Sind dem Vergessen wir geweiht?
Verstoßen denn für ew'ge Zeit?

Nimm auf uns, Herr! – wir kehren wieder!
Senk' neu die alte Zeit hernieder!

Kannst du denn stets verwerfen, hassen?
Den Zorn so schwer uns fühlen lassen?

Bajazzo¹

III

Halt an und sprich, du Mann der freien Neigung,
Du hältst so fest die Wage der Gedanken,
Beschwert mit dem Gewicht der Überzeugung,
So dass die Schalen auch nicht haarbreit schwanken,
Und wenn du lang geprüft, und tief erwogen,
Was Grund und Gegengrund dir klar bedeuten,
Dann meinst du froh, vom Glanz des Siegs umflogen:
Der Plan ist reif, er mag ins Leben schreiten.

Halt an und sprich: bist sicher du des Lenkens,
Wenn er den Raum der Wirklichkeit betreten?
Wenn aus dem heitren Kreise klaren Denkens
Die Welt ihn rauh empfängt mit ihren Nöten?
Kannst du ihn bildend formen und gestalten,
Wie er gereift in deines Geistes Engen?
Kannst du ihn sicher auf der Flut erhalten
Mit ihres Wogenschwalles wildem Drängen?

Ein Thor, der hofft, den Sinn, den lebensregen,
Als Schild mit festem Mut entgegenbieten
Des Schicksals schweren, nimmermüden Schlägen
Und glauben mag, er wird ihn treu behüten.
Es droht das Meer mit Brandung und mit Klippen
Nicht so gewitterschwer dem Menschenglücke,
Nicht so gefährdend für des Schiffes Rippen,
Als still geräuschlos droht des Schicksals Tücke.

Sie nahen mild die unheilvollen Mächte,
Mit süßen Worten, und mit weichen Zügen,
Doch kaum umgarnet, wirst du schon zum Knechte,
Und musst dich willenlos den harten fügen.

¹ Aus: Dr. Moritz Rappaport. Bajazzo. Ein Gedicht. Leipzig: Arnoldische Buchhandlung, 1863. S. 179–204, 214–224. – Das Werk enthält folgende Teile: *Bajazzo. Erste Abtheilung* (S. 1–86); *Bajazzo. Zweite Abtheilung* (I. In Berlin (S. 87–117), II. Im Elternhause (S. 118–178), III. Bajazzo (S. 179–224).

Wie du auch kämpfst, du wirst dich nie entringen;
Wen sie mit ihren Netzen je umspinnen,
Wen sie umziehn mit fein gewobnen Schlingen,
Ist nimmer noch dem engen Kreis entronnen.

Ein Tor! ein Tor! wer auf dem Lebensgange
Bestimmend in der Stunden Lauf will greifen,
Voraus schon träumt vom Vollgenuss der Sange,
Eh' noch die Körner in den Halmen reifen.
Kaum sind sie dein, wenn sie im Flug erscheinen,
Ein Klang, verhaucht, wenn sie im Sturm entgleiten,
Was du erlangst, dankst du der Gunst der Einen,
Dann aber schließ dich fügsam an der Zweiten!

Nur was vergangen, das liegt klar dem Blicke,
Dich lockt der Maßstab von entschwund'nen Tagen,
Doch endlos, unabsehbar, ist die Brücke
Die ins Gebiet der Zukunft dich soll tragen.
Da ist kein Halt, kein Stützpunkt ist zu finden,
Ein falscher Schritt, dich fasst der Ohnmacht Lähmung,
Und unter ihr in üppigen Gewinden
Da rauscht der Gegenwart gewalt'ge Strömung!

Wer ist so kühn und sagt: ich will es wagen!
Ich ziehe unbeirret meine Richtung?
Fasst nicht den Mutigsten ein bang Verzagen,
Droht jedem Schritte Hemmnis und Vernichtung!
Strahlt milder Glanz dir auch auf deinen Wegen,
Lenkt dich auch sanft die weiche Hand des Glückes,
Da stemmt sich oft ein Zufall dir entgegen,
Und du verfallst der Herbe des Geschickes.

D'rum Torheit, wer verkündet: so wird's enden,
Die Zukunft will gleich einem Leib umfängen,
Das Licht dem Reich des Nebels will entwenden,
Und aus der Finsternis die Leuchte langen.
Geht auch zumal ein Ausspruch in Erfüllung,
Den man als Mahnung tiefer Weisheit zählte,
Der Zufall war's, der drollig zur Enthüllung,
Zum Herold seiner Laune dich erwählte! – –

„Seid ihr die Frau, die man die „Deutsche“ heißt?
Der in Berlin die Wiege einst gestanden?
Dass man euch schön und sanft und liebeich preist,
Hab ich bei eurem Anblick schon verstanden.

Seid mir auch hold, ich komm' mit vielen Grüßen,
Ich bin Mariens, eurer Amme Kind,
Spricht sie von euch, dem Töchterchen, dem süßen,
Dann will's nicht enden, wenn sie nur beginnt!
Hat Recht und ihre Zunge sei gesegnet,
Ob auch beweglich, zu beweglich nur,
Denn wo und wann das Schöne mir begegnet,
Stets lieb' ich es, das macht die Kunstnatur.
Ich kam hieher in euer Polenland
Als Künstlerin, die in die Ferne schweift,
Und schweb' ich auf des Seiles schmalem Rand,
Dann rauscht der Beifall und der Lorbeer reift.
Ihr müsst mich edle Frau nur einmal sehen,
Wenn im Gewand der Feen ich mich wiege,
Wenn schwebend auf des Seiles lichten Höhen
Im hellen Saal erringe meine Siege.
Ist doch die Kunst das Höchste wohl im Leben,
Der einz'ge Balsam für das Erdenwehe;
Doch kann uns eine also hoch erheben
Der unsern gleich auf ihrer stolzen Höhe?
Reicht mir die Hand, sagt freundlich mir: Willkommen!
Fast ist mir bang im fernen, kalten Reich,
Wär' gern als Schwester bei euch aufgenommen,
Dieselbe Brust, sie nährte mich und euch!“

Ein Mädchen sprach's; wer kann den Zauber nennen,
Der wunderbar die Herrliche umfloss,
Zwei Augen, die wie dunkle Gluten brennen,
Und jeder Blick ein flammendes Geschoss.
Ein Mund, auf dem die Grazien sich wiegen,
Das Rabenhaar ein dichter Lockenwald,
Anmut'ger Trotz, gewohnt an rasches Siegen,
Belebt, umschwebt die üppige Gestalt. –
Wir waren ernst im engen Kreis zusammen,
Und Mutter, Sara saßen festumschlungen;
Ich las, beseeligt von den heil'gen Flammen,
Die weihevoll ein Dichterherz bezwungen.
Es drang sein Wort so mächtig in die Seele,
Wie Orgelton am strahlenden Altar,
Es klang aus seiner sangerfüllten Kehle
Des Waldes volle Nachtigallenschaar.
Da tritt die Fremde rasch ins Heiligtum,
Wo Sangesweihe reine Seelen eint,
Die Muse, neidisch fast dem Dichterruhm,
Nun selbst, die ihn begeisterte, erscheint.

Ich schwieg; nicht konnte ich den Blick mehr wenden,
Der in des Mädchens Antlitz sich versenkte,
Das Buch entglitt den zitternd-schwanken Händen,
Der Odem stockte, der die Brust beengte.
Sie sprach; wie jauchzte meine Seele auf,
Bei dieses Klanges wunderbarem Schall,
Wie weckte ihrer Worte freier Lauf
In meiner Brust den vollen Widerhall.
Dem Blinden gleich, dem rasche Heilung spendet
Des Künstlers Hand aus langgewohnter Nacht,
So saß ich da, verwirrt, betäubt, geblendet,
Wie trunken von der nie geahnten Pracht. –
Die Mutter nahm sie freundlich auf und liebend,
Und sprach so mild zu ihr mit Wort und Blick;
Rasch wirkt das Schöne zwingend, Wunder ühend,
Ein Herrscher stolz, sein Reich der Augenblick.
„Franciska heißt du? sprach sie scherzend, fragend,
Ich sah dich schon, ein Kindlein in der Wiege,
Wie du unbändig warst, stets lärmend, klagend,
Bist du's nicht noch, da schon das Vöglein flügge?
Doch will ich dir die schönen Flügel binden,
Dich mutig zähmen, junger Wirbelwind!
Sollst hier, so lang du weilst, die Heimat finden,
Bist du doch, meiner treuen Amme Kind.
Doch Mädchen sprich, und sag' es offen eben,
Ist dir kein and'rer Ausweg mehr geblieben?
Bot dir sonst nichts das schöne, heitre Leben,
Als die Gefahr, am Seil die Kunst zu üben?
Wie mag die Mutter auch, die einfach schlichte,
Gewähren ohne Angst und tiefes Beben.
Das schöne Kind allein beim Lampenlichte
Dem frechen Blick der Gaffer preiszugeben?“

Nun wie es kam? ich will's euch bald erzählen,
Versetzt Franciska leicht mit feinem Spott:
Saht ihr die Leute schon sich hungernd quälen
Von aller Welt verlassen, und von Gott?
Jetzt zähl' ich zwanzig, früher war ich jünger,
War fünfzehnjährig, schön und stark gebaut,
Das Elend, dieser allgewalt'ge Zwinger,
Drang zu uns ein, gehäbig, engvertraut.
Da half kein Weigern, und da half kein Drängen,
Der trotz'ge Gast fand just es da bequem!
Ist ziemlich kopflos, liebt die dürst'gen Engen,
Je schlimmer der Empfang, je mehr genehm.

Die Mutter meint, es gäb' ein Mittel bloß:
 Wenn seinen Freund, den Müßiggang, man jaget;
 Hinweg die Hände, Mädchen, aus dem Schoß,
 Zur Arbeit flink, wenn kaum der Morgen taget! –
 Mag's nicht verhehlen, mir gefiel es nicht,
 Warum denn treulos an dem Freund mich rächen?
 Dann kam der Spiegel, zeigt mir ein Gesicht
 Bestimmt, der Arbeit trotzig Hohn zu sprechen.
 Die Hände, sah ich selber, nicht geschaffen
 Hat sie Natur zur Frohne schwerer Plagen;
 Und zu der Mutter sprach ich: andre Waffen
 Vonnöten sind den schlimmen Gast zu jagen.
 Die Mutter schilt und spricht: ich will dich zwingen,
 Dass nicht im Kopfe dir der Dünkel reift,
 Mir aber schien's, des Mädchens leichte Schwingen
 Die Füße sind's, wenn sie von dannen läuft.
 Musst' Einer so das enge Haus verlassen,
 Ich, oder er? ich wollte edel sein.
 Er war so streng, ich konnte nimmer hassen;
 Ließ ihn zurück, ging in die Welt hinein.
 Und wie ich in Gedanken süß versunken,
 Wie edle Tat sie nur erregen kann,
 Da sprühn am Straßenpflaster helle Funken,
 Und eine Reitertruppe sprengt heran.
 Seiltänzer sind's mit schmetternden Fanfaren,
 Die Menge lockend zu dem Freudenquell,
 Voran die Mädchen, nach die Männerscharen,
 Bajazzo dann, der lustige Gesell.
 Wie lief ich mit den Kindern um die Wette,
 Ein flinkes Reh dem bunten Zuge nach,
 Bis kraftlos an der kunstgeweihten Stätte
 Ermüdet, hungernd ich zusammenbrach.
 Man brachte mich ins inn're Heiligtum,
 Ich schlug die Augen auf, o Welch Entzücken!
 Es stand vor mir ein Mann, umstrahlt von Ruhm,
 Direktor hieß er, mit gar milden Blicken.
 Reicht freundlich mir Erquickung dar und Labe,
 Der Herrscher selber auf des Seiles Thron,
 Und würzet der Erfrischung milde Gabe
 Gefühlvoll mit der Mitleids weichem Ton.
 Und wie er gar mein trübes Los vernommen,
 Umfließt sein Antlitz fast ein Heil'genschein,
 Blickt aufwärts, ruft dann mit dem Ton dem frommen:
 „Mein armes Kind, dir soll geholfen sein!
 Es lohnt ein Gott hoch über allen Sonnen

Mit Vaterhuld die Tugend stets auf Erden,
Er folgte dir, der Mutter treu entronnen;
Du sollst berühmt, du sollst erhoben werden!
Was in der Brust dir klang wie leise Ahnung:
„Ich folge nur des Müßigganges Spuren!“
Es war der Seele unbewusste Mahnung:
Nicht zieme Arbeit edleren Naturen.
Für Alle die des ird'schen Jammers Toben,
Und schweres Leid bedroht mit roher Hand,
Hat mild Natur ein mächt'ges Seil gewoben
Zum schirmenden Asyle aufgespannt.
Und so geschah's; nicht ohne Angst und Bangen
Sollt' ich zur Kunst, zur herrlichen, mich wenden,
Die Füße wankten und die mächt'gen Stangen
Sie brannten fieberheiß in meinen Händen.
Der Meister sprach: o eitler Sinn der Jugend!
Erbab'nes Streben selbst macht ihn verzagen,
O wandle mutig auf dem Pfad der Tugend,
Dich wird das Seil auf weichen Armen tragen.
Jetzt bin ich Künstlerin, beliebt, bewundert,
Mein Ruhm ertönt in Kränzen und Gedichten,
Der Meister meint, es sollte das Jahrhundert
Mir auf dem Seil ein Monument errichten.
Ein Jahr mag's sein, da langten wir im Zuge
Auch in Berlin, der teuren Heimat an,
Zur guten Mutter eilte ich im Fluge,
Sie sah mich lang und fast erschrocken an.
Wie ich erzählte, ward sie immer milder,
Und freundlich strahlte mir ihr Blick, der klare,
Ermahnte mich, dass ich der Kindheit Bilder
Die einfach treuen, frommen Sinns bewahre.
Ich aber sprach: Ihr seid an Jahren älter,
Dieweil Ihr eben meine Mutter seid,
Was nanntet ihr, erfahrener und kälter,
Als ein'zges Mittel mir die Tätigkeit?
Ich hab' ein bessres, glaubt mir, ohne Gleichen,
Und bin doch jung, sah wenig von der Welt;
Das wird euch gleich den schlimmen Gast verscheuchen,
Da ist es schon, o Mutter! hier ist Geld!
Die Mutter weinte, gab mir ihren Segen,
Ich war ein Kind und kindlich mein Genuss;
Pocht laut das Herz bei hellen Beifallsschlägen,
Ganz anders pocht es bei der Mutter Kuss.
Jetzt bin ich hier, muss den Beruf vollziehen,
Mich lenkt des Meisters mächtiges Geheiß,

Doch wird's ein treues Herz mit Lust durchglühen,
Wenn es die Tochter bei der Tochter weiß!“ –

Die Mutter hört mit wechselnden Gefühlen,
Verletzt, befriedigt oft, wie sie da spricht,
Bald Röte, Blässe auf den Wangen spielen,
Dann sagt sie mild mit ernstem Angesicht:
„Dich hat die Not, die drängende, getrieben
Den Stand zu wählen schlüpfzig, voll Gefahr,
Und bist du rein und fleckenlos geblieben,
Bring ich mit Stolz dir meine Huld'gung dar.
Nicht wo, nur wie er wirket in dem Leben
Bestimmt des Menschen inneren Gehalt;
Den Standpunkt hat der Himmel uns gegeben,
Den Wert bedingt die sittliche Gewalt.
Ich will als Schwester liebeich dich begrüßen,
Wenn dich mein Geist als Schwester auch erkannt,
Doch will ich Herz und Haus dir rasch verschließen,
Eint nur die Mutter uns als einz'ges Band.“ –

Franciska war schon lange fortgegangen,
Noch rief kein Laut die tiefe Stille wach,
Die Worte, erst vernommen, lebhaft klangen,
So fremd in diesem Kreise, lange nach.
Die Mutter, tief in sinnenden Gedanken,
Im edlen Antlitz nur ein leises Beben,
Die Augenlider dicht verhüllend sanken
Dem innern Licht des Denkens Raum zu geben.
Ich war betäubt, von einem Rausche trunken,
Der meiner Seele Tiefe ganz erfüllt,
Wie blitzten dieser Worte helle Funken,
Wie klang der Ton, dem Seligkeit entquillt. –
Da bricht auf einmal Sara dieses Schweigen
Und Purpur färbt das bleiche Angesicht:
„O Mutter, wollt euch freundlich zu mir neigen,
Denn länger trag' ich diese Stille nicht!
Wie war ich erst so glücklich, tief bewungen
Vom edlen Geiste, reiner Dichtung Klang,
Ein Misston ist in diesen Kreis gedrungen,
O Mutter, dieses Mädchen macht mir bang!
O fragt mich nicht, ich kann es nimmer sagen,
Mir selbst nicht künden, was mich beben macht,
Der Kranke ahnt zuerst des Morgens Tagen,
Und bangt zuerst dem Dunkel düst'rer Nacht.
O fragt mich nicht; dem Klang gesprung'ner Saiten

Fast gleicht der Ton, der in der Seele hallt,
Es klingt in mir, so wie des Glöckchens Läuten
Dem Wanderer zum letzten Gange schallt.
Es passt die Fremde nicht der reinen Sitte,
Dem edlen Walten dieses Hauses nicht,
O Mutter, höret meine erste Bitte,
Die flehend ein gebroch'nes Leben spricht!“
Aufspringt die Mutter, Sara fest umschlingend,
Des Mädchens Wange küssend bleich und zart,
Den Drang der Tränen starken Sinns bezwingend,
Und sagt zu ihr mit neckisch heit'rer Art:
„O Sara, teures Kind! hab ich's erraten,
Was gar so heftig dein Gemüt erschütteret?
In deinem Herzen keimen neue Saaten,
Das Bräutchen ist von Eifersucht erbittert.
Das schöne Mädchen mit der kecken Weise
Hat einen Stachel dir ins Herz gedrückt,
Du bist so weich, so sanft, so kindlich leise,
Dass lauter Übermut dich fast erdrückt.
Doch nur getrost! bald soll euch eng verbinden
Ein heil'ges Band für alle Lebensdauer,
Wird erst der Brautkranz deine Schläf' umwinden,
Folgt lange Freude dieser kurzen Trauer!“

Nein, nein, ruft Sara, jetzt kein Necken, Scherzen,
Geliebte Mutter, ernst ist diese Stunde,
Mein Kranz erblüht, und Friede in dem Herzen
Bin ich bereit zu einem ew'gen Bunde.
Ihr werdet weich ihn auf die Stirne drücken,
Wenn auch mit Tränen und mit mildem Bangen,
Es wird die treue Mutter schön mich schmücken,
Ein ew'ger Vater wird mich treu empfangen.
Jedoch ihr Lieben, die ihr lange leben,
Genießen sollt der Erde volles Glück,
Es soll ein Hauch mein stilles Grab umschweben,
Ich ließ, die mich beglückt, beglückt zurück.
Auch ihn möcht' ich noch einmal wiedersehen,
Der einst, fünf Jahre sind's, im Sturm geschieden,
Wenn all' die Teuren bang mein Grab umstehen
Versenkt mit mir auch meiner Seele Frieden!“ –

[.....]

Der Abend windet seine düstern Schatten,
Stets dichter um der Erde weiten Räume,
Das Leben zagt im Sinken und Ermatten,
Aus tiefer Nacht entsteigen wilde Träume. –
Ein neuer Tag in glänzend reicher Hülle
Hat aus dem Schoß des Dunkels sich entwunden,
Die Sonne prangt in strahlenreiner Fülle,
Zu frischem Leben mahnen helle Stunden.
Schon nah'n die Gäste zu dem Fest, dem reichen,
Mit heitrem Sinne und mit frohen Mienen,
Die Männer auch, vertraut mit den Gebräuchen
Der heil'gen Feier, sind im Kreis erschienen.
Des Vaters Antlitz strahlt von heller Freude,
Den ersten Tag nach langer Nacht genießend,
Die Mutter bleich, erschöpft von innerm Leide,
Die edlen Gäste freundlich still begrüßend.
Sie hat die Braut, das Opferlamm geschmückt,
Den Tod im Herzen und im Angesichte,
Bis ach! die Arme, von der Qual erdrückt,
Erschüttert wankt, gebeugt vom Schmerzgewichte.
„Geliebte Tochter! weint die Mutter zagend,
Dein Wille war's, wie ich auch flehend grollte,
Doch in mir tönt es schmerzlich, bitter klagend
Dass nimmermehr ich es gewähren sollte.
Jetzt ist's gescheh'n, wir müssen mutig schreiten,
Wohin die Pflicht, des Hauses Ehre ruft,
Doch erst zum Garten will ich dich geleiten,
Erquickung beut dir würzig frische Luft!“
Verborgen war noch jene Tat, so bang,
Die Schauertat, entsetzlich und vermessen;
Der raschen Feier, der Verwirrung Drang
Macht bis zur Stund' des Flüchtlings noch vergessen
Da stürzt, der Verzweiflung fast zum Raube,
Die treue Dienerin zur Tür hinein:
„O Herrin! eilet, in der Gartenlaube
Da liegt die Braut, so bleich und kalt wie Stein!“
O arme Sara! schluchzt die Mutter stöhnend,
Entfliehend schnell dem unheilvollen Feste,
Der Vater folgt bang, das Auge tränend,
Und mit ihm ziehn die angsterfüllten Gäste.
Kaum aus der Ohnmacht düsteren Geweben
Hat Sara sich, die bleiche Braut, befreit,
Da schreit die Mutter, todesbang, mit Beben:
„Mein Kind! mein Kind, o jammervolles Leid!
Könnst' ich mit dir zum gleichen Ziele wallen!

Wo ist mein Sohn, erdrückt auch ihn der Gram? „
 Und ringsum hört man jetzt die Worte schallen:
 Wo weilt denn er? wo ist der Bräutigam?
 Da dringt ein Diener durch den Kreis mit Macht,
 Zurück die Gäste, Schlimmes ahnend, weichen:
 „Das Schreiben hat ein Fremder jetzt gebracht,
 Ich soll es, Herr, euch ohne Säumen reichen.“
 Mit Hast ergreift der Vater das Papier,
 Doch dunkle Schleier seine Augen decken,
 „O leset, leset!“, fleht er bang und wirr –
 Und Einer liest, es herrschen Angst und Schrecken:
 „Franziska lässt euch ihren Gruß entbieten,
 „Und ihren Glückwunsch zu dem sel’nen Fest,
 „Das Vöglein füttert ihr mit Grabesblüten,
 „Gefiel ihm nicht, da flog’s ins fremde Nest.
 „Das bleiche Kind muss sich zur Frist verstehen,
 „Es führt ein jeder Weg doch nur zum Heile,
 „Der ihr entrann, sie wird ihn wiedersehen,
 „An meiner Seit’, als schmucken Held am Seile.
 „Der Mutter gilt mein Gruß zumeist, der treuen,
 „Ihr Stolz geht hoch, ihr frommer Eifer höher,
 „Wie wird Franziska jetzt ihr Herz erfreuen,
 „Am schlanken Seil ist er dem Himmel näher.
 „Ich will das Söhnchen liebevoll hüten, lenken,
 „Nicht soll er um das welke Liebchen klagen,
 „Behaltet freundlich sie im Angedenken,
 „Lässt ihr des „Zirkus freche Dirne“ sagen!“

Ein Schrei erschallt, dass bang die Seel’ erschrickt,
 Der Vater liegt am Boden ohne Hoffen,
 Es hat der Blitz, aus Jammernacht gezückt,
 Mit wildem Wetterstrahl sein Haupt getroffen.
 Das Antlitz, todesbleich, das Aug’ gebrochen,
 Schwer keucht die Brust, des Blutes Wirbel schwinden,
 Kaum mag des Herzens letztes, leises Pochen
 Die matten Funken noch des Lebens künden.
 Und wieder ist ein banger Schrei erklingen,
 Und Sara ruhet zu des Vaters Füßen,
 Ein Blutstrom ist aus tiefer Brust gedrungen
 Und hat des Lebens letzten Damm zerrissen.
 Noch atmen beide, und schon hat geschäftig
 Der Treue Hand gewaltet in der Laube,
 Da ruft eine Stimme voll und kräftig:
 „Mit euch sei Friede, Heil gewährt der Glaube!“
 Herr Friedel ist’s , mit ruhig festem Schritte,

Mit dunklem Blick die Menge er durchbricht,
Und in die Laube, in der Kranken Mitte
Tritt rasch er hin mit ernstem Angesicht.
„Herr Friedel!“, lispelt Sara, mild, verklärt,
Und süßes Lächeln schwebt auf ihrem Munde,
„O Himmel Dank! du hast mein Flehn erhört,
Ich seh’ euch wieder in der bangen Stunde!
Reicht mir die Hand, wer soll sie jetzt mir reichen?
Wo sind sie Alle, die mich treu geliebt?
Er ist entflohen vor der Braut, der bleichen,
Der Vater tot, die Mutter schwer betrübt!
Reicht mir die Hand, ich atme leichter, freier,
Geliebte Mutter, weinet nicht so sehr,
Gott segne alle, ihn der mir so teuer,
O lebet wohl!“ – und Sara war nicht mehr. –

„So ruh’ in Frieden mein geliebtes Kind!“
Herr Friedel spricht, die Blicke hoch erhoben.
„Was ist das Leben? nur ein flücht’ger Wind,
Und seine Schmerzen sind des Sturmes Toben.
Nur kurz und freudlos waren deine Tage,
Im Glanz der Unschuld bist du heimgegangen,
Der Sturm verbraust, verstummt ist jede Klage,
Gelöst dein Weh, befriedigt dein Verlangen.
O schlummre sanft! ein weiches Ruhekissen
Wird dir der Erde dunkle Scholle sein,
Dort oben werden Engel dich begrüßen
Und Gott der Gnade dir ein Vater sein! –
Doch ihr mein Freund, dem noch des Lebens Lichter
Wenn auch erlöschend, trüben Scheins noch brennen,
Bald steht ihr zagend vor dem ew’gen Richter;
Könnt ihr die Schuld, des Unheils Keim, erkennen?
O sprecht, bekennt mit reuigem Gemüte:
Gefrevelt hab’ ich, und hab’ schwer geirrt,
Jehovah ist ein Gott der Milde, Güte,
Eh’ furchtbar er ein Gott des Zornes wird.
Schlagt an die Brust, gesteht mit banger Stimme:
Geopfert hab’ ich Wahrheitsglanz dem Scheine,
Blick’ auf mein Scheiden nicht herab im Grimme,
Verstoß’ mich nicht, wenn ich vor dir erscheine!
O prüft und ordnet eure geist’ge Habe,
Eh’ ihr bewusstlos in die Nacht versinkt,
Dass ihr gestützt auf festem Wanderstabe
Die Reise ohne Wiederkehr vollbringt.
O rafft euch auf! benützt die Spanne Zeit,

Lasst rein den Sinn im Strom der Reue baden,
Entsetzlich ist's, den Weg zur Ewigkeit
So mühsam ziehn, mit Sündenlast beladen!“ –

Der Sterbende, vom Todeskampf gebrochen,
Liegt unbewegt, verhüllt vom dunklen Flor,
Und wie Herr Friedel also hat gesprochen,
Da hebt er geisterhaft sich fast empor.
Ein matter Strahl erglänzt im Aug', im klaren,
Ein Hauch des Lebens färbt das Antlitz kalt,
Und edler Ernst, wie einst in schönen Jahren
Belebt, erhebt die brechende Gestalt.
Der Stimme Klang beseelt die alte Fülle,
Die Kraft der Seele spricht dem Leibe Hohn,
Und durch die tiefe atemlose Stille
Erschallt sein Wort wie heller Orgelton:
„Herr Friedel! tretet näher, seid willkommen!
Euch schickt des Weltenrichters ew'ge Huld,
Entsetzliches ist über mich gekommen,
Und ihr seid da, und klagt mich an der Schuld!
Und klagt mich an, dass ich der Mahnung Klängen
Mein Ohr nicht lieh, als warnend sie gerauscht!
O wehe mir, dass ich dem wilden Drängen
Des blinden Eifers jemals nur gelauscht!
O wehe mir, dass ich euch je gesehen!
Die Himmelskost habt gleißend ihr gewürzt,
Von meines Freudensitzes reinen Höhen
Mich in den Abgrund rettungslos gestürzt.
Ein Sünder bin ich, hab' mein Los bereitet,
Das mich in Jammer nun von dannen rafft,
Ihr seid der Dämon, der mich hat verleitet,
Ich war das Werkzeug, ihr die rohe Kraft!
Des Zweifels düst're Hülle, nachtverdichtet,
Hat Jahre lang des Geistes Licht verhangen,
Der Todesstreich hat sie zerstört, vernichtet,
Jetzt tagt es hell der Wahrheit lichtetes Prangen.
Ihr habt gedrängt mich von den g'raden Bahnen,
Mit falscher Deutung meinen Sinn geschreckt,
Und statt der reinen Weihe unsrer Ahnen,
Habt ihr fanatisch ein Phantom geweckt.
Ihr habt die Waffen mir, die rostig kalten,
Vergang'ner Zeiten in die Hand gedrückt,
Dass ich sie gegen siegende Gewalten
Des freien Geistes freventlich gezückt.
Ihr gabt die Weisung wie ein stolzer Sieger

Mit frechem Munde, was da falsch und echt,
Ob nun betrogen selbst, ob auch Betrüger,
Doch ganz gewiss ihr seid der Rohheit Knecht!
Den Zwiespalt habt ihr in das Haus gesendet,
Den Riss geweitet wie mit Tigerbissen,
Des Gatten Herz der Gattin bang entfremdet,
Den Sohn von treuer Vaterbrust gerissen.
Ihr habt durch Druck der Jugend Schwung entweiht,
Gehemmt der Seele drängendes Verlangen;
Verwirrung habt ihr reichlich ausgestreuet,
Verderben, Schmach sind reichlich aufgegangen.
Ihr habt des Vaters Herz mit Flammenhieben
Umschmiedet, mit des falschen Eifers Ring,
Was Wunder, wenn vom g'raden Weg getrieben
Mein Sohn in Nacht und Nebel unterging!
Der Flug des Geistes, frei und ungebunden,
Durchzieht ein Aar den reinen Strom der Lüfte,
Habt ihr die Schwinge treulos ihm umwunden,
Versinkt er machtlos in die Nacht der Gräfte.
Nicht hemmen werdet ihr, und nicht bezwingen
Des reinen Fortschritts geistig hellen Strahl,
Doch viel des Unheils und des Jammers bringen
Noch über Menschenseelen ohne Zahl!
Die Kraft erlahmt und meine Blicke dunkeln,
Das Grab ist offen, meine Zeit ist um,
Doch in mir wird es hell, die Sterne funkeln.
Erschlossen ist der Zukunft Heiligtum.
Ich hör' es leise, und dann lauter schreiten,
Geräusch erdröhnt, es sind vertraute Klänge,
Der Geist der Vorzeit, und der Geist der Zeiten
Im heißen Kampf, im hitzigen Gedränge.
Die Zwietracht regt die giftgeschwoll'nen Glieder,
Verfolgung tobt mit wutentbranntem Grolle
Zur Schlacht gereiht seh' ich die eignen Brüder
Und – Israel die heilige Parole! – –
Die Vorzeit naht mit modernden Gerippen,
Das Reich der Gräber wird stets reg' und reger,
Und an der Spitze mit entflammten Lippen
Seh' ich, Herr Friedel, euch als Fahmenträger!
Herr Friedel, euch, vermehrt, vertausendfacht,
Die Masse folgt gedankenlos der Leitung,
Der Funke ist zur Flamme angefacht,
Gestachelt von der unheilvollen Deutung. –
Doch auf den Höhen, auf des Lebens Brüstung,
Da hat die Zeit ihr Lager aufgeschlagen,

Gehüllt in der Gedanken edlen Rüstung,
Bedrängt, bestürmt, doch ohne Angst und Zagen!
Herolde rufen von den lichten Warten
Durch Geistesglanz und edlen Sinn verklärt:
„O seht der Liebe flatternde Standarten,
Es ist des Glaubens Burg, die ihr zerstört!
Wir bringen Licht, ihr stürmt mit rohem Hassen,
Wir wollen Frieden, und ihr kämpft so wild!“
Die Menge horcht – und immer mehr verblassen
Seh’ ich, Herr Friedel, euer düstres Bild.
Und immermehr verblasst es, und verschwebet,
Je mehr der Hauch des Dunkels sich verzogen,
Bis aus dem Licht- und Wolkenkampf erhebet
Sich strahlend der Versöhnung Regenbogen!“ –

Und immer schwächer wird der Stimme Lallen,
Verhauchend spricht er mit gedämpftem Ton:
„Erbarmen für die Opfer die gefallen,
Erbarmen auch für den verirrtten Sohn!
Erbarmen Allen, die im Kampf erlegen,
Sich bang geflüchtet aus den wilden Stürmen,
Es lechzt mein Herz o Vater dir entgegen,
O möge Gott mein teures Volk beschirmen!“



THADDÄUS RITTNER

Thaddäus (Tadeusz) Rittner (Pseudonym Tomasz Czaszka; * 31. Mai 1873 in Lemberg; † 19. Juni 1921 in Bad Gastein) war ein polnisch-österreichischer Schriftsteller, Theaterleiter und Beamter.

Rittner kam als Sohn des Juristen und Politikers Eduard Rittner in Lemberg zur Welt und übersiedelte im Alter von 12 Jahren nach Wien, wo er das Theresianum besuchte. Nach der Matura studierte er Rechtswissenschaften an der Universität Wien, die er 1897 mit dem Dr. jur. abschloss. In demselben Jahr begann Rittner seine Karriere als Konzepts-Praktikant der niederösterreichischen Statthalterei in Brno. Ab Mitte des Jahres 1903 war er Mitarbeiter der *Wiener Zeitung*. Von 1898 bis 1918 war Rittner in verschiedenen Positionen im Ministerium für Kultus und Unterricht tätig. So war er ab 1916 für die Förderung des Volksschulunterrichts in Galizien sowie für die Abteilung zur Förderung der schönen Künste zuständig.

In den Jahren 1912, 1917 und 1918 bewarb sich Rittner um die Stelle des Direktors des Hofburgtheaters, an dem auch einige seiner Stücke Premiere feierten, war damit jedoch nicht erfolgreich. Während des Ersten Weltkriegs blieb er in Wien und rückte nicht in die Armee ein. 1915/16 wirkte er als Regisseur und Direktor des polnischen Theaters in Wien, wo er sowohl eigene Stücke als auch Stücke anderer polnischer Autorinnen und Autoren aufführte.

Rittner ließ sich 1918 pensionieren und nahm 1919 die polnische Staatsbürgerschaft an. Daraufhin war er nur noch als freier Schriftsteller tätig, obwohl er vergeblich versuchte, eine vergleichbare Beamtenstelle in Warschau zu erhalten. Als sich

sein Gesundheitszustand verschlechterte, musste er von einem kurzzeitigen Umzug nach Warschau Abstand nehmen und blieb in Wien. Rittner verstarb 1921 in Bad Gastein nach einer schweren fiebrigen Krankheit.

Die ersten literarischen Versuche unternahm Rittner schon in der frühen Kindheit als Neunjähriger. Sein literarisches Debut erfolgte 1894 in der Krakauer Zeitschrift *Czas* mit der preisgekrönten Novelle *Lulu*. Kennzeichnend für das Gesamtwerk Rittners ist seine Stellung zwischen polnischer und deutscher Sprache bzw. Literatur. Die frühen Werke wurden zunächst polnisch abgefasst, dann vom Autor ins Deutsche übertragen; später verhielt es sich umgekehrt. Das bezieht sich vor allem auf seine Feuilletons, die er teilweise unter dem Pseudonym Tomasz Czaszka publizierte.

Die Hauptleistung Rittners liegt auf dem Gebiet des Dramas, wobei seine frühen Dramen veristische und naturalistische Züge aufweisen. Stilistische Einflüsse kamen einerseits von der Bewegung *Młoda Polska* (v.a. Stanisław Wyspiański), andererseits von seiner Bewunderung für Dramatiker wie Knut Hamsun, Gerhart Hauptmann, Henrik Ibsen oder Arthur Schnitzler. Obwohl Rittner zu Lebzeiten zu den meist gespielten Dramatikern Österreichs zählte, sind seine Stücke in Österreich größtenteils in Vergessenheit geraten. Sein populärstes Stück war die gesellschaftskritische Kriminalkomödie *Wölfe in der Nacht* (1914, polnisch: *Wilki w nocy*, 1916 aufgeführt), in dem der Autor die Doppelmoral im Rechtssystem thematisierte. Vom dramentechnischen Standpunkt aus ist die Komödie *Der Mann im Souffleurkasten* (1912, polnisch: *Człowiek z budki suflera*, 1913 aufgeführt) erwähnenswert. Die *Tragödie des Eumenes* (1920, polnisch: *Tragedia Eumenesa*, 1920 aufgeführt) verarbeitet im antiken Gewand den Umsturz von 1918 und dessen Konsequenzen mit milder Ironie.

Für das Spätwerk Rittners sind vier Romane kennzeichnend, von denen *Zimmer des Wartens* (1918) und *Die Brücke* (1920) familiengeschichtliche und autobiographische Elemente aufweisen, während *Geister in der Stadt* (1921) und *Die andere Welt* (1921) Zeugnisse für den durch die Ereignisse von 1918 bedingten fundamental gestörten Wirklichkeitsbezug sind. Seine Romane, die auf Deutsch zwischen 1918 und 1921 erschienen sind, wurden von seiner Frau Zofia ins Polnische übersetzt und posthum in Polen veröffentlicht.

Thaddäus Rittners Leben und Werk sticht vor allem wegen der Zweisprachigkeit heraus und liefert Dokumente von hohem Quellenwert für die kulturpolitischen Konfliktsituationen in der untergehenden Donaumonarchie.

Werke: *Lulu* (Novelle, 1894); *Die Nachbarin* (Drama, 1902); *Die Maschine* (Drama, 1903); *Das kleine Heim* (Drama, 1908); *Besuch in der Dämmerung* (Einakter, 1909); *Unterwegs. Ein Don Juan-Drama in 3 Akten* (1909); *Der dumme Jakob* (Komödie, 1910); *Der Mann im Souffleurkasten* (Komödie, 1912); *Sommer* (Komödie, 1912); *Wölfe in der Nacht* (Komödie, 1914); *Garten der Jugend* (Komödie, 1917); *Das Zimmer des Wartens* (Roman, 1918); *Die Tragödie des Eumenes* (Komödie, 1920); *Die Brücke* (Roman, 1920); *Die andere Welt* (Roman, 1921), dramatisiert als *Die Feinde der Reichen. Schauspiel in acht Bildern* (1921); *Geister in der Stadt* (Roman, 1921).

Das kleine Heim¹

ZWEITER AKT

ELFTE SZENE

Doktor. Marie [*seine Frau*]. **Wanda** [*seine Cousine*]. **Gerichtsrat.**
Gerichtsrätin. Anna [*Dienstmädchen*]. **Apotheker. Ingenieur**

Wanda

Guten Abend.

Anna

(*kommt mit Schüsseln, Tellern usw., dann ab, rechts*)

Der Doktor

Meine Herrschaften, setzen wir uns...

Der Apotheker (*eintretend*)

O, Pardon!... Ich hatte keine Ahnung... So viel Menschen!...

Der Doktor

Machen Sie doch keine Geschichten und kommen Sie zu uns! Mein Wort, ich habe Sie erwartet. Sie duften so ehrsam nach der Apotheke... Ich sehnte mich schon danach.

Der Gerichtsrat

Gehen Sie, wie kann man sich danach sehnen!

Der Apotheker

Jurmann kommt auch...

Der Doktor (*lebhaft*)

So? kommt er? (*Geht auf die Veranda*) Warum geht er so langsam? (*Ab*)

Der Gerichtsrat

Der Bürgermeister kann nicht ruhig sitzen, wie andere Menschen.

¹ Auszüge aus: Rittner, Thaddäus: Das kleine Heim: Drama in drei Akten. Stuttgart und Berlin: J.G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, 1908.

Wanda

Nein, das kann er nicht.

Der Apotheker

Jurmann geht langsam, denn er geht mit Eleganz und Grazie.

Die Gerichtsrätin (*zu Marie*)

Ist Ihr Mann auch in Jurmann verliebt?

Wanda

Ja, wer ist denn sonst in ihn verliebt?

Die Gerichtsrätin (*mit einem Blick auf Marie*)

Er ist doch hübsch... nicht? Ha... ha...

Der Doktor

Wo spazieren Sie in der Nacht herum? Man erwartet Sie schon... Bitte!

Marie (*naiv, lustig*)

Ja, wir warten...

Der Ingenieur (*zum Doktor, sehr höflich*)

Herr Bürgermeister haben ein kleines Mittagschläfchen gemacht? Das ist gut.
Herr Bürgermeister sehen jetzt bedeutend besser aus als vor Ihrer Abreise.

Der Doktor

O Gott... ich sehe immer gut aus.

Marie (*wie oben*)

Neben mir ist Platz...

Der Ingenieur

(schaut sie etwas verwirrt an, zögert einen Moment und setzt sich endlich neben ihr)

Der Doktor

Bitte meine Herrschaften... (*Zu Marie, die zum Ingenieur spricht und lacht; etwas schroff*) Na, Kleine... was ist? Kümmerst du dich nicht um deine Gäste?

Marie

(steht auf und bedient)

Die Gerichtsrätin

Lassen Sie doch Ihre arme Frau in Ruhe!... (*Zu Marie*) Ich habe Sie riesig gern... Ich habe Sie jetzt förmlich entdeckt. Nicht wahr, Sie gingen gestern Abend an unserem Hause vorüber?

Marie

Gestern Abend? Ja vielleicht...

Die Gerichtsrätin

Oder jetzt... wie sie so plötzlich errötet... ohne Grund... wie ein Mädchen... Très gentille... Sie gingen an unserm Hause vorbei und lachten, zwitscherten wie ein kleiner Vogel... Mit wem sind Sie denn gegangen?

Marie (*leise, undeutlich*)

Mit Herrn Jurmann. (*Setzt sich*)

Die Gerichtsrätin (*laut*)

Mit wem? (*Beugt sich vor, um besser zu hören; Marie antwortet ihr leise*)

Der Ingenieur (*schnell*)

Herr Bürgermeister sind mit der Eisenbahn gefahren oder mit dem Wagen?

Der Doktor (*etwas zerstreut*)

Ja... ja... mit der Bahn... das heißt... wie meinen Sie?... Marie, schenk doch der Frau Gerichtsrätin ein... (*Steht auf, nimmt ihr die Flasche aus der Hand und schenkt selbst ein*) Na, was sagen Sie zu dem Tropfen?

Der Ingenieur

Ausgezeichnet...

Der Doktor

O, Sie loben überhaupt alles... Na, und was sagt der Herr Gerichtsrat?

Der Gerichtsrat (*mit nachsichtigem Lächeln*)

Er ist nicht ohne... ja...

Die Gerichtsrätin (*à la Kameliendame*)

Ich brauche eine gewisse Menge Alkohol... Ich weiß, dass es mir schadet... Nicht wahr, Herr Doktor? Aber mein Gott... Ohne dieses Gift würde ich gleich sterben...

Der Doktor (*ironisch*)

Natürlich... (*Lacht*)

Marie (*zu Jurmann*)

Wo waren Sie? Warum sind Sie so spät gekommen?

Der Ingenieur (*nervös*)

Wie, gnädige Frau... Wo ich war?... Ich hatte dringend zu tun... (*Zum Doktor*) Herr Bürgermeister waren auf dem medizinischen Kongresse? Nicht wahr? Sie haben die Zeit angenehm verbracht?

Der Doktor (*etwas trocken*)

Ja... angenehm... ich danke... (*Ironisch*) Der Herr Ingenieur stellt mir solche Fragen, als unterhalte er eine höhere Tochter.

Der Ingenieur (*verlegen*)

Ha... ha... Nein... ich bin nur neugierig, ob der Kongress interessant war.

Der Doktor *(wie oben, lachend)*

Sehr! So viel Weisheit auf einmal... danke! Fünf Operationen sind mir lieber.

Der Gerichtsrat

Wer war denn dort?

Der Doktor

Alle unsere Berühmtheiten und Größen... Alle. Sie können sich denken, was für eine Rolle dabei so ein armer Provinzler spielt... Da waren auch meine Kollegen von der Universität... Darunter der kleine Bogner... Glück muss man haben!... Der gute Mann ist bei den Rigorosen knapp durchgeschlüpft... Und jetzt ist er Professor... ha... ha... Denken Sie sich, er will mich sogar protegieren.

Wanda

Wieso?

Der Doktor

Na, er, Schläger und andere reden mir zu, ich soll in eine große Stadt übersiedeln, was Gescheites schreiben, mich um eine Professur bewerben...

Wanda *(lebhaft)*

Nun, und?

Der Ingenieur

Ich bin überzeugt, dass, wenn unser Herr Bürgermeister nur wollte...

Der Doktor *(etwas ironisch)*

Ah, sind Sie wirklich der Meinung? Wenn ich wollte...

Der Gerichtsrat

Gott behüte... Nein! Ich protestiere als Bürger dieser Stadt... Wir lassen Sie nicht fort... Sie bleiben bei uns...

Der Doktor

Ach... was! Das ist ja so nur eine Rederei. Jetzt ist das ja nicht mehr möglich. Bin schon zu alt dazu. Man wird doch immer dümmer mit den Jahren. Was brauch' ich ihren guten Rat!... *(Leiser)* Als ob ich nicht selbst... *(Stockt; nach einer Pause zum Ingenieur, etwas ironisch, aber nicht sehr scharf)* Glauben Sie, ich fühle mich hier schlecht? Halten Sie mein Schicksal für so beklagenswert?

Der Ingenieur *(etwas unsicher)*

Oh, im Gegenteil... Ich meinte nur... *(Marie spricht mit dem Ingenieur)*

Der Gerichtsrat *(zum Doktor)*

Auch wir danken Gott, dass wir Sie haben... Ja, liebster Doktor, wir danken Gott. Prosit!... Lassen Sie sich umarmen! Die Herren dort in der Großstadt beneiden Sie einfach... Das ist es!... Kommt vor... kommt vor... Sie sind hier sozusagen unser... hm... König... und was bedeutet dort in der Großstadt so ein simpler Professor?... Was!... Habe ich nicht recht?

Wanda (*hartnäckig*)

Übrigens, wenn du wolltest...

Der Doktor

Aber ich will nicht! Wozu? Das ist nicht für alle. Dort sind die Plätze schon für solche Bogners reserviert.

Der Gerichtsrat

Überhaupt... die Großstadt!... Die ist für das Gesindel... Ein anständiger Mensch drängt sich nicht, balgt sich nicht... (*Mit Emphase*) Er residiert einsam, fern von der Menge.

Wanda (*mit leichter Ironie*)

Du residierst einsam, Karl?

Der Doktor (*unaufrichtig*)

Ich bin nicht anspruchsvoll. Was ich habe, genügt mir. Und überdies... mein kleines Heim, meine lieben Freunde...

Die Gerichtsrätin

... die liebende Gattin.

Wanda (*direkt zum Doktor*)

Ich möchte so gerne wissen, ob der Mensch die Wahrheit spricht!

Der Doktor (*wie oben, leicht*)

Liebende Gattin, wenn du dein Gespräch mit Herrn Jurmann beendet hast, so bringe uns Zigarren.

Der Ingenieur (*überhöflich, springt zum Büfett*)

Bitte, hier sind Zigarren, hier sind Zigarren...

Der Doktor

O, bitte sich nicht zu bemühen!

Die Gerichtsrätin

Ich weiß nicht, woher es kommt... aber unserm Bürgermeister tut das Reisen nicht gut...

Der Doktor

Wieso?

Die Gerichtsrätin

Sie sprechen jetzt die ganze Zeit in einem so... unangenehmen Tone.

Der Doktor

Ich? Woher?

Marie (*zum Ingenieur*)

Nehmen Sie dieses Stück... Warten Sie, ich lege Ihnen vor...

Der Ingenieur (*etwas verlegen*)

O, danke...

Der Gerichtsrat

Prosit!

Marie (*will mit dem Ingenieur anstoßen*)

Mit mir... bitte...

Der Ingenieur (*wendet sich ab und tut, als ob er es nicht bemerkte*)

Seit ich hier bin, den ganzen Sommer, hatte ich noch keine Zeitung in der Hand... Das ist so angenehm...

Der Apotheker

Jurmann befindet sich hier ausgezeichnet. Ich finde, die Provinz kleidet ihn gut...

Der Doktor (*ein wenig sarkastisch*)

Aber! Wo denken Sie! Ein Europäer...

Der Ingenieur (*etwas misstrauisch, verlegen*)

O bitte... warum?... warum?

Marie (*etwas ungeduldig ihr Glas erhebend*)

Ja, was ist denn?... Mit mir!... Prosit!

Der Ingenieur (*tut, als ob er es jetzt erst bemerkte*)

Ach... (*Stößt mit ihr an*)

Marie (*lachend*)

Nein, so macht man's nicht...

Der Ingenieur (*verlegen, unaufrichtig lachend*)

Nicht?... Aber jetzt... (*Stößt mit ihr ungeschickt an*) Jetzt ist es gut... Wie?... (*Da sie den Kopf schüttelt, nochmals anstoßend, mit einer fast wütenden Nervosität*) Jetzt ist's gut...

Marie

Nein, es ist nicht gut.

(*Pause*)

Der Doktor

Warum trinken die Herrschaften nicht? Bitte, Herr Gerichtsrat... (*Wirft einen nervösen Blick auf Marie und Jurmann*)

Der Gerichtsrat

Ich trinke ohnehin zu viel... Ich spüre es schon hier.

Der Apotheker

Von mir ist es ein unverzeihlicher Leichtsin. Ich muss morgen um 8 Uhr in der Apotheke sein. Und ich habe mir vorgenommen, immer neun Stunden zu schlafen.

Der Gerichtsrat

Da haben Sie ja Zeit bis elf.

Marie

Wir wissen immer, wie viel Uhr es ist. Nach der Eisenbahn. Um elf Uhr hört man den Blitzzug pfeifen.

Der Gerichtsrat

Der fährt nach dem Süden.

Marie

Ja... weit... Ich wache in der Nacht immer auf, wenn er pfeift...

Der Apotheker

Das ist unangenehm...

Marie

Oh, das ist sehr schön... Da denke ich mir jedesmal: mit dem Blitzzug möchte ich fahren... Weit in die Welt... Ich möchte so weit fahren, als es geht...

Der Apotheker

So ungefähr bis zum Äquator... wie?

Marie

Ich sehne mich danach... Seit ich hier bin.

Der Gerichtsrat

...Kommt vor... kommt vor... Die Frauen sehnen sich überhaupt.

Der Doktor *(der Marie eine Zeitlang anstarrte)*

Marie!

Die Gerichtsrätin

Was wollen Sie denn wieder von Ihrer Frau?

Der Doktor

Marie, wir fahren einmal zusammen, mit dem Blitzzug um elf Uhr... weit in die Welt...

Die Gerichtsrätin

Oh... hören Sie!

Marie

(ohne auf ihren Mann zu achten, senkt den Kopf und spricht träumerisch, lächelnd, dem Ingenieur ins Auge blickend)

Ja, weit... Nach dem Süden... Wo es so warm ist... Und so wunderschön duftet... Und so ein blauer Himmel... Weit...

Der Doktor (*leidenschaftlich, leise*)

Marie!

(*Pause, allgemeine Stille*)

Marie (*als wäre sie erwacht*)

Was willst du?

Die Gerichtsrätin

Nichts, nichts... Der Doktor ärgert sich, weil Sie nicht mit ihm fahren wollen...

Der Doktor

(*nach einem kurzen inneren Kampfe, leise, mit einem Lächeln, die gesellschaftliche Ruhe bewahrend*)

Ha, wenn sie nicht will... (*Nach einer Weile*) Bitte zu trinken, meine Herrschaften... bitte!

Marie (*zum Ingenieur*)

Was haben Sie denn? Sind Sie auf mich böse?... Das will ich nicht.

Der Doktor (*sarkastisch, mit kaum unterdrückter Gereiztheit*)

So sagen Sie doch, warum Sie böse sind...

Der Ingenieur (*verwirrt*)

Aber, Herr Bürgermeister...

Der Doktor (*wie oben*)

Also sind Sie nicht böse? Gott sei Dank.

Wanda (*leise*)

Karl...

Der Ingenieur (*wie oben*)

Oh, die... Frau Doktor täuscht sich... bestimmt!

Der Doktor (*wie oben*)

So? Das ist gut. Denn ich wäre untröstlich, wenn Sie...

Wanda (*wie oben*)

Karl...

Der Doktor (*sich fassend*)

Bitte, trinken Sie... bitte...

Der Gerichtsrat (*sich verlegen räuspernd*)

Hm... danke... übrigens ist es schon spät.

Der Apotheker (*ebenso*)

Ja... hm... Man muss schon langsam...

Der Doktor (*nervös, mit schlecht gespielter Herzlichkeit*)

Aber, das ist doch...! Was heißt das? (*Zum Ingenieur*) Sehen Sie, jetzt will niemand mehr trinken... Weil Sie böse sind... Nur darum...

Wanda (*wie oben*)

Ich bitte dich...

Der Ingenieur (*nach einer Pause, mit dem letzten Reste der Energie*)

Ach, bitte um Verzeihung, wenn ich traurig bin... Aber da war die Rede von schönen, weiten Reisen... Und ich möchte so gerne... selbst... einmal...

Der Doktor (*unheimlich freundlich*)

So? Bitte! Und warum reisen Sie nicht? Wäre ich an Ihrer Stelle, ich säße nicht in diesem elenden Neste... Mein Wort!... Das ist ganz passend für mich, für den Apotheker...

Der Apotheker

Oho!

Der Doktor

...e tutti quanti... aber nicht für einen Europäer wie Sie. Ha... ha...

Der Ingenieur (*wie oben*)

Hm... Herr Bürgermeister scherzen...

Der Doktor

Ah, glauben Sie? Ich bin so ein jovialer Esel von der Provinz... Wie?... (*Lacht leise*) Natürlich, ein kompletter Esel...

Der Ingenieur (*erbleichend*)

Herr Bürgermeister... ich verstehe wirklich nicht...

Wanda

Ich schlage vor, wir gehen auf die Veranda... Hier ist's heiß. (*Einige Personen stehen auf; man macht sich Zeichen, flüstert*)

Der Doktor

Glauben Sie, dass ich auch einmal ein Europäer werden könnte? Wie? Vielleicht kann das nicht jeder? Was meinen Sie?

Der Ingenieur (*sehr unruhig*)

Mein Gott, wir sind doch alle... hm...

Wanda (*energisch*)

Bitte schön... auf die Veranda... es ist schwül.

Der Doktor (*zum Ingenieur*)

Vielleicht noch ein Gläschen gefällig?

Der Ingenieur (*wie oben, steht auf*)

Nein, danke...

Der Doktor

Na... vielleicht doch?

Der Ingenieur (*wie oben*)

Nein... kann wirklich nicht... (*Der Doktor steht auf. Alle gehen auf die Veranda. Die Gerichtsrätin nimmt den Hut und die Jacke. Als letzte bleiben im Zimmer der Ingenieur und Marie*)

Marie (*den Arm Jurmanns leise berührend*)

Du...

Der Ingenieur (*reißt sich los; mit verzweifelter Stimme und Gebärde*)

Geh!... Ich beschwöre dich!... Er sieht... er (*leise*) weiß alles... Lass mich einen Augenblick allein... Geh!... Dort sind alle...

(*Marie nach kurzem Zögern ab*)

ZWÖLFTE SZENE

Ingenieur. Apotheker

Der Ingenieur

(*allein auf der Bühne, setzt sich auf das Sofa, senkt den Kopf und bedeckt sein Gesicht mit beiden Händen*)

Der Apotheker

(*nach einem Moment, kommt ganz geräuschlos von der Veranda, der Hut in der Hand*)

„So leb denn wohl, du stilles Haus“... Niemand hat mich gesehen... Servus!... (*Bleibt an der Schwelle stehen und dreht sich um*) Servus!... (*Kommt plötzlich auf den Ingenieur zu*) Was hast du? Kopfweg?

Der Ingenieur

Nichts... (*Plötzlich mit verzweifelter Energie*) Ich mache Schluss.

Der Apotheker

Wie?

Der Ingenieur

Nichts... ich fahre weg.

Der Apotheker

Was... jetzt?... Weg?... Sofort?

Der Ingenieur *(mit verzweifelmtem Lächeln)*

Du fühlst ja... was vorgeht...

Der Apotheker *(blickt einen Moment forschend auf den Ingenieur)*

Hm... *(Nach einer Weile)* Bisher hatte ich nur gewisse Vermutungen...

Der Ingenieur

Aber jetzt bist du sicher? Was? *(Lacht zornig)* Sie benimmt sich so, dass es jeder sieht, jedermann sehen muss!... *(Steht auf)* Ha... es gibt keinen andern Ausweg... *(Schaut auf die Uhr)* Die Brücke ist nicht fertig, aber das ist alles eins... Der Teufel soll sie fertigmachen... Ich fahre weg.

Der Apotheker

Hm... warte... besinne dich.

Der Ingenieur *(leise, mit zitternder Stimme)*

Ich will keinen Skandal... Er ist eifersüchtig... Ich will nicht... Immer lebte ich ruhig... Ich bin eine zarte Natur... Und dieses Weib richtet mich zu Grunde. Sie ist ein Kind. Ich kenne doch Weiber genug... Aber das ist eine Katastrophe... Ich will nicht...

Der Apotheker

Siehst du... und ich warnte dich... Sei nicht böse, aber das war eine Dummheit!

Der Ingenieur

Ja, ja... Ich hätte mich an mein Prinzip halten sollen... Nur mit Frauen von der guten Gesellschaft!... Bei allem das Wichtigste sind die Formen...

Der Apotheker

Jetzt ist's zu spät...

Der Ingenieur

Zu spät...

Der Apotheker *(nach der Veranda schauend)*

Pst... Servus!... *(Geht, so wie er gekommen, mit leisen Schritten durch die Türe rechts)*

(Der Ingenieur steht einige Zeit in Gedanken, dann hört er Schritte und läuft buchstäblich davon – durch dieselbe Tür wie früher der Apotheker)

SIEBZEHNTE SZENE

Marie. Doktor

Stimme des Doktors (*hinter der Bühne*)

Wo ist Jurmann? Anna, wissen Sie nicht, wo Herr Jurmann ist? (*Der Doktor erscheint in der Verandatür*)

Der Doktor

(*kommt pfeifend herein, stellt die Handlaterne auf den Tisch und schaut sich im Zimmer um*)

Er ist nicht da... (*Zu Marie*) Du liegst... (*Geht zum Sofa*) Du bist müde, schläfrig... was?...

Marie (*ohne die Augen zu öffnen*)

Sehr...

Der Doktor

Sonderbar... Vor einem Augenblick warst du noch so gesprächig, munter... Und jetzt liegst du da mit geschlossenen Augen... Entschuldige, aber jetzt möchte ich sprechen. Ich wollte eben mit dem Ingenieur ein wenig plaudern, aber, denke dir, er ist nicht zu Hause...

Marie

... Nicht zu Hause?

Der Doktor

So, jetzt hast du die Augen aufgemacht. Das Zimmer Jurmanns ist leer. Er ist ausgegangen. Wahrscheinlich auf eine kleine Unterhaltung... Ein lustiger Mensch... wie? Du selbst sagtest, er wäre nie zu Hause. Ich erinnere mich. Du hast es gesagt. Sogar zweimal... Nicht wahr?

Marie

Vielleicht habe ich es gesagt.

Der Doktor

...Aber du willst wohl schlafen? Nein... die Augen sind offen. Du hast dunkle Augen. Du kommst mir so vor, als wärest du gar nicht meine Frau... Warum? So fremd... Aber du bist schön, schön... (*Lauter*) Steh auf, ich will dir etwas sagen...

Marie (*erhebt sich ein wenig; schläfrig*)

Mein Gott... was... was?

Der Doktor

Du kommst mir vor wie eine fremde Frau.

Marie (*mit weinerlich-schläfriger, kindlicher Stimme*)

...Was kann ich dafür...

Der Doktor

...Die Leute reden schlecht von dir...

Marie (*wie oben*)

...Was kann ich dafür...

Der Doktor

Ich weiß nicht. Die Leute wissen alles. Die Gerichtsrätin sagte...

Marie (*wie oben*)

Was!... Die Gerichtsrätin... Was willst du?

Der Doktor

Nichts... Sage mir nur, dass du mich liebst... Lüge, dass du mich liebst...
Und ich lasse dich in Frieden.

Marie (*wie oben*)

Ich bin so müde...

Der Doktor

Aber sprechen kannst du doch... Du bist ein Kind... Fürchtest du dich? Ich
weiß, du bist unschuldig. Warum fürchtest du dich?

Marie (*wie oben*)

Lass mich...

Der Doktor

Ich weiß – hörst du? – ich fühle es, es ist eine Lüge. Sage irgendetwas... Was
ist hier geschehen, als ich fort war? Sprich!...

Marie (*wie oben*)

Lass mich fort, Karl!... Es ist besser für dich... Du liebst mich nicht... Hier
liebt mich niemand... Weder du noch Wanda... Kein Mensch... Lass mich fort...

Der Doktor

So? Du willst von mir gehen? Ganz? Auf immer? Ja... jetzt!... Aber ich muss
doch zuerst die Wahrheit wissen... Du und dieses Haus... ist eins und dasselbe.
Wenn du mich betrogen hast, so hat mich dies alles betrogen... Sprich!...

Marie (*wie oben*)

Lass mich fort, Karl...

Der Doktor

Sprich! – – Jurmann? – Ist es wahr?... Du kennst mich!... Glaubst du, dass
ich verzeihe? Nein! Niemals... keinem Menschen... Höre mich an!... Wenn es wahr
ist... wenn... Ach... du!... (*Stürzt zum Schreibtisch, reißt die Schublade auf und
zieht einen Revolver heraus*)

Marie (*weint und bedeckt ihr Gesicht mit den Händen*)

Nein... nein... nein... nein...

Der Doktor

Schau!...

Marie (*wie oben*)

Wirf es weg, Karl...

Der Doktor

Sage die Wahrheit!...

Marie (*wie oben*)

Er könnte geladen sein...

Der Doktor

Er ist geladen... (*Lässt die Hand sinken und lacht*) Du Kind... Kind... (*Kniert vor dem Sofa nieder*) Die Leute lügen!... Nicht wahr, du bist mein... mein.

Marie

Lass mich, Karl... (*Legt sich auf das Sofa und weint*)

Der Doktor

Die Leute lügen... Du bist ein Kind... Du konntest mich nicht betrügen... Du konntest nicht...

Marie

...Die Leute können mich nicht leiden... Niemand liebt mich...

Der Doktor

...Ich liebe dich.

Marie (*schlaftrunken*)

Nein, Karl... Nein, Karl...

Der Doktor

Ich glaube mehr deinen klaren Augen als den Leuten...

Marie (*wie oben*)

...Ja die Leute können... mich... nicht... Er sagt, dass... die Leute...

Der Doktor

Was? Was?

Marie (*wie oben*)

Er sagt: Man muss vor den Leuten das Glück verbergen...

Der Doktor

Wer sagt?

Marie (*wie oben*)

Er...

Der Doktor (*mit heiserer Stimme*)

Jurmann?

Marie (*wie oben*)

Ja.

Der Doktor (*wie oben*)

Ha... ha... also doch!... Du denkst an ihn?

Marie

An ihn...

Der Doktor

Jetzt... in diesem Augenblicke...

Marie

...Immer!

Der Doktor (*wie ein verwundetes Tier*)

Du!

Marie

...Was kann ich dafür...

Der Doktor (*leise*)

Als ich nicht da war, hat er dich mir gestohlen... Der erste Beste ist gekommen und hat gestohlen...

Marie

Karl... ich war niemals dein...

Der Doktor

Du warst... du warst... Ich habe bezahlt!

Marie

Karl, warum hast du mich genommen? Warum hast du mich genommen? Ich glaubte, es müsste so sein. Ich wusste nicht, dass einmal... Ich wusste gar nichts, als ich noch zu Hause bei der Mutter war...

Der Doktor

Schau mich nicht so an! Glaubst du, ich bin noch der Student, der dir für eine Nacht sein ganzes Leben zahlte? Für dich warf ich alles weg... für dich... Und du...! Der erste Beste!... (*Nimmt wieder den Revolver*) Wache auf, du! Wache auf! Hörst du? Schau mir ins Gesicht!

Marie (*schreiend*)

Karl!

Der Doktor

Schau mir ins Gesicht! Du... meine Schande... mein Fluch... mein zerstörtes Leben!...

Marie (*wie oben*)

Karl... ich will leben... Lass mich fort... Ich laufe davon wie ein Hund...

Der Doktor (*ganz nahe bei ihr*)

Du!... (*Schießt auf sie aus der Nähe*) Du!... (*Schießt zum zweiten Male*)

Marie (*sinkend*)

Karl...

(*Der Doktor lässt die Hand sinken, der Revolver fällt zu Boden*)

Marie (*flüstert sterbend*)

Wa-rum... hast... du... mich... ge-nommen... Wa-rum... hast... du...
mich... ge-nommen...

Der Doktor (*sich über sie beugend*)

Marie... (*Er hebt ihre Hand, die leblos wieder fällt*) Marie...

(*Er steht auf und schaut sich wie erstaunt um, als wäre er von einem langen
Träume erwacht. In diesem Augenblicke hört man den langen, fernen Pfiff des El-
fuhrblitzzuges, mit dem Marie „weit in die Welt“ fahren wollte.*)

Vorhang

Das Zimmer des Wartens¹

1. Die geschlossene Tür

Wir warteten. Ich, mein Bruder Paul und Nina, das Waisenkind. Es war ein großes Vergnügen, im dunklen Zimmer zu warten. Nur im Fenster war es weiß, vom Winter. Und Onkel Theodor wartete mit.

Er war der einzige von allen Erwachsenen, der bei uns saß. Er tat es ganz freiwillig. Eigentlich durfte er ja schon überall sein, wo er wollte, und oft öffnete er sogar die verbotene Tür, um für einige Zeit ins Zimmer der Geheimnisse einzutreten. Aber dann kam er wieder zurück.

Es ließ sich schwer sagen, wohin er eigentlich gehörte. War er bei den Großen, so machte er gewiss ein ernstes Gesicht, aber wer weiß, ob sie ihn dort wie ihresgleichen behandelten und nicht manchmal auszankten. Sicher war er ihnen bei den Beratungen mit dem Christkind nicht sehr nötig, aber vielleicht verwendeten sie ihn zu leichteren Arbeiten und kleinen Besorgungen, für die sie selbst keine Zeit hatten. Er durfte wohl hin und wieder einen Nagel einschlagen oder auf eine Leiter klettern, um etwas herunterzuholen, oder auf den Marktplatz laufen, um bei Isaak Meier Spagat zu kaufen.

Er erriet ausgezeichnet, was wir gern haben wollten, und auch alles, wovor wir uns fürchteten. Es freute ihn, dass wir so schrecklich gespannt waren. Und ich denke, er ging hauptsächlich deshalb so oft in das verbotene Zimmer hinein, damit wir noch neugieriger würden. Kam er wieder heraus, so schaute er uns durchdringend an und runzelte die Stirn. Er fragte, was wir uns soeben gedacht hätten, und wir schämten uns nicht, ihm alles zu sagen. Denn wenn er auch mit den Großeltern, mit der Tante Adele oder mit der Gräfin Malwine Gespräche führen konnte, die für uns zu schwer waren, so brauchte man ihm doch nicht, wie den anderen, die Hand zu küssen. Und es passierte sogar, dass er heimlich Zucker aus der Kredenz nahm oder, wie Paul, durch das Fenster ins Zimmer sprang.

Solange er gutgelaunt war und nicht an etwas anderes dachte, redete er mit uns ganz ernsthaft über allerlei Geschenke, die es gab, und die wir bekommen konnten. Es war aber ganz ungewiss, ob man überhaupt etwas bekäme.

Und es gab Spielzeuge, die er uns anpries, und andere, die er nicht leiden mochte. Und oft mussten wir uns dabei ganz auf sein Urteil verlassen, denn so manches hatten wir uns zwar irgendwie vorgestellt, jedoch wirklich niemals gesehen.

¹ Auszüge aus: Rittner, Thaddäus: Das Zimmer des Wartens: Roman. Berlin und Wien: Verlag Ullstein & Co., 1918.

Paul hatte etwas von einem Hampelmann gehört, wusste aber nicht, wie groß er war und was für Kunststücke er eigentlich konnte. Da sagte Onkel Theodor, der Hampelmann wäre ganz klein, hätte aber das Gesicht eines Großen, mit Schnurrbart und allem Übrigen, das dazu gehörte. Von seinem vortrefflichen Benehmen vermöchten wir uns keinen Begriff zu machen, was aber die Kunststücke betraf... o, da wurde der Onkel ganz begeistert und zählte eine Menge von wahren Wundern auf, die der Hampelmann, obwohl er nur von Holz war, vollbringen könnte. Er hätte unter anderem eine kleine Pistole, mit der er schoss, eine kleine Geige, auf der er spielte, und sogar ein Pferdchen, auf dem er über den Tisch ritt.

Nun wünschten wir uns alle drei den Hampelmann und nichts anderes wie ihn. Aber da verlor plötzlich der Onkel die ganze Begeisterung.

„Mit dem Hampelmann ist's nichts“, erklärte er. „Er kann nur etwas springen, das ist alles. Er ist langweilig und entsetzlich dauerhaft. Eure schönsten Spielzeuge werden verdorben sein, und er bleibt ganz und gesund. Wünscht euch ihn, wenn ihr durchaus wollt, aber mir ist er zuwider.“

Da war er sofort auch uns anderen zuwider.

Und dann erzählte der Onkel von dicken, braunen Büchern, die hässlich aussahen, besonders wenn man nicht lesen konnte, aber unzählige Bilder von allem, was es auf der Welt gab, enthielten; und später von Bildern, die man ruhig herausschneiden durfte, und diese wären ein wahrer Schatz, denn auf einmal hätte man eine Menge bunter Häuser, Menschen, Felsen, Wolken, Gärten und Schiffe, und sie stünden lebendig vor einem da, wo man sie hinstellte...

Und die Menschen würden umhergehen, sagte ich, und von den Wolken könnte es herabregnen... und Ali Baba würde vor einen Felsen treten und rufen: Sesam, öffne dich!...

Aber der Onkel verlor die Begeisterung und meinte:

„Ja, ja... aber ihr bekommt keine Bilder zum Ausschneiden.“

Daraus bemerkte Paul:

„Es gibt so rote, weiße und blaue Steinchen... und man kann damit bauen...“

„So, so“, murmelte der Onkel und runzelte die Stirn.

„Wir haben es bei Otto und Dora gesehen“, sagte ich, „aber sie sind dumm, und wenn ihnen so etwas Winziges wie ein Kartenhaus gelingt, sind sie schon zufrieden. Es ist schade, dass die Bausteine gerade ihnen gehören. Ich könnte, wenn ich noch viele, viele Steine dazukriegte, ein wirkliches, großes Haus damit erbauen.“

„Wozu?“, fragte der Onkel und runzelte noch mehr die Stirn.

„Du weißt es ja selbst“, sagte ich und musste über sein strenges Gesicht lachen, „um darin zu sitzen.“

Und Paul sagte dasselbe.

Nina konnte noch nicht gut sprechen, aber sie setzte sich unter einen Stuhl, wie in eine Hütte, schloss die Augen und lachte glücklich.

Aber der Onkel schlug die Hände über dem Kopf zusammen und fragte, wie entsetzt:

„Wie? Das wolltet ihr wirklich? Soll ich in das verbotene Zimmer laufen und es dort melden?“

Da standen wir gleich alle auf.

„Nein, nein“, bat ich, „melde es noch nicht.“

Der Onkel schüttelte den Kopf, als könnte er sich noch immer vor Staunen nicht fassen.

„Stillsitzen“, murmelte er, „wie schrecklich!... Nach einer Stunde bekämet ihr die größten Schmerzen vor Ungeduld!... Und ihr wünscht es euch für immer?... Das hält doch niemand aus, höchstens der Hampelmann, aber der ist von Holz!... Heute ist es leicht, ruhig zu warten, denn dafür öffnet sich später die Tür zum verbotenen Zimmer... Aber wie wäre es, wenn ihr hier unzählige Tage und Nächte vergeblich sitzen und warten müsstet?..“

„Das ist ja nicht möglich!“, meinte Paul und lachte ein bisschen. damit der Onkel mitlache.

Aber der Onkel sagte mit unheimlicher Stimme:

„Wer weiß!... Wer Weiß!“

Wir schauten einander an und wollten lachen, aber konnten es nicht recht, und ich denke, dass wir alle kurze Zeit glaubten, die Tür würde wirklich aus irgendeinem verborgenen Grunde weder heute noch morgen noch überhaupt jemals aufgehen...

Und wir waren recht froh, als der Onkel wieder zu reden anfang.

Er beschrieb uns die Leiden der Verbrecher, die für ihre Missetaten immerfort stillsitzen mussten. Wie sie den Ort, an dem sie saßen, verwünschten und hassten und vor Freude springen würden, wenn man ihnen erlaubte, wenigstens einmal über die Gasse zu laufen oder auch nur einen Augenblick eine Blume zu riechen.

„Warum dürfen sie denn keine Blumen riechen?“, fragte ich.

„Gott“, antwortete der Onkel, „hätten sie auch einen ganzen Garten, so groß wie der Schlosspark des Grafen, sie würden ihn weder sehen noch riechen, denn kein Ort macht dem Menschen Freude, wenn er von einer Mauer umgeben ist.“

Und dann kam der Onkel in großen Eifer und redete von Zwangsarbeit und anderen Strafen, die die armen Verbrecher erleiden mussten.

Da trat eben die Tante Adele herein, um etwas im Kasten zu suchen, und sie sagte zum Onkel:

„Von Strafen wird heute nicht gesprochen.“

Aber wir fanden gerade diese schrecklichen Dinge sehr unterhaltend, und Paul fragte den Onkel:

„Wie lange Zeit dauert die Zwangsarbeit der Verbrecher? Viele Monate oder Jahre?“

Darauf runzelte der Onkel ganz besonders die Stirn und antwortete:

„Tausend Jahre.“

Die Tante sagte böse:

„Theodor, musst du wieder den Kindern den Kopf verdrehen?“

Nun lachte der Onkel laut und begann von einer sehr schlimmen Strafe zu sprechen, die man in alten Zeiten gekannt und die Folter geheißten hatte. Nur, um die Tante zu ärgern.

Als wir aber wieder mit ihm allein waren, wurde er plötzlich ganz anders. Ja, an diesem Weihnachtsabend änderte er sich fortwährend.

Er schaute uns zerstreut an, stand auf und ging schnell im Zimmer umher – „Unerträglich, dies lange Warten,“ brummte er mehrmals.

Er öffnete alle Schubladen des Schreibtisches, kramte darin herum und nahm alles Mögliche heraus. Dann sah er auf die Uhr und setzte sich an das Fenster, aber achtete nicht auf uns, sondern dachte nach und seufzte. Schließlich begann er aus lauter Zerstreutheit kleine Nägel in das Fensterbrett einzuschlagen.

„Darfst du das?“, fragte ihn Paul.

„Du bist dumm“, sagte der Onkel und hämmerte eifrig weiter.

Die eingeschlagenen Nägel bildeten nun eine Figur.

„Was ist das?“, fragte ich.

Er antwortete nach einer Welle:

„Eine Schneeflocke.“

Wir wollten es zuerst nicht glauben, aber dann verglichen wir den Stern aus Nägeln mit den fliegenden Sternen draußen und fanden, die Ähnlichkeit wäre getroffen.

Und nun begann der Onkel ruhig ein Gespräch über Schneeflocken, als hätte er vorhin nicht geseufzt.

„Es sind verzauberte kleine Menschen“, erklärte er, „und schaut ihr genauer hin, so bemerkt ihr, dass sie leuchten.“

„Ja“, bemerkte ich sofort.

„Sie fliegen schnell nach allen Richtungen hin und haben so viel zu tun wie Ameisen. Im Grunde genommen sind sie kleine Spione. Schaut, diese hier machen sich absichtlich so nahe beim Fenster zu schaffen, denn sie möchten wissen, was ihr treibt. Sie melden es gleich dem Christkind.“

Aber auf einmal wurde der Onkel der Schneeflocken überdrüssig, zeigte auf die Figur am Fensterbrett und erklärte:

„Es ist nur ein Buchstabe.“

Dann neigte er den Kopf und verbarg sein Gesicht in beiden Händen. Lange saß er so und rührte sich nicht. Dies Benehmen schien uns sehr merkwürdig. Wir sahen uns an und lachten, denn wir glaubten, der Onkel würde plötzlich aufspringen, um uns zu erschrecken.

„Onkel“, rief ich, „die Tür ist aufgegangen. Es hat schon geläutet.“

Aber das nutzte gar nichts.

Es war zu traurig, dass der Onkel uns so lange weder ansah noch anhörte, mit sich selbst allein war und keine Dummheiten machte. Ohne Gesicht schaute er so ernst aus. Sein Rücken war breit, hart und streng.

„Jetzt spricht Gräfin Malwine“, sagte ich zu Paul.

Da richtete sich der Onkel auf. Er rieb sich die Augen, als hätte er vorhin geschlafen, und sah mich blinzeln an.

„Wo spricht sie?“, fragte er.

„Im verbotenen Zimmer.“

Nun wurde er wieder unruhig. Er lief hin und her und ging dann in die Küche. Ich hörte, wie er Hanna etwas fragte oder ihr etwas befahl, ganz leise, als handelte es sich um ein Geheimnis.

Und Hanna antwortete ganz laut:

„Valentin ist ja mit den Pferden zur Bahn gefahren, die Kisten zu holen. Der junge Herr kann doch jetzt nicht fort – wohin will denn der junge Herr so plötzlich?...“

Der Onkel sagte: „Still, nicht schreien!“

Und er flüsterte zu ihr weiter, machte ihr Vorstellungen oder zankte sie aus...

Dann war er wieder bei uns.

„Ja, die Arche Noah!“, rief er aufgeräumt, „...sprachen wir nicht vorhin davon?“

„Nein“, sagte ich, „was ist das?“

Paul hatte schon von der Arche gehört.

„Es ist ein Schiff“, sagte er, „mit einem roten Dach. Und man kann es wie eine Schachtel öffnen. Und drinnen sind Menschen und Pferde, Rehe, Löwen, Schweine, Papageien...“

Der Onkel erzählte von der Sintflut. Von dem Haus, das sich Noah erbauen durfte, um mit seiner Familie und mit den Tieren nicht zu ertrinken. Wie sie drinnen viele Monate stillzusitzen hatten, (Und draußen regnete es.) Dabei wäre es für sie keine Strafe und nicht langweilig gewesen. Denn das Haus bewegte sich und schaukelte auf den Wellen. So ein Haus war es. Zudem hatte man darin nicht zu wohnen, sondern bloß zu warten. So wie jetzt wir dasaßen und warteten. Noah und die Familie und die Tiere wussten ja, dass eines Tages schönes Wetter kommen und sich die Tür der Arche öffnen würde.

„Und was war dann?“, fragte ich, „was war, als sich die Tür geöffnet hatte?“

„Ich habe keine Zeit“, erklärte auf einmal der Onkel.

Er ging zum Schreibtisch, zündete dort, obwohl es ja verboten war, eine Kerze an und sagte, er müsste einen Brief schreiben.

Das dauerte aber schrecklich lange.

„Was war dann?“, fragte ich.

Aber der Onkel antwortete nicht.

Und erst als Nina angefangen hatte zu weinen, war sein Brief fertig, und er redete, um das Waisenkind zu trösten, von den vielen hellen Kleidern der Gräfin Malwine.

„Weiß Gott, Nina, sie trägt keine anderen, wie die Puppen. Und wenn du still und artig bist, bekommst du genau die gleichen für deine drei Töchter.“

Dann stürzte er wieder in die Küche hinein.

„Hanna, so erbarmen Sie sich doch, um Himmels willen.“

Weiler hörte ich nichts.

Nach einer Weile kam er zurück, steckte den Brief, den er geschrieben hatte, in einen Umschlag und löschte die Kerze aus.

Jetzt war es ganz finster, und Nina weinte von Neuem.
Der Onkel sprach:
„Auch die Eisenbahn ist ein ganz hübsches Spielzeug.“
Aber seine Stimme war sehr traurig.
„Weine nicht“, sagte er zum Waisenkind und küsste es.
Dass er später auch mich und Paul küsste, war sehr merkwürdig.
„Du bist ja im Mantel!“, wunderte sich Paul.
„Du darfst doch jetzt nicht weggehen!“
Der Onkel antwortete:
„Ich komme zurück, bald, und... den Großeltern sagt gar nichts... hört ihr? – auch den anderen nichts!“
Wir versprachen es, aber nun war das ganze Warten verdorben.
Ich fragte zornig:
„Und was geschieht, wenn die Tür aufgeht, und du bist nicht zurück?“
Auch Paul war sehr böse.
Einen Augenblick sprach der Onkel kein Wort, und wir glaubten schon, er hätte es selbst eingesehen, dass es schrecklich unpassend wäre, gerade jetzt fortzugehen.
Aber er hatte es nicht eingesehen.
Er sagte bloß, ganz leise:
„Doch das Hübscheste ist der Baum selbst. Ihr dürft ihn nicht vergessen, wenn ihr mit euren Geschenken spielt. Denn er ist die Hauptsache. Und mit dem Stern, der auf dem Gipfel hängt, geschieht vielleicht zum Schlüsse ein Wunder. Dann denkt an mich. So. Und du, Nina, sei still.“
Der Onkel ging fort.
Und als er gegangen war, sagte Paul, genau so, wie gewöhnlich die Tante Adele über den Onkel klagte:
„Und den Brief hat er richtig vergessen. Er hätte ihn doch gleich mitnehmen und auf die Post tragen können.“
Ja, der Brief war auf dem Tisch zurückgeblieben.
Wir saßen allein am Fenster, blickten auf die Schneeflocken, und es war uns, als ob wir sähen, wie es später und später wurde.
„Auf den Onkel ist kein Verlass“, sagte ich, „wer weiß, wann er kommt?“
Da läutete es mächtig und über die Maßen fröhlich.
Die geschlossene Tür sprang auf.

6. Das Wandertheater

Die Tante war verändert; sie sah jetzt beinahe wie die Großmutter aus. Und sie redete nun zu uns viel artiger als früher, besonders in der ersten Ferienwoche. Dafür wurde sie selbst hier und da, als die einzige Tochter der Großmutter, von dieser ausgezankt.

Paul hatte schon viel erlebt. Er war schon in zwei Schulen gewesen und konnte daher verschiedene Verhältnisse. Jetzt war er Zögling einer Militärschule und

trug eine Uniform. Hier, in dem kleinen Ort, hatte er nicht viel davon, und nur, wenn wir den Gendarmeriepostenführer irgendwo trafen, durfte er salutieren.

Aber Hanna war unzufrieden mit ihrem Schicksal.

„Valentin hat mich auf dem Gewissen“, sagte sie zur Tante.

„Es ist eine Sünde“, antwortete die Tante, „dass er dich noch immer nicht heiratet.“

Ich verstand nicht, warum es eine Sünde war, Hanna nicht zu heiraten. Ich fand sie auch nicht hübsch, und ich hätte es Valentin gern gesagt, aber er diente nicht mehr bei uns. Unser Kutscher hieß jetzt Andreas. Er hatte nicht viel zu tun; darum gab ich ihm einmal den Auftrag, im Garten so tief zu graben, bis Wasser zum Vorschein käme. Und er grub an einigen Stellen. Es entstanden viel Berge und Abgründe, und das Wasser zeigte sich nicht.

„Es muss kommen“, sagte ich, „wir haben es in der Anstalt gelernt.“

Und doch kam es nicht.

Aber der Herr Apotheker verstauchte sich den Fuß, als er bei uns zum Abendessen geladen war und dann durch den finsternen Garten fortgehen wollte. Seither hatte er einen großen Zorn auf mich und Paul, verklagte uns wegen jeder Dummheit bei den Großeltern, und diese glaubten ihm alles.

Sogar die Tante meinte schließlich:

„Es ist die höchste Zeit, dass die Ferien endlich einmal enden.“

Aber es war erst Ende Juli.

Vom Jähzorn des Apothekers macht man sich keinen Begriff. Seine eigene Frau hatte Angst vor ihm, obwohl sie größer war als er. Sie wäre eine Märtyrerin, sagte die Tante. Und doch aß sie den ganzen Tag Pfefferminnzuckerln.

Mir war trotz allem der Apotheker lieber als seine Frau, denn er erzählte wenigstens von Reisen und fremden Weltteilen. Er war bei den Wilden gewesen und beinahe skalpiert worden. Er hatte fliegende Fische und die Königin von England gesehen. Und einmal, in Brasilien, war er fast an gelbem Fieber gestorben. Mit gelbem Gesicht muss er entsetzlich gewesen sein, denn obendrein war er rothaarig. Seine Hände waren bläulich weiß wie geronnene Milch, und am längsten Finger hatte er einen Brillantring. Während des Sprechens zeichnete er mit den Händen in der Luft, und der Ring funkelte.

„Wir fuhren eben über den Kanal La Manche“, erzählte er, „als uns ein entsetzlicher Seesturm überraschte...“

Er zeigte mit den Händen, wie das Schiff schaukelte, und er heulte wie der Wind, donnerte wie der schwarze Himmel, und sein Ring erzeugte immerfort die prächtigsten Blitze.

„Nicht möglich“, sagte die Großmutter.

Und einmal rief sogar die Frau Apotheker:

„Nicht möglich.“

Da fuhr er sie aber entrüstet an:

„Weißt du denn nichts mehr davon? Bist du nicht selbst dabei gewesen?“

Und sie entsann sich sofort, dass sie dabei gewesen war, ja sie erlebte sogar vor tödlichem Schrecken. Nur die Tante meinte immer, der Apotheker lüge wie gedruckt. Und wir zwei mochten ihn später auch nicht übermäßig, besonders seit er sich unsertwegen den Fuß verstaucht hatte.

Die Apothekers kämen abends beide, aber vormittags erschien häufig die Märtyrerin allein und vergoss viele Tränen. Wir zwei durften nicht zuschauen, wie sie weinte. Meistens war bloß die Tante bei diesem Weinen, und sie stickte währenddessen, um keine Zeit zu verlieren.

Die Großmutter hielt eigentlich mehr zum Apotheker; sie meinte, heulende Weiber wären ein Kreuz für die Männer.

Der Großvater war unparteiisch. In allen Angelegenheiten. Er hatte ein besonderes Leben und zwei eigene Zimmer für sich und seine Patienten.

Seine Wohnung war vorn, rechts vom Eingang ins Haus; auf der entgegengesetzten Seite wie das Christkindzimmer und das Zimmer des Wartens. In dieser Großvaterwohnung war es still und ordentlich, als ob kein lebendiger Mensch darin aß, schlief und rauchte. Machte er Krankenbesuche, so hielten wir uns gern hier auf, betrachteten seine vielen Bilder, Bücher und langen Pfeifen oder suchten nach den Werkzeugen, mit denen er, wie Hanna sagte, menschliche Leiber aufschlitzte.

In diesem Zimmer roch es nach Weichselholz und Rauch, im anderen nach Karbol und Kranken. Im ersten Zimmer war ein glattes, schwarzes Sofa, das sich so angenehm kühl und reinlich fühlte; setzte man sich darauf nach langem Umherrennen in heißer, staubiger Luft, so war man wieder ein Mensch. Und über dem Sofa hingen zwei Bildnisse in dunklen Rahmen.

Manchmal schauten wir sie an, und ich oder Paul sagte:

„Unser Vater und unsere Mutter.“

Der andere wusste es ohnehin. Aber es handelte sich darum, es zu sagen. Merkwürdig waren diese zwei gemalten Menschen, die immer so auf uns blickten, als wollten sie uns etwas Wichtiges mitteilen. Wir konnten uns trotz aller Anstrengung der dunklen Zeit nicht erinnern, da sie wirklich zu uns gesprochen hatten.

Aber manchmal, nach dem Abendessen, besuchten wir den Großvater selbst und nicht nur seine Wohnung. Und da behandelte er uns so höflich, als wäre er gar nicht unser Verwandter.

Er konnte sagen: „Ich bitte, nehmt Platz.“

Und er fragte mich:

„Wie viele seid ihr in der Anstalt?“

Oder er fragte Paul:

„Hast du noch immer die Absicht, dich nach Beendigung der Kadettenschule zur Kavallerie zu melden?“

Und Paul antwortete mit ernstem Gesicht:

„Ich habe diese Absicht.“

Worauf der Großvater die höfliche Bemerkung machte:

„Das ist aber, soviel ich weiß, sehr kostspielig. Hast du also erwogen, woher du die Mittel dazu hernehmen würdest?“

„Ich habe es nicht erwogen“, erwiderte Paul. Er war ganz rot geworden, so gefiel ihm der erwachsene Ton des Gespräches, und er zog aus Verlegenheit sein Schnupftuch aus der Tasche, und das Stehaufmannchen, das er einmal zu Weihnachten bekommen hatte, fiel zu Boden, wo es nach einigem Wackeln aufrecht stehen blieb.

Da platzten wir beide heraus, und der Großvater lächelte freundlich mit.

Ja, was Höflichkeit betraf, unterschied sich der Großvater sehr vorteilhaft von den anderen Leuten im Hause. Wir hatten vor ihm viel Achtung. Auch darum, weil seine Kleider immer so ordentlich waren; man staunte, wie ein Rock so ganz und gar ohne Flecke sein konnte.

Manchmal kamen zu ihm Herren auf eine Kartenpartie, und wir zwei durften dabei sein, solange wir nicht störten. Vor dem Spielen redeten sie uns an und lachten. Paul und ich mussten uns mit dem Rücken gegeneinander stellen, damit man sehe, wer größer wäre.

Der Großvater bemerkte:

„Der ältere ist ernst, aber Paul, der Jüngere, ist wie Quecksilber.“

Da schauten sie auf Paul, lächelten und warteten, dass er etwas Lustiges anstellte. Aber er stellte nichts an.

Dann wurden die Karten gemischt.

Ich verstand bis zum Schlusse nichts vom Spiel, aber es war nicht langweilig, denn die Herren machten von Zeit zu Zeit: „Hm, hm“ oder: „Schau, Schau“, und einer schlug sich gar auf die Glatze, sehr rasch, viele Male und sagte dazu: „Ta-ta-ta.“ Ich konnte lange dastehen und sie anstaunen, wie sie sich erhitzten und verschiedene Mienen und Ausrufe machten.

Hin und wieder wurde irgend etwas gezählt, aber ich hatte wie schon früher einmal in der Schule den Eindruck, die Ziffern seien hier nicht die Hauptsache; das Ganze müsste noch einen tieferen, verborgenen Sinn haben. Als ich mich einmal vorbeugte, um gleichsam das Unsichtbare wahrzunehmen, warf ich den Aschenbecher um.

„Da haben wir’s!“, sagte der Großvater ärgerlich. Ich ging sofort weg und lachte, um nicht zu weinen. Der Großvater war ja bisher immer so höflich gewesen. Vor Beschämung konnte ich an diesem Abend lange nicht einschlafen.

Aber schon den nächsten Vormittag führte uns der Großvater spazieren, als hätte es zwischen ihm und mir nie etwas Peinliches gegeben. Das Ziel des Spazierganges war immer der Garten der Apotheke, wo man Wein oder Sodawasser mit Himbeersaft trinken konnte.

Hassan, unser Hund, der die Zukunft wusste, gab plötzlich seinen Schlaf vor der Veranda auf, streckte und schüttelte sich ein wenig und lief dann bellend, rasch und geradeaus, in der ihm wohlbekanntesten Richtung.

Wir drei, mit dem Großvater in der Mitte, gingen etwas langsam, damit der Spaziergang länger währte, über den Marktplatz, an der Schule und dann an dem langen Zaun des gräflichen Parks vorüber.

Vor dem Gasthof zur Sonne gab es einen Auslauf. Der Herr Oberlehrer und der Sonnenwirt, die unter den Leuten standen, riefen uns schon von weitem ein Wort zu, das Paul zuerst richtig hörte.

„Ein Theater ist da“, erklärte er und rannte gleich voraus.

„Gehen wir hin?“, fragte ich sofort den Großvater.

Aber er putzte sich erst die Brille und meinte:

„Vorläufig wissen wir noch gar nichts.“

Beim Gitter des Gasthofgartens standen viele Bauernjungen und gafften und zeigten auf allerlei merkwürdige Geräte, große Bilder, Kleider und Waffen, die unter den Bäumen wie Schätze der Sesamhöhle in Haufen lagen.

Auf einer Bank vor dem Gasthofe saß ein vornehmer Herr ohne Schnurrbart in einem gelben Anzug und pfiß laut, als wäre er allein auf der Welt.

„Ein Schauspieler“, erklärte der Wirt.

Der Kellner Theobald kam heraus, vor Hochmut die Stirn runzelnd, und befestigte zu beiden Seiten des Tores zwei große rote Plakate.

Dabei schrie er zu den drängenden Bauern:

„Platz, ich bitte, Platz, meine Herren!“

Das alte Haus mit der gelben Sonne über dem Eingang sah jetzt so wichtig und bedeutend aus wie das Rathaus. Selbst der Oberlehrer und der Großvater blickten neugierig in die Toreinfahrt, als wären sie nie drinnen gewesen.

Aber Hassan, der vor nichts Achtung hatte, lief in die dunkle Öffnung hinein, und nun folgten ihm zuerst zögernd, dann immer kühner und schneller die Bauernjungen.

Ich sah ihnen neidisch nach.

Der Großvater stellte sich gleichgültig, schaute auf die Uhr, dann wie nebenbei auf ein rotes Plakat und bemerkte:

„Heute geben sie die ‚Schöne Helena‘.“

Ich fragte: „Gehen wir hin?“

Darauf lachten der Großvater und der Oberlehrer ohne jeden Grund.

„Warum nicht gar!“, sagte der Letztere.

Dann erklärte er:

„Lauter Operetten. Morgen sind die ‚Glocken von Torneville‘.“

Ich wollte wieder fragen. Aber im selben Augenblick ließ sich eine sehr laute, männliche Stimme vernehmen. Sie war von einem Wohlklang wie eine Harfe, die ich vor Jahren in San Remo gehört hatte.

„Hol' euch der Teufel! Marsch, hinaus, Lauskerle und Schweinehunde!“, sang die Harfe.

Und die Bauernjungen, die sich in das Haus der Geheimnisse eingeschlichen hatten, flogen nun wie Pfeile wieder heraus.

Die schönste Stimme der Welt tönte aber weiter, erfüllte die Luft mit heller Seligkeit.

Im Tore erschien ein Mann mit einem großen Strohhut. Er war ohne Schnurrbart, wie der Herr im gelben Anzug, aber noch vornehmer als dieser. Mit einem

Auge blickte er auf den Großvater und den Oberlehrer, lüftete nach einiger Überlegung wie zufällig den Hut, als dächte er: Meinetwegen, und sah dann sofort wieder weg, um nicht übermäßig höflich zu sein.

Gleich darauf zeigte sich eine Dame. Sie war in einem herrlichen lichtblauen Kleid, viel schöner als die Puppenkleider der Gräfin Malwine. Sie schritt ganz nahe an uns vorüber, und ein süßer Duft berührte mich warm, ja, umhüllte mich ganz, wie ein Seidenschleier. Ich hatte ein Gefühl, das so war, wie eine dunkle Erinnerung. Aber ich wusste nicht, woran es mich erinnerte.

Sie rief dem Harfenmann etwas zu, und dieser blieb stehen.

„Das ist wohl die schöne Helena“, flüsterte der Oberlehrer.

Ich empfand dabei eine Art Schmerz, denn eben jene Helena war es ja, auf die sich des Oberlehrers: „Warum nicht gar!“ bezogen hatte. Aber noch mehr schmerzte es mich, als die süß duftende Dame einen Arm um die Schultern des Harfenmannes gelegt hatte und sie dann miteinander weitergingen, leise sprechend und lachend. Helenas Füße traten zart, vorsichtig und wie verächtlich auf den Schmutz unserer Stadt, die fast ein Dorf war, und vor lauter Ekel hob sie ihr kostbares Kleid so hoch, dass man die Strümpfe sehen konnte.

Zwei Bauern standen vor dem Zaun, andächtig, mit abgenommenen Hüten, sperrten den Mund auf und schauten.

Es herrschte eine Stille wie in der Nacht, und es war schrecklich heiß.

Da schrie ich: „Paul!“

Denn Paul war den beiden nachgelaufen, um sie genauer zu sehen.

„Der Jüngere ist wie Quecksilber“, murmelte der Großvater.

Der Oberlehrer drehte seinen Schnurrbart, von dem die Tante sagte, er wäre gefärbt.

„Die Dame ist von einem Liebreiz“, sprach er leise.

Paul kam langsam zurück.

„Was willst du denn?“, fragte er mich verwundert.

Ich wusste nicht, was ich eigentlich wollte. Und kurz darauf begannen wir, ohne besonderen Anlass, furchtbar miteinander zu raufen. Wir lagen auf der schmutzigen Erde, bearbeiteten uns mit den Fäusten, zerrten einander an den Haaren. Keiner wusste recht, warum.

„Aber meine Lieben...“, ermahnte höflich der Großvater.

„Das ist denn doch...“, begann entrüstet der Oberlehrer.

Aber einige Zeit später saßen wir ruhig an einem Tisch des Apothekergartens und unterhielten uns artig mit Otto und Dora.

Otto sagte:

„Während ihr nicht hier wart, haben wir noch ein Kind bekommen. Es ist ganz klein, und die Mutter gibt ihm noch Milch aus ihrer eigenen Brust.“

Wir tranken Sodawasser mit Himbeersaft und hörten dabei, dass alle Theater der Welt zusammengenommen nichts wären im Vergleich mit jenem, das der Herr Apotheker in Valparaiso gesehen hatte.

Die blasse Frau Apotheker lauschte mit erstaunten Augen. Sie roch nach ihrem kleinen Kind. Der Wein, den der Großvater und die anderen Herren tranken, kostete sehr viel, denn der Herr Apotheker hatte ihn persönlich aus Südspanien gebracht.

„Mit der ‚Schönen Helena‘“, sprach der Oberlehrer und strich über seinen Vollbart, „sind für mich süß-wehmütige Jugenderinnerungen verknüpft.“

Und er sang mit tiefer Stimme:

„Holder Jüngling sondergleichen...“

Aber mitten in seinem Gesang war Paul wie verrückt aufgesprungen und salutierte mit rotem Gesicht, grimmig ernst und heftig.

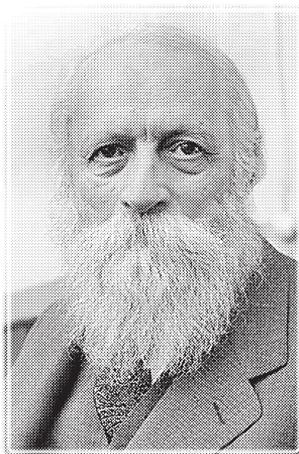
Irgendwo, ganz weit, war der Gendarmerie-Postenführer vorbeigegangen.

Wir lächelten freundlich, und der Großvater erzählte ihnen, wie Paul davon träumte, Kavallerist zu werden.

„Aber der Ältere ist ernst“, schloss er.

Im Garten roch es nach Jasmin, und mir tat dieser Geruch sonderbar weh im Herzen, und ich dachte: Ich will nicht ernst sein! Ich will wie der Harfenmann mit einer Schauspielerin gehen und lachen!

Dann sagte ich zu Paul: „Du wirst sehen, sie nehmen uns nicht mit ins Theater.“



MARTIN BUBER

Martin Buber (* 8. Februar 1878 in Wien; † 13. Juni 1965 in Jerusalem) war ein österreichisch-israelischer jüdischer Religionsphilosoph.

Martin Buber wurde 1878 in Wien in wohlhabende Verhältnisse geboren. Nach der Trennung seiner Eltern 1881 wuchs er ab dem Alter von vier Jahren bei seinen Großeltern im galizischen Lemberg auf. Sein Großvater war der Privatgelehrte und Midraschexperte Salomon Buber, der zu seiner Zeit einer der wichtigsten Forscher und Sammler auf dem Gebiet der chassidischen Tradition des osteuropäischen Judentums war. Nach dem Besuch des polnischen Gymnasiums in Lemberg studierte Martin Buber in Wien, Leipzig, Zürich und Berlin. Er belegte Philosophie, Germanistik, Kunstgeschichte, Psychiatrie und Psychologie.

1899 heiratete er die katholische Paula Winkler, die an seiner Arbeit intensiv mitwirkte und unter dem Pseudonym Georg Munk selbst schrieb.

In Wien lernte er Theodor Herzl persönlich kennen und schloss sich dessen zionistischer Bewegung an. Im September 1901 übertrug Herzl ihm die Leitung des zionistischen Parteiorgans *Die Welt*.

1916 gründete er zusammen mit Salman Schocken die Monatszeitschrift *Der Jude*, die bis 1928 erschien.

Martin Buber war von 1924 bis 1933 erst Lehrbeauftragter und zuletzt Honorarprofessor für Jüdische Religionslehre und Ethik an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt am Main. Er legte diese Professur 1933 nach der

Machtergreifung der Nazis nieder, bevor sie ihm aberkannt wurde. Aus der nationalsozialistischen Reichsschrifttumskammer wurde er 1935 ausgeschlossen. 1938 konnte er aus dem NS-Deutschland nach Jerusalem entkommen – er selbst sprach immer von seiner Einwanderung –, wo er bis 1951 an der Hebräischen Universität von Jerusalem Anthropologie und Soziologie lehrte.

Bubers Wohnhaus in Heppenheim, in dem er von 1916 bis 1938 zusammen mit seiner Frau und den Enkelinnen Barbara und Judith Buber gelebt hatte, wurde während der November-Pogrome am 9. November 1938 verwüstet.

Martin Buber starb 1965 in Jerusalem.

Der breiteren Öffentlichkeit ist Buber, außer durch seine Übersetzung der Heiligen Schrift, zuerst bekannt geworden als Herausgeber und Interpret von Schriften des Chassidismus (*Die Erzählungen der Chassidim*). Diese religiöse Bewegung innerhalb des Judentums ist gegen 1750 in der Ukraine und in Polen entstanden; ihr Begründer war der Baal Schem Tow (ca. 1700-1760). Sie stellt, darin dem Pietismus (abzüglich freilich der Sentimentalitäten) innerhalb des Christentums vergleichbar, eine Auflehnung gegen Gesetzesglauben, Kasuistik, Intellektualität – eine von tiefem religiösem Gefühl, von Gottesehnsucht getragene Bewegung der Massen; sie betont Gemütswerte, Frömmigkeit, Demut, aber auch Freude und tätige Liebe. Ausgehend von der Gewissheit, dass das Göttliche allen Dingen innewohnt, neutralisiert sie gewissermaßen das messianisch-apokalyptische Element und rückt die Begegnung mit Gott in der Verrichtung alltäglicher Dinge in den Vordergrund. Diese Bewegung hat Bubers Denken stark geprägt. Fünf Jahre lang hat er sich in die überlieferten Texte der Chassidim versenkt und in dieser Zeit jede Wirksamkeit nach außen eingestellt.

Werke: *Die Geschichten des Rabbi Nachman* (1906); *Die fünfzigste Pforte* (1907); *Die Legende des Baalschem* (1908); *Reden und Gleichnisse des Tschuang Tse* (1910); *Drei Reden über das Judentum* (1911); *Daniel. Gespräche von der Verwirklichung* (1913); *Vom Geist des Judentums* (Reden und Geleitworte, 1916); *Die jüdische Bewegung* (Gesammelte Aufsätze und Ansprachen 1900–1915, 1916); *Ereignisse und Begegnungen* (1920); *Ich und Du* (1923); *Die Schrift* (verdeutschte von Martin Buber gemeinsam mit Franz Rosenzweig, 1926 – 1938); *Die chassidischen Bücher* (1928); *Zwiesprache* (1929); *Königtum Gottes* (1932); *Kampf um Israel. Reden und Schriften 1921–1932* (1933); *Die Frage an den Einzelnen* (1936); *Das Problem des Menschen* (1948); *Die Erzählungen der Chassidim* (1949); *Zwei Glaubensweisen* (1950); *Pfade in Utopia. Über Gemeinschaft und deren Verwirklichung* (1950); *Der utopische Sozialismus* (1952); *Gottesfinsternis. Betrachtungen zur Beziehung zwischen Religion und Philosophie* (1953); *Elemente des Zwischenmenschlichen* (1953); *Reden über Erziehung* (1953); *Begegnung. Autobiographische Fragmente* (1961); *Juden, Palästina und Araber* (1961); *Der Jude und sein Judentum* (1963); *Nachlese* (1965); *Das dialogische Prinzip* (1973).

Die Mutter¹

Es geht hier nicht darum, von meinem persönlichen Leben zu erzählen, sondern einzig darum, von etlichen in meiner Rückschau auftauchenden Momenten Bericht zu erstatten, die auf Art und Richtung meines Denkens bestimmenden Einfluss ausgeübt haben.

Die früheste Erinnerung, die für mich in dieser Weise charakteristisch ist, stammt aus meinem vierten Lebensjahr. Etwa ein Jahr vorher war das Heim meiner Kindheit in Wien durch die Trennung meiner Eltern zusammengebrochen. Damals war ich zu meinen Großeltern väterlicherseits nach Lwow (Lemberg), der damaligen Hauptstadt des österreichischen „Kronlands“ Galizien, gebracht worden. Sie waren beide Menschen von hohem Rang, im genauen Sinn adelige Menschen, und in eigentümlicher Weise einander zugepasst und einander ergänzend. Dem Bereden von Dingen der eigenen Existenz waren sie beide abhold. Von dem, was sich zwischen meinen Eltern ereignet hatte, wurde natürlich in meiner Gegenwart nicht gesprochen; ich vermute aber, dass es auch zwischen ihnen beiden kaum je, es sei denn in praktischem und unausweichlichem Zusammenhang, Gegenstand des Gesprächs war. Das Kind selber erwartete, seine Mutter bald wieder zu sehen; aber es brachte keine Frage über die Lippen. Dann begab sich einmal, was ich hier zu erzählen habe.

Das Haus, in dem meine Großeltern wohnten, hatte einen großen quadratischen Innenhof, umgeben von einem bis ans Dach reichenden Holzsaltan, auf dem man in jedem Stockwerk den Bau umschreiten konnte. Hier stand ich einmal, in meinem vierten Lebensjahr, mit einem um mehrere Jahre älteren Mädchen, der Tochter eines Nachbarn, deren Aufsicht mich die Großmutter anvertraut hatte. Wir lehnten beide am Geländer. Ich kann mich nicht erinnern, dass ich zu meiner überlegenen Gefährtin von meiner Mutter gesprochen hatte. Aber ich höre noch, wie das große Mädchen zu mir sagt: „Nein, sie kommt niemals zurück.“ Ich weiß, dass ich stumm blieb, aber auch, dass ich an der Wahrhaftigkeit des gesprochenen Wortes keine Zweifel hegte. Es blieb in mir haften, es verhaftete sich von Jahr zu Jahr immer mehr in meinem Herzen, aber schon nach etwa zehn Jahren hatte ich begonnen, es als etwas zu spüren, was nicht bloß mich, sondern den Menschen anging. Später einmal habe ich mir das Wort „Vergegnung“ zu-rechtgemacht, womit etwa das Verfehlen einer wirklichen Begegnung zwischen

¹ Aus: Buber, Martin: Begegnung. Autobiographische Fragmente. Heidelberg: Verlag Lambert Schneider, 1978. S. 9–11.

Menschen bezeichnet war. Als ich nach weiteren zwanzig Jahren meine Mutter wiedersah, die aus der Ferne mich, meine Frau und meine Kinder besuchen gekommen war, konnte ich in ihre noch immer zum Erstaunen schönen Augen nicht blicken, ohne irgendwoher das Wort „Vergegnung“, als ein zu mir gesprochenes Wort, zu vernehmen. Ich vermute, dass alles, was ich im Lauf meines Lebens von der echten Begegnung erfuhr, in jener Stunde auf dem Altan seinen ersten Ursprung hat.

Die Erzählungen der Chassidim¹

Das Fasten

Als Rabbi Elimelech von Lisensk einmal sagte, Fasten sei jetzt kein Dienst mehr, fragte man ihn: „Hat denn der Baalschemtow nicht sehr gefastet?“ „Der heilige Baalschemtow“, antwortete er, „pflegte in jungen Jahren, wenn er um Sabbatausgang für die ganze Woche nach dem Ort seiner Abgeschiedenheit ging, sechs Brotlaibe und einen Krug Wasser mitzunehmen. An einem Freitag, als er seinen Sack zur Heimkehr vom Boden nehmen wollte, merkte er, dass er schwer war, öffnete ihn und fand die Brote noch alle darin. Da verwunderte er sich. Auf diese Weise zu fasten ist erlaubt.“

Wissen

Der Baalschem sprach: „Wenn ich im hohen Stand des Wissens bin, weiß ich dass nicht ein einziger Buchstab der Lehre in mir ist und dass ich nicht einen einzigen Schritt in den Dienst Gottes getan habe.“

Dieses Wort des Baalschem berichtete Rabbi Mosche von Kobryn einem andern Zaddik. Der fragte ihn: „Es heißt doch im Midrasch²: ‚Wissen erwarbst du, was fehlt dir?‘ Der Kobryner antwortete: „So ist es in Wahrheit. Hast du Wissen erworben, dann weißt du erst, was dir fehlt.“

Glaube

Rabbi David Leikes, der Schüler des Baalschem, fragte einmal einige Chassidim seines Schwiegersohns, des Rabbi Motel von Tschernobil, die ihm aus der Stadt Tschernobil ein Stück Wegs entgegengekommen waren: „Wer seid ihr?“ Sie sagten: „Wir sind Chassidim des Rabbi Motel von Tschernobil.“ Er aber fragte weiter: „Habt ihr vollkommenen Glauben an euren Lehrer?“ Da schwiegen sie; denn wer kann sich erdreisten zu sagen, er habe vollkommenen Glauben? „So will ich euch erzählen“, fuhr er fort, „was Glaube ist. An einem Sabbat zog sich die dritte Mahlzeit³, wie so oft, in die Nacht hin. Dann sprachen wir den Tischsegen und blieben stehen und sprachen das Abendgebet und machten die „Scheidung“ und setzten uns

¹ Aus: Buber, Martn: Die Erzählungen der Chassidim. Zürich: Manesse Verlag, 1949.

² Eine der homiletischen Schriftauslegung gewidmete, an Legenden, Parabeln, Gleichnissen und Weisheitssprüchen reiche, nachtalmudische Literaturgattung.

³ Das nach dem Nachmittagsgebet eingenommene Hauptmahl des Sabbats, bei dem die Tischgemeinschaft und der Zaddik eine Lehrrede spricht.

sogleich zum „königlichen Geleitmahl“¹. Nun waren wir aber allesamt arme Leute und nannten keinen Heller unser eigen, zumal am Sabbat. Dennoch, als nach dem Geleitmahl der heilige Baalschem tow zu mir sagte: ‚David, gib auf Met!‘, steckte ich, wiewohl ich genau wusste, dass ich nichts hatte, die Hand in die Tasche, und ich zog einen Gulden heraus. Den gab ich auf Met.“

Die falsche Antwort

Es wird erzählt: „Als Rabbi Wolf Kizes, ehe er ins Heilige Land fuhr, von seinem Lehrer Abschied nahm, berührte ihm der Baalschem mit ausgestrecktem Zeigefinger den Mund und sprach: ‚Achte auf deine Worte und dass du zu antworten wissest!‘ Mehr zu sagen verweigerte er.

Das Schiff, auf dem der Schüler des Baalschem war, wurde von einem Sturm verschlagen und musste an einer unbekanntenen und dem Anschein nach wüsten Insel landen. Bald legte sich das Unwetter; doch das Fahrzeug konnte eines erlittenen Schadens wegen noch nicht wieder in See stoßen. Einige Reisende, unter ihnen Rabbi Wolf, gingen ans Land, um sich die wunderlich fremde Gegend zu besehen. Die andern kehrten nach einer Weile um; er aber war in solch eine Versunkenheit geraten, dass er nicht innehielt, sondern weiter und weiter des Weges zog, bis er an ein großes, altertümlich gebautes und doch wie unberührt stehendes Haus kam. Da erst besann er sich, dass das Schiff auf ihn nicht warte. Ehe er jedoch einen Entschluss fassen konnte, trat ein den Zügen und dem weißen Haupt nach uralter, aber noch ungebeugter Mann im Linnenkleid aus der Tür und begrüßte ihn mit den Worten: ‚Seid getrost, Rabbi Wolf, und verbringt den Sabbat mit uns; am Morgen danach werdet Ihr eure Reise wieder aufnehmen können.‘ Wie im Traum ließ sich der Rabbi von dem Greis ins Tauchbad führen, betete inmitten von zehn hohen alten Männern und aß in ihrer Mitte; traumhaft verging ihm der Sabbat. Am nächsten Morgen begleitete ihn der Uralte zum Strand, wo sein Schiff vor Anker lag, und segnete ihn zum Abschied, sodann aber – Wolf wollte eben eiligen Schrittes die Landungsbrücke betreten – fragte er ihn: ‚Sagt doch, Rabbi Wolf, wie ergeht es den Juden in Eurem Land?‘ ‚Der Herr der Welt verlässt sie nicht‘, antwortete der Rabbi schnell und ging weiter. Erst als er auf hoher See war, klärte sich sein Sinn, er gedachte der Worte seines Lehrers, und die Reue überfiel ihn mit solcher Schwere, dass er die Reise ins Heilige Land nicht fortzusetzen, sondern alsbald heimzukehren beschloss. Er befragte einen der Schiffsleute; aus seiner Entgegnung erfuhr er, dass er sich schon auf der Heimfahrt befand.

Als Rabbi Wolf vor den Baalschem trat, sah ihn der traurig, aber mild an und sprach: ‚Schlecht hast du unserm Vater Abraham geantwortet. Tag um Tag fragt er Gott: ‚Wie ergeht es meinen Kindern?‘, und Gott erwidert: ‚Ich verlasse sie nicht.‘ Hättest du ihm doch von dem Leid der Verbannung berichtet!“

¹ Das nach Ausgang des Sabbats eingenommene, der Königin Sabbat gleichsam das Abschiedsgeleit gebende Mahl, auch „König Davids Mahl“ genannt.

Nähe und Ferne

Ein Schüler fragte den Baalschem: „Wie geht das zu, dass einer, der an Gott hängt und sich ihm nah weiß, zuweilen eine Unterbrechung und Entfernung erfährt?“ Der Baalschem erklärte: „Wenn ein Vater seinen kleinen Sohn will gehen lernen, stellt er ihn erst vor sich hin und hält die eignen Hände zu beiden Seiten ihm nah, dass er nicht falle, und so geht der Knabe zwischen den Vaterhänden auf den Vater zu. Sowie er aber zum Vater herankommt, rückt der um ein wenig ab und hält die Hände weiter auseinander, und so fort, dass das Kind gehen lerne.“

Die Wahrheit

Der Baalschem sprach: „Was bedeutet das, was die Leute sagen: ‚Die Wahrheit geht über die ganze Welt?‘ Es bedeutet, dass sie von Ort zu Ort verstoßen wird und weiterwandern muss.“

Schön reden

Ein gelehrter Mann, der einst Sabbatsgast an Rabbi Baruchs Tisch war, sagte zu ihm: „Lasst uns nun Worte der Lehre hören, Rabbi, Ihr redet so schön!“ „Ehe dass ich schön rede“, antwortete der Enkel des Baalschem, „möge ich stumm werden!“

Leib und Seele

Als Rabbi Schmelke von seiner ersten Reise zum Maggid heimkehrte und man ihn fragte, was er erfahren habe, antwortete er: „Bis nun hatte ich meinen Leib kasteit, dass er die Seele ertragen könne. Jetzt aber habe ich gesehen und gelernt, dass die Seele den Leib ertragen kann und sich von ihm nicht abzuschneiden braucht. Das ist es, was uns in der heiligen Thora zugesprochen ist: ‚Ich will meine Wohnung in eurer Mitte geben, und meine Seele wird euch nicht verschmähen.‘ Denn nicht soll die Seele ihren Leib verschmähen.“

Die Lehre der Seele

Rabbi Pinchas führte oftmals das Wort an: „Die Seele des Menschen wird ihn belehren“, und bekräftigte es: „Es gibt keinen Menschen, den die Seele nicht unablässig belehrt.“

Einst fragten die Schüler: „Wenn dem so ist, warum hört der Mensch nicht auf sie?“ „Unablässig lehrt die Seele“, beschied sie Rabbi Pinchas, „aber sie wiederholt nicht.“

Die Sprache und die Sprachen

Man fragte Rabbi Pinchas: „Wie ist es zu verstehen, dass die Menschen vor dem Turmbau eine einzige Sprache hatten und dass dann, als Gott sie ihnen verwirrte, jede Menschenschar ihre eigene Sprache bekam? Wie wäre es möglich, dass jedes Volk plötzlich statt der gemeinsamen eine besondere Sprache besäße und sich in ihr verständigte?“

Rabbi Pinchas erklärte: „Vor dem Turmbau war allen Völkern die heilige Sprache gemeinsam, außer ihr aber hatte jedes seine eigene. Darum heißt es: ‚Alles Erd-

land hatte eine Sprache, die heilige nämlich, und einige Reden, die zusätzlichen besonderen Völkersprachen. In diesen verständigte sich jedes Volk in sich, in jener verständigten sich die Völker untereinander. Was Gott tat, als er sie strafte, war, dass er ihnen die heilige Sprache nahm.“

Das Eigentümliche

Rabbi Pinchas sprach: „Wenn ein Mensch etwas Großes in Wahrheit zu tun beginnt, braucht er nicht zu fürchten, dass ein anderer es ihm nachtun könnte. Wenn er es aber nicht in Wahrheit tut, sondern darauf sinnt, es so zu tun, dass keiner es ihm nachtun könnte, dann bringt er das Große auf die niederste Stufe herab, und alle können dasselbe tun.“

Von allen lernen

Man fragte Rabbi Michal: „Es heißt in den Vätersprüchen: ‚Wer ist ein Weiser? Der von allen Menschen lernt, wie geschrieben steht: Von all meinen Lehrern habe ich Einsicht erlangt.‘ Warum heißt es dann nicht: Der von jedem Lehrer lernt?“ Rabbi Michal erklärte: „Es ist dem Meister, der diesen Spruch gesprochen hat, darum zu tun, dass deutlich werde: nicht von denen allein ist zu lernen, die als Lehrer wirken, sondern von jedem Menschen. Auch von dem Unwissenden, ja auch von dem Bösen, kannst du eine Einsicht erlangen, wie du dein Leben zu führen hast.“

Feindesliebe

Rabbi Michal befahl seinen Söhnen: „Betet für eure Feinde, dass es ihnen wohl-ergehe. Und meinet ihr, dies sei kein Dienst Gottes: mehr als alles Gebet ist dies ein Dienst Gottes.“

Die Hilfe

Als Rabbi Wolf auf einer Reise war, kam ein armer junger Chassid und erbat eine Geldhilfe von ihm. Der Zaddik suchte in seinem Beutel, tat eine große Münze, die ihm in die Finger geriet, wieder zurück, holte eine kleine hervor und reichte sie dem Bedürftigen. „Ein junger Mensch“, sagte er, „soll sich nicht schämen, und er soll sich nicht wunder was erwarten.“ Der Chassid ging mit gesenktem Kopf von dannen. Da rief Rabbi Wolf ihn zurück und fragte: „Junger Mann, was hast du jetzt eben gedacht?“ „Ich habe“, antwortete jener, „einen neuen Weg zum Dienste Gottes gelernt. Man soll sich nicht schämen, und man soll sich nicht wunder was erwarten.“ „Das habe ich gemeint“, sagte der Zaddik und nahm ihn hilfreich auf.

Warum man zum Zaddik fährt

Rabbi Mordechai sprach: „Das Fahren zu den Zaddikim hat viele Gesichter. Einer fährt zum Zaddik, um zu erfahren, wie man mit Furcht und Liebe betet, und einer, um sich anzueignen, wie man die Thora um ihrer selbst willen lernt, und einer, um höhere Stufen des geistigen Lebens zu ersteigen, und so fort. Aber all dies darf nicht die wesentliche Absicht sein. Jedes von diesen Dingen kann erlangt

werden, und dann braucht man sich nicht mehr darum zu bemühen. Sondern die einzige wesentliche Absicht ist, Gottes Wirklichkeit zu suchen. Dies hat kein Maß und kein Ende.“

Das Klopfen

In Apta war ein Bethausdiener, der hatte durch die Stadt zu gehn und mit seinem Hammer an jedes Tor eines Juden zu klopfen, dass die Männer kommen und beten oder lernen oder Psalmen sagen. Der brauchte nur leise zu pochen, sogleich sprangen die Schlafenden auf, ob's auch Mitternacht war, und rüsteten sich schnell und eilten ins Bethaus, und noch lange widerhallte der Schlag ihres eifrigen Herzens dem Schläge des Hammers. Diese Gabe hatte der Mann empfangen, als er in seiner Knabenzeit Rabbi Schmelke in Nikolsburg mit wachem und hingebendem Herzen bedient hatte.

Der Arme und der Reiche

Rabbi Schmelke sprach: „Mehr als der Reiche dem Armen gibt, gibt der Arme dem Reichen. Mehr als der Arme den Reichen braucht, braucht der Reiche den Armen.“

Ich

Ein Schüler des großen Maggid's hatte etliche Jahre dessen Unterweisung empfangen und gedachte heimzukehren. Unterwegs besann er sich, er wolle in Karlin Rabbi Ahron aufsuchen, der vordem im Lehrhaus des Maggid's sein Gefährte gewesen war. Es ging auf Mitternacht, als er die Stadt betrat; aber sein Verlangen nach dem Anblick des Freundes war so groß, dass er sich sogleich zu dessen Haus wandte und an das erleuchtete Fenster klopfte. „Wer ruft?“, hörte er die vertraute Stimme fragen und antwortete, da er gewiss war, dass auch die seine erkannt würde, nichts als: „Ich!“ Aber das Fenster blieb verschlossen, und von innen kam kein Laut mehr, ob er auch wieder und wieder pochte. Endlich schrie er bestürzt: „Ahron, warum öffnest du mir nicht?“ Da entgegnete ihm die Stimme des Freundes, aber so ernst und groß, dass sie ihn fast fremd dünkte: „Wer ist es, der sich vermisst, sich Ich zu nennen, wie es Gott allein zusteht?“ Als der Schüler dies vernahm, sprach er in seinem Herzen: „Meine Lehrzeit ist noch nicht um“, und kehrte unverweilt nach Mesritsch zurück.

Das Lied „Du“

Der Berditschewer pflegte ein Lied zu singen, in dem es heißt:

„Wo ich gehe – du!

Wo ich stehe – du!

Nur du, wieder du, immer du!

Du, du, du!

Ergeht's mir gut – du!

Wenn's weh mir tut – du!

Nur du, wieder du, immer du!
Du, du, du!
Himmel – du, Erde – du,
Oben – du, unten – du,
Wohin ich mich wende, an jedem Ende
Nur du, wieder du, immer du!
Du, du, du!“

Der Eilige

Der Berditschewer sah einen auf der Straße eilen, ohne rechts und links zu schauen. „Warum rennst du so?“, fragte er ihn. „Ich gehe meinem Erwerb nach“, antwortete der Mann. „Und woher weißt du“, fuhr der Rabbi fort zu fragen, „dein Erwerb laufe vor dir her, dass du ihm nachjagen musst? Vielleicht ist er dir im Rücken, und du brauchst nur innezuhalten, um ihm zu begegnen, du aber fliehst vor ihm.“

Der Weg

Rabbi Bär von Radoschitz bat einst den Lubliner, seinen Lehrer: „Weiset mir einen allgemeinen Weg zum Dienste Gottes!“ Der Zaddik antwortete: „Es geht nicht an, den Menschen zu sagen, welchen Weg sie gehen sollen. Denn da ist ein Weg, Gott zu dienen durch die Lehre, und da, durch Gebet, da, durch Fasten, und da, durch Essen. Jedermann soll wohl achten, zu welchem Weg ihn sein Herz zieht, und dann soll er sich diesen mit ganzer Kraft erwählen.“

Zaddikim und Chassidim

Der Rižiner sprach: „Wie die heiligen Buchstaben ohne die Vokalzeichen keine Stimme und die Vokalzeichen ohne die Buchstaben keinen Bestand haben, so hängen Zaddikim und Chassidim aneinander. Die Zaddikim sind die Buchstaben, und die Chassidim, die zu ihnen fahren, sind die Vokalzeichen. Die Chassidim brauchen den Zaddik, aber er braucht sie nicht weniger. Durch sie kann er erhoben werden, durch sie kann er, was Gott verhüte, sinken, sie tragen seine Stimme, sie streuen sein Wirken in die Welt. Wenn einer der Chassidim, die zu mir fahren, des Wegs geht, und es begegnet ihm ein Wagen mit lauter ‚Aufgeklärten‘, und er beredet sich mit dem Fuhrmann, dass er ihn auf den Kutschbock nehme – wenn dann die Zeit kommt, das Minchagebet zu sprechen, und er steigt ab und bereitet sich und betet, dieweil der Wagen warten muss, die Insassen aber sind ärgerlich und schimpfen über den Fuhrmann und schreien ihn an: mitten darin, eben dadurch erfahren sie die Wandlung.“

Triebe brechen

Ein junger Mann gab dem Rižiner einen Bittzettel, darauf stand, Gott möge ihm beistehn, damit es ihm gelinge, die bösen Triebe zu brechen. Der Rabbi sah ihn lachend an: „Triebe willst du brechen? Rücken und Lenden wirst du brechen, und einen Trieb wirst du nicht brechen. Aber bete, lerne, arbeite im Ernst, dann wird das Böse an deinen Trieben von selber verschwinden.“

Das Leiden

Einer, der von schwerem Siechtum heimgesucht war, klagte Rabbi Israel, das Leiden verstöre ihm Lernen und Gebet. Der Rabbi legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach: „Woher weißt du denn, Freund, was Gott wohlgefälliger ist, deine Lehre oder dein Leid?“

Im eignen Lichte wandeln

Ein junger Rabbi klagte dem Rižiner: „In den Stunden, in denen ich mich der Lehre ergebe, fühle ich Leben und Licht, aber sowie ich zu lernen aufhöre, ist alles verschwunden. Was soll ich tun?“ Der Rabbi gab ihm zur Antwort: „Das ist, wie wenn einer in finsterner Nacht durch den Wald geht, und für eine Weile gesellt sich zu ihm ein anderer, eine Laterne in der Hand, aber am Kreuzweg gehn sie auseinander, und der erste muss weitertappen. Trägt einer jedoch sein eigenes Licht, hat er keine Finsternis zu fürchten.“

Sich auf Gott verlassen

Rabbi Mosche Löb sprach: „Wie leicht ist es für einen armen Mann, sich auf Gott zu verlassen – worauf sonst könnte er sich verlassen? Und wie schwer ist es für einen reichen Mann, sich auf Gott zu verlassen – alle seine Güte rufen ihm zu: ‚Verlass dich auf mich!‘“

Heute wie gestern

Als Rabbi Menachem Mendel von Kosow einst bestürmt wurde: „Warum kommt der Messias nicht?“, sagte er: „Es steht geschrieben: ‚Warum ist der Sohn Isaais weder gestern noch heute gekommen?‘ Warum nicht? Weil wir heute sind, wie wir gestern waren.“

In die Hölle

Der Apter sprach zu Gott: „Herr der Welt, mir ist bewusst, dass ich keinerlei Tugend und Verdienst habe, um derentwillen du mich nach meinem Tode ins Paradies unter die Gerechten versetzen könntest. Aber willst du mich etwa in die Hölle in die Mitte der Bösewichter setzen, so weißt du doch, dass ich mich mit ihnen nicht vertragen kann. Darum bitte ich dich, führe alle Bösen aus der Hölle, dann kannst du mich hineinbringen.“

Ein Jude

Vor dem Sterben sprach Rabbi Schlomo Chajim zu seinen Söhnen: „Kinder, ihr sollt nicht meinen, euer Vater sei ein Zaddik, ein ‚Rebbe‘, ein ‚guter Jud‘ gewesen – aber auch ein Fälscher war ich nicht: ich habe ein Jude sein wollen.“

Nicht vom Brot allein

Rabbi Mosche nahm einst beim Sabbatmahl ein Stück Brot in die Hand und sprach zu den Chassidim: „Es steht geschrieben: ‚Nicht vom Brot allein lebt der

Mensch, sondern von allem, das aus dem Munde des Herrn fährt, lebt der Mensch.‘ Nicht von dem stofflichen Brot kommt dem Menschen das Leben, sondern von den Funken göttlichen Lebens, die darin sind. Wollt ihr wissen, wo Gott ist, seht dieses Brot an. Hier ist er. Durch sein belebendes Leben besteht jedes der Dinge, und entzieht er sich einem von ihnen, zerfällt das und wird zunichte.“

Gib und nimm

Rabbi Jizchak Eisik sprach: „Die Losung des Lebens ist: ‚Gib und nimm.‘ Jeder Mensch soll ein Spender und Empfänger sein. Wer nicht beides in einem ist, der ist ein unfruchtbarer Baum.“

Können und wollen

Über Land wandernd, traf der Jehudi einst auf einen umgestürzten Heuwagen. „Hilf mir doch den Wagen aufrichten!“, rief ihm der Besitzer zu. Er versuchte es, aber es ging nicht vonstatten. „Ich kann es nicht“, versicherte er endlich. Der Bauer sah ihn streng an. „Du kannst“, sagte er, „aber du willst nicht.“

Am Abend dieses Tags sprach der Jehudi zu seinen Schülern: „Heute ist es mir gesagt worden. Wir können den Namen Gottes aufrichten, aber wir wollen nicht.“

Das Schwerste

Der Jehudi sagte einmal: „Ein Wundertäter sein ist keine Kunst, ein Mann, der eine Geistesstufe erklommen hat, kann Himmel und Erde verdrehn – aber ein Jude sein ist schwer!“

Der Schatz

Den Jünglingen, die zum ersten Mal zu ihm kamen, pflegte Rabbi Bunam die Geschichte von Rabbi Eisik, Sohn Rabbi Jekels in Krakau, zu erzählen. Dem war nach Jahren schwerer Not, die sein Gottvertrauen nicht erschüttert hatten, im Traum befohlen worden, in der Stadt Prag an der Brücke, die zum Königsschloss führt, nach einem Schatz zu suchen. Als der Traum zum dritten Mal wiederkehrte, machte sich Rabbi Eisik auf und wanderte nach Prag. Aber an der Brücke standen Tag und Nacht Wachtposten, und er getraute sich nicht zu graben. Doch kam er an jedem Morgen zur Brücke und umkreiste sie bis zum Abend. Endlich fragte ihn der Hauptmann der Wache, auf sein Treiben aufmerksam geworden, freundlich, ob er hier etwas suche oder auf jemand warte. Rabbi Eisik erzählte, welcher Traum ihn aus fernem Land hergeführt habe. Der Hauptmann lachte: „Und da bist du, armer Kerl, mit deinen zerfetzten Sohlen einem Traum zu Gefallen hergepilgert! Ja, wer den Träumen traut! Da hätte ich mich ja auch auf die Beine machen müssen, als es mir einmal im Traum befahl, nach Krakau zu wandern und in der Stube eines Juden, Eisik, Sohn Jekels sollte er heißen, unterm Ofen einen Schatz zu graben. Eisik, Sohn Jekels! Ich kann’s mir vorstellen, wie ich drüben, wo die eine Hälfte der Juden Eisik und andre Jekel heißt, alle Häuser aufreißte!“ Und er lachte wieder. Rabbi Eisik vereinigte sich, wanderte heim, grub den Schatz aus und baute das Bethaus, das Reb Eisik Reb Jekels Schul heißt.

„Merke dir diese Geschichte“, pflegte Rabbi Bunan hinzuzufügen, „und nimm auf, was sie dir sagt: dass es etwas gibt, was du nirgends in der Welt, auch nicht beim Zaddik finden kannst, und dass es doch einen Ort gibt, wo du es finden kannst.“

Götzenopfer

Man fragte Rabbi Bunam: „Was ist mit „Götzenopfer“ gemeint? Es ist doch ganz undenkbar, dass ein Mensch einem Götzen Opfer darbringt!“ Er sagte: „So will ich euch ein Beispiel geben. Wenn ein frommer und gerechter Mann mit andern bei Tisch sitzt und würde gern noch etwas mehr essen, aber seines Ansehns bei den Leuten wegen verzichtet er darauf, das ist Götzenopfer.“

Die große Schuld

Rabbi Bunam sprach zu seinen Chassidim: „Die große Schuld des Menschen sind nicht die Sünden, die er begeht – die Versuchung ist mächtig und seine Kraft gering! Die große Schuld des Menschen ist, dass er in jedem Augenblick die Umkehr tun kann und nicht tut.“

Gottes Wohnung

„Wo wohnt Gott?“

Mit dieser Frage überraschte der Kosker einige gelehrte Männer, die bei ihm zu Gast waren. Sie lachten über ihn: „Wie redet ihr! Ist doch die Welt seiner Herrlichkeit voll!“

Er aber beantwortete die eigene Frage:

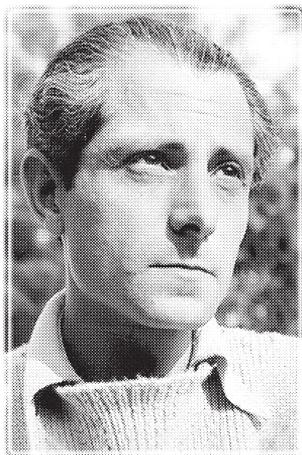
„Gott wohnt, wo man ihn einlässt.“

Nicht einen am andern messen

Man sagte einmal zu Rabbi Mendel von einem bestimmten Menschen, er sei größer als ein anderer, den man ebenfalls beim Namen nannte. Rabbi Mendel erwiderte: „Bin ich ich, weil ich ich bin, und du bist du, weil du du bist, dann bin ich ich und du bist du. Bin ich hingegen ich, weil du du bist, und du bist du, weil ich ich bin, dann bin ich nicht ich und du bist nicht du.“

Das Altern

Ein Spielmann spielte Rabbi Chanoch vor. Der sagte: „Auch Melodien, die altern, verlieren den Geschmack. Diese hat uns vormals, als sie bei Rabbi Bunam gespielt wurde, das Herz erhoben. Jetzt ist ihr Geschmack verlorengegangen. So ist es in Wahrheit. Man muss sich auf das Alter sehr rüsten und bereiten. Wir beten: „Wirf uns nicht hinweg zur Zeit des Alters“. Denn dann geht der Geschmack verloren. Aber zuweilen ist gerade dies das Gute. Denn sehe ich, dass ich nach allem, was ich getan habe, gar nichts bin, so muss ich eben von Neuem zu arbeiten beginnen. Und es heißt von Gott im Gebet: „Der an jedem Tag das Werk der Schöpfung erneut.“



MANÈS SPERBER

Manès Sperber (* 12. Dezember 1905 in Zablótów (heute Gebiet Iwano-Frankiwsk, Ukraine); † 5. Februar 1984 in Paris) war ein österreichisch-französischer Schriftsteller, Sozialpsychologe und Philosoph. Er benutzte auch die Pseudonyme Jan Heger und N. A. Menlos.

Sperber stammte aus einer wohlhabenden Rabbinerfamilie und wuchs in der Tradition des Chassidismus auf. Diese weniger den strengen Formalismen der jüdischen Glaubenspraxis folgende Form des Judentums lebt ein sehr gefühlsbetontes Vertrauen auf Gott. Im Sommer 1916 flüchtete die Familie vor den Kriegswirren nach Wien, wo die Sperbers einen wirtschaftlichen Niedergang erlebten und Manès sich der jüdischen Jugendbewegung HaSchomer HaTzair anschloss. Später begegnete er Alfred Adler, dem Begründer der therapeutischen Individualpsychologie, und wurde dessen Schüler und Mitarbeiter. Er brach mit ihm 1932 wegen Meinungsverschiedenheiten über die Verbindung von Individualpsychologie und Marxismus.

1927 zog Sperber auf Anregung Adlers nach Berlin und trat der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD) bei. Die genauen Umstände des Parteieintritts ließ Sperber stets im Dunkeln. In der Berliner Gesellschaft für Individualpsychologie, der nach der Wiener größten Ortsgruppe von Adlers Internationaler Vereinigung für Individualpsychologie, hielt er Vorträge und Ausbildungslehrgänge. Daneben war er, wie er sich in seiner Autobiographie *Die vergebliche Warnung* (1975) erinnerte, tätig

als „psychologischer Experte für die Berliner Zentrale für Wohlfahrtspflege (...), ich lehrte an mehreren Fachschulen, die Fürsorger und Sozialpädagogen ausbildeten, und überdies am Sozialpolitischen Seminar der Preußischen Hochschule für Politik (...) Im Auftrag der Stadt Berlin gab ich in einigen Fürsorge-Erziehungsheimen (...) Kurse und Beratungsstunden für die Heimerzieher.“¹ Seine Intentionen zielten dabei in zweierlei Richtung, nämlich: „die Kenntnis der Individualpsychologie innerhalb der Arbeiterbewegung zu verbreiten, auf sozialistische Jugendführer und Sozialfürsorger und Leiter pädagogischer, staatlicher und städtischer Institutionen Einfluss zu gewinnen; (...) innerhalb der individualpsychologischen Bewegung die Kenntnis sozialer Sachverhalte zu fördern und damit die richtige Einschätzung ihrer Bedeutung für das bessere Verständnis individueller und sozialer Phänomene.“² Gleichzeitig trug er durch seine Aktionen zur Spaltung der „Internationalen Vereinigung für Individualpsychologie“ bei, die 1930 nur für kurze Zeit von dem angesehenen Charité-Dozenten Arthur Kronfeld überbrückt werden konnte, der in diesem Jahr auch den wohl größten – und letzten – internationalen Kongress für Adler in Berlin organisierte.

Nach der Machtergreifung durch Adolf Hitler im Deutschen Reich tauchte Sperber zunächst in Berlin unter, d.h. er betrat seine Wohnung nicht mehr. Durch eine Verkettung verschiedener Umstände kehrte er jedoch für eine Nacht dorthin zurück und wurde in den frühen Morgenstunden des 15. März 1933 von Polizisten und SA verhaftet und in so genannte „Schutzhaft“ genommen, kam aber als österreichischer Staatsbürger nach kurzer Zeit wieder frei. Nachdem er einen Monat in verschiedenen Gefängnissen verbracht hatte, wurde er am 20. April 1933, dem Geburtstag Hitlers, freigelassen mit der Aufforderung, das Deutsche Reich umgehend zu verlassen.

Am 24. April fuhr Sperber von Berlin nach Wien. Vorübergehend, so seine Erinnerungen (*Bis man mir Scherben auf die Augen legt*, 1977), zog er sich in Jugoslawien, wo er sich vom Frühling 1933 bis Mai 1934 aufhielt, ins Privatleben zurück. Im Januar 1934 wurde dort sein Sohn Vladimir geboren. Er emigrierte zu Propagandazwecken der KPD über Jugoslawien schließlich nach Paris, als ihn die KP mit einer neuen Aufgabe betraute. Er wendete sich jedoch nach den stalinistischen Säuberungen von der Partei ab (Austritt 1937). Es begann seine literarische Auseinandersetzung mit dem Totalitarismus und der Rolle des Individuums in der Gesellschaft (*Zur Analyse der Tyrannis*, worin er Hitlers Selbstmord voraussah).

Im Winter 1939 meldete sich Sperber als Kriegsfreiwilliger bei der französischen Armee, wurde aber ohne in Kampfhandlungen verwickelt zu werden, demobilisiert und zog sich nach Südfrankreich zurück. Als auch dort die Gefahr der Deportation akut wurde, flüchtete er im Herbst 1942 in die Schweiz. Nach Kriegsende 1945 kehrte Sperber nach Paris zurück und wurde Verlagslektor. Er war auch

¹ Sperber, Manès: Die vergebliche Warnung. All das Vergangene... München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1983. S. 123.

² Ibidem, S. 124.

als Kulturphilosoph und Schriftsteller tätig. 1950 war er einer der Initiatoren des in Berlin gegründeten, CIA-finanzierten Kongresses für kulturelle Freiheit.

Sperbers wohl bekanntestes Werk ist seine Romantrilogie *Wie eine Träne im Ozean*, die stark autobiografische Züge trägt. Die Handlung spielt in der Zeit zwischen 1931 und 1945 und berichtet von den ideologischen Verblendungen der Kommunisten und der KP. Sie versucht Menschlichkeit und Wahrheit an die Stelle von Gewalt, Unmündigkeit und Diktatur zu setzen.

1971 erhielt Sperber den Literaturpreis der Bayerischen Akademie der schönen Künste, 1973 den Hansischen Goethepreis, 1975 den Büchner-Preis, 1977 den österreichischen Staatspreis, 1983 den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels.

Manès Sperber starb am 5. Februar 1984 in Paris und wurde auf dem Cimetière Montparnasse beigesetzt.

Werke: *Charlatan und seine Zeit* (1924); *Alfred Adler – Der Mensch und seine Lehre. Ein Essay* (1926); *Zur Analyse der Tyrannis* (1939); *Wie eine Träne im Ozean* (Trilogie: *Der verbrannte Dornbusch* (1949), *Tiefer als der Abgrund* (1950), *Die verlorene Bucht* (1955)); *Die Achillesferse* (1960); *Zur täglichen Weltgeschichte* (1967); *Alfred Adler oder Das Elend der Psychologie* (1970); *Leben in dieser Zeit* (1972); *All das Vergangene* (Trilogie: *Die Wasserträger Gottes* (1974), *Die vergebliche Warnung* (1975), *Bis man mir Scherben auf die Augen legt* (1977)); *Individuum und Gemeinschaft* (1978); *Sieben Fragen zur Gewalt* (1978); *Churban oder Die unfaßbare Gewissheit* (1979); *Der freie Mensch* (1980); *Nur eine Brücke zwischen gestern und morgen* (1980); *Die Wirklichkeit in der Literatur des 20. Jahrhunderts* (1983); *Geteilte Einsamkeit – Der Autor und seine Leser* (Essay, 1985); *Der schwarze Zaun* (Romanfragment, 1986).

Das Städtel war ein Zentrum¹

Heute früh, der Tag war noch nicht angebrochen, weckte mich ein Unbehagen jener Art, das ein Traum zurücklässt, von dem das Gedächtnis sozusagen nichts als den Schatten bewahrt hat. Es war nicht schwer zu erraten, dass die Missstimmung sich auf etwas beziehen musste, was ich vorgestern geschrieben hatte. Ich holte das Manuskript ins Bett, und kaum hatte ich das Heft aufgeschlagen, wusste ich, was mich wie die Erinnerung an ein Unrecht bedrückte, das man begangen hat, obschon man es leicht hätte vermeiden oder auf der Stelle gutmachen können: Ich habe vorgestern zugleich mit der Armseligkeit die Hässlichkeit und den Schmutz des Städtchens, des jüdischen Städtele erwähnt, in dem ich die ersten zehn Jahre meines Lebens verbracht habe.

Zablotow, so hieß dieser kleine Ort, der Hunderten anderen Städtchen ähnlich war, in denen bis 1942 die jüdische Bevölkerung Galiziens, Russisch-Polens, Litauens, Weißrusslands und der Ukraine auf engem Raum zusammengepfercht lebte. Zablotow – schon der Name ist unangenehm: er spielt auf den lehmigen Boden, auf die ungepflasterten Straßen an, in denen man zu versinken drohte, sobald die unaufhörlichen Herbstregen sie aufgeweicht hatten. Die dreitausend Einwohner waren zu neunzig Prozent Juden: Handwerker, viel mehr als man je brauchen konnte, Händler mehr als Käufer – Händler ohne Kapital, welche die Waren, die sie anboten, zumeist selbst noch nicht bezahlt hatten. Sie wurden sie nicht los, weil das Geld immer rarer wurde, weil die ruthenischen Bauern, die sich jeden Dienstag zum Wochenmarkt einstellten, zu wenig zu verkaufen hatten und für ihre Produkte nur schlechte Preise erzielten. Sie konnten deshalb kaum etwas anderes erstehen als gesalzene Heringe, einen Kamm für die Braut, einmal im Jahr ein Gewand oder ein besonders billiges Paar Schuhe.

Die Zlabotower waren wie die Bewohner der anderen Städtchen „Luftmenschen“ oder „Luftexistenzen“, wie sie sich selbst gerne nannten – mit jener Selbstironie, auf die sie schwerer verzichten hätten können als auf ihre kärgliche Nahrung oder ihre schäbige Kleidung.

Habe ich von der Armseligkeit des Städtels gesprochen? Das Wort ist irreführend, weil durchaus unzureichend. Sich kaum je wirklich satt zu essen, war das Schicksal der meisten, obschon die Nahrungsmittel dort weit billiger waren als im Westen. Viele Kinder träumten davon, einmal, ein einziges Mal ein wirklich neues

¹ Auszug aus: Sperber, Manès: Die Wasserträger Gottes (All das Vergangene, Teil I). Wien: Europa-Verlag, 1974.

Gewand, ein Paar neue Schuhe zu bekommen – aber es geschah nur höchst selten. Gewendet, dann gekürzt, dann wieder gewendet, mit passenden und oft unpassenden Flickern repariert – eine Harlekinade weit und breit, über die niemand lachte. Die Flickschneider und die Flickschuster waren die meistbeschäftigten Handwerker, ohne sie hätten viele Kinder nackt und auch im Winter barfuß gehen müssen.

Es gab Männer, die fasteten nicht nur an den zahlreichen Fasttagen, sondern überdies jeden Montag und Donnerstag, auch damit die Kinder oder die Enkel etwas mehr zu essen hätten. Von dem für den Sabbat gebackenen, geflochtenen Weißbrot verzehrte man nur so viel, als notwendig war, um die vorgesehenen Segensprüche zu rechtfertigen, den Rest aber bewahrte man während der Woche auf – für den Fall, dass einer krank würde. Bis spät in den kalten Herbst gingen die Kinder barfuß; im Winter mussten häufig ein oder zwei Paar Stiefel für die ganze Familie reichen. Man heizte mit der billigsten Braunkohle, aber auch für sie reichte das Geld nicht. Reichen musste es jedoch in jeder Familie für eines: für den Lohn des Lehrers. Vom dritten Lebensjahr an mussten die Kinder, die Buben, nicht die Mädchen, in den Cheder, die Schule, in der man hebräisch lesen, beten und schließlich die Bibel übersetzen lernte.

Es gab bei uns Bettler aller Art: die „Verschämten“, die nur eine Anleihe machen wollten, die sie aber nie zurückzahlen konnten – nicht die zumeist winzigen Summen, die man ihnen kaum verweigern konnte, nicht das Mehl und nicht die Kartoffeln. Dann gab es die professionellen Bettler, die eingesessenen und die wandernden, die zumeist in Gruppen auftraten – vor allem, wenn wohlhabende Familien ihre Kinder verheirateten oder einen der ihren begruben. Es gab die Armen, die still hungerten und froren; sie lebten von „Wundern“, die immer eintraten, wenn auch manchmal zu spät: eine kleine Geldsendung eines Verwandten, eine Erbschaft, die einige Kronen erbrachte, oder das größte, meist erwartete Wunder: dass die Kinder in die Fremde fuhren und den darbedenden Eltern immer wieder einige Gulden schickten.

Wie viele auch hungerten, niemand verhungerte. Man erzählte: Mitglieder der Gemeinde weckten den Rabbi am frühen Morgen: „Es ist etwas Furchtbares geschehen“, klagten sie. „In unserer Mitte ist einer Hungers gestorben, man hat ihn soeben tot in seiner Stube aufgefunden.“ Darauf der Rabbi: „Das ist nicht wahr. Ja, es ist unmöglich. Hättest du oder du oder du ihm ein Stück Brot verweigert, wenn er es verlangt hätte?“ – „Nein“, antworteten sie, „aber Elieser war zu stolz, um etwas zu bitten.“ – „Also sagt nicht, dass mitten unter uns einer Hungers gestorben ist, denn Elieser ist an seinem Stolze zugrunde gegangen.“

Es gab solche Stolze, aber sie waren selten; die meisten hungerten sich durch, bis ihre Kinder ihnen helfen konnten, die nach Amerika auswanderten, oder bis sie an einer Lungenkrankheit oder am Herzschlag starben.

Ja, es war eine bis zur Absurdität maßlose, groteske Armut, jedoch keine Armeligkeit, weil die Zablutower nicht nur etwa glaubten, sondern wussten, dass der Zustand nur provisorisch war und sich bald alles ändern würde, auch wenn die Not schon Jahrzehnte, wenn nicht gar Jahrhunderte dauerte – in der Tat seit dem Siege

des Kosakenhetmans Bogdan Chmielnicki im Jahre 1648. Gott, ihr Gott natürlich, griff stets ein. Spät, sehr spät, aber nie zu spät. Darüber hinaus konnte man jeden Augenblick mit der Ankunft des Messias, also mit der endgültigen Erlösung rechnen. In den zahlreichen Bet- und Studierstuben, die es in jedem Städtchen gab, fanden sich immer welche, die während der endlosen Gespräche zwischen dem Nachmittags- und dem Abendgebet bewiesen, dass eben das Übermaß an Leid und Not der Beweis dafür wäre, dass der Messias unaufhaltsam nahte. Unter den Zuhörern mochte es Zweifler geben und Kleinmütige, die befürchteten, dass sie noch vor der Erlösung sterben könnten, doch gab es kaum einen, der nicht an den Messias und sein nahes Kommen glaubte.

Sie standen in dem von Kerzen beleuchteten Bethaus, der leise Singsang, mit dem hier und dort junge Menschen ihr Talmudstudium begleiteten, störte die eifrigen Debattierer so wenig wie der Lärm der spielenden Kinder, den man um so duldsamer ertrug, als manche von ihnen den Vater oder die Mutter vor nicht langer Zeit verloren hatten. Die Waisenknaben mussten dreimal am Tag das Totengebet wiederholen, laut, deutlich. Und wenn es ihnen zu schwer war, sprach man es ihnen Wort für Wort vor. Singsang und Kinderlärm und nicht selten ein lauter Zwist – all das störte niemanden, denn man war über die Maßen damit beschäftigt, alles zu besprechen, die eigenen Angelegenheiten und die der großen Welt. Gleichviel ob sie von sich selbst oder den anderen, den „Großen“ sprachen, dauernd verknüpften sie die Wehleidigkeit mit Selbstironie, das Pathos mit Spott. Diese Männer, von denen die meisten am Sonntag nicht wussten, wie sie während der anbrechenden Woche ihre Familie durchbringen würden, und die sich am Donnerstag den Kopf zerbrachen, wo sie die Mittel finden sollten, den Sabbat zu bereiten – diese bettelarmen Männer, zumeist zu früh verheiratet und rastlos im Kinderzeugen, waren nicht armselig, denn sie wussten sich teilhaftig am Olam haba, an der „kommenden Welt“, zu der sie nach ihrem Tode Zutritt erhalten würden. Und traf der Messias vorher ein, so öffnete sie sich ihnen noch viel früher.

Denke ich an diese Juden zurück, wie ich sie bis zu meinem zehnten Lebensjahr täglich in den Gassen, auf dem Marktplatz, in Bethäusern und Studierstuben sah, so bringt mir die Erinnerung zweierlei Geräusche zurück: Seufzen, viel Seufzen und Ächzen, aber auch Gelächter, gutmütiges oder spöttisches, doch stets lautes Lachen, in das auch die Seufzenden und Ächzenden bald einstimmten. Jedes Bonmot, „ein gut‘ Wörtl“, wurde sofort aufgenommen, wiederholt und ausgekostet, bis ein anderes es schließlich verdrängte. Außer den Bonmots zitierte man auch häufig weise, tiefe und besonders scharfsinnige Aussprüche. Chassidim brachten sie vom Hofe ihres Zaddik, des Wunderrabbi, zu dem sie immer wieder fuhren. Oder es handelte sich um Zitate aus Büchern und Artikeln zumeist hebräischer Autoren oder um apokryphe Äußerungen, die man dem oder jenem „scharfen Kopf“ zuschrieb. Die Gebildeten schmückten gewöhnlich ihre zu langen Reden mit Zitaten aus Werken der Dichter, welche nicht immer genau passten; aber darauf kam es nicht so sehr an. Am meisten verehrte man Schiller – er war der sublimen Dichter der Ideale; man nannte häufig Goethe, doch nicht ohne eine gewisse Verlegenheit – wegen seines

bedenklichen Liebeslebens; Heine schließlich wurde oft erwähnt, mit Stolz, doch zumeist mit schmerzlichem Hohn. Er war ein Täufling, das verzieh man ihm nicht, man vergaß es nie.

Was immer drüben, in der großen Welt, passieren mochte, wurde in jedem Bethause und auf dem Marktplatz eifrigst besprochen. Die Leute des Städtels ging alles an, obschon sie nur geringen Anteil am Geschehen, am Reichtum und Wohleben der anderen hatten. Sie lebten am äußersten Rande der Welt, das wussten sie, doch hinderte es sie nicht, vehement Stellung zu nehmen und sich zumindest während der endlosen Debatten einzubilden, dass es auch auf ihre Meinung ankäme. Diese Luftmenschen lebten im Bereiche eines alles metaphorisierenden „als ob“.

Von der Hässlichkeit des Städtchens gesprochen zu haben, bedrückte mich, wie ich erwähnte, bis in den Schlaf hinein. Nun, was dachten denn die Leute vom Städtel selbst? Wussten sie, wie hässlich ihre Häuser und wie unschön ihre armseelige Kleidung war? Gewiss fehlte ihnen die Möglichkeit zu vergleichen, denn die meisten von ihnen starben, ehe sie sich ein- oder höchstens zweimal weiter als dreißig Kilometer entfernt hatten. Die nahen Dörfer gefielen ihnen keineswegs, die strohbedeckten Hütten der Ukrainer waren in ihren Augen viel hässlicher als ihre eigenen Häuser; überdies mieden sie möglichst die Dörfer, weil sie mit Recht fürchteten, dort der Feindseligkeit zu begegnen. Dennoch waren diese Städtchen keine Ghettos, sondern wesensmäßig ebenso wie definitionsgemäß das Gegenteil. Ein Städtel war nicht das Anhängsel einer christlichen Gemeinde innerhalb der Bannmeile, nicht ein diskriminierter Fremdkörper innerhalb einer höheren Zivilisation, sondern im Gegenteil eine scharf profilierte, in ihren Grundlagen gefestigte autonome Gemeinschaft mit einer eigenartigen Kultur – dies inmitten von Armut und Hässlichkeit, und eingekreist von Feinden des jüdischen Glaubens. Das Städtel war ein Zentrum, von dem aus gesehen die slawischen Dörfer periphere Agglomerationen waren, deren Einwohner, zumeist Analphabeten, zum Geistigen kaum eine Beziehung hatten. In all seiner Misere war das jüdische Städtchen eine kleine Civitas Dei – geistig und geistlich erstaunlich, in mancher Hinsicht um Jahrhunderte zurückgeblieben, nicht selten abstoßend, aber dennoch bewundernswert, weil das Leben dieser Menschen täglich, ja stündlich und bis in die letzte Einzelheit durch ihre wahrhaft beispiellose Treue zu einem unablässig fordernden Glauben bestimmt wurde. Die Juden des Ghettos von Venedig, von Rom oder Worms blieben eine in der eigenen Vaterstadt diskriminierte exilierte Minderheit, während die Einwohner des Städtels majoritär, also bei sich zu Hause waren; ihre nichtjüdischen Nachbarn, etwa die polnischen Adeligen, mochten mächtig und reich sein und auf sie herabsehen: die Juden waren jedoch von ihrer eigenen Überlegenheit überzeugt. Im Städtel gab es nicht die Spur eines Minderwertigkeitsgefühls wegen der Zugehörigkeit zum Judentum und daher nicht die geringste Neigung, das eigene Wesen zu verhüllen oder wie die anderen zu werden.

Gewöhnlich wohnten zwei Familien zusammen, manchmal in einer einzigen Stube. Der Streit der Frauen, die am gleichen Herd kochen mussten, das Geschrei der Kinder, all das drang Tag und Nacht auf die Gasse hinaus. Das Unglück wurde

stets publik, das Glück blieb oft geheim, aber es offenbarte sich aufdringlich vor aller Welt, wenn die Eltern sich ihrer Nachkommen rühmen durften. Man schalt die Kinder laut, man verfluchte sie sogar und fast im gleichen Atemzug überschüttete man sie mit den zärtlichsten Worten.

Die meisten Häuser waren ebenerdig und boten selten mehr Raum als für zwei kleine Stuben und eine Küche, sie waren aus Holz gebaut und mit Schindeln gedeckt; sie drangen aufeinander ein, als suchte ein jedes Schutz bei dem anderen. Die Straßen bildeten selten eine gerade Linie, denn jedes Gebäude schien sich von den anderen zumindest durch die Formen unterscheiden zu wollen, als wären sie alle im Alptraum eines Urbanisten beheimatet.

Es gab kein Gas, keine Elektrizität und keine Kanalisation im Städtchen, und es gab natürlich auch keine Wasserleitung in den Häusern, sondern einige wenige Brunnen, aus denen man das Wasser schöpfte. Wasserträger brachten es jenen, die es bezahlen konnten, ins Haus, wo man es in großen Fässern bewahrte; die Armen mussten sich das Wasser selber holen.

Diese hölzernen Bauten fingen leicht Feuer – zu jeder Jahreszeit, besonders aber im Winter, wenn die schadhafte Ofen Brände verursachten. Da die Brunnen weit waren und das Wasser in den Fässern nicht selten vereiste, wurde der Brand zu spät gelöscht. Die Winde trugen das Feuer von Haus zu Haus und eine Nacht lang mochte dann das Städtchen wie von Flammen umzingelt sein, die in den Himmel stiegen: Rotgelbe Wände erhoben sich immer höher, sanken ins Dunkel hinab und stiegen wieder hinauf. In ihrem Lichte erblickte man halbnackte Menschen, die sich bald zu einem dichten Haufen zusammenballten, als dürften sie sich nicht trennen, und dennoch bald wieder auseinanderliefen – zu den Brunnen, zu den brennenden Häusern oder zu jenen, die noch unversehrt, aber bedroht waren. Die Nacht wurde zum Tage, auch die Kinder konnten nicht schlafen, sie liefen durch die Gassen, sammelten sich in der Nähe der Brandstätten oder schlepten die geleerten Eimer zu den Brunnen.

In solchen Nächten erfuhr ich, dass furchtbares Unglück, wenn es Ereignis bleibt und nicht Zustand wird, bei den Betroffenen eine Erregung hervorruft, in der man sich verhält, als ob die geordnete Welt aus den Fugen wäre, weil ihr alle Gesetze abhanden gekommen sind...

Wie eine Träne im Ozean¹

Die Uhr lag unter dem Kissen, er fand sie auch nicht auf dem Nachttisch. Die Helligkeit, die durch den schmalen Spalt der Vorhänge ins Zimmer drang, mochte vom späten Mond herrühren, gewiss vom Schnee. Oder es war schon Tag, und Roman hatte wieder verschlafen. Er fand das Feuerzeug, es gab nur ein winziges Licht, er konnte die Zeit von der Standuhr an der Wand gegenüber nicht ablesen, es warf ein rötliches Licht auf die runden Schultern, den vollen Rücken der Frau. Sie hob die Hand, wie um etwas zu verscheuchen, murmelte und schlief weiter.

Dass man sich mit Met so besaufen kann! Von dieser Jadwiga werde ich nur den Rücken in der Erinnerung behalten, dachte er, und ihre schlecht verhüllte Angst und das unentwirrbare Gemisch von Wahrheit und Lüge in allem, was sie erzählt. Aufstehen, die Uhr finden, Vorhänge wegziehen, einheizen, das Radio einschalten. Sie müssen die Botschaft wenigstens noch zweimal wiederholen, also nichts versäumen. Oder liegenbleiben und den Rücken vergewaltigen. Und nachher soll die Künstlerin Jadwiga aufstehen, Feuer machen, Frühstück, das Zimmer in Ordnung bringen. Alles hängt davon ab, wie spät es ist. Also doch erst mal 'raus aus dem Bett!

Nun stand Roman vor dem Fenster, zog die Vorhänge auseinander. Ja, das war der abnehmende Mond. Eine schlecht befestigte halbe Scheibe. Unecht. Das große Licht kam von unten, vom Schnee.

„Wach auf, Jadwiga, komm, die Allee ist noch nie so schön gewesen!“

Sie fuhr erst bei den letzten Worten auf, war verschreckt, sah ihn verständnislos an. „Was“, fragte sie, „wer ist da?“

„Der Winter, der Schnee, der Mond, du, Jadwiga, und ich, Roman.“

„Wie spät ist es denn jetzt? Und warum weckst du mich, wenn ich mich endlich ausschlafen kann?“

Er hatte inzwischen die Uhr gefunden, es war 5 Uhr 14, in einer Minute begann die Sendung, die die Wiederholung der Botschaft bringen musste. Er zündete die Kerze auf dem Tisch an, schaltete den Apparat ein.

„Verrückt, jetzt Radio zu hören!“, meinte sie. „Jetzt schläft man.“

Erst gegen Ende kam die Nachricht, die ihn betraf. Sie war enttäuschend. Der dümmliche Codesatz besagte, dass die Reise des Delegierten wieder aufgeschoben war. In den nächsten Tagen würde präzisere Nachricht folgen.

¹ Auszug aus: Sperber, Manès: Wie eine Träne im Ozean: Romantrilogie. 5. Aufl. Wien und Zürich: Europaverlag, 1991. S. 877–903.

Jadwiga setzte sich auf und rief ärgerlich: „Ich sag’s zum letzten Mal, ich will schlafen, nicht Radio hören.“

Warum sagte sie es erst jetzt, nachdem die Botschaften durchgegeben sind? Vielleicht sollte ich ihr misstrauen, erwog Roman. „Ich suche Musik“, antwortete er, „aber die reden ohne Aufhören. Ich warte noch fünf Minuten, dann drehe ich ab. Jetzt aber komm endlich ans Fenster.“

Sie weigerte sich. Er zog sie mit einem Ruck aus dem Bett, sie wehrte sich, aber unvermittelt wurde ihre Stimme zärtlich, sie schmiegte sich an ihn an. Sie hatte Angst. Wovor, fragte er sich. Er fasste sie um die Taille und sagte:

„Ist die Allee nicht schön? Als ich klein war, stieg sie bis zum Hügel hinauf, oben, wo du die kleine Kapelle siehst, und auf der andern Seite hinunter bis zum Fluss. Immer habe ich auf den Schnee gewartet, weil ich mich nach der Reinheit sehnte, verstehst du das, Jadwiga?“

Sie fror im Hemd, zitterte. Zuerst sollte sie antworten, dann würde er sie ins Bett zurückbringen.

„Jemand steht auf dem Hügel neben der Kapelle. Er hat ein Pferd am Halfter. Er blickt zu uns herüber“, sagte sie unruhig.

„Er kann uns nicht sehen. Es wäre leicht, ihn abzuschießen. Soll ich das Gewehr holen?“

„Ich will ins Bett zurück, verhäng das Fenster, komm, schlafen wir, es ist Nacht.“

Ja, sie hatte Angst vor ihm, vor dem Mann auf dem Hügel, vielleicht sogar vor dem Schnee. Er kannte sie erst seit zwei Tagen. Zeit genug, um mit ihrem „Schicksal“ bekannt zu werden. Ihn interessierten aber nicht die Schicksale, sondern nur Geschichten, kurze Anekdoten, deren Helden auswechselbar sein sollten. Was einer war, das sah man ihm an, und was einer tat, war nicht so wichtig. Alles war vorbestimmt, unaufhaltsam folgte der Fluss seinem Gefälle, die Mäander änderten nichts daran, aber sie waren manchmal hübsch anzusehen.

Der vierunddreißigjährige Roman Skarbek fragte sich selten, warum er dies und nicht jenes tat. War dem Impuls des Augenblicks zu folgen nicht vernünftig? Die dem eigenen Impuls misstrauten, waren nicht glücklicher, ihr Leben nicht weiser, nur komplizierter. Seine Mutter hatte jeden Schritt stets reiflich überlegt – eine zielbewusste Dame, auch jetzt noch mit ihren zweiundsechzig Jahren. Deshalb hatte sie den fünfzehn Jahre älteren Stanislaus Skarbek geheiratet. Einen idealen Gatten wollte sie aus ihm machen. Dann schoss er sich die Kugel ins Herz. Nun lebte sie in der Stadt, in der Nähe der tyrannisch geliebten Tochter und der Enkel. Noch immer dirigierte sie alles. Selbst den Sohn, der einmal in zehn Tagen zu ihr kam, glaubte sie noch zu lenken, sein „gutes, aber gleichgültiges“ Herz, langsam ummodellieren und ihn bald verheiraten zu müssen. Der Feind war im Lande, jeder spürte seinen würgenden Griff, aber Frau Skarbek blieb eingesponnen in ihre eigenen Pläne wie eine Spinne in ihr Netz.

Roman lebte ohne Plan, er improvisierte – das warf ihm die Mutter vor. Vor zwei Tagen hatte er Jadwiga bei einer jungen Witwe getroffen, die sich gar zu geschickt durchschlug, sie kaufte und verkaufte alles unter der Hand. Roman war ihr

Kunde. Sie verwandelte für ihn die letzten Reste seiner beweglichen Habe in Geld und in Waren. Sie wäre die Mätresse eines hohen Gestapobeamten, hieß es von ihr, und gleichzeitig eine verlässliche Patriotin. Am Abend war ihr Haus ein kleines Kasino und eine Herberge, denn in der Nacht durfte man sich nicht auf der Straße zeigen. Gegen Morgen nahm Roman die hübsche Jadwiga mit, die erst vor kurzem aus der Hauptstadt gekommen war. Nur einige Minuten Schlittenfahrt wollte sie in der scharfen, reinen Winterluft genießen, sagte sie. Aber sie ließ sich leicht überreden, ins alte Schloss mitzukommen.

Eine melodramatische Improvisation, diese Jadwiga, dachte er, während er sich zu Bett legte. Jusek wird sie in die Stadt zurückbringen. Ab achtzehn Uhr wird es mir völlig unwichtig sein, weswegen sie so ängstlich ist.

„Du liebst mich nicht“, sagte sie träge.

„Und was müsste ich jetzt tun, wenn ich dich liebte?“

Sie antwortete nicht. Vielleicht ist sie doch ein Spitzel. Eigentlich meine Pflicht, es festzustellen, sagte sich Roman. Er fragte:

„Nicht wahr, du kommst aus Warschau?“

„Nein, das sag´ ich nur aus bestimmten Gründen.“

„Aha, da will ich nicht indiskret sein.“

„Es ist ein Glück für eine anständige Frau, einen so diskreten Geliebten zu haben“, erwiderte sie und vergrub den Kopf ins Kissen.

Er erhob sich und ging ans Fenster. Der Mann war noch immer auf dem Hügel. Die Leute von der Wache hatten ihn gewiss bemerkt und beobachteten ihn. Kein Deutscher, er wäre nicht allein. Vielleicht ein eigener, einer von der Delegation? Warum sollte der zu so unmöglicher Stunde kommen? Nun stieg der Mann aufs Pferd und ritt die Allee hinunter – kein geübter Reiter. Er brachte plötzlich, zu gewaltsam, das Tier zum Stehen, wandte sich um, verschwand hinter dem Hügel. Da sprengte einer der Eigenen vor, ritt ihm nach. Roman wartete auf seine Rückkehr, öffnete das Fenster und fragte:

„Wer war es?“

„Ein Fremder. Er hat die Straße nach Wolyna genommen. Vielleicht ein Offizier, aber er reitet nicht gut, ein Hurensohn, hat eine Pelzmütze auf dem Kopf gehabt.“

„Mach das Fenster zu, es dringt eine furchtbare Kälte herein“, rief Jadwiga.

„Vor der Kälte fürchtest du dich also auch?“, fragte er.

„Ja. Aber weniger als vor den Menschen. Die tun mir nur Böses.“

Das konnte sich auf einen untreuen Gatten beziehen, auf einen Geliebten, der ihr nicht genug Geld gab, oder auf Krieg, Besatzung, Verfolgungen. Er versprach ihr, dass sie ungestört werde schlafen können, verließ das Zimmer und ging hinunter. Etwas musste sofort unternommen werden, um herauszufinden, was für eine Bewandnis es mit dem fremden Reiter hatte.

Die lange Geschichte des alten jüdischen Städtchens Wolyna blieb ungeschrieben, sie wurde von Geschlecht zu Geschlecht mündlich überliefert. So kannte kaum einer die genauen Daten, jeder aber die Geschehnisse, deren Wirkung im Übrigen

gegenwärtig geblieben war: Von Kriegen, Aufständen, Pogromen, Epidemien, vernichtenden Bränden waren Spuren zurückgeblieben, die niemand verwischen wollte. Es gab Grabsteine mitten in der Stadt, genau an der Stelle auf dem Markte, an der Glaubensmartyrer ihren Tod gefunden hatten, Männer, Frauen und Kinder; es gab einen ganz alten Friedhof auf dem westlichen Hügel, die Grabsteine waren tief in die Erde eingesunken, die Inschriften auf ihnen schwer entzifferbar. Aber die Wolynaer fühlten sich auch mit jenen Toten verbunden, deren Namen bis zur Unkenntlichkeit verblichen waren. Es gab den Pestfriedhof in der Nähe des Flusses und den neuen am Rande des Waldes, neben dem Sägewerk. Wenn es galt, über große Not zu klagen oder drohende Gefahren abzuwenden, ging man die Toten „bemühen“, sie waren die verlässlichsten Fürsprecher beim Allmächtigen. Die Wolynaer, von alters her in der Mehrheit Teppichknüpfer, deren gründliche Arbeit alle Welt rühmte, ließen keine Möglichkeit ungenutzt: Sie gingen auf alle drei Friedhöfe, und sie versammelten sich zuletzt noch vor den Grabsteinen der Märtyrer. Sie fürchteten den Tod, aber sie liebten die Toten. Ihres Beistandes waren sie immer sicher.

Die Kunst des Teppichknüpfens hatten sie aus einem anderen, fernen Exil mitgebracht. Aber erst in der neuen Heimat, hieß es, war das Geigenspiel bei ihnen allgemein geworden. In jedem Haus gab es wenigstens einen Violinisten. In jedem guten Orchester in der Welt spielt wenigstens ein Wolynaer, rühmte sich das Städtchen, das so viele Söhne in die Ferne hinausgeschickt hatte. Vor allem Geiger, aber auch Mathematiker waren unter ihnen und ein berühmter Rechtsgelehrter, dessen Urteil man im Streit der Völker anrief. Und ein Architekt, der Wolkenkratzer baute.

Ein reizloses, unordentliches, nicht sehr sauberes jüdisches Städtchen, wie es deren Hunderte in diesem Lande gab, dieses Wolyna mit seinen 3487 Seelen. Aber dennoch ganz anders als die anderen, wiederholten die Leute. Und sie meinten: In allen Dingen, Geschehnissen und Verhältnissen gibt es außer der offenbaren eine geheime Bedeutung, die wahrhafte. Sie wird dem fassbar, der die Zeichen zu entdecken und zu deuten versteht. Das lernten sie schon als Kinder, und daher dachten sie: Teppichknüpfen ist ein Handwerk wie jedes andere, nützlich, um Brot für die Kinder zu verdienen und Schulgeld und was man sonst noch unbedingt braucht, ein Handwerk und dennoch mehr als das, anderes – voller Zeichen, die den Nachdenklichen zur Tiefe hinlenken, zum wahren Sinn des Lebens.

Oder zum Beispiel unser Geigenspiel, sagten die Wolynaer. Die Welt ist voller Töne. Ein Ding fällt ins Wasser oder das Holz dehnt sich – Töne. Aber Musik, das sind die Töne in Gottes Ordnung, die hörbaren Zeichen Seiner Mathematik, die unaussprechlich sind wie Sein Name, geheiligt sei Er und gesegnet. Kein Zweifel, Er hatte Besonderes mit ihnen vor. Aber Sein Atem war lang, Sein Zeitmaß nicht menschlich. Und inzwischen ging es schlecht, schon seit Jahren, und wurde immer schlechter, denn in der großen Welt gab es auf einmal Maschinen für alles, auch um Teppiche zu fabrizieren. Wolyna hätte verhungern müssen, aber es gab, Gott sei Dank, die Post. Sie brachte Geldsendungen von den Söhnen und Neffen draußen. Im ersten Weltkrieg wurde das Städtchen mehrere Male vom Feind besetzt. Die Post funktionierte nicht, aber man kam kaum dazu, über den Mangel zu klagen. Epide-

mien brachen aus, die ein Fünftel der Einwohner hinrafften. Es gab Bombardements – Wolyna war ein Brückenkopf –, die hölzernen Häuser gingen in Flammen auf. Die Not war grenzenlos. Allen war es damals gewiss, dass die Zeit der großen Wunder nahe sein musste – wer weiß, mit dem nächsten Sonnenaufgang mochte der Messias herniedersteigen. Dann aber erwies es sich, dass die Zeit noch nicht ganz reif war. Kaiserreiche fielen zwar in Trümmer, neue Mächte entdeckten sich der Welt – das alles hatte gewiss eine Bedeutung, aber die Verheißung war nicht eindeutig.

Wolyna war nun polnisch. Die Hallerczyki, die Soldaten des Generals Haller, zogen triumphierend durch, sie töteten nur wenige der Einwohner. Die meisten Verwundeten blieben leben. Der Graf Stanislaus Skarbek war rechtzeitig herübergekommen, hatte eingegriffen, alle Offiziere zu sich aufs Schloss geladen und die Soldaten in die Dörfer schicken lassen.

Dann gab es wieder Krieg, die Polen zogen gegen Kiew, die Russen bis vor Warschau, aber schließlich kam doch der Friede. Man konnte die Teppiche leicht absetzen, aber das Geld war jeden Tag weniger wert. Die Wolynaer, die leicht aus dem Pathos in die Ironie, aus der Klage in die Selbstverspottung hinüberwechselten, zitierten: „Böten wir Kerzen feil, die Sonne würde nicht mehr untergehen; webten wir Leinentücher, niemand würde mehr sterben. Hat das Geld Wert, kommt es nicht zu uns; ist es bei uns, hat es keinen Wert.“

Aber, Gott sei Dank, die Post funktionierte wieder.

Die neuen Verfolgungen, Gefahren und Hoffnungen waren nur neu dem Namen nach. Selbst die Kinder wussten es, dass die Geschichte der Diaspora nichts anderes war als eine fortgesetzte Wiederholung der Josephsgeschichte: Es gab gute Pharaonen und es gab schlechte, deren Gedächtnis nichts behielt, die handelten, als ob sie Joseph nicht kannten. Das lernte man im zweiten Buch Mosis, zumindest einmal im Jahr. Wir lernen, sagten die Wolynaer, und haben keine Macht, die aber Macht haben, die lernen nicht.

Da stand ein Mann auf in Deutschland, auf den hörten immer mehr Menschen. Er hieß Hitler, war niemand anderer als jener Haman, den man so gut aus der Chronik Esther kannte. Und eines Tages machten die Deutschen aus diesem Hitler einen Kaiser. Gott allein wusste, warum Er die Hamans in die Welt schickte, man durfte Ihn nicht anklagen. Er war gerecht; denn versagte Er zwar dem Übel nicht die Erscheinung, so gewährte Er ihm doch nie die Dauer. In allem kam es aber nur auf die Dauer an.

Die Wolynaer zweifelten nicht an ihrer eigenen Dauer, bis der Krieg kam und Hitlers Armeen ins Land einbrachen. Die Ausrottung begann, aber keiner vermochte wirklich an sie zu glauben.

„Wolyna ist ein besonderer Fall. Ihr könnt euch alle retten“, wiederholte unermüdlich die frühere Hebamme Fräulein Maria Muszinska, die Geliebte des Platzkommandanten Böhle. „Der Herr Kommandant wünscht, dass ihr als einmalige Steuer alle Teppiche abliefern, dann wird er euch vergessen.“

Die „Aktion“, so hieß die systematische Ausrottung der Juden, hatte schon vor Monaten begonnen. Von den achtzehn Städtchen des Bezirks bestand nur noch

Wolyna. Die jüdischen Einwohner der siebzehn anderen waren nicht mehr: Ein Teil in den Synagogen versammelt und niedergemetzelt oder verbrannt, ein anderer nach den Vernichtungszentren abtransportiert. Nur einzelne von ihnen hatten sich rechtzeitig in das Städtchen der Teppichknüpfer und Geigenspieler gerettet. Sie scharten sich um den chassidischen Rabbi, dessen Urgroßväter schon Tausende von Gläubigen angezogen hatten, die an Wunder glauben wollten und an Heiligkeit.

Der Rabbi – man nannte ihn gewöhnlich Zaddik, den Gerechten, oder auch den Wolynaer – riet, Böhle alles zu geben, was er durch den Mund seines Kebsweibes verlangte.

„Man muss“, sagte er, „unterscheiden zwischen jenen, die gehen und kommen einerseits, und jenen, die kommen und gehen andererseits. Die letzteren wollen alles auf einmal haben, denn sie wissen, dass es ihr Geschick ist, nicht zu bleiben.“

Und der Rabbi zitierte viele heilige Sprüche, um zu beweisen, dass das Wort „bleiben“ eine tiefe Bedeutung hatte, die wie die Wurzeln eines alten Baumes weit hin reichte: bis zur Gerechtigkeit und bis zur Gnade im Leiden. Nur scheinbar schweifte er ab, wenn er im erhabenen Spiel mit Worten und mit dem Ziffernwert der Buchstaben, aus denen sie zusammengesetzt waren, sich bis zur trostreichen Deutung verlor, dass Leiden und Bleiben zusammengehörten, dass sich aus ihrer Differenz wieder ein anderes Wort bilden ließ, das war: Gnade.

Als die Wolynaer die Teppiche abgeliefert hatten, auch die alten, die sie wert gehalten hatten wie Vermächtnisse, erklärte die Hebamme, dass sie sich nunmehr als Arbeiter im Dienst des Reiches anzusehen und immer mehr und mehr zu arbeiten hätten, um den gnädig gestimmten Beschützer nicht zu enttäuschen. Es war Krieg, selbst die siegreichen Deutschen arbeiteten ohne Unterlass, Hitler brauchte alles in riesigen Mengen, auch Wolynaer Teppiche.

Einige Zeit später erklärte der Kommandant, er sei enttäuscht. Er ließ fünfzig junge Menschen abtransportieren und verlangte für die neue Woche die doppelte Leistung, außerdem als Provision für die Hebamme alles Gold und Silber.

Aber er war immer noch enttäuscht, wie seine Freundin bedauernd erklärte, und kürzte die Lebensmittelration auf die Hälfte. Überdies verschickte er hundertfünfundsiebzig Männer, Frauen und Kinder.

Wie sehr auch diese Maria Muszinska die „besondere Rolle“ ihres großen Freundes rühmen mochte, es wurde offenbar, dass er die Wolynaer nicht mehr lange würde ausbeuten und so vor der Vernichtung schützen können.

„Es ist ein Spiel des Frevlers oder der Katze mit der Maus“, sagte Jechiel, der Führer der Gemeinde. „Besser, wir hauen uns die Hände ab, als dass wir weiter für ihn arbeiten. Besser, wir zünden unsere Häuser an, als dass wir dank der Gnade des Henkers in ihnen bleiben. Es ist Zeit, Rabbi. Was mit den anderen geschehen ist, wird auch mit uns geschehen.“

„Wo ist die Vernunft in deinen Worten, Jechiel?“, fragte der Zaddik. „Solange die Katze noch spielen will, ist die Maus nicht verloren. Wenn leben dulden ist, wer darf die Geduld verlieren? Aber die Katze hat Angst vor dem größeren Tier. Wer weiß, vielleicht will auch dieses spielen. So muss man dem höheren Kommandan-

ten in der Bezirkshauptstadt, diesem Frevler Kutschera, zu verstehen geben, dass er schnell reich werden kann mit dem Werk eurer Hände, die du Narr abhacken willst. Gott vergebe dir die Sünde.“

Ein junger Mann trat vor und sagte:

„Es heißt, dass es in den Wäldern Männer gibt mit Waffen. Auch sie waren Mäuse, nun sind sie Wölfe. Warum sollen wir nicht werden wie sie?“

Der Rabbi beugte sich über den Folianten, las halblaut einige Worte, schloss die Augen und wiegte den Kopf hin und her. Nun hätten ihn die Männer verlassen sollen, aber diesmal wollten sie den Wink nicht verstehen. Jechiel brach das Schweigen:

„Vergebt mir, Rabbi, ich bin's nicht wert, Eure Gedanken zu stören. Aber welcher Lehrer dürfte die Jungen ohne Antwort lassen, wenn sie nach einem Weg suchen? Würde er sich denn dann nicht mit ihren Sünden belasten? Was soll man tun, Zaddik?“

„Den fremden Juden sollt ihr mir bringen! Der Neunte bin ich, der in diesem Stuhl sitzt. Die vor mir waren – das Gedenken der Gerechten sei gesegnet –, haben Geschlechtern und Geschlechtern den Weg gezeigt, sie gelehrt zu unterscheiden, was die wahre und was die falsche Tiefe ist, was ein Weg ist und was – Gott behüte! – ein Abweg. Ihr aber habt schnell vergessen, was meine Väter eure Väter gelehrt haben. Ein Fremder erscheint, ein Abgesandter des Abgrunds, er hat sein Weib verloren, seine Kinder, sagt er, und hat die Vernichter am Werk gesehen, behauptet er. Er hasst unsere Feinde, das glaubt er, und ist doch ihnen, nicht uns nahe, das weiß ich. Als er hier ankam in jener Freitagnacht, da wusste er nicht einmal, dass er den Sabbat entheiligte. Die Gewänder des Feindes trug er an seinem Leibe –“

„Verzeiht, Rabbi, ich bin nicht wert, Euch zu unterbrechen, aber das ist alles seit langem aufgeklärt: warum er die deutsche Uniform angezogen hat, warum er gerade zu uns gekommen ist, warum –“

„Er soll kommen“, schnitt ihm der Rabbi das Wort ab. Und dann zu Sorach, einem uralten Mann, gewandt, fügte er hinzu: „Der Tor starrt in den Brunnen hinunter, den Himmel und die Gestirne selbst, nicht aber ihren Widerschein glaubt er darin zu entdecken. Du, nimm einen Kieselstein und wirf ihn ins Wasser – und des Toren Himmel wird auseinanderspritzen. Dann erst wird der vernarrte Mensch den Kopf heben, den wirklichen Himmel erblicken und einsehen, dass der Abgrund ein Abgrund ist und dass der Himmel immer über dem Menschen und nie unter ihm ist. Es ist Zeit, dass ich den Stein werfe.“

Der alte Sorach sagte:

„Hier an der Tür wirst du stehenbleiben, Fremder, aber am Vorhang wirst du dich nicht anhalten. Wenn man dir winken wird, näher zu kommen, wirst du einen Schritt tun und vielleicht noch einen, aber nicht mehr. Fragt man dich, antworte nicht sofort, damit sich deine Worte nicht mit den Worten des Zaddik vermischen. Und keinen Augenblick sollst du vergessen, vor wem du stehst, und mit jedem Atemzug sollst du denken, dass er noch mehr ist, als er ist, denn seine großen Ahnen stehen ihm bei. Sie tragen ihn auf ihren Schultern. Und nun sag mir, wie du dich nennst.“

„Eduard Rubin.“

„Eduard ist kein Name. Und dein Vater?“

„Moritz Rubin hat er geheißt, er ist schon lange tot.“

„So werde ich sagen, du heißt Ephraim ben Mosche aus dem Hause Rëuben.“

Der Saal war geheizt, stellte Edi mit Staunen fest. Vom Kachelofen, der bis an den Plafond reichte, ging eine Gluthitze aus.

„Kein Haus ist geheizt in Wolyna“, sagte Edi. „In Stuben mit Kindern, mit Kranken ist es so kalt, dass es wie Dampf aufsteigt, wenn man den Mund öffnet. Hier aber gibt es genug Kohle, der Saal ist überheizt.“

„Willst du denn, dass der Gerechte frieren soll?“

„Wie alle anderen, gewiss. Wie alle jene, die Tag und Nacht mit klammen Fingern arbeiten.“

Der rote Vorhang am andern Ende des Raumes wurde beiseite geschoben. Zwei Alte traten vor, ihnen folgte ein mittelgroßer, dicklicher Mann, der an die vierzig sein mochte oder jünger. Er trug einen buntgestreiften, schweren seidenen Kaftan, der ihm bis zu den Knöcheln reichte, auf dem kahlgeschorenen Kopf eine runde weiße Mütze. Die blonden Schläfenlocken schienen kunstvoll geringelt.

„Man wünscht, allein zu sein mit Ephraim ben Mosche aus dem Hause Rëuben, dem Fremden aus der heiligen Märtyrergemeinde Wien!“, rief Sorach laut aus, als ob seine Mitteilung einer Menge gälte. „Der Sohn aber soll bleiben!“, fügte er schnell hinzu. Er hatte einen Wink des Rabbi aufgefangen.

Edi drehte sich erstaunt um und entdeckte hinter einem einfachen Pult einen etwa sechzehnjährigen Jungen, dessen Kopf sich so tief über einen Folianten beugte, dass nur eine weiße hohe Stirn und schwarze Schläfenlocken von ihm sichtbar waren. Als sich Edi von ihm abwandte, sah er, wie die Vorhänge zugezogen wurden. Die alten Männer waren verschwunden.

„Wissen Sie, Dr. Rubin, warum der alte Sorach Ihre Heimatstadt eine heilige Märtyrergemeinde nennt?“, fragte der Rabbi, ohne von seinem Buch aufzublicken. „Vor fünfhundertzwanzig Jahren hat man die Juden aus Wien ausgetrieben. Noch wusste man nicht, wohin man sie abschieben sollte. Man hatte ihnen alles abgenommen, man wartete auf die Erlaubnis, sie zu töten. Die Juden verhungerten in den kleinen Ruderbooten, mitten in ihrer Stadt. So vergingen einige Tage. Da kam der Sonntag. Die Christen spazierten die Ufer der Donau entlang, um sich am Anblick der Ausgestoßenen zu weiden. Ein findiger Bäcker brachte vertrocknete Brotlaibe und verkaufte sie billig an die Gaffer. Die Christen warfen die harten Brote auf die Verhungerten, sie zielten auf die Köpfe. Boote wurden zum Kentern gebracht, ihre Insassen ertranken. Aber nicht alle kamen um. Die Überlebenden gründeten an anderen Orten neue Gemeinden. Und später kamen Enkel der Vertriebenen und der Ertränkten zurück, aber seither nennen wir Wien Kehillah kedoschah, die Heilige Gemeinde. Sie sind ein gelehrter Mann, haben Sie das gewusst?“

„Nein“, antwortete Edi. „Oder vielleicht habe ich es einmal gewusst und wieder vergessen. Ich habe mich wenig für jüdische Geschichte interessiert.“

„Aber das Gleichnis verstehen Sie doch: In der Hand der Christen ist das Brot, das sie den Verhungernden zuwarfen, zur Waffe geworden. Der Allmächtige hätte den Unschuldigen die Speise gegönnt, aber er durfte den Schuldigen nicht die Gunst gewähren, eine gute Tat zu tun.“

„Um das verwirrende Handeln der Menschen zu verstehen, braucht man vielleicht Dialektik, die Taten Gottes aber sollten einfach sein, ohne Gleichnis. Er soll uns keine Rätsel aufgeben!“, sagte Edi unwirsch. Er war entschlossen, sich einen von den vielen Stühlen, die um den langen Tisch und die Wand entlang standen, zu holen, wenn dieser zu gut genährte, blonde Rabbi mit den himmelblauen Augen ihn nicht sofort zum Sitzen einlud.

„Dialektik, was ist das?“, fragte der Rabbi und sah zum Sohn hinüber.

„Setzt euch, Herr!“, sagte der Junge. Er brachte Edi einen Stuhl, ging zum Pult zurück und erklärte, ohne den Vater anzusehen:

„Ihr wisst, Rabbi, was Dialektik ist. Aber die Weisen der anderen Völker haben nur auf Aristoteles gehört, und deshalb haben sie nur die Hälfte der Wahrheit erfasst. Dass die Einheit in Gegensätze aufbricht, dass die Gegensätze sich zur Einheit verbinden, das ist selbstverständlich, weil Gott alles Sein ist, und weil Gottes Sein eine ungestörte Ruhe im Raum und gleichzeitig eine unendliche Bewegung in der Zeit ist. Die anderen haben nicht erkannt, dass Gott sowohl das Rätsel als auch aller Rätsel Lösung ist. Und das ist Dialektik.“

Der Vater wiegte den Kopf langsam hin und her, während er mit der Linken die Augen abzuschatten schien, als müsste sie vor einem zu starken Licht schützen. Nach einer Weile meinte er:

„Was brauchen wir aber dann das ionische Wort Dialektik? Und warum glaubt der Fremde, dass das Geheimnis beim Menschen ist, der Allmächtige aber keine Rätsel aufgeben soll?“

„Weil er den Schöpfer der Welt nach dem Ebenbild dessen formt, der er selber sein möchte“, antwortete der Junge schnell.

„Das Geheimnis von den Broten haben Sie also nicht erfasst, Dr. Rubin“, begann der Rabbi wieder, „nicht einmal das! Wie können Sie dann glauben, dass Sie verstehen, was jetzt vorgeht?“

„Eben, weil es sich um Vorgänge, nicht um rabbinische Gleichnisse handelt“, erwiderte Edi.

Der Vater und der Sohn lachten. Nicht zu laut, auch nicht spöttisch, sondern wie erheitert durch das vorschnelle, törichte Wort eines Kindes, dem man leicht verzeiht. Was sie dann einander sagten, in einem schwer verständlichen Jiddisch, und die hebräischen und aramäischen Zitate, mit denen sie ihre Auffassungen belegten, all das hörte er kaum an. Kein Vorgang, keine Tat, meinten sie, ohne einen Willen, der sie vorgeformt hat. Alles Geschehen ist eine von vielen Äußerungsformen eines einzigen, des göttlichen Willens.

Edi starrte unverwandt den Jungen an, seine länglichen, dunklen Augen, deren Glanz bewegend war und betörend. Zum zweiten Mal in seinem Leben überwältigte ihn der Eindruck, in einem Unbekannten einem Vergessenen zu begegnen. Das

erste Mal geschah es ihm, als er in einer elenden Prager Stube einer Frau gegenüber-saß, der er die Nachricht brachte, dass ihr Mann im Bürgerkrieg gefallen war. Wie damals fühlte er auch jetzt in bedrängender Weise, dass er ein zweites Gedächtnis haben mochte, darin das Geheimnis, aber nicht seine Lösung aufbewahrt war.

„Es ist aber ein Sinn darin, dass er gekommen ist. Jeder Fremde ist ein Gesandter, denn er bringt eine Botschaft, auch wenn er davon nichts weiß. Welche Botschaft bringt Ihr, Herr?“, fragte der Junge auf Deutsch.

„Und sagt, woher Ihr kommt“, fiel der Rabbi ein, „und warum gerade in dieses Städtchen und warum in der Uniform eines deutschen Offiziers. Und wenn Ihr denkt, dass Ihr unglücklicher seid als andere, sagt, durch wessen Schuld.“

Dem Jungen zugewandt, erzählte Edi, was ihm zugestoßen war seit jenem Augenblick – im August 1942 –, da er erfuhr, dass man gekommen war, ihn zu suchen, und seine Frau und das Kind und noch ein anderes weggeholt und durch ganz Frankreich und Deutschland bis nach Polen verschleppt hatte, um sie zu vergasen.

Einige Sätze würden genügen, das Wesentliche mitzuteilen, sagte er. Vielleicht war es die Art, wie der Knabe ihm lauschte, das Bedürfnis, sich endlich aufzuschließen und die Klage laut werden zu lassen, die er seit Monaten stumm in sich trug – alles musste er nun sagen, wie er es sich selbst wiederholt hatte in den vielen Tagen und Nächten seiner Wanderung, seiner kühnen Unternehmungen, deren keine gelang. Seinethalben und an seiner Stelle, weil er sich in den Bergen versteckt hielt, hatte man die Frau genommen, die keine Jüdin war, ihren Sohn und einen kleinen Jungen, einen verwaisten Christen, dessen sich ein Freund zuvor angenommen hatte. Kaum war die Nachricht zu ihm gedrungen, war er in die Stadt gerast, in jenes Festgebäude, darin man die Häftlinge bis zu ihrem Abtransport nach Osten gefangenhielt. Er kam zu spät, Relly und die Kinder waren schon verfrachtet worden. Mit List und Gewalttat verschaffte er sich die Papiere und die Uniform eines deutschen Militärarztes, er fuhr durch ganz Frankreich, durch Deutschland. Immer zu spät, um einen Tag, um eine Nacht, am Ende nur um wenige Stunden. Denn er drang sogar ins Lager ein. Der Kühnheit war er sich nicht bewusst und nicht der Gefahr. Seit Tagen lief er einem Ziel nach, alles andere war ausgelöscht.

Nun war der Augenblick gekommen, ausführlich von den Lagern zu berichten, von der unvorstellbaren Organisation der Ausrottung, vor der er warnen wollte. Aber er sprach lange von Relly, davon, wie sie mit der Schwere des Lebens gewachsen war, so dass er am Ende nur noch in ihr den Grund fand, weiterzuleben.

Er vergaß die Zuhörer. Zu sich selbst sprach er und zu der Toten. Zum ersten Mal musste er nicht an die Leichen denken, wie er sie gesehen hatte, an jenen Anblick, der einen zeichnete bis ans Lebensende.

Nach einiger Zeit unterbrach ihn der Rabbi – der Nachmittag ging zu Ende, bald würde es Abend und zu spät für das Minchahgebet. Edi würde nachher weiter berichten. Er blieb allein. Er stand auf und sah sich noch einmal um. Die Fenster gingen nicht auf die Gasse, sondern auf einen weiten verschneiten Hof. Die Fenster öffnen, in den Schnee hinunterspringen und diese Leute niemals mehr wiedersehen, dachte er. Niemals hätte er zu ihnen sprechen sollen, wie er es getan hatte. Sie

waren ihm fremd, unangenehm und geradezu verdächtig in ihrer Gewissheit, dass sie allein den Sinn kannten, in ihrer grotesken Intimität mit Gott.

Um sich abzulenken, holte er den Folianten vom Pult des Jungen. Er konnte keinen Buchstaben darin lesen. Als er ihn zurücklegen wollte, bemerkte er, dass ein deutsches Buch unter dem großen versteckt gelegen haben musste. Er nahm es zur Hand, es war Hegels „Phänomenologie des Geistes“. Das Exemplar war in Wien gekauft worden, der Stadt, von der der sechzehnjährige Hegel-Leser wahrscheinlich nur als der Heiligen Gemeinde sprach – nicht dessentwegen, was da in den letzten Jahren geschehen war, sondern wegen eines Ereignisses, das fünfhundertzwanzig Jahre zurücklag.

Die beiden mussten bald zurück sein. Er würde ihnen dann das Ultimatum stellen: Entweder der Rabbi forderte selbst die wehrfähigen Männer auf, in die Wälder zu gehen, um, wenn es sein musste, wie Männer und nicht wie Lämmer zu sterben – oder der Rabbi und dieser sonderbare Knabe lehnten es ab, dann wollte Edi die Gemeinde gegen sie aufbringen und ohne Verzug zur Tat schreiten. Er war jenseits aller Furcht, vor keiner Untat schreckte er zurück. Dem, der er gewesen war, glich er nicht mehr, sein Gewissen war betäubt. Er ging darauf aus, denen zu gleichen, die er hasste, im Untergang sich ihrer Welt einzuverleiben. Rely hätte ihn vor solchem Sturz retten können, aber die Erinnerung an ihr Wesen trat nur selten hervor; die an ihren Leichnam beherrschte seine Sinne. Sein Leiden hatte so sehr alles Maß überschritten, dass er es nicht mehr fühlte. Nur während er diesen Männern von Rely gesprochen hatte, war er in Gefahr geraten, zu sich selbst zurückzufinden. Nun er wieder allein war, bereute er heftig die Gemütsbewegung und versprach sich's, dass sie nie mehr wiederkehren sollte. Er brauchte keinen Trost, er wollte die eigene Klage nicht kennen. Edi war sich selbst aufs Äußerste entfremdet.

Mit dem Rabbi und seinem Sohn traten mehrere Männer ein. Sie brachten aus der Betstube brennende Kerzen mit, die sie in die Leuchter steckten, ehe sie sich stumm an den langen Tisch setzten. Ihre Gesichter waren schwach erhellt, die schwarzen Gewänder vermengten sich mit dem Schatten der Leuchter an den Wänden. Der Rabbi sagte:

„Alles, was Sie erzählt haben, wissen wir, Dr. Rubin. Durch Jahrhunderte haben Scheiterhaufen gebrannt in Europa. Dann hat man für eine kurze Zeit aufgehört, und ihr Aufgeklärten, ihr habt gemeint, es ist aus, eine neue Zeit ist gekommen, Juden brauchen nicht mehr den Messias, brauchen nicht mehr Gott. Wir aber haben immer gewusst, zwischen einer kurzen Pause und dem Ende zu unterscheiden. Wir lebten stets in Furcht und in Erwartung, und so leben wir heute.“

„Worauf warten Sie, auf ein Wunder?“, fragte Edi ungeduldig.

„Im Wunder leben wir Juden die ganze Zeit, ich warte auf ein Zeichen, das mir verständlich macht, was der Allmächtige jetzt im Besonderen mit uns vor hat. Vielleicht ist es die Zeit von Gog und Magog, vielleicht ist es etwas anderes.“

„Ich warte auf kein Zeichen. Ich möchte sofort wissen, ob Sie die Gemeinde auffordern werden, alles Geld oder was Geldwert hat, zusammenzutragen, damit man ohne Verzug Waffen und Lebensmittel beschaffen kann. Die Männer von

Wolyna werden all das brauchen, in den Bergen und in den Wäldern, der Krieg wird noch Jahre dauern.“

„Welcher Krieg?“, fragte der Rabbi scharf. „Jener, den die Mächte gegeneinander führen? Wir sind keine Macht, wir führen keinen Krieg. Meinen Sie aber die Untaten des Feindes, das Verhängnis, das den Namen Hitler trägt? Woher wissen Sie, was es bedeutet? Ohne unsere Hilfe wird Gott ihn vernichten, das ist klar, denn deshalb hat Er ihn zur Geißel gemacht, mit der Er uns straft. Der Blutfeld ist verloren, sein Volk wird erniedrigt werden, aber unsere Sorge ist es, zu erfassen, womit wir die Strafe verdient haben, damit wir in der Erkenntnis und in der Buße sterben und nicht wie unsere Feinde in Verblendung und in der Finsternis der Seele. Wir sind das einzige Volk der Welt, das nie besiegt worden ist. Und weißt du, warum, Ephraim ben Mosche? Weil wir allein der Versuchung widerstanden haben, zu werden wie der Feind. Und auch deshalb werden wir nicht in die Wälder gehen; nicht wie Mörder, sondern wie Märtyrer werden wir sterben. Ein Mensch darf irren und sich verirren, aber den Weg ins andere Leben darf er nicht verfehlen.“

Edi stand auf und ging zur Tür. Mit einem Ruck schob er den Vorhang zur Seite, der sie verdeckte. Er sagte: „Was Sie da erklären, interessiert mich nicht. Die Wolynaer Juden werden in einigen Tagen ausgerottet sein, die Aktion ist bereits angeordnet, Sie wissen es so gut wie ich. Von den vierhundert Männern, die mit mir in den Wald gehen werden, hat vielleicht die Hälfte Aussicht zu überleben. Sie versuchen, uns an dieser Rettung zu hindern, und handeln damit gegen das jüdische Gesetz, das alle Vorschriften aufhebt, wenn sie der Rettung auch nur eines einzigen Lebens hinderlich sind.“

„Warten Sie“, sagte der Junge, „Sie haben uns noch nicht gesagt, warum Sie gerade nach Wolyna gekommen sind, warum Sie gerade uns Ihre Botschaft gebracht haben.“

Edi zögerte, bevor er antwortete. Seine Ungeduld war so groß, dass er mit den Fäusten gegen die Tür hätte hämmern mögen. Er beherrschte sich mühsam und antwortete:

„Ich habe in Frankreich einen Polen getroffen, den Grafen Roman Skarbek. Ihn wollte ich aufsuchen, denn ich glaubte, dass er hierher zurückgekehrt war, um gegen die Deutschen zu kämpfen. Aber hier erfuhr ich, dass er mit deutschen Offizieren verkehrt, mit ihnen säuft und Karten spielt. Wegen eines Irrtums also bin ich in dieses Städtchen gekommen. Diese Nacht war ich in der Nähe seines Gutes, ich wollte ihn im Schlaf überraschen und ihn zur Rede stellen. Nicht nur mich hat er betrogen, wahrscheinlich hat er auch meinen Freund verraten, mit dem zusammen er Frankreich verlassen hat.“

„Der Fremde irrt sich“, sagte, sich halb erhebend, einer der Männer am Tisch. „Die echten Skarbeks sind, das ist wahr, leichtsinnige Menschen und von allen Sünden angezogen. Aber Frevler sind sie nicht gewesen. Der Jüngste, heißt es, achtet die Menschen gering, die Christen wie die Juden. Aber er hasst niemanden. Schon mein Großvater hat mit seinem Urgroßvater, dem Grafen Bronislaw, Geschäfte gemacht. Ihm ähnelt, sagt man, Graf Roman. Daher bezeuge ich: Er verrät nicht.“

„Ich werde Euch das Geleit geben“, sagte der Junge. Er nahm eine brennende Kerze aus dem Leuchter und öffnete vor Edi die Tür. „Ich heiße Bynie, nach dem Großvater meines Großvaters“, fuhr er fort, während er ihm langsam durch die dunkle Betstube voranging. „Er ist ein großer Tröster gewesen, die Menschen hat es zu ihm gezogen, wie es die Verdurstenden zieht zur Quelle des lebendigen Wassers. Mein Vater – sein Licht leuchte ewig! – ist kein Tröster, und ich werde es auch nicht sein. Deshalb müsst Ihr so weggehen – verzeiht es uns beiden.“

„Sie heißen also Bynie und lesen insgeheim Hegel?“, fragte Edi spöttisch. Er blieb stehen und sah dem Jungen ins Gesicht, dessen eine Hälfte die Kerze beleuchtete.

„Ja. Auch Hegel ist ein unglücklicher Mensch gewesen, denn er hat sich im Garten der Erkenntnis verirrt. Er ist Gott begegnet und hat ihn nicht erkannt. Wie kann ein Geist so verwirrt sein, sich selbst für den eigenen Schöpfer zu nehmen und den Hochmut des Menschensohnes gegen den Schöpfer der Welt zu stellen?“

„Um das zu erfahren, lesen Sie die ›Phänomenologie des Geistes‹?“

„Nein, sondern um mich auf die Probe zu stellen. In der Mitte der Verlockungen muss ich leben; es ist wichtig, ihnen zu widerstehen.“

„Nun, dann kommen Sie mit mir zu den Partisanen.“

„Auch das wollte ich Euch sagen, ich werde mit Euch gehen.“

„Was?“, fragte Edi erstaunt. „Sie sind also nicht auf der Seite des Rabbis?“

Der Junge antwortete nicht, ehe er das große Tor aufschloss:

„Ich suche einen eigenen Weg, den des Trostes. Vielleicht wird mir Eure Verzweiflung helfen, ihn zu finden.“

„Wie alt sind Sie denn?“, wollte Edi fragen, aber das Tor war schon ins Schloss gefallen. Er blieb versonnen stehen. Obschon er wusste, dass er nur den verschneiten Platz überqueren und in das Gässchen neben der hölzernen Kirche einbiegen musste, war es ihm, als wäre er ins Unbekannte versetzt und müsste alles aufs Neue überlegen, ehe er einen Schritt tat. Einige junge Männer erwarteten ihn in einem Keller, die letzten Beschlüsse mussten gefasst werden. Auf sie allein kam es an. Er aber dachte an den seltsam frühreifen Jungen, der ihm kaum verständlich war: Talmud und Hegel, tiefe Gläubigkeit und daneben das gutgehende Geschäft eines Wunderrabbis, der sich mitten im furchtbarsten Elend reichlich von den Gaben nährte, die sich die Verhungerten vom Munde absparten. Und warum wollte der Junge den Vater verlassen und sich dem Fremden anschließen, dessen Botschaft er ablehnte?

Ein Schlitten überquerte schnell den Platz und hielt nach einer scharfen Wendung vor dem Tor. Edi wollte sich rasch entfernen, aber ein Mann, der wie aus der Erde gewachsen schien, versperrte ihm den Weg:

„Entschuldigen Sie, aber der Schlitten ist für Sie. Keine Angst, nicht die Deutschen, sondern jemand im Schloss. Er will Sie sprechen. Lassen Sie den Revolver in der Tasche, sonst liegen Sie gleich am Boden. Wir sind drei, drehen Sie sich um, ich lüge nicht.“

„Und wenn ich ablehne?“, fragte Edi, während er sich umdrehte. Zwei große, kräftige Bauern, die schwarzen Pelzmützen tief in die Stirnen gedrückt, die kurzen Pelzröcke offen, standen breitbeinig da.

„Wir haben Befehl. Und ein Befehl gilt, nicht wahr?“

Die anderen fassten Edi unter den Armen und führten ihn zum Schlitten. Dann gaben sie ihm die Decke, er sollte sich bis zur Brust einhüllen. Der eine sagte:

„Und wenn wir einer Patrouille begegnen, rühren Sie sich nicht, antworten Sie nicht, wenn man Sie was fragt. Alles unsere Sache. Wir brauchen fast eine Stunde – wenn Sie während der Fahrt frieren, sagen Sie es.“

Als sie angekommen waren, wurde Edi in einen spärlich beleuchteten Saal geführt, an dessen Wänden Jagdtrophäen hingen, Geweihe und Eberzähne. Es gab neun Porträts, acht Männer in Schlachta-Gewändern und eine Frau, die aus dunklen Mandelaugen spöttisch den Saal, die Jäger und die Zeichen ihrer Siege betrachtete. Sie war tief dekolletiert, hatte breite männliche Schultern und zeigte fast unverhüllt einen vollen Busen; am besten kamen die Arme zur Geltung. In der Mitte des Saales ein riesiger Tisch, mit alten Gegenständen übersät. Es gab Spieldosen, Vorderlader, alte Bücher in schwerem Ledereinband, Schwerter ohne Scheiden, Scheiden ohne Schwerter, zwei Standuhren, Zobelpelzstücke, die schlecht rochen, Schnupftabakdosen, eine Pariser Tageszeitung aus dem Jahre 1911 und ein französisches Offizierspatent aus dem Jahre 1788. Dazwischen Weinflaschen, weiße Gamaschen, ein gelber seidener Unterrock und ein alter Telefonapparat, aus dessen Innern Drähte hervordrangen. Darüber lag eine österreichische Offizierskappe mit der verrosteten Kokarde FJL.

Einer der Männer brachte ein Tablett herein: dampfende Suppe, Speck, Brot und Schnaps. Er entschuldigte sich, dass er die Dinge auf einen Stuhl legen müsse, erklärte er in einem Gemisch von Polnisch und Deutsch, aber er wolle die Ordnung auf dem Tisch nicht zerstören. Edi solle essen und trinken, das werde ihn erwärmen.

Einige Zeit später kam er mit Skarbek wieder, stellte sich neben Edi und sagte: „Das ist der Herr. Ich habe ihm inzwischen was zu essen gegeben.“ Roman blieb erstaunt stehen, er sah nur das Profil und ein Brillenglas des Fremden, aber er erkannte ihn gleich. Er ging auf ihn zu, legte die Arme auf seine Schultern, wie um das Unfreundliche zu fassen. Er begann:

„Willkommen, mein –“ unterbrach sich und sagte: „Etwas Furchtbares muss geschehen sein, dass Sie hier –“. Wieder unterbrach er sich. Edi blieb sitzen, er wollte nicken, aber er war erstarrt. Alles verschloss sich in ihm, er fühlte dumpf den Schmerz des Krampfes.

Roman wandte sich ab. Sein Blick fiel auf den Tisch. Die Unordnung hatte ihn amüsiert, jetzt schämte er sich ihrer und dieses Raumes, und dass er mit der Mütze auf dem Kopf, dem Schnee auf dem Mantel eingetreten war. Er sagte:

„Gehen wir in mein Zimmer. Hier ist es abscheulich.“

Edi blieb sitzen und antwortete nicht.

„Das alles hat keinen Sinn“, begann Roman wieder. „Ich meine, es ist ein totes Haus. Überfüllt, bewohnt, aber doch schon lange aufgegeben. Deshalb –“

„Weshalb haben Sie mich herbringen lassen?“, fragte Edi.

„Um zu erfahren, wer der Mann ist, der sich seit Wochen für uns interessiert und gestern Nacht, zum dritten Mal, vom Hügel aus das Haus betrachtet hat. Dass Sie dieser Mann sein könnten –“

„Ihretwegen bin ich nach Wolyna gekommen, ich wollte einen Retter, einen Gefährten finden.“

„Warum haben Sie mich nicht sofort aufgesucht?“

„Wo ist Faber? Er hat Ihnen vertraut, mit Ihnen zusammen hat er vor über einem Jahr Frankreich verlassen, wir haben nie etwas von ihm gehört – was haben Sie ihm angetan

„Wie, Sie halten mich für fähig... Sie glauben, ich bin mit den Feinden?“

„Man hat Sie in der Bezirkshauptstadt häufig mit deutschen Offizieren gesehen, Sie verkehrten im Hause der Geliebten eines Gestapo –“

„Und Sie, ein österreichischer Jude, Sie haben Frankreich verlassen und sind durch das ganze deutsche Europa gereist. Genießen Sie nicht den besonderen, höchst verdächtigen Schutz des Feindes?“, fragte Roman. Aber schon verbrauchte der Zorn über die Kränkung, sanfter fügte er hinzu: „Kommen Sie mit in mein Zimmer, Dr. Rubin. Ich werde Ihnen alles erklären, Sie werden in mir einen Gefährten finden, wenn Sie wollen. Ich gehöre der Armia Krajowa an, das ist die Geheimmarmee Polens. Ich bin überdies der politisch Verantwortliche für diesen Kreis, ich stehe mit der geheimen Regierungsdelegation und mit London in steter Verbindung. Die Männer, die Sie hergebracht haben, sind gute Polen, Soldaten einer Armee, der niemand Mangel an Treue vorgeworfen hat. Glauben Sie mir?“

„Ich wünsche, ich habe es nötig, Ihnen zu glauben“, erwiderte Edi und stand endlich auf. Er folgte Roman, der ihn durch das weite dunkle Haus über die schlecht beleuchteten Treppen mit den ausgetretenen Läufern ins zweite Stockwerk führte und ihm in wenigen Worten berichtete, wann und wo er Faber das letzte Mal gesehen hatte.

„Behalten Sie den Mantel an“, sagte Roman, als sie in sein Zimmer traten. „Ich werde zuerst das Fenster öffnen, damit der Parfümgeruch verschwindet. Frauen lassen immer etwas zurück, wenn sie weggehen, wenigstens einen Geruch. Man erträgt ihn, wenn man die Frau wirklich gemocht hat.“

Sie sahen beide zum offenen Fenster hinaus. Der Schnee fiel dicht, in großen Flocken. Es war so still, dass man meinen konnte, ein ganz leises Ächzen zu hören, mit dem der Schnee sich auf die Erde legte. Riesen auf einem Marsch, die haltgemacht haben, um einen Augenblick auszuruhen, und im Stehen eingeschlafen sind, so säumten die Erlen den Weg, der von der Kapelle herunterführte.

„Es ist dumm, übertrieben. Aber dennoch, ich frage mich oft, ist es möglich, dass ich wegen dieser Allee, wegen dieser banalsten aller Landschaften zurückgekommen bin? Ist Ihnen das glaubhaft?“

„Vielleicht“, antwortete Edi versonnen. „Solange sich draußen kein Lebewesen zeigt, ist es der Friede, den man in sich selber nicht mehr findet.“

„Sie glauben also an Gott?“

„Ach, lassen Sie mich!“, erwiderte Edi unwirsch und schloss mit hastiger Bewegung das Fenster. Wie erklärend fügte er hinzu: „Ich komme vom Wunderrabbi. Ich hasse ihn, verachte ihn.“

Nichts habe ich mit ihm gemein und nichts mit diesem Polen. Mit niemandem, dachte Edi. Ich muss gleich zurück, nach Wolyna zu den jungen Leuten. Sofort weg von hier, von diesem Geruch, von Skarbek, der noch sagen kann: mein Haus, meine Allee, mein Volk, mein Land.

„Nun legen Sie ab, Dr. Rubin. Es wird hier bald warm sein. Setzen Sie sich und erzählen Sie.“

„Was?“, fragte Edi zornig. „Dass meine Frau tot ist und mein Sohn und das andere Kind? Dass man sie verschleppt hat wie Vieh, dass man sie – was ist da zu erzählen? Dass die Deutschen das Ganze erdacht und ins Werk gesetzt haben, dass aber auch Polen, Ukrainer, Letten und die anderen mitwirkten, die Opfer abzuschleppen, zu schänden und zu vernichten – das alles wissen Sie doch! Dass die Juden sich nicht gewehrt haben und genau die Rolle spielen, die ihnen der Vernichter zugeteilt hat – als wäre alles wirklich nur ein Spiel –, das wissen Sie doch auch. Alle sind verächtlich, die Mörder, die tätigen und die stillen Komplizen und die Opfer, die auch Komplizen sind – alle, alle. Sie mit Ihrer List, dem Spiel und der parfümierten Frau; ich, der nichts mehr kann als hassen und töten wollen – was gibt’s da noch zu erzählen? Leihen Sie mir ein Pferd, ich will zurück. Wir haben nichts zu sprechen.“

„Auch wenn ich Sie weglassen wollte, Sie könnten jetzt nicht gehen, es ist zu gefährlich. Diese Nacht streifen deutsche Patrouillen durch die ganze Gegend –“

„Ich fürchte sie nicht. Seit Monaten gehe ich durch alle Gefahren. Sie weichen zurück, sobald ich mich ihnen nähere. Wenn ich selbst mich nicht töte, werde ich ewig leben.“

Roman erschrak. Ihm war’s, als ob seine Wangen sichtbar zitterten, er streckte die Hand abwehrend vor, genau wie in den Ängsten seiner Kindheit, wenn er der mythischen Gestalt begegnete, wenn der Schatten an der Wand körperlich wurde und drohte, auf ihn zuzukommen.

„Es ist wahr“, fuhr Edi fort, „ich habe eine deutsche Uniform getragen. Aber sehen Sie mein Gesicht an – ich bin der Jude, den sie überall, selbst unter der Erde suchen. Durch ihre Reihen bin ich hindurchgeschritten, in ihren Zügen bin ich gefahren, immer bereit zu schießen, sobald sich einer näherte, mich auszufragen. Wenn ich meine Papiere zeigte – ich hatte sie einem Militärarzt abgenommen –, so sahen sie mich nicht an. Weil ich sie nicht fürchtete. Weil ich nicht an meinen, sondern nur an ihren Tod denke, an nichts anderes. Geben Sie mir ein Pferd, Herr Skarbek.“

Sie stiegen in den Keller hinunter. Einige Männer schliefen da. Sie halfen, den geheimen Zugang zum unterirdischen Gang freizumachen. Stumm ging Roman voran. Edi schien der Weg endlos, die Finsternis vollkommen. Allmählich wurde der Pfad breiter. Roman blieb stehen, gab Lichtsignale und wartete auf eine Antwort. Sie kam erst nach einer Weile. Sie gingen weiter. Von Zeit zu Zeit leuchtete Skarbek die

Wände ab, um Edi die Kisten zu zeigen, die beiderseits den Durchgang säumten. Sie trugen deutsche Aufschriften.

Ein Mann trat ihnen entgegen, sagte: „Nichts zu melden!“ Er wollte Haltung annehmen, überlegte sich's aber, drückte sich an die Wand und ließ die beiden durch.

„Wir nähern uns den Ställen“, erklärte Roman. „Pferde genug, auch edle aus einem Gestüt; sie werden bei uns zugrunde gehen. Wegen der Futterschwierigkeiten werden wir uns motorisieren müssen. Merkwürdig, der Mensch hält alles aus, gewöhnt sich an alles, das Pferd nicht. Es wird melancholisch, vielleicht weil es sich nicht mit dem Glauben an eine bessere Zukunft trösten kann. Horchen Sie, haben Sie je so trauriges Wiehern gehört?“

Vor dem Stall brannte eine Laterne. Ein ganz junger Mann meldete in strammer Haltung:

„Alles in Ordnung! Ich wollte nur fragen – es ist nur weil – ich sollte ja schon gestern abgelöst werden... meine zwei Tage Urlaub... heute abend wollte ich gehen, aber –“

„Niemand darf hinaus. Die kämmen die Gegend aus. Das soll vierundzwanzig Stunden dauern. Wir stellen uns mausetot. Nachher darfst du nach Haus.“

„Naja, wenn es so ist“, meinte der Junge. „Aber ich wollte doch eigentlich...“

Skarbek winkte ihm ab, wandte sich an Edi:

„Hier, Dr. Rubin, nehmen Sie den Schimmel. Eine gute Stute, aber unglücklich. Sie kann sich absolut nicht eingewöhnen. Ich werde Sie zum Ausgang führen, mitten im Wald.“

„Besteht nicht die Gefahr, dass eine Patrouille die Spuren der Hufe entdeckt?“, fragte Edi.

„Ja, gewiss. Deshalb lasse ich jetzt niemanden hinaus. Aber da Sie unbedingt gleich weg wollen... Und Sie haben das Recht darauf, dass ich Ihnen den Beweis liefere... Wir sind keine Komplizen, nicht tätige und nicht stille.“

„Wie heißt die Stute?“, fragte Edi.

„Das wissen wir nicht, wir haben sie den Deutschen abgenommen. Wir nennen sie einfach Schimmel, aber das ist gewiss nicht ihr Name gewesen. In dieser Zeit verlieren auch die Pferde ihre Namen.“

„Nehmen Sie den Schimmel zurück, ich werde hierbleiben, bis ich weg kann, ohne euch zu gefährden.“

Sie gingen den gleichen Weg zurück.

„Als Kind habe ich Ulysses wegen seiner List verachtet“, sagte Roman, als sie einander wieder in der Nähe des Ofens, der nun glühte, gegenüber saßen. „Hektor, mehr noch als Achilles, war mein Held. Später habe ich mich geändert. Es steckt etwas Verführerisches in der List. Jedenfalls erlaubt sie mir, unsere Verluste auf ein Minimum herabzudrücken. Dass ich mit Deutschen saufe und Karten spiele, das scheint Ihnen widerlich, aber es ist äußerst nützlich. Außerdem, das ist wahr, trinke und spiele ich gern. Nach wie vor finde ich, dass Politik dumm, Krieg hässlich und stumpfsinnig ist.“

„Was wollen die Deutschen mit der Streife?“

„Uns finden. Die Armia Krajowa aufstöbern, provozieren, um uns schnellstens zu vernichten. Sie haben in Stalingrad verloren, in Afrika, auf den Meeren und in der Luft. Sie brauchen leichte Siege und absolute Sicherheit der Verbindungslinien.“

„Und was tun Sie, um diese Linien zu zerschneiden?“

„Was wir können, nicht viel. Es gibt siebzig Millionen Deutsche, hundertsechzig Millionen Russen und nur einige zwanzig Millionen Polen. Siegen die Deutschen, sind wir verloren, siegen die Russen in Polen, sind wir verloren. Alles kommt darauf an, dass in diesem Lande die Polen selber siegen.“

„Ich verstehe nicht ganz“, meinte Edi.

„In Wilna habe ich einmal ein Stück gesehen. Es war aus dem Jiddischen übersetzt und hieß: ›Schwer, ein Jude zu sein.‹ Es ist so lustig, dass man vor Trauer sterben möchte. ›Schwer, ein Pole zu sein‹ müsste eines Tages geschrieben werden. Es wird genauso lustig sein.“

„In Warschau habe ich es gesehen: ein Zug von Kindern. An ihrer Spitze ging ein Mann, der ein kleines Mädchen in den Armen trug. Die Straßenbahnen an der Kreuzung blieben stehen, um die dreihundert jüdischen Kinder durchzulassen, die man aus dem Kinderheim geholt hatte, um sie zur Vergasung zu führen. Der Mann vorn, der Leiter des Heims, sah die Menschen in den Straßen nicht mehr an. Er erwartete von ihnen keine Hilfe, kein Wort des Mitleids, keinen tröstlichen Blick. In der Straße, in den Tramways, überall Polen.“

„Was wollen Sie damit sagen?“, fragte Roman heftig.

„Sie kennen die Antwort auf Ihre Frage. In Treblinka, in Belzec, in Majdanek, in Oświęcim –“

„Was haben wir damit zu tun? Der Pöbel ist überall gleich, wir –“

„Nicht nur der Pöbel hilft den Deutschen Kinder morden, Sie wissen das so gut wie ich, die Komplicität ist ungeheuer. Die Steine Warschaus hätten schreien müssen, aber es gab Menschen, die sagten: So werden wir auch ihre Brut los.“

„Es ist nicht wahr!“, schrie Roman.

„Es ist wahr, Sie wissen es!“

„Ich weiß, dass in diesem Lande die Elite systematisch ausgerottet wird, die Besten meines Volkes“, sagte Roman. Vergebens versuchte er, sich zu beherrschen. „Die Deutschen und die Russen von September 1939 bis Juni 1941, seither die Deutschen allein. Sie köpfen die polnische Nation. Unsere Verbündeten hatten nichts als gute Worte für uns, unsere Reiter mussten mit Säbeln gegen Tanks kämpfen. Seither haben Polen an allen Fronten der Alliierten geblutet, in Norwegen, Frankreich, in der Libyschen Wüste. Das weiß ich. Und dass man uns nachher den Russen als Beute hinwerfen wird, das befürchte ich. Und auch das weiß ich: Die Juden haben Geld, sie wussten von Anfang an, dass es ums Leben geht, warum haben sie nicht Waffen gekauft, warum kämpfen sie nicht? Kinder sind zur Vergasung geführt worden, polnischer Pöbel hat sich darüber gefreut? Vielleicht. Aber ich werde nie verstehen, warum das Schicksal von Kindern mehr erschüttern soll als das reifer Menschen, deren Wert nicht eine vage Hoffnung, sondern eine Gewissheit ist. Und noch etwas, Dr. Rubin, ich bin kein Antisemit, ich bin auch kein Philosemit. Ein Volk ist lie-

benswert, wenn man es aus der Ferne betrachtet, aus der Nähe liebe ich auch mein eigenes Volk nicht. Ich habe es Ihnen schon gesagt, ich habe keine Politik, sondern nur einen Geschmack. Sie verachten und hassen diese Wunderrabbis – seit fünf Generationen sind die Skarbeks ihre Beschützer und oft ihre Bewunderer gewesen. Und deshalb, treu nicht einer Meinung, sondern einer Tradition, werde ich den heiligen Mann und seine Familie unter meinen Schutz nehmen, wenn er es wünscht. Die anderen gehen mich nichts an. Übrigens könnte ich nichts für sie tun.“

Sie standen einander gegenüber, die Gesichter gerötet, mit zuckenden Lippen. Sie waren beide gleich groß, Edi breit in den Schultern, trotz seiner Magerkeit massiv, Roman schmal und schlank. Er hatte schnell gesprochen, wie es sonst nicht seine Art war, sein Ton war erregter gewesen als seine Worte. Nun wartete er auf eine Antwort. Da sie ausblieb, suchte er in den blauen Augen hinter den dicken Gläsern zu erspähen, was in dem anderen vorging. Edi setzte sich wieder, rieb mit einer nervösen Bewegung seine Knie und sagte schließlich:

„Nein, die Elite, wie Sie das nennen, interessiert mich schon seit langem nicht. Sie hat überall versagt, weil sie noch viel egoistischer und eitler ist als das Volk. Den wohlgenährten Wunderrabbi können Sie sich holen, je früher um so besser. Sein Sohn kommt mit mir, wir werden in den nächsten Tagen eine Partisanengruppe bilden. Ich hoffe, Sie werden uns am Anfang helfen. Ich habe zwar im letzten Krieg gedient, Oberleutnant bei der berittenen Artillerie, ich bin bei den Kämpfen 1934 in Wien dageblieben, aber hier werden meine Erfahrungen nicht ausreichen.“

„Ich bin zu Ihrer Verfügung“, sagte Roman und setzte sich endlich auch. „Es wird sehr schwer sein, besonders für Sie, Sie sprechen kaum polnisch, und außerdem – der Partisanenkrieg ist noch viel grausamer als der andere. Und ohne List geht es nicht. Sie aber verachten die List –“

„Ich verachte jede Form von Komplizität“, unterbrach ihn Edi ruhig. „Es ist eine Frage der Sauberkeit. Im Angesicht eines solchen Feindes ist nur die Gewalttat sauber.“

„Das könnte Faber gesagt haben, aber Sie sind ihm sehr unähnlich.“

„Ja, unähnlich“, stimmte Edi zu. „Ihm ging’s immer um das Bewusstsein, mir um das Gewissen. Deswegen hat er einmal eine Frau verlassen, er hat ein Kind aufgegeben – ich habe nie jemanden verlassen können. Aber nun... Lassen wir das. Wie viel Waffen können Sie uns zur Verfügung stellen?“

„Wenig. Wir werden darüber morgen sprechen. Es ist spät, Sie müssen hinunter. Ich bleibe hier, die Deutschen sollen mich hier finden, wenn die Streifen noch diese Nacht herkommen. Vergessen wir beide unseren Streit von früher. Verzeihen Sie, wenn ich heftig gewesen bin.“

Edi nahm seine Hand, aber er blieb stumm. Roman führte ihn hinunter. Ein Mann von der Wache brachte ihn durch den Tunnel zu einem großen unterirdischen Lager in der Nähe der Stallungen. Die Schläfer lagen dicht beieinander. Endlich fand Edi einen freien Platz. Von irgendwo warf man ihm eine Decke zu. Er wickelte sich ein, lag lange schlaflos da und lauschte auf das Wiehern der namenlosen Pferde.



HERMANN BLUMENTHAL

Hermann Blumenthal (1880–1959) war ein österreichischer Schriftsteller, Herausgeber, Journalist, Übersetzer und Theaterkritiker.

Er wurde am 28. Oktober 1880 in Bolechiw (damals Galizien, Österreich-Ungarn, heute Gebiet Iwano-Frankiwsk, Ukraine) geboren. Um 1942 wurde er von den Nazis in eines der Todeslager deportiert und seit dieser Zeit bleibt sein weiteres Schicksal unbekannt. Erst 1959 wurde er von der Israelitischen Kultusgemeinde Wien offiziell für tot erklärt.

Blumenthal besuchte von 1891 bis 1893 die Mittelschule in Lemberg. Auf Wunsch seiner Eltern sollte er Handel in Wien studieren. Er arbeitete zunächst einige Jahre als Handelsangestellter in einer Tuchfirma. Er kam als Großhandelskaufmann nach Wien und wurde Sekretär in einer Bank. Seine literarische Tätigkeit entfaltete er ab 1901 und befasste sich thematisch hauptsächlich mit dem galizischen Judentum. 1907 zog er nach Berlin, wo er als Dramaturg des Theaters Figaro tätig war. Von 1907 bis 1912 war Blumenthal Redakteur bei den Wochenzeitschriften *Der Morgen* und *Neue Revue*. Neben seiner eigenen literarischen Tätigkeit übersetzte er jidische Texte ins Deutsche, z.B. die Erzählungen von David Pinski, und steuerte Texte zu verschiedenen jüdischen Almanachen bei. Nach 1930 war er kaum noch publizistisch tätig.

Zu Beginn des Ersten Weltkrieges hielt sich Blumenthal in Galizien auf und wurde Augenzeuge der damaligen Ereignisse und Kampfhandlungen, die er ei-

nige Jahre später in seinem Werk *Galizien. Der Wall im Osten. Kriegserzählungen* (München, 1915) darstellte. Das Buch umfasst acht realistische Kriegsgeschichten.

Galizien regte das schöpferische Schaffen von Blumenthal an und war einer der Schwerpunkte seiner Romane und Erzählungen. Vor allem sei hier seine autobiographisch geprägte Trilogie *Der Weg der Jugend* erwähnt, die aus drei Romanen *Kindheitstage* (1907), *Knabenalter* (1908) und *Jünglingsjahre* (1910) bestand. Sie schildert den Verfall einer einst wohlhabenden jüdischen Kaufmannsfamilie in Ostgalizien, deren einziger Nachkomme David Segensreich auf der Suche nach seiner eigenen Identität Selbstmord begeht. Es werden Kinder- und Jugendjahre eines galizischen Judenjungen gezeigt, sein schweres Schicksal als Kaufmannslehrling in Wien, wo er mit Strömungen der Zeit bekannt wird, schließlich militärdienstliche Verhältnisse, die der Junge psychisch nicht verkraften kann.

Der galizischen Problematik sind auch die Romane *Der Weg zum Reichtum* (1913) und *Der Herr der Karpathen* (1917) gewidmet, sowie *Gilgul. Ein Roman aus dieser und jener Welt* (1923), der auch 1925 unter dem Titel *Das zweite Leben* veröffentlicht wurde.

Werke: *Der Weg der Jugend. Romantrilogie: I Kindheitstage, II Knabenalter, III Jünglingsjahre* (1907–1910); *Der Weg zum Reichtum* (Roman, 1913); *Galizien, der Wall im Osten. Kriegserzählungen* (1915); *Der Herr der Karpathen* (Roman, 1917); *Polnische Judengeschichten* (1919); *Die Abtrünnige* (Roman, 1923); *Gilgul. Ein Roman aus dieser und jener Welt* (1923) (2. Auflage 1925 unter dem Titel *Das zweite Leben*); *Die besten jüdischen Anekdoten. Perlen des Humors* (1924).

Die Schlacht bei Lemberg¹

I

Es war in den ersten Augusttagen des Jahres neunzehnhundertvierzehn. Ich hatte gerade meinen Sommerurlaub angetreten und befand mich auf einer Fußwanderung im Nordosten Galiziens.

Seit jeher liebe ich das galizische flache Land. Der Blick geht so weit – nur hie und da durch eine Baumgruppe oder durch ein paar Häuschen gehemmt. Die Gegend bleibt sich immer gleich und auch die Menschen sind überall die gleichen und ich kann zu ihnen in ihrer Sprache sprechen.

So kenne ich nichts Schöneres, als an stillen Sommertagen über die galizische Ebene dahinzuschlendern: Kaum eine Wegstunde von mir scheint die Erde mit dem Himmel zusammenzuwachsen, doch je weiter ich komme, umso ferner erscheint mir der Horizont... Zuweilen erblicke ich einen Baum, oder einen Bach, oder ein einsames Haus und eine seltsame Rührung überkommt mich.

Kindheitserinnerungen erwachen in mir. Nirgends wirkt die Natur mehr auf mich als in meinem Heimatlande und ich fühle es, dass ich mit diesem Boden verwachsen bin.

Es war ein so schöner Sommer. Tag für Tag brannte die Sonne vom wolkenlosen Blau und die Nächte waren still und mondhell.

„Das wird endlich ein gutes Erntejahr“, sagten die Bauern auf den Feldern. „Die zwei letzten Sommer waren verregnet, doch nun hoffen wir die Speicher wieder vollzubekommen.“

Ich befand mich in Krystinopol, einem Städtchen mit einigen Tausend Einwohnern, unweit von Sokal.

Es war an einem Markttag. Der breite Ringplatz war voll von Menschen und Tieren. Da sah man Bauern in den verschiedensten Trachten. Die meisten trugen Schafpelze oder den Serdak (kurzer Lodenrock), die Männer trugen hohe Pelzmützen oder breite Strohhüte, die Frauen – bunte Kopftücher in allen Farben und Größen.

In einem Winkel kauerte ein blinder Kobzar (Lautenspieler), der unentwegt seine monotonen Liedchen sang. Von Zeit zu Zeit hielt er inne und rief: „Denkt auch an eine arme Kaleka (Krüppel), Ihr Lieben, dann wird sich Gott Euer erbarmen.“

¹ Auszug aus: Blumenthal, Hermann: Galizien. Der Wall im Osten. Kriegserzählungen. München: Georg Müller Verlag, 1915.

Ein Bäuerlein trat zu ihm, drückte ihm einige Kupfermünzen in die Hand und flüsterte: „Bete für mein Vieh und meine Ernte, für mich, für mein Weib Jawdocha und für meine Kinderchen Pawel und Olena.“

Der Kobzar bekreuzigte sich und begann einen langen Spruch herzusagen. Das Bäuerlein hörte ihm andächtig zu und ging dann frohgemut seines Weges.

Am Nachmittag, als das Gewühl auf dem Marktplatz immer größer wurde, hörte man plötzlich Trommelwirbel. Sofort kam Bewegung in die Menge und die Leute drängten sich um den Polizisten, der laut etwas vorlas.

Nur die Nächststehenden können ihn hören, aber nach wenigen Minuten wusste es das ganze Städtchen: Die allgemeine Mobilisierung war angeordnet worden.

Das Bild auf dem Marktplatze änderte sich mit einem Schlage. Die Bauern liefen zu ihren Wagen, die Händler nahmen ihre Bündel auf den Rücken und alles suchte so schnell als möglich die Landstraße zu erreichen.

Auch ich verließ den Ort und wanderte neben den vielen Menschen, die jetzt ihren Behausungen zustrebten. Die farbenreichen Felder lagen still in der Nachmittagssonne; das reife Getreide, die sanften Hügel fern am Horizont, der silberklare Bach am Straßenrande boten ein Bild des tiefsten Friedens.

Ich hatte aber jetzt keinen Sinn für meine Umgebung, denn ich musste an die kommenden großen Ereignisse denken, die Natur genügte mir plötzlich nicht mehr und ich verlor auch jede Lust zum Wandern. Ich brauchte jemanden, um mich auszusprechen.

Da fiel mir mein Freund Paul Werner ein, der in Tartakow, einer Ortschaft, die nur wenige Meilen entfernt war, ein Sägewerk leitete. Im nächsten Dorfe angelangt, mietete ich einen Wagen und fuhr nach Tartakow.

*

Paul hatte jetzt sehr aufgeregte Tage. Er selbst sollte in den nächsten Tagen einrücken und auch die meisten Angestellten mussten zu den Fahnen. So blieb ihm nichts übrig, als den Betrieb des Werkes ganz einzustellen.

Er bat mich, ihm bei der Abwicklung seiner Geschäfte behilflich zu sein, wozu ich mich bereit erklärte.

Am Abend, wenn wir mit unseren Obliegenheiten fertig waren, saßen wir gemütlich beisammen und plauderten über die Chancen des Krieges und über Politik. In diesen Gesprächen nahm auch ein ruthenischer Akademiker namens Dymitri Prokop teil, der die Ferien bei seinen Eltern im Orte verbrachte. Dymitri war kaum zwanzig Jahre alt, aber in der Politik schon sehr erfahren. Da unsere Ansichten übereinstimmten, fasste er bald eine große Zuneigung zu mir, die sich noch steigerte, als er erfuhr, wie sehr ich den ukrainischen Dichter Taras Schewtschenko verehrte.

Oft sprachen wir über die Ukraina und seine Augen leuchteten, wenn er gegen den Zarismus loszog.

Dymitri kannte viele Gedichte Schewtschenkos auswendig, und zuweilen deklamierte er eine Stelle wie:

Denke ich der Ukraina,
Mein' ich oft, ich müsste
Sterben, großer Gott...
Uns ziemt zu weinen, nur zu weinen,
Zu kneten unser täglich Brot
Mit blut'gem Schweiß, mit bittern Tränen,
Die Henker uns misshandeln, höhnen,
Berauscht liegt unser Recht, wie tot,
Wann ach, wird es auferstehen,
Dürfen wir begeben
Müde uns, o Gott, zur Ruhe,
Wann ach, endlich leben?

Oder:

Sterb' ich, so begrabt auf einem
Kurhan¹ mein Gebeine,
Mitten in der weiten Steppe
Meines Landes Ukraine...
Dass ich Felder schau, des Dnieper
Steile Uferrande,
Dass ich höre, wie der Wilde
Braust durch Steppenlande...

Senkt mich ein, doch dann erhebt euch,
Ketten sprengt harte,
Feindesblut es röte eurer
Freiheit Siegsstandarte.

Nach einigen Tagen reiste Paul ab und ich musste ihm versprechen, noch kurze Zeit in der Fabrik nach dem Rechten zu sehen.

Jetzt war Dymitri mein einziger Gesellschafter. Er besuchte mich jeden Abend und wir spazierten auf der mondglänzenden Chaussee oder saßen auf der Veranda und plauderten.

Es waren so stille Abende: Der Mond schien hell und die Luft war rein und klar. Wir besprachen die spärlichen Nachrichten, die von der Grenze zu uns drangen. Wir hörten von Geplänkeln. Österreichische Gendarmen und Landstürmer-Patrouillen hatten an einigen Stellen Kosakenabteilungen geschlagen und gefangen genommen. Was mochte sich dort alles vorbereiten? Gewiss marschierten die Unsrigen schon der Grenze zu! Was werden die nächsten Wochen bringen? Welche Orte werden durch historische Ereignisse in der ganzen Welt bekannt werden?

¹ Heldengrab.

*

Eines Morgens sah ich einige Leiterwagen, die mit Menschen vollbesetzt waren, vorüberfahren. Ich legte dem Umstand keine Bedeutung bei, doch als zu Mittag mehr als ein Dutzend solcher Wagen vorbeikamen, ging ich auf die Gasse und hielt ein Gefährt an, auf dem ein Haufen uniformierter Gymnasiasten zusammengepfercht saß.

„Woher kommt ihr, Kinder?“, fragte ich.

„Aus Stojanow“, erwiderten mehrere zugleich.

„Und wohin fahrt ihr?“

„Nach Sokal und dann weiter nach Lemberg“, riefen die Jungen. „Wir flüchten vor den Kosaken.“

„Sind die Kosaken bis nach Stojanow gedrungen?“

„Sie waren nur eine Meile vom Ort entfernt, als wir davonfuhren“, entgegnete einer und ein anderer fügte hinzu:

„Aus dem ganzen Bezirk flüchten die Einwohner, um nicht in die Hände der Kosaken zu fallen. Auch Ihr werdet bald Eure Sachen packen müssen.“

Am Nachmittag hielt ich noch einen zweiten Wagen an, die Flüchtlinge erzählten, dass die Kosaken an manchen Orten die Grenze zu überschreiten begonnen hatten. Hier und dort seien sie blutig zurückgeschlagen worden, doch hatten sie auch einige Grenzorte besetzt.

Schwerfällig rollte der Wagen davon und ich machte mir meine Gedanken über das Gehörte. Ich hielt die Flucht der Leute für verfrüht. Am nächsten Tage musste ich jedoch einsehen, dass sich an der Grenze Besonderes zutragen müsste, denn bis zur Mittagsstunde hatte ich bei achtzig Wagen mit Flüchtlingen gezählt. Sie kamen von verschiedenen Richtungen.

Manche Flüchtlinge hatten ihre Heimatstadt im letzten Moment verlassen und erzählten Einzelheiten von den Überfällen und Plünderungen der Kosaken. Mielnica war zerstört. In der nächsten Nähe Tarnopols wurde gekämpft, feindliche Geschosse hatten in der Stadt eingeschlagen und mehrere Zivilpersonen getötet und Husiatyn brannte... Nun fuhr ein Wagen nach dem anderen, mit Tausenden von Männern, Frauen und Kindern an mir vorüber und alle hatten das eine Ziel: Lemberg.

*

Am Nachmittag kam Dymitri freudig erregt in die Kanzlei gestürzt und schwenkte ein Zeitungsblatt wie eine Fahne hin und her. Es war die letzte Nummer des ruthenischen Lemberger Tagesblattes *Dilo*.

Er breitete das Blatt vor mir aus und begann mir vorzulesen. Es war ein Aufruf zur Gründung eines ukrainischen Jungschützenkorps, das aus Turnern und Akademikern gebildet werden sollte.

„Ich melde mich natürlich sofort und alle meine Lemberger Kollegen werden dabei sein“, rief Dymitri aus. „Wir werden den Kosaken schon tüchtig einheizen. Mein Alter macht mir keine Schwierigkeiten.“

Ich billigte seinen Entschluss, und da meine Aufgabe in Tartakow erfüllt war, beschloss ich mit ihm nach Lemberg zu fahren.

Wir hatten aber an die Pferdeassentkommission nicht gedacht, und als wir abreisen wollten, fanden wir im ganzen Dorfe keine Pferde vor.

Dymitri meinte, dass wir die paar Meilen bis zur Eisenbahnstation zu Fuß zurücklegen könnten, und da das Wetter schön war, hing ich auf seinen Antrag ein.

Dymitri stellte den Reiseplan zusammen. Wir beschlossen, bis zum Dorfe Potokwiec zu gehen und dort zu übernachten. Dymitri wollte dort einen Universitätskollegen, der bei Verwandten seine Ferien verbrachte, aufsuchen, um ihn für die ukrainische Legion zu gewinnen. Auch hofften wir in Potokwiec einen Wagen bis zur Bahnstation zu bekommen.

Zu Mittag brachen wir auf. Es war ein schöner Tag. Auf den Feldern grünte das Korn und hier und dort stand ein einsames Obstbäumchen im frischen Grün.

Leer und still war es in den Dörfern, die wir passierten. Die Männer waren fort, die Frauen auf den Feldern. Still lag das weite Land, als warte es auf die folgenschweren Ereignisse... Eine Frauenstimme sang das schwermütige ruthenische Volkslied:

Wind du wilder, Wind du wilder,
Der du sprichst zum Meere,
Weck' es auf, durchstürm es, frag' es,
Wo mein Liebster wäre.
Wühl' es auf, das Meer, das blaue,
Wenn's ihn tat versenken,
Werde eilen ihn zu suchen,
Werd' mein Leib ertränken.
Ist er aber noch hienieden,
Musst du, Wildfang, wissen,
Wo er weilet, was er treibet,
Darfst ihn schmeichelnd küssen.
Weint er, wein' ich auch, und singt er,
Sing' ich mit vor Freude.
Starb er aber, mein Schwarzhaar'ger,
So sind tot wir beide...

Und die Straße wand sich in die Ferne. Ein polnisches Grafenschloss stand da, von uralten Bäumen umgeben. Ab und zu tauchte ein Grabhügel aus den Tatarenkriegen auf. Mehr als ein Dutzend solcher Grabhügel konnte ich auf dem Wege zählen, und da musste ich daran denken, wie oft auf diesem Boden die Kämpfe gegen die Heiden, die gen Westen ziehen wollten, ausgefochten worden waren. Seit jeher war Galizien der Damm, der Europa vor dem Überfluten der heidnischen asiatischen Scharen bewahrt hatte. Nun sollte hier dem Vordringen der Kosakenhorden Einhalt geboten werden. Vielleicht wird das Land wie ehemals verwüstet werden und neue Grabhügel werden neben den uralten erstehen?

Hier und dort stieg aus einer Öffnung von einem Strohdache Rauch auf, denn Schornsteine gibt es bei diesen Hütten nicht. An einen Türpfosten gelehnt, stand eine Bäuerin und weinte. Als sie uns erblickte, schlug sie die Hände vors Gesicht und trat in die Hütte. Weinte sie um den Mann oder um den Sohn, der in den Krieg gezogen war, oder sind es die weggeführten Pferde, um die sie trauert?...

Es dunkelte schon, als wir in Potokwiec ankamen. Wir mieteten im Dorfwirtshaus ein Zimmer für die Nacht, und, nachdem wir das Abendessen verzehrt hatten, entfernte sich Dymitri, um seinen Freund Wassil aufzusuchen.

II

Ich war müde und begab mich bald zu Bett. Doch hatte ich kaum eine halbe Stunde geschlafen, als ich jäh aufgerüttelt wurde.

Vor mir stand Dymitri mit der brennenden Kerze in der Hand und sein Gesicht war kreidebleich.

„Stehen Sie auf, wir müssen auf der Stelle fort“, rief er aus.

„Was gibt es?“, rief ich und sprang aus dem Bett.

„Es sind Kosaken im Dorfe“, erwiderte Dymitri.

„Was sagen Sie? Es ist unmöglich. Bedenken Sie, wie weit wir von der Grenze sind.“

„Ich habe sie selbst gesehen“, erwiderte Dymitri. „Kleiden Sie sich schnell an. Ich will Ihnen später alles erzählen.“

„Und glauben Sie, dass wir ihnen entwischen können?“

„Nicht um uns handelt es sich. Viel Wichtigeres steht auf dem Spiele“, sagte Dymitri. „Wir müssen so schnell als möglich fort, dann können wir vielleicht noch großes Unheil verhüten. Wenn wir erst im Walde sind, sollen Sie alles erfahren.“

Ich war in wenigen Minuten bereit. Lautlos verließen wir das Haus und strebten durch die stille Nacht dem Walde zu.

Dymitri kannte den Weg, denn er war im vergangenen Sommer mit Wassil in der Gegend umhergestreift.

Zuerst ging es durch Wiesen und über Kartoffelfelder, dann kamen wir zur Landstraße, aber Dymitri meinte, dass wir durch den Wald, der sich am Straßenrande hinstreckte, marschieren sollten, um allen Begegnungen auszuweichen.

Eiligst schritten wir dahin, ohne ein Wort zu sprechen. Nur einmal fragte ich Dymitri, wohin uns der Weg führe, und er erwiderte: „Nach Lanow, wo wir österreichisches Militär antreffen dürften.“

Nachdem wir eine ganze Strecke im Eilschritt gewandert waren, hemmte Dymitri seinen Schritt und begann von seinen Erlebnissen zu erzählen:

„Vom Wirtshaus begab ich mich zum Hause, in dem Wassils Onkel wohnt“, hub Dymitri an. „Ich traf Wassil nicht mehr an und erfuhr, dass er bereits vor einer Woche nach Lemberg zurückgekehrt sei. Seine Verwandten waren kurz angebunden und ich bemerkte, dass ihnen mein Besuch unangenehm war. Sie ließen mich bei der Tür stehen und warteten, als sie meine Fragen beantwortet, dass ich mich wieder entferne; es fehlte nur noch, dass sie mich aus dem Hause

wiesen. Dieses Benehmen fiel mir um so mehr auf, als sie vor einem Jahre, da ich mit Wassil die Ferien bei ihnen verbracht hatte, zu mir sehr freundlich gewesen waren.

Ich verließ das Haus, aber auf der Straße erging es mir noch merkwürdiger. Die Bauern, denen ich begegnete, machten finstere Gesichter und wichen mir aus.

Ich wusste nicht, wie ich mir das Benehmen der Leute erklären sollte und begab mich zum Pfarrer, mit dem ich im vergangenen Sommer viel verkehrt hatte.

Ich traf den Pfarrer aber nicht zu Hause an und beschloss, ins Einkehrhaus zurückzukehren. Dabei wählte ich einen kürzeren Weg, der über die Felder ging.

Als ich an der Scheune des Dorfrichters vorbeikam, huschte plötzlich eine Gestalt aus der Tür und machte sich schnell davon. Ich blieb stehen und erkannte zu meinem Erstaunen den Pfarrer. Er hatte mich nicht bemerkt und eilte in das benachbarte Gehöft, wo er in einer Scheune verschwand.

Da wusste ich, dass etwas Besonderes vorging! Ich schlich zur Scheune, aus der ein schmaler Lichtschein in die Dunkelheit fiel. Ich blickte durch eine Ritze und mir stand das Herz still, denn was ich sah, war so unglaublich, dass ich es anfangs kaum fassen konnte.

Beim Scheine einer Stall-Laterne saßen dort zehn Kosaken in voller Adjustierung und waren mit dem Montieren eines Maschinengewehres beschäftigt. Der Pfarrer und einige Bauern aus dem Dorfe leisteten ihnen Gesellschaft.

Einige Augenblicke sah ich ihnen zu und schlich dann zur zweiten Scheune, wo sich mir ein ähnliches Bild bot. Fünfzehn Kosaken lagen auf ihren Mänteln im Heu und führten mit dem Dorfältesten eine Unterhaltung.

Sie sprachen laut genug, dass ich jedes Wort mitanhören konnte. Ich erfuhr, dass seit Tagen eine Sotnia (hundert) Kosaken in Potokwiec heimlich untergebracht sei, die in dieser Nacht die Stadt Sokal überfallen sollte. Soeben hatte ein Bote die Nachricht gebracht, dass die österreichischen Soldaten heute mittags Sokal verlassen hatten, um im Dorfe Lanow Quartier zu beziehen. So ist die Stadt heute ohne jeden Schutz und dem Feinde ausgeliefert. Wir müssen also so schnell als möglich nach Lanow.“

„Hören Sie, Dymitri, eines ist mir unklar“, sagte ich, als er schwieg. „Wie war es den Russen möglich, bis nach Potokwiec vorzudringen. Bedenken Sie, wie viele galizische Ortschaften sie passieren mussten. Ein solcher Soldatentrupp muss doch bemerkt werden.“

„Die Kosaken sind durch die betörten Bauern des Nachts auf Schleichwegen, durch Wälder, Sümpfe und Flüsse, die nur den Dorfbewohnern bekannt sind, hergeführt worden. Auch in anderen Dörfern sollen, wie ich aus dem Gespräche entnahm, feindliche Abteilungen in Stallungen und Scheunen versteckt sein. Da sie überall ihre Spione haben, könnte es ihnen hier und dort gelingen, unseren Soldaten in den Rücken zu fallen. Ich hoffe aber, dass wir ihnen einen Strich durch die Rechnung machen werden.“

Endlich lag der Wald hinter uns und weites Wiesenland breitete sich vor uns aus. Wir horchten in die Nacht hinaus. Kein Ton, nur die Bäume rauschten.

Weiter! Wir hatten eine Hügelkette erreicht, kletterten hinauf und spähten in die Landschaft hinaus. Irgendwo sollte uns der Zwiebelturm einer ruthenischen Kirche den Weg weisen, aber noch war nichts zu erkennen.

Jetzt kam Jungwald, durch den wir uns mühsam durcharbeiteten. Hier war irgendwo ein Weg, aber wir konnten ihn nicht finden und mussten uns aufs Geratewohl einen Weg bahnen, aber Dymitri verlor die Richtung keinen Augenblick.

Andere Hügelketten tauchten auf. Ein paarmal kletterten wir in die Höhe und gelangten wieder ins Tal, bis Dymitri meine Hand ergriff und auf einen entfernten Punkt zeigte.

Dort ragte etwas Dunkles in die Höhe, das aber auch irgendein Baum sein konnte, aber Dymitri erklärte bestimmt, sich nicht zu täuschen.

„Es ist der Kirchturm von Lanow“, behauptete er.

Eine Viertelstunde später befanden wir uns auf der Landstraße.

„Nun können wir nicht mehr weit vom Dorfe sein“, sagte Dymitri, und wenige Minuten darauf schallte uns ein kräftiges „Wer da“ entgegen.

*

Wir fragten nach dem Kommandanten und wurden von den Soldaten ins Dorf geführt.

In allen Hütten brannte Licht. Soldaten gingen aus und ein. Sie lehnten an den Hecken und Gebäuden, während die Wachtposten auf und ab gingen. Man hörte keinen Laut. Wir erfuhren, dass sich im Dorfe tatsächlich die Kompanie befand, die am Morgen Sokal verlassen hatte.

Wir trafen den Hauptmann in einer niedrigen Bauernstube, wo er über einem Blatt Papier saß und schrieb. Er ließ sich von Dymitri alles haarklein erzählen, dann griff er zu seiner Kappe, bat uns ein wenig zu warten und eilte hinaus.

Draußen waren nur die gleichmäßigen Tritte der Wachtposten zu hören. Die kleine Lampe im Zimmer knisterte und die Minuten verstrichen langsam. Irgendwo wurde eine Tür aufgerissen und wieder zugeschlagen, sonst war es still – bis plötzlich die Trompete laut zu schmettern begann. Alarm!

Auf der Gasse begann es sich zu regen. Soldaten eilten hin und her, man hörte kurze, abgerissene Laute...

Bald darauf kehrte der Hauptmann zurück. Er war sehr erregt.

„Ich muss die Herren bitten, uns nach Sokal zu begleiten“, sagte er und fuhr nach einer Weile fort:

„Hier im Dorfe ist die Luft rein, aber ich habe einige Bauern aufs Korn genommen und zweifle nicht, dass ein Überfall auf die Stadt geplant ist. Es ist erstaunlich, wie rasch sich die Bande verständigen kann.“

Wir traten auf die Gasse und trafen die Kompanie marschbereit. Die Dorfbewohner waren in ihren Häusern, die sie bis auf weiteres nicht verlassen durften. Zu ihrer Bewachung waren einige Soldaten zurückgeblieben.

Kommandorufe ertönten und die Kompanie setzte sich in Bewegung.

III

Endlos zog sich der Weg dahin. Hier und dort tauchte ein einsames Gehöft auf und dann erstreckte sich wieder die Ebene, ohne Baum, ohne Strauch.

Wir bildeten mit einigen Unteroffizieren die Nachhut. Im Eilschritt ging es vorwärts und wir hatten Mühe zurückzubleiben.

In einem Städtchen wurde Halt gemacht. Der Hauptmann schickte zwei Unteroffiziere mit Meldungen fort und weiter ging es.

Plötzlich wurden die Soldaten unruhig. Man hörte Ausrufe und viele Hände zeigten nach dem Horizonte. Ich blickte auf – und konnte einige Minuten nichts unterscheiden, bis mich der Kadett an meiner Seite auf eine Stelle am Himmel aufmerksam machte. Dort war deutlich ein Feuerschein zu sehen.

„Feuer, Feuer, die Stadt Sokal brennt“, tönte es jetzt aus den Reihen zu uns herüber.

Man hörte ein Kommando und im Eilschritt ging es vorwärts.

Ein verschlafenes Dorf tauchte auf und verschwand. Weiter ging es, immer weiter. Als wir bald darauf ein anderes Dorf erreichten, fanden wir die Bauern schon auf den Beinen. Notdürftig gekleidet standen sie vor ihren Hütten und blickten nach der Richtung hin, wo der Feuerschein am Himmel immer deutlicher wurde...

Bald begegneten wir flüchtenden Einwohnern. Schwerbeladen rannten sie wie besinnungslos dahin. Einige wurden angehalten, aber es war schwer, von ihnen etwas über die Ereignisse in der Stadt zu erfahren. Vor Schreck gebannt, stammelten sie immer wieder die Worte: „Die Kosaken... Die Kosaken...“

Bei der Maut, etwa eine Viertelstunde vor Sokal, wurde Halt gemacht. Einige Abteilungen wurden gebildet, die sich von verschiedenen Seiten der Stadt nähern sollten. Zehn Mann wurden bei der Maut zurückgelassen, die den Auftrag hatten, alle Bauern, die die Stadt verlassen wollten, zurückzuhalten. Dymitri und ich blieben auf Ersuchen des Hauptmanns ebenfalls zurück.

Als die Kompanie unseren Blicken entschwunden war, standen wir neben dem Mauthäuschen und spähten in die brennende Stadt, die von tausenden Fackeln erhellt schien. Die Soldaten, durchwegs Polen, schimpften auf die Verräter, die ihren eigenen Boden dem Moskowiter preisgeben wollten, und drohten, jeden russophilen Bauern ohne Gerichtsspruch niederzuknallen.

Eine Gruppe von flüchtenden Juden kam daher. Sie hatten das Notwendigste in Leintücher gewickelt und waren fortgeeilt, um sich irgendwo in Sicherheit zu bringen. Sie wurden angehalten und erzählten, was sich in der Stadt abgespielt hatte.

Am Abend, als das Städtchen schon in tiefster Ruhe lag, waren plötzlich Kosaken in die Stadt gesprengt. Sie schossen auf die wenigen Passanten und steckten eine Reihe von Häusern in Brand. Unter Führung von Bauern, die mit einem Male in großer Zahl auftauchten, plünderten sie auf dem Ringplatz und in den Nebengassen viele Geschäfte und Wohnungen und hinderten die Einwohner, die Flammen zu löschen, so dass sich das Feuer immer mehr verbreitete.

Man ließ die Leute passieren. Sie gingen dem Walde zu, um dort einen Unterschlupf zu suchen; die große Laterne, die einer aus der Gruppe vorantrug, war bald nur ein schwacher Lichtpunkt in der Ferne und verschwand endlich ganz.

Da fielen die ersten Schüsse. Wie Peitschengeknall hörte es sich an. Bald darauf mischte sich das Geknatter von Maschinengewehren ein und Schuss um Schuss fiel in rascher Reihenfolge.

Die Soldaten wurden unruhig. Mit den Fäusten hielten sie die Gewehre umklammert. Alle bedauerten, dass sie hier untätig stehen mussten, und spähten scharf aus, ob nicht einzelne Kosaken bis hierher geraten würden.

Das Schießen, das keinen Augenblick aufgehört hatte, wurde mit einem Male intensiver, doch schien es, dass die Kämpfenden ihre Stellung geändert hatten. Einige Minuten hielt das heftige Feuern an, bis es plötzlich ganz verstummte.

In höchster Erregung horchten wir in die Nacht hinaus, aber nur unbestimmte Laute drangen zu uns aus der Ferne. Einzelne Rufe, ein Prasseln. Der Kampf in der Stadt schien zu Ende.

*

Schon nach einigen Minuten, doch viel zu lange für unsere Ungeduld, tauchte ein reitender Bote auf, der uns der Befehl überbrachte, in die Stadt zu marschieren.

Auf dem Wege erzählte er uns vom Verlaufe des Kampfes:

Unsere Kompanie hatte die Kosaken völlig überrascht. Sie versuchten zu flüchten und, als sie sich von allen Seiten umzingelt sahen, setzten sie sich zur Wehr und versuchten den Kordon zu durchbrechen. Der Kampf währte aber nicht lange, denn als die Kosaken einsahen, dass sie von den Österreichern wie in einen Sack gepfercht seien und ein Entkommen unmöglich war, ergaben sie sich. Es waren bei zweihundert Mann, die noch in der Nacht in einem Separatzug nach Lemberg geschickt werden sollten. Die verräterischen Bauern, die ebenfalls in die Falle geraten waren, waren eingefangen und in Ketten gelegt worden.

Wir erreichten die Stadt. In einer Gasse brannten drei Häuser zugleich. Eine große Menschenmenge beteiligte sich an der Löscharbeit. Einige Pumpen waren immerfort in Tätigkeit und die Dächer der Nachbarhäuser wurden mit Wasser beschüttet.

Auf den Straßen lagen Möbel und Bettzeugbündel umher, von den Besitzern behütet. Die meisten hatten das Kleidungsstück umgeworfen, das sie gerade erfassen konnten, und manchen war noch der Schreck über den Überfall in den Gesichtern ausgeprägt.

Das Eintreffen des österreichischen Militärs hatte die Einwohner, die gefürchtet hatten, dass die ganze Stadt in Rauch und Flammen aufgehen werde, beruhigt und viele machten sich daran, ihre Sachen wieder in die Wohnungen zu bringen.

„Es ist keine Gefahr mehr“, meldete ein Gendarm einem Leutnant, der an der Brandstätte erschien. „Die drei Häuser sind freilich nicht mehr zu retten.“

Dasselbe Bild bot sich uns in einer anderen Gasse. Hier brannte nur ein Haus. Das Dach war eingestürzt und hatte die Flammen erstickt. Zischend ergoss sich ein

Wasserstrahl in den Trümmerhaufen und schwerer Rauch erhob sich und hüllte alles ein.

Auf dem Ringplatz ist ein Haus ganz eingeäschert und die geschwärzten Wände ragen in den Abendhimmel.

Wir trafen den Hauptmann auf dem Bahnhofs. Er drückte uns die Hand und fragte:

„Sie haben dem Vaterlande einen großen Dienst geleistet. Niemals hätte ich daran gedacht, dass uns die Bauern an die Kosaken verraten werden. Es scheint aber, dass der Feind alles versucht hat, um die Landbevölkerung zu gewinnen.“

Wir wurden gebeten, in Sokal zu bleiben, wo schon am nächsten Tage das Standgericht zusammentreten sollte. Der Morgen graute schon, als wir einen Gasthof aufsuchten. An allen Ecken standen Wachtposten und Patrouillen marschierten durch die Stadt. Hier und dort glomm es noch in einem verbrannten Gebäude und die verkohlten Trümmer boten einen traurigen Anblick. Die Gassen waren jetzt menschenleer, aber in den Häuschen wachte noch so mancher und spähte von Zeit zu Zeit vorsichtig hinaus, ob nicht eine neue Heimsuchung über die Stadt hereinzubrechen drohe...

IV

Zeitlich am Morgen war eine zweite Kompanie in Sokal einmarschiert, die sämtliche Einwohner von Potokwiec mit sich führte.

Die Bauern standen auf einem Platze vor der Stadt in einer langen Reihe und wurden scharf bewacht. Sie waren voneinander ein paar Schritte getrennt und durften miteinander nicht sprechen. Etwas weiter, in einem großen Schuppen waren die Frauen und Kinder untergebracht und von dort war immerwährend Weinen und Schreien zu vernehmen.

In einem Häuschen, das sich in der Nähe des Platzes befand, hatte sich um die zehnte Morgenstunde das Standgericht versammelt, das sich aus einigen Offizieren zusammensetzte.

Während im Freien ein Namensverzeichnis der Bauern aufgenommen wurde, wurden die Zeugen vorgerufen. Außer Dymitri wurden noch vernommen der polnische Schmied und der jüdische Arentar¹ von Potokwiec, sowie mehrere Einwohner von Sokal.

Der Schmied zählte eine Reihe von Dorfbewohnern auf, die eine russophile Agitation getrieben hatten.

„Sie drohten uns jedes Mal mit ihren ‚russischen Brüdern‘, die eines Tages das Land überschwemmen würden. ‚Wartet nur‘, sagten sie, ‚wenn erst unsere Brüder aus dem Russenlande kommen werden, dann werden die Polen und Juden, sowie die österreichischen Schreiber² schon sehen, wie es mit unseren Rechten steht.“

¹ Besitzer des Dorfwirtshauses.

² Beamte.

Ähnlich sagte auch der Arendar aus. Dann schilderte Dymitri seine Beobachtungen. Zum Schluss wurden die Sokaler Einwohner vernommen, die übereinstimmend aussagten, dass den Kosaken von Bauern, die sich in der Stadt befunden hatten, vom Kirchturme aus Lichtsignale gegeben worden waren.

Darüber gingen Stunden hin, so dass mit der Einvernahme der Bauern erst am späten Nachmittag begonnen werden konnte.

Sie wurden gruppenweise vorgerufen. Blass und vergrämt waren ihre Gesichter und sie leugneten hartnäckig oder bissen die Lippen zusammen und antworteten auf keine Frage.

Sie wüssten nicht, weshalb man sie beschuldigte, erklärten einige. Die Kosaken seien unerwartet ins Dorf gekommen und hätten ihnen mit dem Tode gedroht, wenn sie jemand von ihrem Aufenthalt Mitteilungen machen würden. Sonst war aus den Angeklagten nichts herauszubekommen.

Nur ein Bäuerlein schien es mit dem Gewissen bekommen zu haben. Er drängte sich vor, machte eine tiefe Verbeugung und erklärte, alles bekennen zu wollen.

Der Vorsitzende gebot ihm zu sprechen, und das magere Männlein begann in unzusammenhängenden Worten sein Geständnis:

„Wir alle sind schuld, hoher Herr. Es fing damit an, dass wir alle zu trinken bekamen und Silberlinge zu Christmess' obendrein. Es kamen Fremde in unser Dorf, die zu uns in unserer Sprache redeten. Sie sagten, dass der Kaiser in Wien nichts mehr von uns wissen wolle und dass der mächtige Zar seine Hand über uns halte. Der Russe sei unser Bruder, hieß es. Dem sollten wir helfen. Der Herr Pfarrer war nicht dagegen und auch sonst widersprach keiner und da sagten wir ihnen unsere Hilfe zu. Vor zwei Wochen hieß es, dass wir bereit sein sollten, und eines Nachts marschierten wir in den Wald und trafen die Kosaken an einer Stelle, wo sie nicht aus noch ein wussten. Da führten wir sie in unser Dorf, hielten sie die ganze Zeit versteckt und waren ihnen auch sonst zu Diensten. Wir taten es, Herr! War es Verrat an unserem gütigen Kaiser, so verzeihe uns Gott, denn wir hatten niemand, der es schlecht geheißten hätte...“

Das Bäuerlein schwieg und stand demütig da, den Kopf zur Erde geneigt. Der Vorsitzende forderte auch die anderen zu einem offenen Geständnis auf, aber keiner öffnete den Mund und in ihren Gesichtern war grenzenlose Wut über den Wortbrüchigen zu lesen.

*

Auch am nächsten Tage leugneten alle hartnäckig; als alles Zureden nichts half, geriet der Vorsitzende außer sich.

„Ihr seid überführt und werdet alle hängen“, rief er.

Man begann die Leute abzuführen.

Da schien sich der Wujt¹ eines Besseren zu besinnen.

„Ich will bekennen“, sagte er. „Ich schwöre bei Gott, dass kein unwahres Wort aus meinem Munde kommen soll. Keiner im Dorfe kümmerte sich um Politik und

¹ Dorfältester.

was gingen uns die Russen an? Da kam eines Tages ein Pope zu mir und redete so viel, dass ich mich gar nicht mehr auskannte. Geschenke aus der heiligen Stadt Kiew brachte er mit.

Seit der Zeit kehrte er oft wieder, und zuletzt setzte er uns so lange zu, dass wir den Kosaken entgegengehen sollten, bis wir uns bereden ließen. Verflucht möge er sein, weil er uns mit seinen süßen Reden ins Unglück gebracht hat.“

Der Wujt schwieg eine Weile und sah betrübt zu Boden. Dann fuhr er etwas leiser fort:

„Was hat er uns nicht alles versprochen! Das Haus des Arendars, sein Vieh und die Felder sollten uns gehören. Aus der Saline von Kalusz sollten wir so viel Salz, als wir nur brauchten, umsonst bekommen, und Tabak sollten wir pflanzen dürfen. Keine Steuern und das Geld der Juden und Polen sollte uns gehören... Dreimal verflucht sei er, weil er uns ins Unglück gebracht hat...“

Da keiner mehr etwas zu sagen hatte, wurden die Leute abgeführt. Das Urteil wurde noch am selben Tage gesprochen. Es lautete für achtundzwanzig Angeklagte, deren Schuld feststand, auf Tod durch den Strang. Die Übrigen sollten zur weiteren Untersuchung nach Lemberg überführt werden.

Das Urteil wurde aufgesetzt und am nächsten Morgen einem Kurier übergeben, der in die nächste Garnisonstadt reiste, um die Unterschrift des kommandierenden Generals einzuholen.

*

Am Nachmittag machten sich einige Handwerker an die Aufstellung der Gerüste, und ehe es zu dunkeln begann, konnte man auf dem Marktplatze achtundzwanzig Galgen zum Himmel ragen sehen.

Die Hinrichtung sollte bei Sonnenaufgang stattfinden, doch erwachte ich schon, als es noch ganz dunkel war.

Es ging ein kühler Wind. Hier und dort wurde ein Haustor geöffnet und in kleinen Gruppen bewegten sich die Leute dem Marktplatze zu.

Ich schritt an der Seite Dymitris und eine Erregung schüttelte mich, dass ich kein Wort hervorbringen konnte. Auch Dymitri schien sehr ergriffen.

Wir erreichten den Marktplatz, der sich langsam zu füllen begann, und standen eine Zeitlang schweigend nebeneinander.

Ich vermied es Dymitri anzusehen.

Da ergriff er meine Hand und sagte bitter:

„Hätten wir gehnt, mit welchen Mitteln die russophilen Agitatoren in unserem Lande arbeiten, wir wären von Dorf zu Dorf gewandert und hätten die Bauern aufgeklärt, hätten ihnen erzählt, wie ihre Brüder in Russland unter der Gewalt des Zarbefreiers zu leiden haben. Die Verurteilten haben ihr Schicksal verdient, aber die wahrhaft Schuldigen sind weit vom Schuss und lachen jetzt vielleicht über die Dummen, die ihretwegen büßen.

Vielleicht tragen auch wir Ukrainer einen Teil der Schuld, vielleicht hätten wir noch mehr aufklärend wirken sollen. Wohl haben wir Broschüren und Zeitungen her-

ausgegeben und Versammlungen abgehalten, in denen wir die Wahrheit gesagt haben, aber wir hätten noch mehr ins Volk gehen sollen. Dieser Vorwurf bedrückt mich sehr.“

„Wer konnte auch wissen, wie weit die Bauern aufgehetzt worden waren“, meinte ich, aber Dymitri unterbrach mich mit den Worten:

„Alles eins, wir haben zu wenig getan. Auch uns trifft die Verantwortung.“

Da ging ein Flüstern durch die Reihen. Die Verurteilten erschienen auf dem Platze unter starker Bewachung und wurden im Halbkreis aufgestellt. Die Dämmerung war gewichen, und langsam und blutigrot stieg die Sonne am Himmel auf.

Die Gerichtskommission traf ein und ein Offizier las etwas aus einem Blatte vor. Dann schlug eine Trommel an; die Exekution begann.

Ein Zugführer und zwei Korporale walteten des Scharfrichteramtes und sie entledigten sich ihrer Aufgabe mit einer staunenswerten Geschwindigkeit. Der Halbkreis auf dem eingekreisten Platze wurde immer kleiner, während immer mehr menschliche Körper zwischen Himmel und Erde hingen. Die Sonne schien heller und heller und die Trommel schlug unablässig.

Endlich war das Urteil vollstreckt und achtundzwanzig Leichen schwebten in der Luft. Ich sah sie nicht an und schritt am Arme Dymitris langsam davon. Durch stille, menschenleere Gassen begaben wir uns zum Bahnhofe und bestiegen bald darauf den Zug, der uns nach Lemberg bringen sollte.

V

Lemberg, 19. August

Die Hauptstadt Lemberg steht ganz unter dem Eindruck der großen Ereignisse. Die Stadt bietet das Bild eines Militärlagers. Immerfort kann man Militärkolonnen vom Bahnhof marschieren sehen und die Straßen und Plätze sind voll mit Soldaten aller Waffengattungen.

Eine Erregung hat alle Schichten der Bevölkerung ergriffen und der Hass gegen Russland erfüllt die Gemüter. Auf dem „Wall“, in der Akademicka und am Ringplatze stehen von früh bis spät eifrig diskutierende Gruppen. Viele warten vor dem Korpskommando auf Nachrichten, während andere die vorbeiziehenden Soldaten mit Obst, Gebäck und Sodawasser bewirten.

An der Spendenverteilung beteiligt sich besonders die ärmere Bevölkerung. Vor einiger Zeit ist eine „Sodawassergesellschaft“ und eine „Obstgesellschaft“ gebildet worden, und jeder gibt täglich ein paar Heller her. Die Leute sind stolz darauf, jedem Soldaten ein Gläschen Sodawasser oder auch nur eine Zwetschke verabreichen zu können.

Viele Flüchtlinge aus den Grenzbezirken, die, so gut es ging, untergebracht worden waren, sind auf den Straßen. Mittags und abends sind die Straßen voll von Menschen.

Zu jeder Tageszeit gibt es etwas zu sehen: Unzählige Kanonen und Munitionswagen rollen vorüber und Scharen von Gefangenen werden vorbeigeführt.

Gendarmen eskortieren ganze Züge russophiler Bauern, die dem Feinde Dienste geleistet haben.

Die Leute sammeln sich auf den Straßen, drohen den Verrätern mit den Fäusten und stoßen Flüche aus. Manche können ihren Grimm nicht bezwingen und suchen sich an die Gefangenen heranzudrängen, um ihnen eins zu versetzen. Andere wollen die Erregten beruhigen. „Lasst sie nur“, sagen sie. „Sie werden ihrer Strafe jetzt nicht entgehen.“

Heute saß ich im Grand-Café, als auf der Straße ein solcher Gefangenentransport vorbeikam. Die Erbitterung der Menge äußerte sich in lauten Rufen und auch ich wurde von der Aufregung mitgerissen. Ich hätte mich auf die Spione stürzen mögen.

Am Nachmittag habe ich Dymitri ins „Ruthenische Haus“ begleitet. Auf dem großen Hofe wurden die „ukrainischen Sitschower Schützen“ einexerziert, prächtige Burschen von achtzehn bis zwanzig Jahren. Der Hass gegen die Unterdrücker ihres Volkes hat die jungen Leute zusammengeführt, und sie kennen nur ein Ziel: Dem Moskowiten so viele Verluste als nur möglich beizubringen.

Dymitri machte mich mit seinem Freunde Wassil bekannt, einem flachsblonden Burschen von neunzehn Jahren. Er ist einer der besten Schützen der Kompanie und freut sich, mit den Kosaken zu tun zu bekommen.

Meine Schwester, mit der ich die Wohnung teile, spricht immer davon, die Stadt zu verlassen, denn sie befürchtet, dass in der Nähe Lembergs ein Kampf stattfinden könnte. Es kostet mir Mühe, sie zu überzeugen, dass man den Feind so weit nicht werde vordringen lassen.

Freitag, 21. August

Heute Abend schritt ich durch die Lyczakowergasse der inneren Stadt zu.

Plötzlich sah ich viele Leute zusammenlaufen. Ich schloss mich ihnen an und erblickte einige Leiterwagen, die mit Menschen und Gepäck vollbeladen waren.

Es gelang mir in die Nähe der Wagen zu kommen und ich sah, dass es durchweg jüdische Flüchtlinge waren. Auffallend war es, dass die Juden in den Wagen ihre Sabbatkleider anhatten, die Sabbatmützen und seidene Kaftane.

Ein Mann aus der Menge, der einen Zylinder auf dem Kopfe trug, sprach die Flüchtlinge an.

„Woher kommt Ihr?“, fragte er.

„Aus Zolkiew“, erwiderte man ihm.

„Aus Zolkiew?“, schrien einige aus der Menge zugleich. „Warum seid Ihr geflüchtet?“

„Alle zugleich können nicht sprechen“, rief der Mann im Zylinder. „Warum seid Ihr aus Zolkiew fort?“, wandte er sich an die Flüchtlinge. „Was hat Euch bewogen, den Sabbat zu entweihen?“

„Die Kosaken sind in der Nähe“, erwiderte ein alter Jude. „Wir flohen, um unser Leben zu retten!“

„Die Kosaken sind vor Zolkiew?“, schrien die Leute auf der Straße. „Ihr habt wohl den Verstand verloren!“

„Sie sind in Belz und Korczow eingezogen und dann haben sie nach Zolkiew nicht mehr weit“, erwiderte der Alte ruhig. „Wie hätten wir sonst den Sabbat zu entweihen gewagt!“

„Ihr irrt“, rief man ihm zu. „Ihr seid auf ein bloßes Gerücht hin geflüchtet!“

Man wollte ihnen nicht glauben, aber die Leute im Wagen zuckten die Achseln und behaupteten fest, dass die beiden Städte vom Feinde besetzt seien.

Während die Flüchtlinge die Wagen verließen und in ein nahes Bethaus geführt wurden, wo sie über Nacht untergebracht werden sollten, entspann sich auf der Straße eine Debatte über das Für und Wider der gehörten Behauptung.

Sonntag, 23. August

Heute meldeten Extra-Ausgaben einen Sieg der Österreicher bei Kami-onka-Strumylowa. Zwei russische Generäle und einige Tausend Russen wurden gefangen genommen.

Im Café Avenue traf ich am Abend einen bekannten Journalisten, der mir den Hergang der Schlacht schilderte:

Unsere Soldaten waren in der Minderheit, aber in einem so weiten Räume verteilt, dass die Russen meinten, ein ganzes Korps gegen sich zu haben. So konnten sich die Unsrigen behaupten, bis die eigene Artillerie zur Stelle war und den Ausgang der Schlacht entschied.

Der russische General Wannowski war schwer verwundet worden. Man fand bei ihm ein eigenhändiges Schreiben des Zaren, welches den General zum zukünftigen Gouverneur Galiziens ernannte.

„Der Zar hat sich, wie es scheint, die Eroberung Galiziens sehr leicht gedacht“, schloss der Erzähler. „Unsere Truppen werden den Russen die Lust zu weiterem Vordringen schon benehmen!“

Dienstag, 25. August

Seit einigen Tagen ist auf einer Front von siebzig Kilometern eine Schlacht im Gange. Heute wurde ein großer Sieg der nach Russland vorgedrungenen Armee Dankl gemeldet. Zweihunderttausend Russen wurden bei Krasnik von den Österreichern geschlagen.

In der Stadt herrscht großer Jubel. Alle Häuser wurden beflaggt und Freude ist auf allen Gesichtern zu lesen.

Auf galizischem Boden tobt die Schlacht noch weiter, aber man ist voll Zuversicht auf den Ausgang dieses Kampfes.

Die Folgen des Sieges in Russland werden sich in den nächsten Tagen auch auf dem galizischen Schlachtfelde bemerkbar machen.

Mittwoch, 26. August

Heute verließen die ukrainischen „Sitschower Schützen“ Lemberg. Von einer großen Menge begleitet, von den Passanten bejubelt, marschierten die jungen Leute in voller Adjustierung dem Bahnhofs zu.

Auf dem Perron nahm ich Abschied von Dymitri, und er versprach mir, bald Nachricht zu geben. „Schnellzug nach Kiew“, stand mit Kreide auf den Güterwagen geschrieben und die Schützen sangen kleinrussische Kriegslieder, wie sie vor Jahrhunderten in der Ukraina gesungen worden waren.

Auf dem Rückweg kam ich am Gebäude des Korpskommandos vorbei. Auf der Straße wogte eine unabsehbare Menge und wartete auf Nachrichten.

Es schien etwas in der Luft zu liegen, das die Leute beunruhigte. Autos mit Stabsoffizieren kamen herangesaust und Gerüchte über eine große Schlacht im Nordosten Galiziens wurden laut.

Niemand wusste etwas Genaueres. Lautlos standen die Leute, und wenn ein Offizier aus dem Tore trat, um ein Auto zu besteigen, forschte man in seinen Zügen, aber niemand wagte eine Frage.

Ich begab mich ins Café Avenue. Dort traf ich den Gymnasialprofessor v. L., von dem mir bekannt ist, dass er gute Beziehungen zu militärischen Kreisen habe.

„Wissen Sie es schon? Diesmal ist es uns nicht gut ergangen“, sagte er. „Die Russen haben uns bei Krasne mit einer überwältigenden Mehrheit angegriffen. Sie ließen unseren braven Kaiserjägern, die wir vor wenigen Tagen hier vorbeiziehen sahen, keine Zeit, in die Schlacht einzugreifen. Wir wurden einfach erdrückt.“

Ich bat Herrn v. L. um nähere Mitteilungen, aber er erwiderte:

„Ich weiß nur, dass wir uns nicht halten konnten, aber wir werden die Scharte schon auswetzen.“

Wir begaben uns auf die Gasse und promenierten eine Weile auf der Karl-Ludwigstraße. In der Jagielonska konnten wir viele Wagen zum Bahnhof fahren sehen.

Als ich nach Hause zurückkehrte, sah ich, dass meine Schwester ihre Koffer gepackt hatte.

„Ich reise noch heute“, rief sie mir zu. „Packe deine Sachen.“

Als sie hörte, dass ich mich zur Abreise nicht entschließen wollte, stellte sie mir alle Gefahren vor, die mich hier in der Nähe der Kämpfe erwarten würden.

„Ich werde die Stadt nicht eher verlassen, bis es unbedingt notwendig ist“, erklärte ich.

Schließlich nahm sie mir das Versprechen ab, wenn der Feind gegen Lemberg weiter vorrücken sollte, nachzukommen, und reiste beklommenen Herzens ab.

VI

Donnerstag, 27. August

Das war ein Tag voll Aufregung.

Am Vormittag meldeten Extra-Ausgaben einen neuen großen Sieg der Österreicher: General Auffenberg schlug bei Zamoze und Komarow einen Teil russischen Heeres und machte viele Tausende Gefangene.

In der Stadt herrschte eine Freude über diese Nachricht.

Gleichzeitig erfuhr man, dass die Schlacht immer mehr an Ausdehnung gewinne und dass in Ostgalizien hart gekämpft werde. Manche wollten sogar wissen, dass die Russen im Nordosten Galiziens einige Bezirkshauptmannschaften besetzt hätten.

Einige Stunden später verbreiteten sich die unsinnigsten Gerüchte in der Stadt.

Aus allen Vierteln strömten die Leute zur Karl-Ludwigstraße, wo sich bald eine vieltausendköpfige Menge versammelte. Niemand wusste recht, was geschehen war. Hartnäckig behauptete sich das Gerücht, dass es den Russen gelungen sein sollte, bis knapp vor Lemberg vorzudringen. Manche sagten, dass feindliche Kolonnen in Kulikow, kaum 25 Kilometer von der Hauptstadt einmarschiert seien, andere behaupteten, dass der Feind bereits von den Toren der Stadt stehe.

Endlich gelang es mir, die Wahrheit zu erfahren:

Zu Mittag hatte eine Trainkolonne mit einer Bedeckung von hundertfünfzig Mann die Stadt verlassen, um zu unseren kämpfenden Truppen zu stoßen.

Zwei Stunden später kehrte die Begleitmannschaft ohne Wagen und Pferde in wilder Flucht in die Stadt zurück. Wie vom Teufel verfolgt waren die Trainsoldaten durch die belebte Lyczakowerstraße gelaufen und hatten den Vorübergehenden zugeschrien: „Rettet euch, die Kosaken sind hinter uns her!“

Der Ruf pflanzte sich von Gasse zu Gasse fort und bald war die ganze Stadt alarmiert.

Sofort war eine Kavalleriedivision dem Feinde entgegengeschickt worden und eine große Aufregung hatte sich der Menge bemächtigt.

Gegen Abend war endlich die Kavalleriedivision in die Stadt zurückgekehrt und brachte nahezu tausend unverwundete Kosaken als Gefangene ein.

Diese Kosaken waren aber auch der ganze Feind. Sie waren von ihrer Armee versprengt, durch Wälder irrend, bis vor Lemberg gekommen. Dort hatten sie sich tagelang umhergetrieben und gaben sich, als die Österreicher kamen, gleich gefangen, ohne einen Schuss abzugeben.

Groß war die Freude, als man den wahren Sachverhalt erfuhr. Bald erschienen Extra-Ausgaben der Zeitungen, die eine Erklärung des Korpskommandos erhielten, und die Leute beruhigten sich allmählich.

Trotzdem sah ich viele sich zur Abreise rüsten. Sie fühlten sich in der Stadt nicht mehr sicher genug. „Heute sind es nur tausend Kosaken, aber bald kann ein feindliches Armeekorps denselben Weg zurücklegen“, meinten sie und suchten ihre Angehörigen und Freunde zum Verlassen der Stadt zu bewegen.

Freitag, 28. August

Heute schlug man sich förmlich um die Extra-Ausgaben und riss die Blätter dem Boten aus der Hand.

Endlich gelang es auch mir ein Exemplar zu bekommen.

„Die Schlacht bei Lemberg, die größte Schlacht in diesem Kriege“, stand mit großen Lettern als Überschrift, und es wurde vom Beginn einer neuen Schlacht längst der ganzen Grenze Galiziens von der Weichsel bis zum Pruth berichtet. Weiter war zu lesen, dass die Russen auf ihrem linken Flügel und im Zentrum immer neue Kräfte einsetzen und die größten Anstrengungen machen, um gegen Lemberg vorzudringen.

Langsam entfernte ich mich und schritt über den „Wall“ dem Marienplatz zu. Überall standen Gruppen von Menschen und besprachen das Ereignis. Die Sonne neigte sich zum Untergang und in den Fensterscheiben der Häuser spiegelten sich die roten Strahlen wider. Mir erschien alles wie in einem Nebel und plötzlich fühlte ich, wie mich Tränen im Halse würgten.

„Nun kämpft man um das Schicksal dieses Bodens und wer weiß, was uns die nächsten Tage bringen werden“, sagte ich mir. „Wird es unseren Soldaten gelingen, die ungeheueren Waffen des Russenheeres zurückzudrängen? Was wird das Schicksal dieser Stadt sein, wenn Kosakenhorden das Land überschwemmen?“...

*

Jetzt ist es Abend, ich sitze allein in meiner Wohnung, die in einer stillen Gasse des Zolkiewer Viertels gelegen ist. Heute aber dringt der Lärm der belebten Straßen bis zu mir, dass ich kaum am Schreibtisch ausharren kann. Es ist ein fortwährendes Gerassel. Ganze Wagenzüge bewegen sich durch die Straßen. Unzählige Geschütze und Munitionswagen rollen dahin. Ulanenregimenter reiten vorüber und der gleichmäßige Tritt von Infanteriesoldaten, die zum Bahnhof marschieren, dröhnt in der Ferne.

Samstag, 29. August

Der vierte Tag der Schlacht bei Lemberg! Im Norden der Hauptstadt gelang es den Österreichern die Russen zurückzuschlagen. Bei Rawa Ruska und Zolkiew wurde der rechte russische Flügel durchbrochen und die Österreicher sind bis Belz vorgedrungen. Die Freude über den Sieg wird durch die Nachricht gedämpft, dass der Feind von Osten her mit aller Kraft vorzudringen sucht.

Immer neue Waffen des Feindes wälzen sich auf der Straße von Brody gegen die Hauptstadt und bei Przemyslany kam es zu einem blutigen Ringen, bei dem die Unsrigen gegen die ungeheuere Übermacht nicht Stand halten konnten.

Der russische Generalstab setzt alles daran, um Ostgalizien und Lemberg zu erobern. Auf allen Straßen, die von der Grenze nach dem Osten Galiziens führen, ja selbst auf dem morastigen Wege nach Hussiatyn, der nie begangen wird, marschieren ungeheuer Massen des russischen Heeres gegen Westen und der Kreis um Lemberg wird immer enger.

Bei Przemyslany konnte man die Österreicher kämpfen sehen! Mit wahrem Heldenmut rangen sie mit dem überlegenen Gegner. Eng und heiß war es auf der Przemyslaner Chaussee und die Unsrigen fielen zu Tausenden, aber die Linie war im Nu wieder ausgefüllt. Und die Haufen der Gefallenen liegen wie ein Wall vor dem vordringenden Feind...

Sonntag, 30. August

In der Dritten-Mai-Gasse traf ich Herrn v. L. und er teilte mir manches über unsere militärische Lage mit.

„Der Plan der Russen, Lemberg um jeden Preis zu besitzen, ist eine der großen Überraschungen dieses Krieges“, meinte er. „Russland hat, wie es sich jetzt zeigt, seine Hauptmacht gegen Ostgalizien aufgebaut. Ich weiß nicht, welcher Zweck da-

mit verfolgt wird. Das Prestige allein kann für die großen Opfer nicht ausreichend sein. Ich glaube, dass es Russland darum geht, die galizischen Ruthenen unter das moskowitzische Joch zu beugen.

Unser rechter Flügel steht ausgezeichnet. Unsere Truppen stehen vor Lublin und Zamosz, doch weiß ich nicht, ob wir gegen die gewaltige Übermacht, die der Feind gegen unseren linken Flügel aufbringt, noch länger werden Widerstand leisten können.“

„Glauben Sie nicht, dass die Armee Auffenbergs der Hauptstadt zu Hilfe kommen wird?“, fragte ich.

Herr v. L. schüttelte den Kopf und fragte:

„Ich kann Ihnen mitteilen, dass die Armee bereits auf dem Marsche gegen Lemberg war, aber die Russen haben diesen Schachzug sofort pariert und aus Lublin und Cholm wurden ihr fünf neue Armeekorps entgegengeschickt. So sah sich Auffenberg gezwungen, um nicht von der übrigen Armee abgeschnitten zu werden, seinen Plan aufzugeben.“

„So ist es also möglich, dass die Russen schon in den nächsten Tagen Lemberg besetzen“, meinte ich.

„Die Stadt dürfte für kurze Zeit freiwillig geräumt werden. Unsere Soldaten haben bei Krasno und Busk, bei Zloczow und Przemyslany heldenhaft gekämpft, trotzdem sie auf der ganzen Linie einer vier- und fünffachen Übermacht gegenüberstanden.“

Ich begleitete Herrn v. L. bis zu seinem Hause und setzte dann allein meinen Weg fort. An einer Straßenecke sah ich eine Gruppe Menschen vor einem Plakate stehen. Es war ein Aufruf des Erzbischofs Szepticki an die Bevölkerung. Der Erzbischof ersuchte die Einwohner Lembergs gegen die Russophilen keine Gewaltakte zu begehen, da es nicht ausgeschlossen sei, dass die Stadt vorübergehend die Hand des Feindes zu fühlen bekommen werde.

VII

Montag, 31. August

In der vergangenen Nacht ging es auf den Straßen besonders laut her. Ich wurde durch den Lärm ein paar Mal geweckt und lag lange schlaflos und horchte in die Dunkelheit hinaus. Immerfort hörte ich Autosignale und das Rasseln von Wagen auf dem Steinpflaster.

Als ich am Morgen das Haus verlassen wollte, fand ich das Tor versperrt. Der Hausbesorger saß auf der Stiege und sah vor sich hin.

Als er mich erblickte, zog er den Torschlüssel aus der Tasche, zögerte aber, das Tor zu öffnen.

„Gibt es etwas Neues?“, fragte ich ihn.

„Ja, Herr. In der Nacht erhielt ich von der Polizei den Auftrag, das Tor bis auf weiteres gesperrt zu halten. Die Parteien dürfen ein- und ausgehen. Die Stadt wird nämlich von den Behörden geräumt.“

Der Mann öffnete hierauf das Tor und sah vorsichtig hinaus. Dann neigte er sich zu mir und flüsterte mir zu:

„Fliehen Sie, Herr, der Russe ist vor den Toren der Stadt.“

Ich blieb stehen und sah ihn ohne ein Wort zu sprechen an. Er aber fuhr fort:

„Überall können Sie die Leute zum Bahnhof eilen sehen. Die Polizei ist fort, die Beamten verlassen eben die Stadt und an allen öffentlichen Gebäuden werden die kaiserlichen Adler entfernt.“

Ich eilte auf die Gasse und konnte mich bald von der Wahrheit des Gehörten überzeugen. Nirgends war ein Polizist zu sehen und alle Wagen jagten vollbepackt dahin. Ich begab mich zum nächsten Polizeikommissariat. Es war gesperrt und der kaiserliche Adler fehlte.

Vor dem Tore stand ein Gendarm neben einem Leiterwagen, in dem ein Bauernpaar saß.

Ich sprach ihn an und er erzählte mir, dass das Paar in einem Dorfe unweit von Lemberg Spionage getrieben habe. Er habe die Häftlinge nach Lemberg gebracht, doch jetzt wisse er nicht, wo er sie abliefern solle, denn nun sei er bereits beim dritten Kommissariat vorgefahren, aber nirgends sei ein Beamter anzutreffen.

Ich rief dem Gendarmen direkt in das Brigidengefängnis zu fahren und begab mich in die innere Stadt.

Plötzlich grollte es wie ferner Donner, als wenn sich außerhalb der Stadt ein Gewitter entladen würde. Es waren die ersten Kanonenschüsse, die in Lemberg zu hören waren.

Das Donnern der Geschütze wurde immer lauter, und aus allen Gassen und Gässchen strömten Leute herbei, die zum Goluchowskiplatz eilten.

Von allen Seiten hörte man rufen: „Wir müssen fort, die Russen kommen“, und es verbreitete sich die Nachricht, dass die Bahnverwaltung der Bevölkerung Notzüge zur Verfügung gestellt habe.

Nun wollten alle zum Bahnhof; nur fort, um nicht, wenn auch nur vorübergehend, unter russische Herrschaft zu kommen. Dieser Gedanke leitete alle, die jetzt wieder auseinanderstoben, um nach Hause zurückzukehren und das Notwendigste zur Reise mitzunehmen.

Viele eilten direkt zum Bahnhofe, denn sie fürchteten zu spät zu kommen. Diesen schloss ich mich an, um zu erfahren, wie lange der Bahnverkehr noch aufrecht erhalten bleibt, denn ich wollte erst mit dem letzten Zuge die Stadt verlassen.

In der Kazimierzowska staute sich die Menge, denn aus dem Gefängnisse wurden die russophilen Bauern geführt, um zum Bahnhofe gebracht zu werden. In Viererreihen marschierten sie, gefesselt, von Gendarmen überwacht, ein langer, langer Zug. Auch viele Geistliche waren unter ihnen. Mit finsternen Blicken schritten sie dahin – ihrem Schicksale entgegen.

„Verräter, Verräter“, murmelte ein Bauer in meiner Nähe und drohte den Gefangenen mit der Faust. „Warum feuert man sie nicht gleich nieder? Wozu macht man sich erst die Mühe, sie fortzuführen...?“

Als der Zug verschwunden war, konnten wir weiter marschieren. Die Straße war ganz voll mit Flüchtlingen.

Auf dem Platze vor dem Bahnhofe wimmelte es von Menschen, die Wartehalle, die Tunnels und die Perrons waren überfüllt. Ein Zug nach dem anderen wurde abgelassen, aber das Gedränge hörte nicht auf.

Ich erfuhr, dass der Bahnverkehr noch ein bis zwei Tage aufrecht bleibt und kehrte in die Stadt zurück.

Immer neue Menschenmassen strömten dem Bahnhof zu.

An der Ecke der Kazimierzowska hörte ich meinen Namen rufen. Ich erblickte den polnischen Journalisten M., der sich mit seiner Handtasche einen Weg bahnte.

Er reichte mir die Hand und ich ging ein Stück mit ihm.

„Ich dachte erst daran, hier zu bleiben“, sagte er. „Wer kann aber wissen, was für ein Mensch der Kommandant sein wird? Nehmen wir den Fall, dass er gegen das Völkerrecht nicht verstößt, wer bürgt mir dafür, dass seine Untergebenen seine Befehle genau ausführen? Lassen Sie sich einmal erzählen, was die Russen in den besetzten Orten treiben. Gerade auf die Intelligenz haben sie es abgesehen und auch Sie sollten mit der Abreise nicht länger zögern. Wer weiß, ob man nicht nach alten Sünden forscht und auch Sie haben gegen Russland geschrieben. Ich für meine Person habe vor Sibirien einen Heidenrespekt und will lieber in einiger Entfernung die Ereignisse abwarten.“

Bei der St. Anna-Kirche verabschiedete sich der Journalist von mir und eilte zum Bahnhof.

Mein Entschluss ist gefasst: Morgen früh verlasse ich die Stadt.

Der rollende Mädchenkopf¹

Soeben erfahre ich, dass Hauptmann Nowakowski bei den Kämpfen am San gefallen ist. Der Fünfundsechzigjährige hatte sich gleich bei Kriegsbeginn wieder aktivieren lassen.

Mir schwebt der Sommer vor, da ich bei ihm auf seinem Gute Strutyn bei Stanislau zu Gaste war.

Wir hielten uns viel im Freien auf, jagten und angelten, und wenn wir dann irgendwo im Schatten ruhten, liebte er es, seltsame Begebenheiten zu erzählen, die er selbst erlebt oder von anderen gehört hatte.

Ich entsinne mich besonders einer Geschichte, die ich hier mit des Erzählers eigenen Worten wiedergeben will:

Es war in den siebziger Jahren. Ich diente damals in Jaroslau. Im selben Regiment hatten wir einen jungen Leutnant v. G., den wir gut leiden mochten. Er war einer der fidelsten unter uns und ein prächtiger Kamerad.

Da geschah es, dass ihm seine Braut, ein reizendes Geschöpf, dem er in inniger Liebe zugetan war, durch einen plötzlichen Todesfall entrissen wurde.

Von diesem Tage an war er wie ausgewechselt. Er grübelte viel und mied den Verkehr mit uns, so viel er konnte. Er fehlte uns jetzt sehr, aber wir respektierten seinen Schmerz sehr und überließen ihn der Einsamkeit.

Nach Monaten kam er wieder ins Kasino. Gewiss sehnte sich der arme Junge nach Gesellschaft. Wir boten alles auf, um ihn sein Leid vergessen zu lassen, aber recht heiter sah man ihn seit der Zeit nicht mehr.

Bald fiel es uns auf, dass er uns allabendlich zur selben Zeit, und zwar etwas nach elf Uhr, verließ. Oft suchten wir ihn noch ein wenig zurückzuhalten, aber es nützte nichts. Mit dem Glockenschlage elf überkam ihn eine Unruhe und er empfahl sich rasch.

Als er eines Abends, an dem wir just das Geburtsfest unseres Obersten feierten, zur gewohnten Stunde aufbrechen wollte, drangen wir in ihn zu bleiben. Wir waren kaum recht warm geworden und wollten ihn noch länger in unserer Mitte haben.

Er wurde blass und schüttelte den Kopf.

„Ich muss fort. Ich muss fort“, murmelte er und wollte unsere Einwendungen nicht hören. Aber wir hatten uns vorgenommen, ihn in dieser Nacht nicht so bald von uns zu lassen, und hielten ihn förmlich mit Gewalt zurück.

¹ Aus: Blumenthal, Hermann: Galizien. Der Wall im Osten. Kriegserzählungen. München: Georg Müller Verlag, 1915.

Als er erkannte, dass seine Ausflüchte nichts fruchteten, sank er in einen Stuhl und sagte:

„Ich will euch reinen Wein einschenken, Kameraden...“

Er machte eine kleine Pause und fuhr dann etwas leiser fort:

„Ihr werdet es sicher merkwürdig finden, aber ich bitte euch, mir zu glauben, dass ich die Wahrheit spreche. Seit einiger Zeit habe ich Nacht für Nacht zwischen elf und zwölf dasselbe Erlebnis:

Ich sehe plötzlich den Kopf meiner Braut mit den schönen blonden Locken aus irgendeinem Winkel meines Zimmers auftauchen, langsam über den Fußboden rollen und verschwinden. Ich weiß mir den Vorfall nicht zu erklären, aber ich gebe euch mein Wort, dass es sich so verhält. Ihr werdet daher begreifen, dass ich diese Stunde nicht fern von meinem Zimmer verbringen kann, wie aufregend der Anblick für mich auch ist...“

Mit einer Verbeugung nahm er Abschied von uns und entfernte sich.

Eine Weile saßen wir mit verdutzten Gesichtern da. Es war zu stark! Ein Offizier, der einen Geist zu sehen vorgibt, kommt nicht alle Tage vor. Wir bedauerten den armen Jungen.

Lange sprachen wir hin und her, wie wir ihn von dieser verrückten Einbildung befreien könnten. Da nahm der Oberst das Wort und sagte:

„Ich glaube, dass ihm nur auf eine Art geholfen werden kann. Er glaubt den Spuk zu sehen und wir werden ihn nicht vom Gegenteil überzeugen können. Doch gibt es ein Mittel, ihn von tiefer Vision zu befreien! Wir müssen sie ihm auf natürliche Weise zu erklären suchen. Wir müssen einen Kopf anfertigen lassen, der dem seiner Braut täuschend ähnlich sehen soll. Diesen Kopf werden wir zur gewohnten Stunde durch sein Zimmer rollen lassen und ihn dann von der Lächerlichkeit seines Geistesglaubens überzeugen!“

Dieser Vorschlag fand den Beifall aller, und so wurde das Komplott gleich ausgeheckt. Ich und noch zwei Kameraden nahmen die Sache in die Hand. Wir ließen einen Kopf modellieren, der dem des seligen Fräuleins gleich sah. Er hatte dieselben seidenweichen, blonden Locken und hellblauen Augen, und nun wurde die Nacht, in der der Spuk unserem jungen Freunde vorgeführt werden sollte, bestimmt.

Es war alles auf das Sorgfältigste vorbereitet. Der Bursche des Leutnants wusste genau Bescheid und unterstützte uns bei unserem Vorhaben. Der Kopf wurde am Abend, als sich der Leutnant von seiner Wohnung entfernt hatte, in einem Winkel seines Arbeitszimmers versteckt und nun konnte das Spiel beginnen.

Pünktlich um elf Uhr kam der Leutnant nach Hause zurück und setzte sich wie allabendlich in seinen Lehnstuhl, um das Ereignis abzuwarten. Wir schlichen indes auf leisen Sohlen ins Haus und hielten uns in einem Nebenraume auf.

Der Bursche machte sich im Zimmer des Leutnants zu schaffen und, ohne dass es dieser bemerkte, befestigte er eine dünne Rebschnur, deren Ende in unseren Händen war, an einem Haken, der sich unter den Locken des modellierten Kopfes befand. Nun warteten wir hinter der Tapetentür den richtigen Zeitpunkt ab.

Als es halb zwölf schlug, zogen wir langsam an der Schnur und der Kopf begann über den Fußboden zu rollen. Sachte kam er der Tür immer näher – wir konnten es deutlich hören – und verschwand hinter einem Möbel.

Atemlos horchten wir und konnten ein leises Stöhnen unseres Kameraden vernehmen. Schon wollten wir ins Zimmer dringen – doch da geschah etwas, was uns in größte Verwunderung versetzte! Im Zimmer begann sich etwas zu bewegen, und nun hörten wir es wieder über den Fußboden rollen, als wenn der Kopf ganz von selbst seinen Spaziergang durchs Zimmer fortgesetzt hätte. Im nächsten Augenblick stieß der Leutnant einen markerschütternden Schrei aus und wir hörten den Fall eines Körpers.

Wir stürzten ins Zimmer und fanden unseren Freund mit weitaufgerissenen Augen auf der Erde liegen.

„Heute waren es zwei Köpfe“, stöhnte er.

Wir hoben ihn auf, aber er fiel zurück und rührte sich nicht mehr. Wir bemühten uns um ihn, doch es war vergebens, und er starb, ohne das Bewusstsein wieder erlangt zu haben.

Die Mutter¹

Die nachfolgende Geschichte hat ein alter Mann in meinem Heimatstädtchen erzählt und ich schreibe sie so nieder, wie ich sie von ihm gehört habe:

„Meine Geschichte liegt mehr als vierzig Jahre zurück. Damals musste man dem Kaiser noch volle zwölf Jahre dienen. Da kam man als blutjunger Mensch von zu Hause weg und kehrte als reifer Mann zurück. Die Assentierung war anders als heutzutage. Die jungen Leute wurden von Häschern auf der Straße gepackt und zur Stellungskommission geschleppt. War einer tauglich, so sahen ihn seine Eltern gar nicht wieder, denn er wurde gleich in eine ferne Provinz gebracht, wo man ihn für den Kriegsdienst vorbereitete. Das war eine schwere Zeit und die vergisst man sein Leben lang nicht.

So erging es auch mir.

Ich wurde Soldat und man schickte mich nach Venetien. Hart war das Dienen damals. Wenn man sich nur eine Kleinigkeit zu Schulden kommen ließ, wurde man gleich auf die Bank gelegt, oder es hieß: „Gassen laufen“.

Dazu kam noch, dass ich mich unter Menschen befand, deren Sprache ich gar nicht verstand. Es ist also gar nicht zu verwundern, dass ich sehr froh war, als ich eines Tages in meiner Kompanie einen Landsmann entdeckte, der in Hoszow, kaum einige Meilen von meinem Heimatdorf zu Hause war.

Jan Olkusz war ein prächtiger Bursche, und wir wurden bald gute Freunde. In der ersten Zeit war er sehr traurig und oft erzählte er mir von Mutter und Schwester, die sich seinetwegen gewiss die Augen rot weinten.

Es war nicht leicht, diese zwölf Jahre zu überstehen. Wir waren so manchmal übel daran. Was galt auch in jener Zeit ein Menschenleben. Wie viele von uns zogen auf Posten aus und kehrten gar nicht wieder. Die Bevölkerung war uns nicht gut gesinnt und wir mussten verdammt Acht geben... Wir waren auch viel herumgekommen, aber Gott schützte uns beide, und wir waren heil und gesund, als unsere Dienstzeit vorüber war.

Wir beschlossen nun, uns gemeinsam auf den Heimweg zu machen. Olkusz war sehr glücklich, doch machte er sich in letzter Zeit über die Seinigen trübe Gedanken. Er hatte von ihnen lange nicht gehört. Wir hatten unsere Garnison oftmals gewechselt und es müssen Briefe an ihn verloren gegangen sein. Zuletzt kam ein Brief, den er seiner Mutter schickte, als unbestellbar zurück. Seine Leute dürften also die Gegend verlassen haben.

¹ Aus: Blumenthal, Hermann: Galizien. Der Wall im Osten. Kriegserzählungen. München: Georg Müller Verlag, 1915.

Nun kam der Tag, an dem wir unsere Heimfahrt antraten. Wir waren frei und jeder hatte seine Ersparnisse bei sich. Olkusz hatte volle vierhundert Silbertaler zusammengelegt. Dieses Geld, erklärte er mir, sollte die Mitgift seiner Schwester sein, die jetzt im heiratsfähigen Alter sein musste.

Auf dem Wege malte sich der gute Junge oft aus, wie sehr Mutter und Schwester von seiner Ankunft überrascht sein werden. Er wollte sich nämlich nicht sogleich zu erkennen geben, um sie erst ein bisschen auszuhorchen. Der Teufel selbst muss ihm diesen unglücklichen Gedanken eingegeben haben!

Wir kamen also zuerst in mein Heimatdorf, und Olkusz begann hier über die Seinigen Erkundigungen einzuziehen.

Es traf sich, dass sie kaum eine Wegstunde weit von unserem Dorfe eine Wirtstube übernommen hatten. Ihr Haus war vor einigen Jahren abgebrannt und sie hatten ihre Wohnstätte verlassen müssen. Die Frau hatte ihre ganze Habe verloren und so war Olkusz zur rechten Zeit gekommen.

Es war Vorabend, und ich bat ihn, bis zum nächsten Morgen bei mir zu bleiben. Aber er war nicht zurückzuhalten. Gleich auf der Stelle wollte er fort, und wie konnte ich es ihm verargen, dass er nach so langer Zeit unter dem Dache seiner Mutter übernachten wollte!

So gab ich ihm ein Stück das Geleite und wir besprachen, dass ich ihn am nächsten Morgen aufsuchen sollte. Er wollte sich an diesem Abend noch nicht zu erkennen geben. Das nahm er sich fest vor und freute sich auf seinen Einfall sehr.

Er ging also direkt ins Wirtshaus seiner Mutter und bestellte sich Essen und ein Nachtlager. Die Frau erkannte ihn nicht und behandelte ihn wie jeden Reisenden, der des Weges kam. Die eigene Schwester reichte ihm das Abendessen und ich glaube, dass ihm sehr wunderlich zu Mute gewesen sein muss.

Er war in der besten Laune und bat die Wirtin, mit ihm ein Gläschen Wein zu trinken, was sie gar nicht ungerne tat.

Sie kam ins Plaudern und Olkusz erfuhr, dass es seiner Mutter ganz miserabel ging. Es war kein Stück Geld im Hause und die Frau wusste weder aus noch ein.

Olkusz erzählte ihr, dass er vom Militär komme und auf dem Wege zu seiner Mutter sei. Da wurde die Wirtin traurig und sagte: „Auch ich habe einen Sohn bei den Soldaten und die zwölf Jahre müssten jetzt eigentlich um sein. Aber ich habe jetzt so lange nichts von ihm gehört, und so habe ich die Hoffnung aufgegeben, ihn je wiederzusehen.“

Doch Olkusz tröstete sie: „Wer wird denn gleich an das Allerschlimmste denken“, meinte er. „Wie leicht kann er jeden Augenblick durch diese Türe treten.“

So sprachen sie noch lange hin und her und tranken eine Flasche nach der andern. Olkusz war voller Freude darüber, dass ihn seine Mutter nicht vergessen hatte. Im Laufe der Unterhaltung zog er auch seinen Geldbeutel hervor und zeigte der Frau die vierhundert Taler, die er für seine Schwester als Ehegut mitbrachte – aber zu erkennen gab er sich noch immer nicht.

Beim Anblick des Geldes wurde die Wirtin sehr nachdenklich. Sie dachte an ihre Tochter. Ja, wenn sie ihr eine solche Mitgift geben könnte, dann würde man gleich einen Haufen Sorgen los werden.

Sie sprach an dem Abend nicht mehr viel, und als sich der Gast zur Ruhe begab, blieb sie noch lange in Gedanken sitzen. Die Kerze brannte nieder und erlosch, doch sie merkte es nicht; silberweiße Blitze zuckten vor ihren Augen.

Als sie sich erhob, war es im Hause schon still und finster. Sie befand sich in großer Aufregung, und ihr Herz schlug bis zum Halse herauf. Sie konnte keinen Schritt gehen, so flimmerte es ihr vor den Augen, und es mag wohl auch der genossene Wein viel zu dieser Erregung beigetragen haben. Sie schleppte sich also in die Küche, wo sie einen Gegenstand von der Wand nahm, mit dem sie sich dann in die Stube des Reisenden begab.

Er schlief fest und es war so schnell geschehen, dass sie später nur noch wusste, dass sie den Geldbeutel an sich nahm und den Leichnam im Keller zwischen Fässern versteckte...

Das hab' ich nämlich am nächsten Tage aus ihr herausgebracht.

Wie ich es Olkusz versprochen, kam ich am Morgen, um mit ihm zu frühstücken. Die Alte öffnete mir selbst und es fiel mir gleich auf, dass sie nicht so freudig war, wie ich es erwartet hatte. Hatte dieser Teufelsjunge mit dem Komödienspiel noch nicht genug?

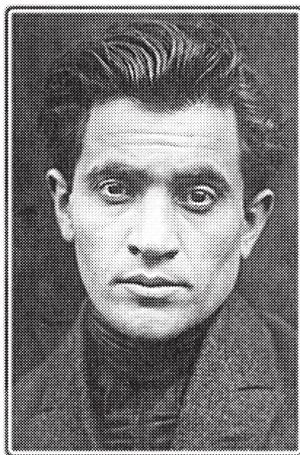
Ich wollte ihm das Spiel aber nicht verderben und fragte daher nur nach dem Handwerksburschen, der hier abgestiegen war.

Die Frau war im ersten Augenblick verwirrt, aber dann leugnete sie, einen Fremden im Hause zu haben. Als ich mich aber nicht abweisen ließ, machte sie vor mir alle Türen auf, um zu zeigen, dass die Zimmer leer seien, gab schließlich auch zu, einen Reisenden beherbergt zu haben, der aber schon in aller Früh seinen Weg fortgesetzt hatte.

Das war zu viel für mich, und ich wollte mich nicht länger zum Narren halten lassen. Ich klatschte also in die Hände und schrie: „Olkusz, Muttersöhnchen, kriech' nun aus deinem Versteck hervor, wenn dich die Freude nicht närrisch gemacht...“ Doch kein Olkusz kam.

Die Wirtin sah mich mit einem starren Blick an, der mich gegen sie aufbrachte. „Ihr braucht Euer Söhnchen vor mir nicht zu verstecken“, sagte ich. „Fragt ihn nur, ob er bei den Soldaten einen besseren Freund als mich gehabt hat.“

Da begriff sie alles! Die Szene, die nun folgte, vergesse ich nie. Die Frau fiel hin und zerkratzte sich mit den Nägeln das Gesicht. Sie schrie und weinte und wand sich am Boden wie ein getretener Wurm. Ich glaubte, dass sie den Verstand verloren habe, aber Gott war nicht so barmherzig. Sie blieb die vielen Wochen, bis der Spruch gefällt war, bei vollem Bewusstsein, und in dieser Zeit muss sie unsäglich viel gelitten haben... An einem Sommertage endlich wurde sie auf einer Wiese bei Stanislau aufgeknüpft...



ALEXANDER GRANACH

Alexander Granach (* 18. April 1890 in Werbiwtzi, Ostgalizien; † 14. März 1945 in New York, USA) war ein deutsch-österreichischer Schauspieler.

Granach wurde 1893 in dem ostgalizischen Dorf Werbowitz geboren. Anfangs besuchte er die jüdische Elementarschule in der Kleinstadt Skopje, dann eine der von Maurice de Hirsch gestifteten Schulen und erlangte dadurch einen höheren Bildungsgrad als die meisten Menschen seiner Umgebung. Bereits nach dem ersten Besuch des jiddischen Theaters in Lemberg beschloss er, Schauspieler zu werden.

Im Alter von 16 Jahren kam Granach nach Berlin. Er schloss sich einem jiddischen Amateurtheater an, wo er erste schauspielerische Erfahrungen sammelte. Dort sah ihn der Maler Hermann Struck, war von seinem Spiel begeistert und riet ihm, Deutsch zu lernen und ein deutscher Schauspieler zu werden. Nach mühevoller Arbeit gelang es Granach, die Karriere am Deutschen Theater anzufangen, die jedoch bald durch den Ersten Weltkrieg unterbrochen wurde.

1914 fuhr Granach in seine galizische Heimat, wo er zur österreich-ungarischen Armee eingezogen wurde. Er nahm an den Isonzoschlachten teil und geriet dabei in italienische Gefangenschaft. Nach der Flucht aus dem Gefangenenlager, gelangte er in einer langen Odyssee über die Alpen in die Schweiz. Als Granach nach Österreich zurückkehrte, wurde er erneut eingezogen und erlebte den Zusammenbruch der österreichischen Armee. Nach einem Besuch in seiner Heimat hatte Granach am Münchner Schauspielhaus ein kurzes Engagement, ging dann wieder

nach Berlin, wo er sich zu einem der bedeutendsten und populärsten Schauspieler entwickelte.

In den zwanziger Jahren war Granach ein bekannter und auch von der Kritik hochgeschätzter Schauspieler an vielen Berliner Bühnen, der unter anderem an der Piscator-Bühne auftrat und in vielen Inszenierungen von Leopold Jessner mitwirkte. Sein Name wurde vor allem mit dem expressionistischen Theater verbunden. Der Regisseur Leopold Lindtberg erinnert sich, dass Granach trotz erfolgreicher Assimilation seine galizische Herkunft nie verleugnete und von seinen Landsleuten in Berlin als „König der Ostjuden“ bezeichnet wurde.

1920 debütierte Alexander Granach beim Film mit *Die Liebe vom Zigeuner stammt...* Er trat in einigen Hauptwerken des expressionistischen Films auf, konnte aber im deutschen Tonfilm nur noch in wenigen Produktionen mitwirken. 1929 gründete er ein Schauspieler-Kollektiv *Das Novemberstudio*, das im selben Jahr mit zwei Inszenierungen vor das Berliner Publikum trat.

Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten hatte Granach, gerade aufgrund seiner jüdischen Herkunft, ein Gespür für die drohende Gefahr und flüchtete über Wien zunächst nach Polen. 1935 erhielt er eine Einladung ans Jiddische Theater in Kyjiw und übersiedelte im Mai in die Sowjetunion. Dort spielte er in zwei Filmen mit, wurde dann im Zuge der stalinistischen Säuberungen verhaftet. Dank der Intervention von Lion Feuchtwanger erhielt er jedoch eine Ausreisegenehmigung nach Zürich und konnte die Sowjetunion verlassen. Am Schauspielhaus Zürich hatte er in *Macbeth* und *Dantons Tod* seine letzten Auftritte in Europa.

Im Frühjahr 1938 emigrierte Granach in die USA, wo er sich zunächst in New York aufhielt und auf das Erlernen der englischen Sprache konzentrierte, bevor er eine neue Filmkarriere in Hollywood begann. Er spielte nur kleinere Rollen in einigen Filmen, bis er Ende 1944 ein festes Engagement als Bühnenschauspieler an einem Broadway Theater in New York erhielt.

Anfang der 40er Jahre begann Granach mit der Umsetzung seines Plans, der ihm den Ruhm eines begabten Autors eingebracht hat: Er wollte ungefähr 35 autobiographische Novellen über seine Kindheit verfassen. Für Freunde organisierte er Lesungen aus den gerade geschriebenen Manuskripten und wurde beim Schreiben sogar von prominenten Schriftstellern wie Feuchtwanger, Brecht oder Döblin unterstützt, die von seinem literarischen Talent begeistert waren. In den Jahren 1943–1944 wurden kürzere Auszüge aus Granachs Autobiographie *Da geht ein Mensch* in der deutsch-jüdischen Exilzeitung *Aufbau* abgedruckt; das baldige Erscheinen in Buchform wurde angekündigt. Im Mai 1945 erschien Granachs Buch beim Verlag Doubleday in amerikanischer Übersetzung unter dem Titel *There goes an actor*. Kurz zuvor, am 13. März, war der Autor in New York an den Folgen einer Blinddarmoperation gestorben. Granachs Autobiographie fand ein „starkes Echo“ in der amerikanischen Presse, obwohl damals der ostjüdische Stoff noch nicht populär gewesen war.

Werke: *Da geht ein Mensch* (1945).

Da geht ein Mensch¹

Ich trage den Namen eines freundlichen Mannes

Die Erde in Ostgalizien ist schwarz und saftig und sieht immer etwas schläfrig aus, wie eine riesige fette Kuh, die dasteht und sich gutmütig melken lässt. So schenkt die ostgalizische Erde dankbar und vertausendfacht alles zurück, was man in sie hineintut, ohne dass man ihr mit Dünger und Chemikalien besonders schmeicheln muss. Ostgalizische Erde ist verschwenderisch und reich. Sie hat fettes Öl, gelben Tabak, bleischweres Getreide, alte verträumte Wälder und Flüsse und Seen und vor allem schöne, gesunde Menschen: Ukrainer, Polen, Juden. Alle drei sehen sich ähnlich, trotz verschiedener Sitten und Gebräuche. Der ostgalizische Mensch ist schwerfällig, gutmütig, ein bisschen faul und fruchtbar wie seine Erde. Wo man hinguckt, Kinder. Kinder in den Höfen, Kinder bei den Tieren, Kinder in den Feldern, Kinder in den Scheunen, Kinder in den Stallungen, Kinder, als ob sie jeden Frühling an den Bäumen wüchsen wie die Kirschen. Wenn der Frühling ins galizische Dorf einzieht, kommen die Kälber, die Ferkel, die Fohlen, die Küken und das kleine quietschende Zeug, die kleinen Menschlein: Kinder.

Mein Heimatdorf heißt Wierzbowce auf Polnisch, Werbowitz auf Jiddisch und Werbiwizi auf Ukrainisch. Es liegt neben Seroka. Seroka liegt neben Czerniatyn. Czerniatyn liegt neben Horodenka. Horodenka liegt neben Gwozdziez. Gwozdziez neben Kolomea. Kolomea neben Stanislau. Stanislau neben Lemberg. Lemberg ist berühmt geworden in der Welt durch den Hollywood-Film „Hotel Stadt Lemberg“.

Meine Eltern wohnten im Dorfe Werbiwizi und hatten bereits acht Kinder. Das Leben war schwer, besonders für meine Mutter. Sie war dem Vater alles: Weib, Geliebte, gebar jedes Jahr ein Kind, war Hausfrau, kochte und buk allein, wusch die Wäsche, bediente im Kramladen, wenn ein Kunde kam, grub den Garten um, nicht für Blumen, sondern für Kartoffeln und Kraut und Zwiebeln und Kürbisse-; und jeden Augenblick kam ein Balg gelaufen, zerrte am Rocke und mahnte: Essen! Es ist wahr, die älteren Kinder halfen mit, die Kleinen zu besorgen, zu beschäftigen, herumzutragen, zu füttern, zu waschen, anzuziehen, auszuziehen, schlafen zu legen und manchmal auch zu verprügeln.

¹ Auszüge aus: Granach, Alexander: Da geht ein Mensch. Autobiographischer Roman. 6. Aufl. Augsburg: Ölbaum Verlag, 2007.

Aber auf ihr, der kleinen Mama, lastete doch alles: Sie tummelte sich herum, den ganzen Tag, sie stand mit den Hühnern auf und fiel als Letzte ins Bett, eine Müde. Der ganze Haushalt von zehn Personen ging durch ihre Hände, und die Hauptsorge war immer: Es gab nie genug Futter im Haus. Wir buken Brot von billigstem, schwärzestem Schrotmehl, aber es schmeckte uns ohne Butter. Ja, Zwiebeln und Knoblauch wurden versteckt, denn mit Zwiebeln und Knoblauch wurde noch mehr Brot verschlungen. Auch das frisch gebackene Brot wurde versteckt, nicht aus Angst, unsere kleinen Mägen zu verderben, sondern weil frisches Brot schneller herunterrutschte, und wir bekamen es erst einige Tage später zu sehen. Wir kochten Riesentöpfe Kartoffeln, und sie verschwanden wie Manna, wir buken Malaj aus Kukuruz. Kochten Polenta mit Bohnensuppe – die Polenta wurde immer mit einem Zwirn geschnitten, – wir kochten Kraut und Mohrrüben, Reis mit Erbsen und manchmal auch Riesennudeln aus Teig, und Piroggen mit Kartoffeln gefüllt, und wir fraßen alles ratzekahl wie die Heuschrecken!!!

Dabei war unsere Kindheit von einem Reichtum an Abenteuern und Spielen, dass wir nicht mit dem buntesten, prächtigsten Kinderzimmer getauscht hätten. Wir gruben im Garten, bauten Häuser aus Stroh und Lehm, zimmerten Wagen aus alten Stühlen, machten Schlitten aus Gerumpel, und auch die jungen Tiere der Nachbarn, Kälber und Fohlen, mussten herhalten für unsere Spiele, ja sogar Enten und Hühner wurden eingespannt vor unsere Wagen; Laternen wurden aus Kürbissen geschnitten, die Hunde taten bei allem mit, nur die Katzen und Gänse nicht – die Katzen verschwanden und die Gänse bissen, die dummen Gänse!

Ob es den Tieren so viel Spaß machte wie uns, weiß ich nicht, wir jedenfalls waren glücklich. Die erwachsenen Geschwister taten erhaben, aber wenn niemand dabei war, machten auch sie mit. Und besonders liebte es Vater, sich richtig an den Spielen zu beteiligen. Aber die Mutter, die Arme, war meistens müde und schlechter Laune. Wenn man ihr zu nahe kam und sie belästigte, schlug sie um sich, verteilte Ohrfeigen, Rippenstöße, zwickte und gab auch Fußtritte, wenn man ihr zu sehr zusetzte. Die kleine arme Mama. Sie hatte es wirklich nicht leicht. Denn die erwachsenen Kinder haben Vater viel mehr geliebt. Ich weiß nicht, wie es kam. Vater arbeitete auch den ganzen Tag schwer, aber für die Kinder hatte er immer Zeit. Besonders Schabbat Morgen, da kamen die meisten in sein Bett gekrochen und durften auf ihm herumreiten und lustige Zöpfe aus seinem Barte flechten. Und mit den Kleinen pflegte er wie mit Erwachsenen zu sprechen und hatte auf alles eine gescheite Antwort, immer andere Worte; ja, Vater behandelte uns wie Freunde, nahm uns wichtig.

So bildete sich nach und nach eine einheitlich gute Meinung über den Vater und, da er gelehrt war – Bibelzitate auswendig wusste, Talmud konnte, lesen und schreiben, sogar Polnisch –, so verehrten ihn auch die Nachbarn und die Bauern des Dorfes. Aber bei uns Kindern hatte sich eine richtige blinde Liebe und Verehrung für ihn entwickelt und beinahe das Gegenteil für die Mama. Die arme kleine Mama, sie war sehr unglücklich! Sie war die Mutter und das Weib, die Geliebte und die Magd, die Gebärerin und die Amme, die Arme, Kleine! Und war doch selber ein Kind, ein unwissendes, ahnungsloses Kind, ohne jegliche Freiheiten und Freuden,

sie kannte nur Arbeit und Pflichten, Pflichten und Arbeit. Eines Tages brach sie zusammen unter diesem Trott, sie war müde, überwältigt, und konnte nicht mehr weiter. Sie legte sich am helllichten Tage ins Bett und weinte und schrie und wollte entweder sterben oder sich scheiden lassen.

In solchen Fällen kam immer ein armer Verwandter aus der Stadt, der alte Jessajah Berkowitz. Er war noch ärmer als wir und kam oft ins Dorf und wohnte abwechselnd eine Woche oder zwei bei jeder der vier jüdischen Familien. Er schlichtete Missverständnisse und Streitereien, sprach mit dem Lehrer, prüfte die Kinder, zankte die Männer aus, redete den Weibern zu, und alle hörten auf ihn, alle mochten ihn, besonders die ukrainischen Bauern. Wo immer er wohnte, war das Haus am Abend voll. Er wurde von den alten Bauern mit Fragen überschüttet, und er hatte auf alles eine Antwort, mit einem Gleichnis, einer heiteren Erläuterung. Er war in den Siebzigern; klein und bäurisch. Das von Wetter und Wind wie Leder gegerbte Gesicht war beinahe glatt, nur unter dem Kinn, auf der Oberlippe, und so zwischen den Backenknochen und Ohren waren kleine, weiße, drahtähnliche Haarbüschel. Er war halb ukrainisch gekleidet, mit einer Pelzmütze, Sommer und Winter, gegen Hitze und Kälte. Er hatte große gutmütige weise Augen, und die Bauern nannten ihn: „Szajko Rozum“, das heißt „Jessaja, der Kluge“. Er pflegte manches Mal sogar auf Ukrainisch zu beten und hebräische Psalmen auf Ukrainisch zu singen, denn er behauptete, der liebe Gott verstehe alle Sprachen, wenn man es nur ehrlich meine. Und er, Szajko Rozum, meinte es ehrlich mit allen Leuten. Er sagte den Angesehensten und Reichsten offen heraus seine Meinung, aber immer gutmütig, mit einem Scherzwort und einem Beispiel. Und noch etwas: Er hatte nie Geld und rührte auch keines an. Dabei liebte er zu essen und zu trinken, und am Freitagabend oder Schabbat, wenn er einige Gläschen zu sich nahm, sang er jiddische und ukrainische Melodien und wusste zu erzählen, Kombinationen von jiddischen und slawischen Volkssagen und Legenden, mit Gleichnissen und Beispielen und weisen Aussprüchen.

Ja, das war der alte Szajko Rozum, der jetzt zu uns kam.

Er setzte sich zur Mutter ans Bett, wie ein Doktor, und schickte alle hinaus und hörte ihr zu und sprach sehr lange mit ihr. Vater stand draußen, verlegen, und ging von einer Arbeit zur andern. Er pflegte ja immer zu helfen. Er melkte die Kuh, er reinigte Getreide, schnitt Häcksel, bereitete das Essen für das Vieh, ja, an dem Tage hat er auch gekocht. Wir Kinder waren immer froh, wenn Vater kochte; und das tat er stets vor den großen Feiertagen, und wenn die kleine Mama gebar; und sie gebar, die Gute, jedes Jahr.

Szajko Rozum kam heraus, nahm den Vater ins Gebet und ging mit ihm aufs Feld spazieren. Die Kleinen lärmten und trieben sich herum in den Nachbargärten, mit den Nachbarskindern, die älteren Geschwister gingen ihrer Arbeit nach. Die beiden Männer kamen ernst und schweigsam zurück. Man ging früh schlafen an diesem Tage, und am nächsten Morgen wurde angespannt, und Vater und Mutter und der alte Szajko Rozum fuhren zusammen in die Stadt. Die ältesten Geschwister

versahen das Haus, die kleineren verschwanden mit einem Haufen Nachbarskindern, irgendwelche Obstgärten plündern, und niemand ahnte, was vorging.

Der kluge Schimmel, der zur Familie gehörte wie ein großer Bruder, bekam heute Hafer, und er zog an, kräftig und flink, als ob er sagen wollte: „Jawohl, wenn Du mir Hafer gibst, werde ich Dir zeigen, was ich kann.“

Sie saßen alle drei auf einem aus Stroh und Decken bereiteten, aber etwas engen Sitz. Vater trieb den Schimmel an, und alle schwiegen.

Der alte Szajko fing an, eine Geschichte zu erzählen, von seinem Onkel, der einmal zum Rabbi ging, sich scheiden zu lassen, und folgendes geschah: „Als der Onkel mit seiner Frau zum Rabbi kam, stand sein Nachbar vor des Rabbis Haus, nahm den Onkel zur Seite und sagte: „Na, Chaim, Du musst aber froh sein, dieses böse Weib jetzt los zu werden!“ Onkel Chaim aber guckte sich den Nachbarn an und sagte: „Wer hat Ihnen das Recht gegeben, so zu mir über meine Frau zu sprechen?“ Und als der Onkel dann geschieden vom Rabbi herauskam, trat der Nachbar wieder auf ihn zu und sprach: „Na, jetzt gratuliere ich Dir, dass Du diese Hexe losgeworden bist. Du musst aber jetzt sehr glücklich sein!“ Da wandte sich der Onkel zum Manne und sagte: „Sie sollten sich was schämen, Herr Nachbar, dass Sie in solch einer Weise über eine fremde Frau zu mir sprechen“, und ließ ihn stehen.“

Sie fuhren dann eine Weile schweigend, da sah man von weitem eine braunlackierte Kalesche mit vier Pferden angaloppieren; Szajko ließ den Vater halten. Auf dem Bock saßen ein Kutscher und ein Diener, und in der Kalesche der Gutsbesitzer und seine Frau, und beide waren in eine grüne Sammetdecke eingewickelt. Der alte Szajko sagte: „Schau Dir diese zwei Menschen genau an.“ Die Kalesche kam jetzt näher und näher, das Gutsbesitzerpaar war sehr guter Laune, sie lachten und scherzten laut und vernehmlich, und auf den Gruß der beiden Juden, die ihre Häupter entblößten, antwortete der Gutsbesitzer nur mit einer kurzen Fingerbewegung an seine Mütze. Als sie vorbei waren, fing Szajko Rozum, zum Vater gewandt, wieder an: „Hast Du gehört, wie sie fröhlich waren? Hast Du gesehen, wie er sie anguckte, wie er ihr schmeichelte, und wie sie lachte? Und was hältst Du davon, Aaron? Ist sie ihm mehr im Haus, bei Tisch oder im Bett als Dir die Deine? Sie gebar ihm zwei Kinder und hat Köchinnen und Diener und Kutscher und Ammen und Gouvernanten. Deine gebar Dir schon, Gott sei Dank, acht Kinder und ist Dir Weib und Köchin und Amme und Gouvernante und Magd und Waschfrau und Wirtin, und alles, alles, alles. Er aber lacht sie an, schmeichelt ihr, macht sie heiter, und Du, Aaron, fährst in die Stadt zum Rabbi, Dich scheiden zu lassen!“ – Vater aber murmelte verlegen: „Nun verdrehen Sie doch die Sache nicht, Szajko Rozum. Ich fahre nicht, mich scheiden zu lassen. Das tut ja meine Frau, die sich scheiden lassen will, und meine Schuld ist es auch nicht, dass er Gutsbesitzer ist und ich ein armer Hund.“ Dem Weib aber, meiner Mutter, rannen Tränen übers Gesicht; um das Herz aber war ihr schon ganz leicht und gut und sie sprach: „Nun, ich bestehe ja auch nicht darauf, mich scheiden zu lassen, und ich habe niemandem niemals vorgeworfen, dass man arm oder reich ist.“ „Ja“, sagte der alte Szajko Rozum, wir müssen sowieso erst heim, um die Kinder zu befragen, welche zum Vater, welche

zur Mutter wollen.“ Das Weib aber lächelte schon mit ihren noch nicht getrockneten Tränen und sagte leise: „Heimfahren, ja, aber niemanden fragen, und niemand braucht nichts zu wissen.“

Und Vater wendete den Wagen, und Szajko Rozum sagte: „Komm, komm, Aaron, schnell heim, zu Hause ist es immer am schönsten.“ „Nein“, sagte der Mann, „siehst Du das Haus dort links? Das ist das große Landgasthaus, dort halten wir erst.“ Und sie fuhren vor dem Landgasthaus vor, und Szajko Rozum kroch als erster vom Wagen, und Vater hob die kleine Mama, die jetzt glühende Wangen hatte, herab von ihrem Heusitz, und sie sahen sich heute zum ersten Male in die Augen, und sie standen ganz ruhig nebeneinander, und er sagte: „Du gehörst ja zu mir, bist nicht meine Magd, bist nicht meine Waschfrau, bist nicht meine Köchin und niemandes Gouvernante. Aber Du bist meine Mutter, die Mutter meiner Kinder, und meine Schwester, und mein Kind, und mein Freund in allen Nöten und Freuden, in aller Ewigkeit, Amen.“

Und sie kamen verlegen und lächelnd in die Schenke und setzten sich zum alten Szajko an den Tisch und tranken Wodka und aßen hartgekochte Eier mit weißen Semmeln wie reiche Leute; der alte Szajko trank und lachte ihnen zu. Dann kauften sie noch mehr Semmeln und Salzbrezeln zum Mitbringen für die Kinder.

Und genau neun Monate später kam ich zur Welt.

Und in diesen neun Monaten besuchte uns der alte Szajko noch einige Male, dann starb er, der Gute.

Ich bekam dann seinen Namen, und mein Vater pflegte oft zu mir zu sagen: „Mein Sohn, Du trägst den Namen eines freundlichen Menschen.“

Bezirkshauptstadt Horodenka, die große Konkurrenz

Zwischen dem Dorf Werbiwizi und dem Städtchen Horodenka war der Unterschied größer als zwischen dem Städtchen Horodenka und irgendeiner europäischen Hauptstadt. Denn Horodenka hatte schon alle Zeichen der unsicheren, jagenden, konkurrierenden Stadt, während Werbiwizi ruhig, stabilisiert und ein friedliches Dorf war.

Im Dorfe lebte man von der Erde und hatte Kontakt mit ihr. In Horodenka lebte man voneinander, nebeneinander und hatte keinen Kontakt miteinander. Im Dorf war alles „geordnet“, jeder wusste, wovon er lebte, jeder wusste, was er hatte. Man lebte mit den Haustieren, mit der Erde, ja sogar mit den Jahreszeiten in „geordneten Verhältnissen“. Es kam auch manchmal ein Unglück vor, ein Tier erkrankte, oder Dürre trocknete die Erde aus, oder im Frühling prasselte plötzlich ein Hagel nieder und zerstörte Saat und Blüten. Oder mitten im Sommer, wenn alles auf dem Feld in Hochbetrieb war, erschien von irgendwo eine fremde trüchtige Wolke, stolperte über ein einheimisches friedliches Wölkchen und goss sich aus. Darüber war man nicht nur traurig, sondern richtig böse. Man guckte

in den Himmel und schimpfte wütend diesen komischen Frühling aus, der plötzlich hagelte und seine eigenen Saaten und Blüten zerstörte. Oder man lachte böse über einen Herrn Sommer, dessen Wolken sich am falschen Ort zur falschen Zeit ergossen.

So war es in Werbiwizi – anders aber in Horodenka. Im Dorf gab es auch Arm und Reich und einen Hagel oder eine Dürre oder eine Tierseuche. Das traf aber alle, alle, und man war nahe zueinander und half sich gegenseitig – anders aber in der Stadt:

In der Stadt lebte man nicht mehr von der Erde, sondern von den Menschen. Im Dorf guckte man zum Himmel und glaubte, dass er alles regierte. In der Stadt waren der polnische Gutsbesitzer Romaschkan und der jüdische Bankier Jungermann die, zu denen man hinaufguckte, denn sie konnten die Leute beglücken oder zugrunde richten. Sie hatten ihre Verwalter, ihre Makler, die die guten Stellen verteilten, und diese beglückten wieder andere, und von diesen anderen lebten die Ärmeren und von denen wieder die Ärmsten.

Gebaut war Horodenka auch anders als das Dorf. Das Dorf war planlos auseinander gestreut: ein Garten, ein Haus, dann in Abständen nach allen Richtungen wieder ein Garten, wieder ein Haus. Ein besseres, ein schlechteres Haus, aber alle hatten Strohdächer, die Männer trugen dasselbe Leinenhemd über derselben Leinenhose, denselben Schafspelz, besser oder schlechter.

Aber in der Stadt war alles anders. Einige, besonders die Beamten, trugen kurze Röcke und Lackschuhe und Stehkragen und steife Hüte und Handschuhe und fuhren in Kaleschen spazieren, und die anderen liefen barfuß und in Fetzen. Gebaut war Horodenka auch anders: in Ringen. Der äußerste Ring um die Stadt war dem Dorf am ähnlichsten. Die Dächer waren aus Stroh, manche hatten schon rote Kacheln, darin lebte die ukrainische Bevölkerung, die ihre Kartoffeln, ihre Zwiebeln, ihre Rüben, ihre Bohnen, ihre Erbsen, ihre Hühner und andere Waren jeden Tag auf dem Markt verkaufte.

Dann gab es den mittleren Ring; da waren schon villenartige Häuschen mit Schindeldächern und Blumengärten. Drinnen wohnten die Beamten des Gerichts, der Bezirkshauptmannschaft und der Steuerbehörde. In der Mitte, eingezäunt von diesen beiden Ringen, wohnten die Juden. Wie also sah diese Mitte der Stadt Horodenka aus? Ganz im Zentrum lag der große Marktplatz, der in weitem Zirkel von Häusern umrahmt war. Die Post dominierte, aber am sichtbarsten war die schmucke, polnisch-katholische Kirche mit zwiebelartigem Kuppeldach, weiß und sauber getüncht und gemalt, so sichtbar war es, dass man sehen konnte, dass im Bau der Kuppel zwei Ziegelsteine fehlten – da hatten die Eulen ihr Nest. Der Platz wurde in der Mitte von der Hauptlandstraße durchschritten und diese von einer zweiten Landstraße, so dass vor der Kirche ein Kreuzweg war mit vier Tafeln. Nach dem Osten ging es zum Dnjestr über das Städtchen Usciecka zur russischen Grenze, zum Westen nach Kolomea, Stanislau bis Lemberg, zum Süden nach Zaleszczyki, dem galizischen Meran, und zum Norden nach Obertyn, der Stadt der Pferdehändler und Diebe. Wenn man jemanden fragte: „Sie sind wohl aus Ober-

tyn?“ kam die prompte Antwort: „Selber ein Dieb!“ Und nach allen diesen vier Richtungen lagen achtundvierzig Dörfer, die zur Bezirkshauptstadt gehörten.

Der jüdische Teil der Stadt war durch die Hauptlandstraße in zwei Teile geteilt: die Ober- und Untergassen. Der zu den Obergassen gehörende Stadtteil hatte ein mit einer dichten Kastanienallee bepflanztes Trottoir und ging vom Gericht, dem ersten großen Gebäude im Westen, hinunter über den Marktplatz, die Kirche, dann südlich die Straße entlang, die nach Zaleszczyki führte, bis zur Baron-Hirsch-Schule. Die Obergassen der Stadt wurden von Gemeindedienern gefegt und gesprengt und gepflegt, aber um die Untergassen kümmerte sich niemand. Da war ein großer Graben, Prowalj genannt, wohin die Leute ihren Mist brachten, ihren Abfall, wohin sie ihr Spülicht gossen, und frühmorgens konnte man dort ganze Scharen mit enthüllten Körperteilen privateste Dinge verrichten sehen.

Die Untergassen waren schmutzig und es stank, und wenn nicht Regen und Frost den Dreck weggewaschen und die Luft gereinigt hätten, wären die Leute einfach erstickt. Die kleinen Holzhäuschen standen aneinander gereiht, denn es war ja billiger, an des Nachbarn Wand anzubauen. Ein Haus drückte sich, stützte sich, lehnte sich an das andere, wie gebrechliche, kränkliche Wesen, die schwach sind und frieren und Angst haben, allein zu sein.

In diesen Häuschen lebte die Armut: Schuster, Schneider, Tischler, Spengler, Fassbinder, Maurer, Kürschner, Bäcker und allerlei Kutscher und Lastträger – alles fleißige Menschen, die den ganzen Tag herumjagten, um ein Brot oder fünf Kreuzer zu verdienen, damit die Stuben voller Kinder was zum Essen kriegten. Besonders wartete man auf den Dienstag, wo die Bauern und Juden von den achtundvierzig Bezirksdörfern zum Jahrmarkt kamen. Von diesem Dienstag, diesem Jahrmarkt, lebte man.

Da war ein Gedränge und Gerenne, Gepuffe und Geschwitze, als ob die Welt unterginge. Der wichtigste Teil ist der große Viehmarkt außerhalb der Stadt, auf der Toloka: Hengste erkennen da, in die Luft schnuppernd, ihre alten Stutenbräute oder wittern jungfräuliche neue, und alle wiehern sich wilde Grüße zu. Die armen Kühe, die heute nicht gemolken werden, damit man ihre prallen vollen Euter sehen kann, muhen verzweifelt um Hilfe. Schafe blöken weinend nach ihren grünen Wiesen, aber am lautesten schreien die Schweine; sie schreien, als ob man ihnen bei lebendigem Leibe Schinkenscheiben von ihren fetten Hinterteilen herausschnitte. Dazwischen schießen die Händler herum mit ihren Maklern, schwitzend, brüllend, feilschend, mit bösen Augen, sich in die Hände schlagend, bis man schließlich noch um die letzte Differenz, um etwa drei Gulden, handelt. Beide Parteien sind sich schon längst einig, der Käufer ist schon längst entschlossen, das Pferd, die Kuh, das Schwein oder die Schafe zu nehmen – aber die letzten drei Gulden! Dann schlägt man sich noch einmal in die Hände, man kommt sich entgegen, die drei Gulden werden gespalten, man einigt sich auf zwei und für den dritten trinkt man Mohoritsch auf das Gelingen des Geschäfts und die Gesundheit des Viehs.

Auf dem Stadtmarkt geht es um kleinere Dinge. Ärmere Bauern bieten hier ihre Hühner, Gänse, Enten, ihr Getreide, ihren Flachs, ihr Linnen, ihr Öl an. Dann gehen sie in die Geschäfte und kaufen bunte Tücher, Glasperlen, Wolle zum Sticken ihrer Hemden, Zucker, Salz, Töpfe, Streichhölzer, Heringe. Die Gasthäuser sind vollgepackt; da trinkt man Wodka, Bier, Met, Rum, isst sein Stück Speck, seine Wurst, viele sind heiter, einige angetrunken; alles drängt und saust mit offenen, ängstlichen, neugierigen, suchenden Augen – ein Kind ist abhanden gekommen – ein Taschendieb wird erwischt – ein scheues Pferd ist durchgegangen und gerade in den Topfmarkt hineingaloppiert – ein Gekreische und Gebrülle, ein Gestoße und Gezupfe; Hunderte von Waren werden durcheinander ausgerufen, angeboten; Karusselle locken, rufen, und dazwischen jagt die Armut aus den Hintergasen nach einem kleinen Verdienst. Die Tischler halten ihre Kästen und Truhen feil, die Schuster ihre Stiefel und Schuhe, die Kürschner, die Schneider ihre Fetzen, und man tauscht gegen Getreide, Hühner, Gänse, Enten, Eier. Am lebhaftesten sind die Weiber und das junge Volk. Die Weiber bieten Weißbrot, Semmeln, Kuchen, gekochte Erbsen, Bohnen, Piroggen mit verschiedenen Füllungen: mit Kartoffeln, Käse, Fleisch, süßen Kirschen, sauren Weichseln, Blaubeeren. Alles rennt, brüllt sich heiser, überbietet sich. Man konkurriert, man schimpft, man betrügt um Groschen. Am wildesten sind wir, die ganz Kleinen, denn uns macht es Spaß, auch dabei zu sein, dazu zu gehören, ein Teil zu sein von diesem großen Durcheinander. Wir tragen in gläsernen Krügen Kwas herum. Das ist so ein Apfelmose, gesüßt und gemischt mit einem Geheimnis vom Fajwele Kwasnik, der uns alle damit übers Ohr haut. Wir kauften seinen Kwas und hassten ihn und sangen ein Spottlied auf ihn:

„Euer Fajwel, unser Kwas,
Zwanzig Mal leck mich am Arsch.“

Wir taten Eis in den Kwas, das schmolz, und der Kwas wurde immer dünner und kälter, und wir riefen das Zeug aus, anpreisend, bittend oder drohend.

„Frischer Kwas Gewalt – bekömmlich eisig kalt!“ oder „Kaufe Kwas, kauf! – Wer ihn trinkt, ist wohlauf!“

Ich machte die besten Erfahrungen mit Drohen; ich rief ganz schrill:

„Kwas! Kwas! Eisig kalter Kwas!

Wer ihn trinkt, wird gesund,

Wer nicht trinkt, kriecht wie ein Hund!“

Manche alte Bäuerin, wenn sie mich fluchen hörte, schüttelte nur den Kopf und bekreuzigte sich und kaufte ein Glas und gab mir manchmal einen Heller mehr und ermahnte mich, doch keine solche Flüche auszustoßen. Ich dachte, dass sie Recht hätte. Dann aber überlegte ich mir, dass, wenn ich nicht geflucht hätte, sie mir weder den Heller gegeben noch ein Glas abgekauft hätte. Fluchen brachte was ein, sah ich, und so rief ich weiter meine Drohungen und Flüche und verdiente manchen Dienstag dreißig bis vierzig Kreuzer. Dieses kleine Vermögen führte ich immer an den Vater ab und er lobte mich für meine Tüchtigkeit und das machte mich stolz und glücklich. Mein um ein Jahr älterer Bruder Schabse ver-

diente nur etwa ein Drittel davon, und er war neidisch und unsicher. Das machte mich noch sicherer, noch fröhlicher – und das war der Anfang einer Rivalität, einer Konkurrenz in der Stadt.

Eines solchen Dienstags kam der älteste Bruder Schachne Eber aus dem Dorf, ging mit Vater gegen Abend zum Mehlhändler Scholem Luft und zahlte Herrn Luft fünfundzwanzig Gulden. So wurde beschlossen, dass wir eine Bäckerei eröffneten, und Herr Luft sollte Mehl liefern in Höhe eines Kredits von weiteren fünfundzwanzig Gulden, für die der Bruder gutsagte. Eines Tages zogen wir also aus der Untergasse heraus, mieteten bei Froim Gloger die Bäckerei neben Herrn Zulaufs Besitz in der Nähe der Baron-Hirsch-Schule, und plötzlich waren wir was Feineres. Wir buken Brot und Semmeln und Kipfel und Kaisersemeln, und da wir alle mitarbeiteten, verkauften wir alles billiger als die anderen Bäcker; aber wir selber waren unsere besten Kunden, denn wir konnten der Versuchung nicht widerstehen, und jeder von uns verschlang trotz Verbots jeden Tag vierzig bis fünfzig von den reschen, knackenden Kipfeln oder Kaisersemeln. Jeder war überzeugt, er sei der Einzige, der das tat, und alle taten es. Die Bäckerei ging nicht gut. Mein Bruder Schabse und ich gingen in die Baron-Hirsch-Schule, aber nachts wurden wir aufgeweckt zum Kipfeldrehen und Kaisersemelnklopfen.

Da geschah etwas, was für unser Leben von großer Bedeutung war. Mein Bruder war sieben, ich sechs Jahre alt. Aber er war sehr lang und dünn und ich untersetzt und kräftig. Ich musste immer zu ihm emporschauen, was mich ärgerte. Wenn man uns beide weckte, dauerte es lange, bis er wach wurde, und ich sprang auf wie ein Wiesel. Er sträubte sich und weinte. Ich merkte das und tat sehr frisch und willig. Das war der Anfang und die Grundbasis zu meinem Selbstvertrauen. Ich wurde nun auf seine Kosten gelobt; er fing an, mich zu hassen, und ich, seine Hilflosigkeit zu genießen. Er wurde immer unsicherer und ich immer sicherer. So war es in der Schule, in den Gassen, bei den Spielen. Es fing ja schon mit dem Kwas-Verkauf an. Gott verzeih mir, es war ein bisschen doch meine Schuld. Und als ich meinen Bruder dreißig Jahre später traf, hatte ich ein peinliches Gefühl. Er war gar nicht verändert. Er hatte erwachsene Kinder, die ihn genauso schlecht behandelten wie einst wir, seine Geschwister. Er hatte dieselben verweinten, roten, vorwurfsvollen Augen und sprach etwas stotternd und unsicher wie damals, nur trug er jetzt einen Bart, der unecht aussah. Solche Bärte tragen junge Choristen in der Oper.

Ich hatte das Gefühl eines kleinen, zarten Mordes. Ich nahm ihm seine Selbstständigkeit und legte sie mir zu, denn wir lebten ja schon in Konkurrenz. Wir waren doch nicht mehr im Dorf, sondern in der Bezirkshauptstadt Horodenka, wo alle schlechten Seiten des Stadtlebens schon mitspielten: Rivalität und Konkurrenz. Denn es ist ja vom Dorf Werbiwizi zum Städtchen Horodenka ein viel weiterer Weg als vom Städtchen Horodenka zu irgendeiner großen europäischen Hauptstadt.

Vielleicht meine erste Rolle

Uns wurde erzählt, dass ein Jude, Herr Hirsch, so reich geworden war, dass der Kaiser ihn hat nach Wien kommen lassen, ihm große Ehren und Ämter anbot, und der Herr Hirsch sagte nur: „Danke, großer Kaiser, aber ich kann das nicht annehmen.“

„Warum?“, fragte der Kaiser verwundert. Da sagte Herr Hirsch: „Großer Kaiser, Gott hat mich reich gemacht, und du willst mir Ehren und Titel geben, aber in deinem Lande Galizien gibt es so viele kleine jiddische Kinder, deren Eltern sind so arm, dass sie diese Kinder nicht ernähren, nicht kleiden und nicht unterrichten lassen können. Und da ich jetzt das Glück habe, vor deinem Angesicht zu stehen, möchte ich dich bitten, mir zu erlauben, Schulen da auf meine Kosten zu eröffnen, damit die Kinder was lernen und aufwachsen und du dann auch kluge und tapfere Soldaten an ihnen hast.“ Da sagte der Kaiser: „Oh, das gefällt mir, das gefällt mir sehr, mein lieber ›Baron‹ Hirsch.“

Und so kam Herr Hirsch als „Baron Hirsch“ nach Hause und gründete die Baron-Hirsch-Schulen in Galizien, und eine sogar in Horodenka. Die Baron-Hirsch-Schule konnte man mit dem Cheder nicht vergleichen. Im Cheder war es dunkel und schmutzig, und Schimschale der Milnitzer liebte uns und sprach zu uns wie zu Seinesgleichen. In der Schule war es hell und sauber, und die Lehrer behandelten uns wie kleine Tiere und schlugen uns. Aber wer lernte, bekam eine Mütze mit Lackschirm, für besser Lernen gab es schon ein Paar Hosen dazu und für gut Lernen noch ein Jackett, und für sehr gut Lernen wurde man ausgeputzt von Kopf bis Fuß, sogar mit Hemden und Taschentüchern. Man achtete darauf, dass wir sauber und gewaschen in die Schule kamen, sogar mit geputztem Schuhzeug, sonst wurde man nach Hause geschickt, was eine Schande war. Die Lehrer waren europäisch gekleidet und sprachen polnisch und haben uns geschlagen. Wenn die Aufgaben schlecht gemacht waren oder Fragen falsch beantwortet wurden, musste man die Handfläche hinhalten, und der Lehrer hieb mit dem Lineal darauf.

Manche Lehrer schlugen mechanisch und es tat nicht sehr weh, aber einer, der Jiddisch schreiben und lesen lehrte, Herr Wieselberg, schlug mit der scharfen Seite des Lineals. Er war der erste böse Mensch, den ich in meinem Leben sah. Er hatte einen gelblich-blonden Kaiser-Franz-Joseph-Bart und guckte bei jeder Kleinigkeit in den Spiegel und kämmte sich dabei den Bart, besonders nach dem Prügeln; da bekam er ein rotes Gesicht wie ein Affenarsch und guckte in den Spiegel und kämmte und putzte sich. Auf dem Katheder lagen sein Lineal, sein sehr dünnes Rohrstöckchen zum Schlagen und sein Kamm und Spiegel. Manchmal wurde man auch über die Bank gelegt und mit dem Rohrstöckchen verprügelt. Kinder, die Prügel erwarteten, pflegten ihre Hosen an den Hinterteilen mit kleinen Kissen oder sonstigen Fetzen zu polstern. Wenn das entdeckt wurde, mussten die Höschen herunter und das nackte Fleisch bekam es zu spüren, was sehr wehtat und dazu noch eine Schande war. Herr Wieselberg war ein Meister in dieser Prozedur und wurde so gehasst, dass wir nie zu seinen Kindern sprachen, die mit uns in dieselbe Schule gingen. Er

kam nicht zum Lehren, sondern zum Schlagen. Alle haben sie geschlagen, sogar die Lehrerin Chamejdes. Und das hat uns besonders geärgert. Aber wir wehrten uns auf unsere Art. Im Winter brachten wir Stückchen Eis in die Klasse oder kleine harte Schneebälle und arrangierten kleine Saalschlachten, und im Frühling gab es Millionen Maikäfer. Diese Maikäfer brachten wir zu Hunderten in die Klasse und ließen sie auf ein Zeichen los, und sie summten und brummten herum, und die Chamejdes wurde hysterisch und schrie, und wir machten unschuldige Gesichter und freuten uns. Einmal haben wir in der Pause ihre Handschuhe mit Maikäfern gefüllt, in jeden Handschuhfinger einen Maikäfer hineingesteckt, und als sie beim Verlassen der Klasse ihre Handschuhe anziehen wollte, quietschte sie vor Schreck und wir vor Freude. Sie rief den Direktor Berlass, einen langen, hageren, finsternen Herrn mit bleichem Gesicht und heraufgezwirbeltem Schnurrbart, und er ließ uns den ganzen Tag nachsitzen. Nur ein Lehrer hat uns nie angerührt, er hieß Dreyfuß; wer ihm die Schulhefte nach Hause brachte, bekam sogar Süßigkeiten. Er starb plötzlich und jemand schrieb auf sein Grab:

„Hättste nicht den Bart rasiert,
Wärste jetzt im Himmel spaziert.“

Sonst wurden wir von den anderen Lehrern wie kleine Verbrecher behandelt. Aber die schönen Anzüge zu den Feiertagen und im Winter die gute, dicke Bohnensuppe und die Spiele außerhalb der Schule halfen uns darüber hinweg. Das Gute, das der Baron Hirsch an uns tat, konnten seine Lehrer doch nicht ganz zerstören.

Das Leben zu Hause war jetzt geordneter, denn jeder hatte seine Arbeit, seine Beschäftigung. Wir Kleinen standen schon um vier Uhr auf, Kipfel zu drehen und Kaisersemmeln klopfen zu helfen. Um sechs Uhr trugen wir das Gebäck in Strohkörben zu den Kunden und in die Marktbude. Um acht Uhr gingen wir in die Schule. Ich hatte immer kleine Reste von Teig um meine Nagelränder und zeigte sie voller Stolz den anderen Kindern, prahlte, dass ich schon nachts arbeitete wie die großen Gesellen. Der um ein Jahr ältere Bruder Schabse war immer müde und traurig und hatte immer rötlich angelaufene, nicht ausgeschlafene Augen. In der freien Zeit lernte er die Aufgaben und blieb von den Gassenspielen weg, aber wenn er vom Lehrer gefragt wurde, stotterte er die Worte unverständlich und unsicher und ängstlich, und nur ich wusste, was er meinte. Er musste sich setzen, voller Scham und Verlegenheit, und wenn ich dann nach ihm aufgerufen wurde, brauchte ich nur laut und frech das zu wiederholen, was er vorher gesagt hatte und wurde gelobt auf seine Kosten. Mein armer Bruder Schabse.

Wir saßen in der dritten Bank und mir zur Seite saßen zwei blonde verhätschelte Kinder mit rosa Gesichtern in meines Bruders und meinem Alter. Sie hatten lange Locken bis zu den Schultern und trugen hellblaue und rosa Anzüge mit Matrosenkragen. Es waren die Kinder vom Baron Jungermann. Jeden Tag hatten sie andere Leckerbissen mit. Für gewöhnlich war es weißes Brot mit Hühnerfleisch dazwischen. Oder Semmeln mit Butter und Einkochtem oder Honig oder süßer Rosi-

nenkuchen mit Butter darüber gestrichen und dazu Früchte: Kirschen, Weichseln, einen Apfel, eine Birne oder einen Pfirsich.

Einmal in der Pause, ich hatte Hunger wie immer, und ich starrte die Leckerbissen an, und das Wasser lief mir im Mund zusammen, bat ich den kleinen Jungermann, mir doch etwas abzugeben. „Nein“, sagte er, und schaute mich kalt und fremd an und aß weiter. Ich fühlte das Blut in mein Gesicht schießen und schämte mich, dass ich ihn gebeten hatte, und schämte mich über die Absage und fing an, beide Brüder zu hassen. Nun wurde ich ganz unfreundlich und dachte mir jeden zweiten, dritten Tag was Böses für sie aus. Ich brachte Ruß mit und streute ihn auf ihre Tischseite, und sie machten sich und die Hefte dreckig. Ich legte spitze Steinchen auf ihre Sitze und sie taten sich weh und ärgerten sich. Eines Tages legte ich einen kleinen, winzigen Nagel auf den Sitz meines Nachbarn, er setzte sich darauf und schrie, und alle lachten, bloß ich nicht, ich sah nur unschuldig aus. Eines Tages wusste ich im Voraus, dass ich von der Lehrerin Chamejdes etwas gefragt werden würde. Ich nahm also das Tintenfass aus dem Loch, sorgte dafür, dass es ganz voll war, und vorsichtig stellte ich es so zurecht, dass es, als ich beim Aufrufen aufsprang, wie eine Sturzquelle sich über meinen kleinen Nachbarn ergoss. Sein rosa Gesicht, seine hellblonden Locken, sein weißer Matrosenanzug, alles sah scheckig aus. Die Klasse brüllte vor Lachen, der kleine Jungermann weinte, die Lehrerin beruhigte, ich setzte ein ganz trauriges, verlegenes Gesicht auf, aber irgendwo im Bauch war mir viel süßer als sein süßester Rosinenkuchen mit Butter... Und so ging es immer weiter. Einmal rutschte ich etwas später in die Bank, so mit einem Wuppdich, und versetzte meinem kleinen Bankier mit dem spitzen Ellenbogen kräftig eins in die Rippen. Ein andermal, beim Aufstehen, trat ich ihm „zufällig“ ganz kräftig auf den Fuß. Immer dachte ich mir eine Schikane für ihn aus und er guckte mich schon immer ängstlich an, eine neue Bösartigkeit erwartend. Aber einmal, in der Pause, kam er ganz scheu zu mir und sagte: „Warum bittest du mich nie wieder um etwas?“ Ich sagte: „Und wenn ich bitten würde, würdest du denn was geben?“ Der andere Bruder kam hinzu und sagte: „Bitte doch.“ Und ich sagte: „Na, gib doch!“ Und ich traute meinen Augen nicht, sie hatten ein ganzes Frühstückspaket für mich, sogar mit einer großen Birne. Von jetzt an bekam ich jeden Tag was Gutes zum Essen und freute mich schon deshalb auf die Schule. Und das Tintenfass blieb sorgfältig im Loch, und keine Steinchen und keine Nägel waren auf ihren Sitzen, und vorsichtig setzte ich mich in die Bank, um ja nicht mit meinem spitzen Ellenbogen des Nachbarns Rippen zu berühren, und nichts von Fußstritten.

Und wir wurden Freunde, und nach der Schule nahm ich sie beide zum Obststehlen auf den Marktplatz mit. Wir hatten lange Latten mit einem Nagel an der Spitze. Wenn die Verkäuferin wegguckte, hauten wir die Latte mit dem Nagel auf einen Apfel oder auf eine Birne und sie war unser, und wir waren verschwunden. Wir waren eine kleine organisierte Bande und plünderten Obstgärten, und wenn es irgendwo brannte, liefen wir, um zu „retten“, und stahlen, was wir konnten, wie die Elstern.

Beim Schmied „fanden“ wir, wenn gerade niemand hinguckte, kleine Stückchen Eisen, Hufeisen, Nägel und verkauften alles an den falsch-frommen Mord'chai, den Alteisenhändler, der nach den Preisen, die er uns zahlte, genau wusste, wo wir das alles her hatten. Mord'chai brachte uns auf einen neuen lustigen Einfall. Wir waren immer fünf, sechs Jungen zusammen. Ein Teil von uns bot ihm die Beute an und feilschte, währenddessen stahl der andere Teil von seinem eigenen Stand andere Stückchen Eisen und bot sie ihm an, und er kaufte manches Mal zwei-, dreimal dasselbe Hufeisen, dieselben Nägel, und er kaufte und zahlte für alles, und das machte einen Heidenspaß. In unserem Übermut stahlen wir bei ihm in seinem Laden einen alten Samowar und boten ihn ihm gleich zum Verkauf an. Er wurde misstrauisch, guckte uns an, guckte die Stelle an, wo der Samowar gestanden hatte, fing an, sich den Ledergürtel von der Hose herunterzuziehen. Wir schmissen ihm den Samowar an den Kopf und verschwanden und haben nie wieder Geschäfte mit ihm gemacht.

Vom Bankier Jungermann kam eines Tages der private Lehrer der Kinder und verklagte mich beim Vater, dass ich nicht nur selber stehle, sondern sogar versuche, die Jungermann-Kinder zu Dieben zu machen. Vater warf den Lehrer hinaus und sagte, er irre sich, seine Kinder wären ehrlich und anständig. Er solle ihm den Beweis bringen und sich hüten, solche Sachen über seine Familie zu verbreiten. Und als der Lehrer weg war, schickte er alle aus der Stube und sagte zu mir: „Ich glaube dem Mann jedes Wort, das er sagte, aber ich möchte es jetzt von dir selber hören. Sage Ja oder Nein, denn du lernst bei einem gottesfürchtigen Mann, Schimschale Milnitzer, und in der Thora heißt es: ›Du sollst nicht stehlen‹, und solange du noch nicht dreizehn Jahre alt bist, werden ich und der Rabbi für deine Sünden bestraft. Gestehe Ja oder Nein und sage gleich, wie viel Hiebe ich dir geben soll.“ Ich sagte „Ja“ und verlangte fünfundzwanzig Hiebe über den Hintern, und Vater sagte: „Gut, mein Sohn, du bist noch kein Dieb, denn Diebe sind auch Lügner, und versprich mir, es nie wieder zu tun, und ich schenke dir auch die verlangten fünfundzwanzig Hiebe.“ Dann kamen alle zurück, und Vater sagte nur: „Ja, ja, der Jungermann ist selber ein Dieb. Er bestiehlt Gott und die Welt und die Menschen und hat deshalb Angst, dass seine Kinder auch solche Diebe werden. Wir sind ehrliche Menschen und brauchen diese Angst nicht zu haben.“

Ich habe ihn damals nicht verstanden, meinen klugen, guten Vater, aber wenn es einen Himmel gibt, dann sitzt er jetzt droben und lächelt und denkt: Wie lange Zeit doch so ein Kind braucht, um so einfache Dinge zu verstehen.

Eines Dienstags gab es auf dem Jahrmarkt eine große Sensation. Ein Seil war plötzlich vom höchsten Gebäude, dem Stockhaus des Herrn Neumann, bis zum Postamt gespannt. Ein Mann, eine Frau und ein Junge meiner Größe waren angezogen in bunten Trikots mit Flitter: die Mutter in Grün, der Vater in Rot und der Junge in Hellblau. Vater, Mutter und Junge kletterten auf eine Erhöhung. Mutter schlägt die Trommel, Junge bläst dreimal lange auf einer Trompete und Vater hält eine Rede. Er erklärte, er spreche alle Sprachen der Welt, aber hier spreche er polnisch, weil der Bürgermeister auch polnisch spreche. Dann erzählte er, sie seien große Künstler, als Beweis dafür seine vielen Medaillen, die er bekommen hat von allen

Kaisern und Königen der Welt, und er kam nach Horodenka, seine Kunststücke zu zeigen, nur weil wir so einen feinen Bürgermeister hätten. Jetzt weinte er beinahe und sagte, dass er das Leben seines einzigen Kindes auf das Spiel seiner Kunst setzte. Sein achtjähriges Kind, genau mein Alter, wird bald auf diesem Seil in der Luft von einem Haus zum anderen gehen, und er verlange kein Geld dafür im Voraus, und jetzt schluchzte schon seine Stimme, denn wenn seinem Kinde etwas passiere, brauche er sowieso kein Geld mehr, aber wenn Gott seinem Kinde über das Seil durch die Luft das nächste Haus zu erreichen helfe, dann würden er, seine Frau und sein Kind sich erlauben, mit den Hüten sammeln zu gehen. Und er glaube nicht, dass es solche Halunken in Horodenka gebe, die nach der gezeigten Kunst einfach weggingen, ohne Künstler zu unterstützen, die ihr Leben aufs Spiel setzten, und denen alle Kaiser und Könige der Welt Medaillen gegeben hätten.

Tausende von Menschen auf dem Markte standen da in Spannung. Dann wurde der Junge mit zwei Stricken um die Hüfte festgemacht und bekam eine Balancierstange in die Hände, die Eltern gingen hinunter, die Menschen wurden ganz still und schauten herauf zu dem Jungen. Der Vater schrie dem Jungen was zu, die Mutter wischte sich eine Träne ab, der Junge bekreuzigte sich und der Vater rief in zwanzig Sprachen: „Achtung! Achtung! Achtung! Hochgeehrtes Publikum... Die Vorstellung beginnt.“ Und der Junge fing an, zum Erstaunen von Tausenden von Menschen, einen Fuß nach dem andern vorzuschieben und das Seil abzutasten und zu schreiten, mit der Stange balancierend. Er ging – setzte einen Fuß vor den andern und schob die Füße auf dem Seil voraus. Die Menge war elektrisiert – schaute gespannt auf den Jungen. Der Junge schreitet – kommt in die Mitte des Weges – bewegt die Stange nach beiden Seiten und schreit herzerreißend: „Vater, Wind!!!“ Die Zuschauer schauern und bekreuzigen sich. Aber siehe, jetzt geht er weiter. Gott sei gelobt! Schneller, schneller, schneller, er schreitet, balanciert, die Stange kommt vorwärts, schneller, schneller, jetzt – jetzt noch fünf Schritte, jetzt – endlich erreicht er das Dach von dem Postgebäude. Der Markt schreit, brüllt, springt wie erlöst. Vater, Mutter und Kind sammeln Geld, niemand geht weg, alle drängen sich zu ihnen, ihren Obolus zu geben. Ich bin in der Nähe des Jungen. Ich trinke sein Wesen. Ein Mensch hat mit seinem Leben gespielt, ein Kind wie ich. Ich bewundere und beneide ihn.

Und Sonnabendnachmittag sammle ich meine Freunde und die Nachbarskinder. Ein Seil liegt auf der Erde, und ich nehme eine Brotschaufel in meine Hände und spanne die Muskeln und schließe die Augen und schiebe einen Fuß und den zweiten vor, tastend, und schreite und komme in die Mitte und bewege mich nach beiden Seiten und glaube zu fallen und schreie verzweifelt: „Vater, Wind! Vater, Wind! Vater, Wind!“, und wiederhole noch einmal und noch einmal und noch einmal. Die Kinder sind begeistert. Mein Bruder Leibzi schwitzt und starrt mich an mit weitem Blick, und mir rinnt schon der Schweiß von der Stirne, und ich wiederhole es immer wieder und wieder. Ich gehe jetzt schneller auf dem Seil bis zur Mitte und schreie wieder „Vater, Wind! Vater, Wind! Vater, Wind!“ Und noch einmal schreite ich über das Seil, und noch einmal komme ich in die Mitte und balanciere

die Schaufel nach links und nach rechts und glaube, aus einer unerhörten Höhe zu fallen und rufe verzweifelt: „Vater, Wind! Vater, Wind! Vater, Wind!“ Und die Nachbarn kommen, die Erwachsenen, und die taube Nachbarin fragt eine andere, was denn eigentlich hier geschehe, und die andere ruft laut in ihr Ohr: „Siehst doch! In der Bäckerei ist's stickig heiß, und er geht auf und ab und schreit: „Vater, Wind! Vater, Wind! Sicherlich nebbich meschugge geworden, der arme Junge!“

Auf einer Probe muss Krach sein

In Kolomea war jetzt eine große Veränderung. Über Kaserne, Bezirkshauptmannschaft, Magistrat wehten ukrainische Fahnen. Plötzlich war eine ukrainische Regierung da. Kommandant der Stadt war ein Kriegskamerad von meinem Regiment, Tymczuk. Wir waren zusammen in der Einjährigen-Abteilung gewesen, hatten zusammen die Leute unterhalten. Der Tymczuk sang mit seiner schönen Stimme ukrainische Volkslieder und war ein halber Schauspieler. Wir mochten uns immer und waren befreundet. Ich ging zu ihm, und er war bereit, mit allem zu helfen. Nach seiner Meinung hatte ich nur zwei Möglichkeiten: in die ukrainische Armee einzutreten oder schnell nach dem Westen, nach Berlin zurückzukehren. Ich war für das Letztere entschlossen. Er sprach von der ukrainischen Regierung, von der Befreiung seines Volkes, von Hetman Petljura und dem General Wrangel. Diese Namen waren ein Symbol für uns beide. Er hielt sie für die Befreier seines Volkes und ich für die Mörder meines Volkes. Aber als Kriegskameraden sprachen wir höflich miteinander, und er stellte mir ein Stück Papier aus mit Stempel und Unterschriften, es war ein Gemisch zwischen Geburts- und Passierschein; ich hatte die Erlaubnis, Kolomea zu verlassen.

Jetzt verabschiedete ich mich noch von Gisela und ihrem Kreis. Am nächsten Tag schon brachte sie mich zum Bahnhof. Wie gerne hörte ich diesem warmen, weisen Menschen zu, der nur für andere lebte. Wie ein Vermächtnis klangen ihre letzten Worte im Wartesaal: „Pppolitik ist ein Fach, wwwwenn du willst, eine Wissenschaft. Eine öökökonomische Wissenschaft von den Problemen des täglichen Lebens. Das muss man studieren und sein ganzes Lleben dem widmen und es lieben, wie du das Theater liebst. Pppolitik ist Wochentag, Kunst ist Feiertag. Pppolitik sorgt für den Körper und Kunst für die Seele. Was kannst du schon in einer Versammlung sagen! Wwwwas kann schon überhaupt ein Mensch sich in seiner Erregung ausdenken? Aber als SchSchSchauspieler hast du alle Gefühle und Gedanken, die die Dddichter und Kkkünstler von allen Vvvölkern je gedacht und geträumt haben! Schschschau mich an: Ich, ich bin schon zwanzig Jahre in der sososozialistischen Bewegung – verstehe aber nichts davon – in Wirklichkeit bin ich ja nur eine Krankenschwester, eine, die hhhelfen möchte, denen, die noch hilfloser sind als ich. Und es gibt ja in unserer Welt keinen so Armen, dass es nicht noch einen Ärmeren gäbe!“ – „Gisela“, sagte ich, „ich möchte ja auch nicht nur für mich leben, ich möchte ja auch helfen!“ – „Dddas glaube ich dir schon – das sollst du auch – aber dddu

kannst nur auf deine Art helfen. Schschschau, wenn du ein guter Schauspieler wirst, hhhilfst du ja auch deinem Volke. Denn die Llleute werden dann sagen“ – neckte sie mich halb im Spaß und halb im Ernst – „die Llleute werden dann sagen: ›Schaut doch diesen HamHamHamlet, diesen Shylock, diesen Mmmephisto an, seht, er kommt von ganz armen Juden aus Galizien!‹ Und glaub mir, die Leute denken dann mit mehr Respekt, mit mehr Achtung von deinem Volk. Ist das keine Hilfe? Deshalb muss jjjeder tun, was er am besten kann.“

Und sie brachte mich jetzt in den vollgepackten Zug, und ich zwängte meinen Kopf noch durch ein Fenster, und es rollte prustend und pfeifend das Züglein gegen den Westen, und es rollten die Tränen mir über das Gesicht.

Der Zug war übervoll mit Heimkehrern, österreichischen und deutschen Soldaten. Wir hatten sogar eigene Heizer und Lokomotivführer. Wir fühlten uns wie auf einem Schiff, das unsicher einen Ozean überqueren muss, und wirklich, gleich hinter Stanislau, auf halbem Weg nach Stryj, wurden wir schon von einer polnischen Patrouille aufgehalten, durchsucht, und erst nach vielen Stunden freigelassen. Aber vor Stryj bleiben wir wieder stecken. Es wurde um den Bahnhof gekämpft. Wir rollten auf ein Nebengleis, nahmen Deckung unter den Waggons, und am nächsten Tag war am Bahnhof eine ukrainische Patrouillentruppe. Es wurde aber immer weiter in der Umgebung geschossen und wir blieben endgültig stecken. Wir konnten jetzt weder vor- noch rückwärts und beschlossen, solange den Zug zu verlassen und in die Stadt zu gehen. Bald waren auch die Ukrainer weg, man sah kein Militär mehr, nur verirrte Kugeln piffen von allen Seiten.

Der Kampf schien einen oder zwei Kilometer von dem Bahnhof entfernt zu sein. Auf den Schienen standen herrenlose Frachtzüge mit Mehl und Zucker und Obst und Petroleum. Leute von unserem Zug und aus der Stadt nahmen sich da, was sie tragen konnten. Einige rollten Fässer Petroleum weg, andere schleppten Säcke mit Obst, mit Mehl, mit Zucker. Ich entschloss mich, einen Sack Mehl auf den Buckel zu nehmen, und kam nach Stunden schwitzend in die Stadt hinein. Vor einem Haus stand eine Frau mit erwachsenen Kindern, und wir einigten uns bald, dass ich bei ihr das Mehl ablieferte und dafür bei ihr wohnen durfte, bis wir wieder weiterfahren konnten. Ich bekam einen kleinen Raum und noch am selben Tag habe ich zur Freude der Familie Brot gebacken. Die Stadt Stryj hungerte genauso wie Kolomea. Die Leute freuten sich über das Brot und wurden beneidet um das große Glück, das ihnen mit meiner Einquartierung widerfahren war.

Am nächsten Tag traf ich in der Stadt den schönen Redner mit dem blonden Vollbart aus Kolomea. Er trug jetzt einen teuren Pelz und erzählte, dass auch er hier stecken geblieben war mit einer Ladung Petroleum aus Drohobycz, die er an die neu entstandene Tschechoslowakei abzuliefern hatte. Er handelte jetzt statt mit Revolutionen mit Petroleum. „Die Leute nehmen alles so ernst auf Versammlungen heutzutage“, sagte er. „Vor dem Krieg konnte man ihnen alles erzählen und versprechen – aber jetzt wollen sie es gleich haben. Wie dieser einäugige Lastenträger in Kolomea, der gleich von den Untergassen nach den Obergassen umziehen wollte. Nein, nein, es lohnt sich schon viel mehr, mit Petroleum zu handeln.“

Die Polen und die Ukrainer kämpften weiter um den Bahnhof, um die Stadt Stryj, um Galizien; die Heimkehrenden und die Juden waren in der Mitte. Die galizischen Juden, die bis jetzt friedlich gelebt hatten, spürten plötzlich, dass mit Österreich auch sie den Krieg verloren hatten. Denn beide Armeen, die Polen und die Ukrainer, hatten dieselbe Losung: „Bej Zyda! – Haut den Juden!“

Nach Wochen tauchte ein Regiment Polen aus Posen auf, in deutscher Ausrüstung, und übernahm die Stadt. Unsere Offiziere gingen zum Bahnhofskommandanten und bekamen die Erlaubnis, mit unserem Zug hinauszufahren, und mit kleinen Aufenthalten sind wir nach einer Woche dann doch in Wien angekommen. Hier war dasselbe Bild, dieselbe Unordnung, dieselbe Unsicherheit, nur in größerem Maßstab. Demonstrationen, Versammlungen, Schießereien. Die Stadt hungerte. Man spürte ganz stark den Zerfall Österreichs. Ich ging zu einer Abrüstungskommission, wo Frontsoldaten Rat und Unterstützung bekamen. Da wurde mir erklärt, ich sei kein Österreicher mehr. „Ich habe aber für Österreich vier Jahre gekämpft“, wandte ich ein. „Ja“, sagte der Beamte, „tut mir leid, bedauere sehr, es war eben ein Irrtum.“ – „Ich habe Auszeichnungen, bin aus der Gefangenschaft geflohen!“ – „Bedaure sehr, habens eben einen Irrtum begangen!“ – „Und wenn ich euren Heldentod krepieri wäre?“, fragte ich ihn. „Bedaure sehr, wäre eben auch ein Irrtum gewesen.“ – „Na, Gott sei Dank, dass ich wenigstens diesen Irrtum nicht begangen habe“, brüllte ich ihm ins Gesicht und ging zu einem nagelneuen Konsulat einer ukrainischen Regierung. Die gaben mir einen Pass, aber keine Unterstützung.

Da sah ich Plakate: „Moissi-Gastspiel in der Neuen Wiener Bühne!“ Ich ging einfach hin, und es waren schon Proben, und der große Schauspieler Moissi fragte mich nicht, ob ich ein Österreicher sei oder ein Pole, Ukrainer oder Jude, er fragte mich nicht nach Papieren und Pässen – er begrüßte mich herzlich und warm, wie einen kleinen Bruder, der den Krieg überlebt hatte. Stellte mich dem Theaterleiter vor, ich wurde für die Zeit seines Gastspiels engagiert und hatte wieder zu essen und einen Platz zum Schlafen und fühlte mich im Theater zu Hause. Als Spiegelberg in den „Räubern“ neben Moissis Franz Moor wurde ich von der Wiener Kritik anerkannt, aber mein großes Erlebnis war ein anderes.

In „Hamlet“ sah ich zum ersten Mal ein kleines, jugenhaftes, zartes Mädchen die Ophelia spielen. Man wusste eigentlich nicht recht, was da am Aussehen dieses Wesens beherrschend war: ein braun-rötlicher Kopf voll Haare, wild, nicht zurechtgemacht, aber zugleich eine klare, gewölbte, hohe Denkerstirn, die eine große Ruhe verkündet. Dann zwei große, warme, dunkelbraune, ahnende, fragende und erzählende Augen. Diese Augen verstehen jede noch so unausgesprochene Andeutung. Dann ein fester, kleiner, halbrunder Mund, wie ein Halbmond, Halbmond-Mund. Wenn er sich leise kräuselnd öffnet, kommt noch lange kein Laut – erst hängt man an ihm mit den Blicken, gespannt, und lauscht aufmerksam – dann sagen die Augen was – dann kommt eine zögernde Handbewegung, von den Schultern hemmend zurückgehalten, dann werden langsam von diesem Halbmond-Mund Worte geboren. Dunkel gefärbte, reife Worte! Und unabänderlich bestimmt sind diese Worte!

Dann erscheint in diesen vieldeutigen Augen wieder ein lustiges Schimmern und Leuchten, das ein Gemisch ist zwischen Leichtsinn und Schwersinn, zwischen Lobgesang und Lachgesang. Wie das Dankgebet eines ganz Frommen nach einer Genesung, nach einem Wundererlebnis.

Dieses kleine Mädchen erinnerte mich an Riffkele, meine erste Liebe. Aber aus einer ganz anderen Welt! Einer Welt, der ich erst zustrebte, in der sie aber schon zu Hause war. In der Wahnsinns-Szene kommt dieses Ophelia-Kind freundlich und leise auf die Bühne, lächelt in sich hinein, und die großen Augen sind mit Wasser gefüllt. In dem linken Arm hält sie, vorsichtig wie ein Kind, einen bunten Strauß und verteilt zaghaft mit der rechten Hand die Feldblumen. Sie hat aber in Wirklichkeit keinen Strauß, keine Blumen – sie verteilt mit leeren Händen aus dem leeren Arm Nicht-Blumen aus einem Nicht-Strauß. Es hat aber niemals auf der Welt farbiger, duftendere Blumen gegeben! Zuschauer und Mitspieler halten den Atem zurück vor diesem süßen Wahnsinn, vor diesem poetischen Shakespeare-Kind, vor dieser Anfängerin! Sie heißt: Elisabeth Bergner.

Als das Gastspiel zu Ende war, kaufte ich mir eine Fahrkarte und fuhr nach Berlin zurück. Am Anhalter Bahnhof umarmte ich eine Säule und küsste sie lange. Ein dicker Berliner Bierkutscher beobachtete mich von seinem Bock und sagte: „Mensch, Mädchen musste küssen und nicht Steine!“ – „Das hatte ich mir versprochen, 1914, als ich auszog!“ – „Na ja, da musste wohl Wort halten“, brummte er freundlich. 1914! Es war ja schon 1919 jetzt! Bald war ich in meinem alten Café des Westens, traf Freunde, ging herum, vorzusprechen, bekam einen Antrag an das Münchner Schauspielhaus. Hermine Körner, die große Künstlerin, eröffnete da ein eigenes Theater und engagierte mich als ersten Charakterspieler. Wir eröffneten mit „Kabale und Liebe“ – ich spielte den Wurm. Bekomme achthundert Mark im Monat. Am ersten Halbmonatsgagentag hatte ich vierhundert Mark, vierhundert theaterverdiente Mark in meiner Tasche! Ich ging ins Restaurant Torgel-Stuben und spendierte mir Kaviar und Champagner, wie ich es in den Romanen gelesen hatte.

Nun hatte ich wieder ein eigenes Zimmer, neue Freunde, spielte alle vierzehn Tage eine klassische oder moderne Hauptrolle. Die Jahre, die der Krieg mir weggenommen, waren nicht verloren: Ich war jetzt kräftiger, erwachsener, aber nicht ruhiger! Ich konnte nicht ruhig sein. Ich schrie und brüllte wie am Spieß mit einer ganzen jungen, heimgekehrten Generation. Wir fanden eine Welt vor, die jetzt fett und feige ihre Ruhe haben wollte. Wir schrien ihr unsere Enttäuschung, unsere Verzweiflung, unseren Protest ins Gesicht. Die Jugend in der Kunst schrie! Expressionistisch, mit stilisierten Gesten, schrien wir im Theater gegen die alte Generation, gegen die alten Einrichtungen, gegen alte Traditionen, gegen alte Sitten, besonders aber gegen die Väter! Es erschienen Dutzende Vater-und-Sohn-Dramen. „Der Bettler“ von Reinhard Sorge, „Die Wandlung“ von Toller, „Der Sohn“ von Hasenclever, „Thomas Wendt“ von Feuchtwanger, „Gas“ von Georg Kaiser, „Trommeln in der Nacht“ von Bert Brecht. Hunderte Dramen klagten an und schrien und tobten, und ich schrie und tobte mit. Ich stürzte mich in die Arbeit, in der ich schon meine Erfahrungen verwerten konnte,

mit einem Heißhunger und merkte nicht einmal, dass ich im Land eines verlorenen Krieges lebte, einer blutig niedergeschlagenen Revolution.

Ich habe ein geschenktes, ein gefundenes Leben. Ich stehe jeden Abend auf der Bühne in einer anderen Rolle. Jawohl, ich bin berauscht von Glück. Neue Kreise, neue Menschen lerne ich kennen, da ist eine lustige Jugend in Schwabing, da gibt es jeden Abend auf einer anderen Bude Atelier-Feste. Da ist der „Simplizissimus“ von Kati Kobus. Eine heimgekehrte enttäuschte Jugend tobt sich in Sexualorgien aus. Und eines Tages ganz große Aufregung im Theater: Die Rollen vom „Kaufmann von Venedig“ werden verteilt und ich bekomme den Shylock! Vier ältere Charakterspieler kämpfen um die Rolle! Ich habe aber den Shylock im Vertrag. Ich habe ihn in meinem Vertrag, ich habe ihn in meinem Herzen, ich habe ihn in meinen Fingerspitzen. Ich zittere vor Aufregung, kann nicht schlafen. Ein Traum, eine Sehnsucht langer Jahre, soll in Erfüllung gehen! Der erste Probetag kommt. Es zittert in mir wie ein Erdbeben. Regie führt ein junger semmelblonder dummer Mensch, ein Herr Nebeltau aus Bremen, Sohn eines reichen Vaters. Er ist der Geldgeber des Theaters und geschäftlicher Leiter. Er spricht immer von spitzen S-teinen und starrt die S-teine an. Bevor die Proben beginnen, nimmt er mich zur Seite und sagt mir wörtlich: „Verstehen Sie, wir wollen mit dem Stück den Juden eins auswischen!“ – „Warum?“, frage ich irritiert. „Warum nicht?“, und guckt mich dabei misstrauisch an. „Sie sind doch nicht etwa...“ – „Ja, ja, ja, ich bin ein Jude“, brülle ich ihm laut ins Gesicht, dass er rückwärts stolpert und beinahe ins Orchester fällt. Die vier alten Charakterspieler, die sich um den Shylock bemühten und schlechter Laune und halb verschlafen dastanden, einer mit Monokel, einer in weißen Handschuhen, wachten plötzlich auf und lachten provozierend und voller Schadenfreude über diesen Krach. Ich lief davon, und die erste Probe flog auf. Hermine Körner, die künstlerische Leiterin des Theaters, ließ mich sofort ins Büro kommen, und Herr Nebeltau war auch dabei. Sie war eine große Schauspielerin, ich verehrte sie und hatte immer Herzklopfen in ihrer Nähe. Sie wusste es und sagte jetzt lächelnd und voller Charme: „Na, das haben Sie sich ja großartig ausgedacht, natürlich haben Sie den Krach nur aus Aberglauben gemacht!“ – „Aber natürlich, Hermine“, bestätigte ihr Herr Nebeltau. „Ich tu das genauso vor einer wichtigen Rolle, nicht, Otto?“ – „Genauso, genauso“, bestätigte Herr Nebeltau, und beide lachten. „Wenn ich eine Rolle sehr liebe, muss es auf der ersten Arrangierprobe und auf der Generalprobe Krach geben.“ – „Ja, ja, ja, Arrangier- und Generalprobe“, lachte Herr Nebeltau bestätigend, und ich lachte auch schon mit, ohne zu wissen, warum. „Natürlich hat Herr Nebeltau mit seiner Bemerkung heute früh nur einen Scherz gemacht, nicht wahr, Otto“, fragte sie jetzt direkt den Semmelblonden. „Aber natürlich, Hermine“, bestätigte er. „Wie konnten Sie nur von ihm so etwas denken! Dazu ist er ja viel zu intelligent! Also Kinder, reicht euch die Hände! Und morgen gehen die Proben wieder an. Ich werde selber auch dabei sein!“ Und so geschah es auch.



SAUL RAPHAEL LANDAU

Saul Raphael Landau (1870–1943) war ein jüdischer Rechtsanwalt, Journalist und Publizist.

Landau wurde 1870 in Krakau geboren, das zu jener Zeit zu Westgalizien zählte. Im Herbst 1888 begann er in seiner Vaterstadt das Studium der Jurisprudenz, das er im folgenden Semester in Wien fortsetzte und mit der Promotion zum Dr. iur. abschloss. Zwischen 1893 und 1895 war er Dozent für polnische Sprache und Literatur an der neu eröffneten Israelitisch-Theologischen Lehranstalt in Wien.

Landau wurde früh ein überzeugter Zionist. Er lieferte Beiträge für jüdische Zeitschriften, besonders für deutschsprachige und polnische. Schon seit 1891 publizierte er vom nationaljüdischen Standpunkt aus in der Hamburger Zeitschrift *Menorah*, in Nathan Birnbaums *Selbst-Emancipation*, in der *Jüdischen Presse* von Hirsch Hildesheimer, in der Berliner *Allgemeinen Zeitung des Judentums*, in der Lemberger *Zukunft* und in *Jordan*, dem Kalender des Wiener Palästina-Kolonisationsverbandes, der 1893 im Verband *Zion* aufging, dessen Schriftführer Landau wurde.

Im Februar 1896 lernte Landau Theodor Herzl kennen, was einen Wendepunkt in seiner Laufbahn markierte. Landau wurde Herzls begeisterter Kollege und für kurze Zeit einer seiner engsten Vertrauten. Er übernahm die Redaktion der zionistischen Wochenzeitung *Die Welt*, die zum ersten Mal am 4. Juni 1897 erschien. Gleichzeitig wurde er Korrespondent der Londoner Wochenzeitung *Jewish Chronicle*. Jedoch kam es bald zu Spannungen zwischen Landau und Herzl, denn der erste

setzte die Aufnahme der Palästina-Kolonisation in das Parteiprogramm durch, wobei der letztere noch kein bestimmtes Land für den künftigen Judenstaat benennen wollte. Nunmehr konzentrierte Landau seine politische Tätigkeit auf die Arbeiterschaft, gründete in Basel das *Syndikat der zionistischen Journalisten und Schriftsteller* und übernahm den Vorsitz dieses Zusammenschlusses, der jedoch bald wieder auseinanderbrach. Weitere Auseinandersetzungen mit Herzl führten dazu, dass Landau im Oktober 1897 die Redaktionsleitung der *Welt* aufgeben sollte; im Juni 1898 wurde ihm gekündigt. Im Mai 1898 gründete er den Arbeiterverein *Achwah* und die Monatsschrift *Der jüdische Arbeiter* als dessen Organ (existierte bis Juni 1899). 1899 war Landau Mitarbeiter von Joseph Samuel Blochs Österreichischer Wochenschrift, die gegen Herzl polemisierte. 1907 begann er die *Neue National-Zeitung* (als Fortsetzung des nationaljüdisch-nichtzionistischen *Jüdischen Volksblattes*) herauszugeben, bis er 1916 zum Militärdienst eingezogen wurde.

Ab 1900 und vollends nach dem Krieg war Landau hauptsächlich als Rechtsanwalt tätig. Als 1938 Österreich an das Dritte Reich angeschlossen wurde, emigrierte er zuerst nach London und 1941 in die USA. Er starb am 16. Juli 1943 in New York.

Die unten angeführten Texte stammen aus dem Jahre 1898 und sind das Ergebnis einer Studienreise, die Landau als Korrespondent im Auftrage des Londoner *Jewish World* und der Wiener *Welt* unternommen hat. Sie behandeln die Lebens- und Arbeitsverhältnisse des jüdischen Proletariats „dort, wo es am dichtesten zusammenwohnt und wo das Massenelend zuhause ist“. Das Ziel dieser Schilderungen war es, nicht Mitleid oder andere sentimentalen Gefühle zu erregen, sondern eine große Gesellschaftslüge jener Zeit zu zerstreuen und anhand der Tatsachen und statistischen Daten das wahre Bild der galizischen Arbeiterschaft darzustellen. So heißt es im Vorwort zum Buch *Unter jüdischen Proletariern*, dem die Texte entnommen sind und das darüber hinaus die Skizzen über Stanislaw, Czeŝtochau, Białystok, Warschau und Lodz beinhaltet.

Werke: *Sionizm* (1897); *Unter jüdischen Proletariern. Reiseschilderungen aus Ostgalizien und Russland* (1898); *Der Polenklub und seine Hausjuden. Grundlinien der jüdischen Volkspolitik in Österreich* (1907); *Sturm und Drang im Zionismus. Rückblicke eines Zionisten vor, mit und um Theodor Herzl* (1937).

Unter jüdischen Proletariern: Reiseschilderungen aus Ostgalizien und Russland¹

Kolomea

Es ist Simchath-Thora Nachmittags. Wo frommgläubige Juden wohnen, pflegt man sich an diesem Tage zu freuen, ja, sich einem Freudentaumel, von dem alle Straßen widerhallen, hinzugeben – in Kolomea ist alles ruhig. Die Straßen sind öde, die Marktplätze leer und in den niedrigen Häuschen mit dem morschen Gebälk und dem geflickten Schindeldach sieht man die weißen Linnen, die blanken Leuchter und die Brosamen auf den Tischen, aber man hört keinen Laut. Sabbatruhe. Es ist Dienstag. Schon seit Freitag Abends wird geruht; es wird nichts verdient. Das sind schwere Feiertage.

Jedes Häuschen hat seine Sukkah. Drei Wände aus mit Schnüren aneinander gebundenen Brettern, damit diese durch Nägel nicht beschädigt werden, darüber Maisblätter statt des kostspieligen Tannenreisigs, und das Zelt ist fertig. Es hat seinen Zweck bereits erfüllt. Morgen wird man es auseinandernehmen und dem Händler die Bretter zurückstellen, die man nur entlehnt hat. Inzwischen wird es Abend. Die Männer eilen zum Minchagebete und die Frauen versammeln sich vor der Schwelle, um zu plaudern. Eine erzählte gerade als ich vorüberging der anderen, dass man ihrem Manne, einem Zündhölchenarbeiter, morgen die Kinnlade operieren werde. Dabei weinte sie gar nicht, denn heute ist ja Feiertag.

Wovon mögen die anderen gesprochen haben? Ihre grün-gelbe Gesichtsfarbe, ihr durchfurchtes Antlitz, das von einem Tuch eng umschlossen ist, ihr Körper, an dem man die Schönheit weiblicher Formen vermisst und der wehmütige Zug der Resignation in den Gesichtern lassen es erraten: hier haust Frau Sorge. Die das jüdische Weib geschildert haben, suchten es unter diesen Frauen nicht, aber sie hätten es in seiner wahren, naiven Gestalt am ehesten finden können, wie es in einer Person gleich Gattin, Mutter, Erzieherin, ja sehr oft auch die Ernährerin der ganzen Familie ist. Sie saßen nun da, die Tücher auf dem Kopfe, die jeden Unterschied des Alters undeutlich machten, und sprachen von dem, was sie drückte. Denn morgen beginnt wieder die Arbeit. Oder nein. Der Kampf ums Dasein beginnt, der sich auch hier in den Formen des modernen wirtschaftlichen Lebens bewegt. Die jüdischen Bors-

¹ Auszüge aus: Landau S.R.: Unter jüdischen Proletariern: Reiseschilderungen aus Ostgalizien und Russland. Wien, 1898. S. 5–15, 30–39.

tensortierer wollen morgen zum Strike, durch den Kolomea berührt wurde, greifen. Es sind ganze Kerle. Viele von ihnen waren schon jenseits des Ozeans, sie verstehen gründlich ihr Fach und haben es zu den in Galizien fabelhaften Wochenlöhnen von 10–15 fl. gebracht. Aber die Leipziger Messe mit dem allzu großen Warenangebot ist schlecht ausgefallen und in Kolomea wollen die Unternehmer den Lohn drücken. Der Strike soll die Antwort sein. Und dann wollen auch Andere nicht arbeiten. Sie sind nicht klassenbewusst, denn sie zählen kaum 12–14 Jahre, aber in der kurzen Schule des Lebens haben sie schon die wirtschaftliche Tragweite des Strikes kennen gelernt. Und diese unschuldigen Geschöpfe, die sich nur gegen eine physische Überbürdung wehren, bringen einen ganzen Produktionsprozess zum Stillstand und machen viele Familienväter brotlos. Die Handlanger in den Taleswebereien, die für 1 fl. 20 kr. wöchentlich 2–3 Webstühle bedienen, haben die Arbeit eingestellt, denn man verlangt von ihnen, dass sie ihre Tätigkeit auf 6–7 Webstühle ausdehnen. Die Talesweber können ohne Handlanger nicht arbeiten, auch wenn sie wollen. Woher sollen sie nun leben? So klagte mir schwer seufzend eine Frau in der – Spinozagasse.

Die Juden von Kolomea wissen eigentlich selbst nicht, wieso sie dazu kamen, ihren zwei großen Glaubensgenossen, Spinoza und Mendelsohn, Gassen zu widmen. Fragt man einen, wo diese Gassen sind, so blickt er verwundert auf, schüttelt den Kopf und während er die Rechte nach rückwärts in die Taschen steckt, macht er mit der Linken eine abwehrende Geste. So sprechen sie alle. Das ist verständlich. Er weiß nicht. Die zwei großen Philosophen haben es auch nicht einem Juden zu verdanken, wenn ihre Namen die einzige „Zierde“ dieser engen, schmutzigen, an einem schönen Herbsttage mit kotigen Pfützen bedeckten Gasse bilden. Sygurt Wisniewski, der vielgereiste Millionär und Philanthrop, gab die Anregung dazu, der Gemeinderat nahm sie an, jede Gasse erhält eine neue Tafel und die meisten Einwohner Kolomeas wissen bis heute nicht, wo diese Gassen sind, geschweige denn wer die Männer waren, nach denen sie benannt sind.

In diesem Viertel befinden sich auch die Bethäuser. Es sind zwar keine stilvollen, aber große, schöne, luftige Räume, würdig des Zweckes, dem sie dienen. Nach den Stunden der Andacht werden hier die Tagesereignisse besprochen, oft lebhaft diskutiert. Die so glücklich sind, Zeitungen lesen zu können, oft auch nur als Subabonnement aus dritter oder vierter Hand, werden von einer Schar Wissbegieriger umgeben und mit Fragen bestürmt, was sich „Neues tut“. „Moze Jomtew“¹ wird von hier signalisiert. Sobald der erste Abendstern am Himmel erglänzt, wird das Marew-Gebet verrichtet. Die lange Kette von Feiertagen ist zu Ende, an denen man besser leben musste, aber nichts verdiente. Die Ersparnisse sind erschöpft und draußen harret ein langer, kalter Winter...

Unweit von Kolomea liegt das Dorf Wierzbierz. Da hinaus wandern schon frühzeitig, um sechs Uhr morgens, über 140 Leute, zumeist Kinder im Alter von

¹ Der Abend des letzten Feiertages, ein Übergang zu den Werktagen.

12–14 Jahren. Ihre Gesichter sind aschfahl, ihre Lippen bleich und ihre Augen eingefallen: das sind die jüdischen Zündhölzchen-Arbeiter. In einem Fiaker – sit venia verbo – erreichte ich die Fabrik in 15 Minuten. Während dieser Zeit hatte ich Gelegenheit, die Lage des gedrückten, aber sehr gesprächigen Kutschers kennen zu lernen. Er ist erst seit einigen Wochen selbständig. Aus Rücksicht für seine gelähmte Mutter schenkte ihm die „Frau Baronin“ 150 Gulden, für die er sich diesen alten, kreischenden Kasten ankaufte. 60 Gulden lieh ihm die Sparkasse auf Wochenabzahlung von 1 fl. 20 kr. und damit gelangte er in den Besitz eines Pferdes. Früher verdiente er als Kutscher 2 fl. 50 kr. wöchentlich, jetzt trägt's ihm schon etwas mehr. Wenn er 12–14 Gulden wöchentlich einnimmt, ist er froh. Davon entfallen 7 fl. auf das Pferd; der Rest bleibt ihm und seiner Mutter. Oft verdient er nur 10 Gulden, aber das Pferd braucht doch jeden Tag seinen Hafer. Und dann kommen noch auf die Sparkasse 1 fl. 20 kr. Die kranke Mutter schilt und tobt, wenn er so wenig nach Hause bringt. Was soll er aber machen?

In Kolomea ist, wie in den meisten galizischen Städten, das Fuhrgewerbe in jüdischen Händen; es zählt 25 Zweispänner, 38 Einspänner und 20 Wagen „zweiter Güte“. Es sind ehrliche Gesellen und wer mit ihnen größere Strecken zurücklegt, lern ihr gutmütiges Wesen, ihr erzählerisches Talent und ihren Reichtum an Anekdoten aller Art kennen.

Wir sind an Ort und Stelle. Die Fabrik gleicht einer großen Holzkammer, in die durch die kleinen, schmutzigen Fenster nur spärliche Luft und schwaches Licht dringen, wie wenn dafür gesorgt wäre, dass die tödlichen Schwefel- und Phosphor-Ausdünstungen nicht entfliehen. Hier arbeiten in verschiedenen Abtheilungen über 140 Personen. Es gibt hier nur drei Christen, die Übrigen sind Juden: mehr als 100 Mädchen im Alter von zwölf Jahren aufwärts und der Rest Männer.

In dieser Atmosphäre, die ich keine zehn Minuten ertragen konnte, sitzen sie von 6½ Uhr morgens bis 8 Uhr abends mit einer Stunde Mittagspause. Die einen bringen die Hölzchen in Rahmen, bevor sie in Schwefel und Phosphor getaucht werden, die anderen sortieren sie nach dieser Prozedur, packen sie ein oder erzeugen gar die Schachtel. Alles geschieht mit einer mechanischen Hast, nirgends hört man ein überflüssiges Wort, das Lachen oder Singen haben diese jungen Geschöpfe schon längst verlernt. Sie haben keine Zeit zu verlieren, denn sie arbeiten im Akkord. Bei übermäßigem Fleiß und großer Fertigkeit verdient ein Mädchen 35 kr., sonst nur 25–30 kr. täglich. Die erwachsenen Männer, welche die todbringende Arbeit des Tauchens oder Sortierens in der Trockenkammer verrichten, bekommen einen Wochenlohn von 4–5 fl. Da, in einer Kammer, die einst ein Stall war, sitzen 11 Mädchen und kleben Schachtel. Es sind liebe Geschöpfe mit unschuldig-naiven Mienen, aufkeimende Knospen, die hier auf dem Misthaufen zugrunde gehen. Wie stumm sitzen sie da den ganzen Tag, denn jede hält die Papierstreifen zwischen den Zähnen, von denen sie jedesmal einen hervorzieht und mit beiden Händen um eine Form wickelt. Für 1000 Schachteln bekommt sie 4 kr., sage vier Kreuzer!...

Diese Fabrik, in der die Zündhölzchen aus dem vergiftenden gelben Phosphor hergestellt werden, ist nicht die einzige in Galizien. Wir finden sie in Stanislau, Sko-

le, Bolechow usw. Überall stellen die Juden das Hauptkontingent der Arbeiter und damit auch der Opfer.

In seinem letzten Jahresbericht¹ erzähl uns der k.k. Gewerbe-Inspektor für Galizien von 1230 Unfällen in den 10 galizischen Fabriken, wie Lungenerkrankungen, Kieferkrankheiten, Verbrennungen durch Explosionen usw. Er tadelt aber auch zu weiderholtem Male die fortdauernde Überschreitung der Gewerbeordnung durch Verwendung von Kindern unter 16 Jahren und durch Beschäftigung über 8 Stunden täglich. Was nützt es? Die Erzeugung schwedischer Zündhölzchen lohne sich nicht, erklärte uns der Fabrikbesitzer. Der Artikel sei viel schwerer an den Mann zu bringen; denn der galizische Bauer gebe nur für drei Dinge Geld aus: für Steuer, Salz und Zündhölzchen. Die beiden letzteren stehen aber in einer unlösbaren Verbindung. Der Bauer kauft gewöhnlich um 10½ kr. einen Tolpen Salz und für den restlichen halben Kreuzer bekommt er eine Schachtel Zündhölzchen. Um diesen Preis könne man schwedische Zündhölzer nicht liefern. Zudem seien diese bei den Bauern unbeliebt, weil sie im Winde auslöschten und weil eine Schachtel kaum die Hälfte soviel erhält, wie bei den Phosphor-Zündhölzchen. Darum sollen lieber jährlich hunderte von Menschen zugrunde gehen...

Der Rückweg führt mich zuerst in eine Wagenschmiere- und Schuhwicks-Fabrik. Hier sind 25 Arbeiter beschäftigt, nur Juden: 7 Männer und 18 Frauen. Die Männer erzeugen die Waren und verdienen wöchentlich 4–6 Gulden; die Mädchen kleben Schachteln oder füllen sie. Ihr Lohn beträgt 6–8 Gulden monatlich oder 40 Kreuzer per 1000 Holzschachteln.

Dann gelangte ich, geführt von meinem liebenswürdigen Cicerone, dem Schulleiter Grünes, in eine Petroleum-Raffinerie und Kerzenfabrik. Hier sind 70 Arbeiter, darunter über 50 jüdische, beschäftigt. 20 davon sind Männer und verrichten die schwersten Arbeiten gegen eine Entlohnung von 60 Kreuzern täglich. In einer finsternen Kammer, wo der schwarze Petroleumsatz zu weißer Kerzenmasse raffiniert wird, sah ich zwei massige Hünengestalten mit sehnigen Armen und langen Bärten, die mir in dieser Umgebung im ersten Augenblick wie Zyklopen vorkamen. Es waren nicht die einzigen Prachtexemplare jüdischer Arbeiter, die ich unterwegs antraf. Christliche Arbeiter werden hier nur beschäftigt, damit die Fabrik auch am Samstag betrieben werden könne.

Es ist Mittagspause. Aus der Ferne dringt ein Kichern, Lachen und singendes Durcheinander aus allen möglichen Opern Goldfadens an mein Ohr. Auf meine Frage erklärt mir der Fabrikbesitzer, dass sich die Arbeiterinnen in der Kerzengießerei jetzt unterhalten. Er meint, dass es ihnen nicht schlecht gehe, denn sie möchten noch recht viele Nachtschichten machen, und am Samstag seien sie „aufgeputzt wie Damen“. Es herrscht in dem großen luftigen Raum, wo die Kerzen von den 30 jüdischen, im Alter von 12 Jahren aufwärts stehenden Mädchen in Formen gegossen werden, auch wirklich eine ganz andere Stimmung als in der Zündhölzchen-

¹ Bericht des k.k. Gewerbe-Inspectors für das Jahr 1896. S. 363 ff.

fabrik. Sie sind munter, machen Späße, singen, plaudern. Aber ihr Lohn ist geringer. Sie verdienen 20 oder 25, mitunter sogar nur 15 Kreuzer täglich und arbeiten von 6 Uhr morgens bis 6 Uhr abends.

Eine interessante Organisation besitzen die Wasserträger. In Kolomea gibt es ihrer 14, aber sie sind keine Arbeiter, sondern Unternehmer. Jeder von ihnen nennt einen Wagen mit einem langen Fass, vier Kannen und einer alten Schindmähre sein eigen; das ist seine Erwerbsquelle. Von Samstag abends bis Freitag nachmittags fährt er herum und bringt den Leuten „frisches Wasser“ ins Haus. Zwei Kannen kosten 1 Kreuzer; die monatliche Zufuhr kostet 40–70 Kreuzer, je nach der beanspruchten Quantität. Jeder Wasserträger beschäftigt noch einen Arbeiter, den Kantenträger, dem er 50 Kreuzer täglich zahlt. Das Gewerbe eines Wasserträgers hat einen goldenen Boden, denn es ist frei von jeder Konkurrenz. Die 14 Unternehmer haben die Stadt in 14 Rayons eingeteilt; keinem wird es einfallen, in das Gebiet des anderen überzugreifen. Damit erlangt auch jeder innerhalb seines Gebietes ein Monopol, aber er beutet es nicht aus, die Preise bleiben fest.

Eine eigentliche Fachorganisation besitzen nur die Borstensortierer und seit wenigen Tagen auch die Talesweber in ihrem Verein „Einigkeit“. Die anderen jüdischen Arbeiter sozialdemokratisch zu organisieren, bezeichnete mir ein jüdischer Sozialistenführer als unmöglich. Die einen, wie die Bäcker, Petroleum-Raffinerie- und Zündhölzchenarbeiter, seien mit ihren Fabriken, wo sie von Generation zu Generation arbeiten, allzu sehr verwachsen; die anderen, wie die Fiaker, haben Angst vor den Behörden. Aber selbst jenen Fachvereinen gehören nicht alle Arbeiter dieser Kategorien an. Vorzüglich organisiert, vielleicht die beste Fachorganisation in ganz Galizien, sind die Borstensortierer. Der Verein besitzt ein kleines Kapital und wird, wenn die Mitglieder streiken, in eine Produktivgenossenschaft umgewandelt. Nur dadurch gelang es den Mitgliedern dieser Branche, so hohe, vereinzelt dastehende Löhne zu erzielen. Anders bei den Taleswebern. Die älteren unter ihnen kümmern sich weder um Verein noch um Politik. Es sind mitunter Greise, die in den Webstühlen sitzen und um einen Lohn von 5–7 Gulden die Woche zwölf Stunden täglich das Trittbrett bewegen und das Schiffchen zwischen den Ketten hin und her fließen lassen. Aber die jüngeren sind Sozialdemokraten. So nennen sie sich, so fühlen sie sich. Was das Endziel der Sozialdemokratie ist, kann man jedoch schwer von ihnen erfahren. Sie haben es vielleicht nie gehört und auch nie gelesen, denn sie sind zumeist Analphabeten. Die sozialdemokratischen Agitatoren unter der jüdischen Arbeiterschaft verlegen sich zumeist auf die Kritik der bestehenden Ordnung und da finden sie empfängliche Gemüter. In Kolomea und auch anderweitig findet man unter den sozialdemokratisch gesinnten jüdischen Arbeitern ein buntes Gemisch von politischen und sozialen Gedanken, das sich schwer mit dem waschechten Parteiprogramm deckt, aber sie sind alle darin einig: sie möchten kürzere Arbeitszeit und bessere Löhne. „Uns ist schlecht, wir wollen besser leben, wir arbeiten ja“, – sagte einer. Es gibt auch unter den Taleswebern viele Zionisten; das sind die, welche betonen, dass sie, um diese Anforderungen zu erheben, nicht gera-

de internationale Sozialdemokraten zu sein brauchen. Einer von ihnen antwortete meinem Begleiter auf die Frage:

„Wollen Sie nach Palästina gehen? Dort werden Sie ja auch arbeiten müssen.“

„Wollen wir denn nicht arbeiten? Überall muss man arbeiten. Aber muss man denn so schwer arbeiten, wie hier?“

Was die jüdischen Arbeiter zur Sozialdemokratie treibt, ist auch nicht das Programm. Zu ihrem grenzlosen Elend greifen sie nach jeder Hand, die sich ihnen entgegenstreckt, sie vergöttern jeden, der zu ihnen herabsteigt, an ihren Leiden teilnimmt, ihren Schmerz mitempfindet und ihre schweren Anklagen gegen die Gesellschaft in Worte zu fassen vermag. Die jüdische Intelligenz und die paar Kapitalisten Galiziens, die in ihren diversen Banken nur ein Wuchermonopol betreiben, haben sich nie um das Volk gekümmert; sie haben es höchstens während der politischen Wahlen als Stimmvieh zur Urne getrieben. Was Wunder, wenn sich die sozialdemokratischen Agitatoren als wahre Volksfreude die Kunst des jüdischen Proletariats erwarben und sie noch dort besitzen, wo die zionistische Agitation nur im Keime steckt.

Jedenfalls bleibt die sozialdemokratische Agitation lediglich auf die qualifizierten Arbeiter beschränkt. Denn diesen steht die riesige Phalanx der „Luftmenschen“ gegenüber. Was ist das? Das sind jene, welche kein Gewerbe und keinen Handel betreiben, die heute nachts nicht wissen, wovon sie morgen früh leben, und des Morgens, wovon sie ihre Familien zu Mittag ernähren werden. Sie sind bald Makler, bald lernen sie Mischna, wenn jemand stirbt, bald sind sie als „Kursoren“ Konkurrenten der Post, indem sie für zwei Kreuzer einen Brief und für 5–10 Kreuzer ein Paket in die nächstliegenden Ortschaften befördern. Ihre physische Kraft ist ja wertlos, denn sie finden keinen Abnehmer. Je kleiner die Ortschaft, umso geringer die Arbeitsgelegenheit, umso größer das Elend. „Kommen Sie zu mir nach Gwozdziec, da sollen Sie erst was seh'n“, proponierte mir der dortige Schulleiter, und sein Amtskollege von Zborow suchte ihn zu überbieten, indem er mich zu sich einlud.

Die „Luftmenschen“ bilden den größten Teil der 772.000 Juden Galiziens. „Wir haben vielleicht 100 wohlhabende unter den 14.000 Juden Kolomeas“ – sagte mir ein alter Religionslehrer der Baron Hirsch'schen Schule. Die meisten kämen selbst in Verlegenheit, wenn man sie fragte, wovon sie leben. „Gott hilft schon.“ Und hilft er nicht, dann kommt der Hungertyphus und macht ein Ende. Nach den Berechnungen Szczepanowskis sterben in Galizien jährlich fünf- bis sechstausend Juden Hungers.

Man würde meinen, dass sich wenigstens alle Mädchen etwas verdienen können. Die in den Fabriken kein Unterkommen finden, können in Dienst gehen. Selbst das nicht. Die Mädchen verstehen nicht einmal die primitivsten häuslichen Arbeiten: das Waschen, Stricken, Nähen u.dgl. sind für sie unerschwingliche Fertigkeiten. Sie haben nichts gelernt, nicht einmal das hebräische Alphabet; niemand hat sie erzogen, niemand hat sich um sie gekümmert. Den eigenen Müttern sind sie zur Last statt zur Stütze. Eine alte Geflügelhändlerin zeigte mir, wie sie in einem

zeretzten Kleide herumgehe, das ihr die erwachsene Tochter nicht einmal zu reparieren verstehe.

Nach dieser Richtung wird es in der nächsten Zeit anders werden. Gegenüber der neuen Baron Hirsch'schen Schule wird noch ein Gebäude errichtet. Die Baukosten, 22.000 Gulden, sind vor der Frau Baronin gespendet und hier sollen im ersten Jahre 30, in den folgenden 60 Mädchen in den wichtigsten häuslichen Arbeiten unterrichtet werden. Warum nur hier, wenn es in vielen Städten nottut? Wo bleibt denn die Baron Hirsch'sche Stiftung selbst mit ihren kolossalen Geldmitteln, die doch beiden Geschlechtern zugutekommen sollten?

Mein Rundgang ist zu Ende. Habe ich denn schon alles gesehen? Mein Begleiter zupft mich am Arm. Da, hart an der Landstraße, in einem tiefen Graben steht eine alte Baracke. Man nennt es hier Haus. Das Dach ist durchlöchert, die Balken verfault, die Bretter auf der „Façade“ hängen lose herab, das ganze droht jeden Augenblick zusammenzustürzen. Wohnen denn darin Menschen? Das Haus ist gesperrt, aber wenn man durch die Fenster hineinblickt, sieht man doch Bestandteile von Wohnungseinrichtungen. „Da wohnt eine Ofeshändlerin¹ auf der einen und ein Mezeiwekrizer² auf der anderen Seite,“ erzählte uns die Obsthändlerin, die vor dem Hause ihren Kram hat. Sie kommen nur bei Nacht nach Hause, um zu schlafen, und die Kinder sind tagsüber in Cheder,“ setzte sie fort. Man will sie schon seit langem von hier fortjagen, aber sie bitten und so bleiben sie.“

„Glauben sie nicht, dass das Haus einmal den Leuten über den Kopf zusammenstürzen kann?“, fragte ich die gesprächige Frau.

„Ei was, Gott hat schon für jedermann die Todesart bestimmt. Wir sind hier alle in seiner Hand.“

Als ich dieses morsche, in allen Fugen ächzende Gebäude betrachtete, da hatte ich das wirtschaftliche Bild Galiziens. Noch steht das Haus, wie von einer wunderbaren Kraft gehalten; doch jeden Augenblick kann es über den Köpfen seiner Einwohner krachend zusammenstürzen. Fort, fort aus diesem Haus!

Boryslaw

Ein großes Dorf, aber ein Dorf der Arbeit. Die Arbeit hat es groß und berühmt gemacht; die Arbeit hat hier Schätze aus der Erde gehoben, wodurch Menschen über Nacht zu Millionären wurden. Nach allen Weltteilen wird von hier das Erdwachs verschickt, denn Boryslaw ist sein einziger bisher bekannter Fundort. Trotz des Jahrzehnte dauernden Betriebes ist er noch immer unerschöpflich geblieben, und auf über 100.000 Meterzentner (zum Preise von 28–32 Gulden) beziffert sich die jährliche Ausbeute. Aber die Menschen, die sich durch Arbeitsgelegenheit herbeigelockt, nach Tausenden aus allen Gegenden hier versammelten, um diese Arbeit zu verrichten und durch ihre Kräfte neue Werte zu schaffen, haben an ihren Fruch-

¹ Geflügelhändlerin.

² Grabsteinmetzgehilfe.

ten keinen Antheil. Sie bekommen nichts mehr, als notwendig ist, um Leib und Leben zusammenzuhalten und sich fortzupflanzen. Denn hier ist das System des ehernen Lohngesetzes und damit auch die Frauen- und Kinderarbeit, sowie endlich die Nachtarbeit der Frauen in vollster Blüte. Die Arbeiterschutzgesetze kennt man hier nur vom Hörensagen.

Die Arbeiter und Arbeiterinnen sind zumeist Juden. Unter den 9000 Arbeitern von Boryslaw gibt es ihrer viel über 6000: Männer, Mädchen und Kinder, Kinder als Arbeiter. Ein Teil wohnt im nahen Drohobycz, woher sie Montag morgens herkommen, um schon Donnerstag Nachts zurückzukehren, ein anderer hat sich im Dorfe Dzwiniacz, der Rest in Boryslaw selbst ansässig gemacht, wo sie alle tagsüber und zum Theile auch während der Nacht arbeiten. Boryslaw ist, wie sonst kein Ort in der ganzen Welt, der klassische Sitz jüdischer Großindustrie-Arbeiter und deren ureigensten Typus bildete jener alte gebrochene Jude, der seit 35 Jahren auf einer und derselben Stelle durch 12 Stunden täglich die Kurbel dreht – gegen einen Tageslohn von 48 Kreuzern, nach Abzug von 2 Kreuzern für die Bruderlade. Jüdische Großindustrie-Arbeiter gibt es wohl auch zu Tausenden in England und Amerika, aber nirgends ist bei so schwerer, so gesundheitsschädlicher, ja so lebensgefährlicher Arbeit der Lohn so niedrig und darum der Lebensunterhalt so elend; nirgends, nirgends trägt ein ganzer Produktionszweig so das Gepräge mühsamer jüdischer Händearbeit – wie hier in Boryslaw.

Die Ortschaft weicht in ihrer Bauart von der schablonenhaften Form der galizischen Dörfer und Städtchen ab. Bis auf zwei gemauerte Häuschen (die Propination und Baron Hirsch'sche Schule) finden wir nur Holzbauten. Da stehen einige nebeneinander, dort sind mehrere auseinandergestreut, die einen liegen auf einer kleinen Anhöhe, die anderen sind durch die Erdbeben bereits unter das Straßenniveau gesunken. Nirgends ein Straßenpflaster, sondern in allen Straßen zu jeder Jahreszeit und Witterung ein gelber, morastartiger Kot – das sind die Straßenumrisse. Das eigentliche Straßenbild ist ein äußerst lebhaftes. Juden betreiben hier Geschäfte und bieten ihre Waren feil, ihre Schnitt-, Thon- und Esswaren an die vorübergehenden Landleute oder Arbeitslosen, die ziel- und planlos herumirren. Wir begegnen ihnen oft genug, wenn wir den schmalen Brettersteg, der hier den Fußweg vertritt, passieren oder eigentlich ihretwegen nicht passieren können, weil sie sich auf der Straße so wohl fühlen, als wären sie bei sich zu Hause.

Hart an den Straßen und dicht neben dem bunten Alltagsgetriebe befinden sich die Erdwachsgruben. Jeder der 39 Erwsachsbergbaue besteht aus einer Anzahl von Schächten, die Hunderte von Arbeitern bedienen. Jeder Schacht bildet für sich ein Ganzes. Er hat seine Häuer, Träger, Wäscher, Wasserträger, Kurbeldreher, Umschmeißer und Klauberinnen. Einige Schächte werden von einem Aufseher geleitet. Alle genannten Arbeiter-Kategorien haben ihren eigenen genau abgegrenzten Wirkungskreis, bestimmte Pflichten und die Qualifizierten unter ihnen eine spezielle Sachkenntnis. Darnach richten sich auch ihre Löhne. Die Arbeit der Einen ist schwerer, dafür aber die der anderen lebensgefährlicher.

Den größten Gefahren sind die Häuer ausgesetzt. Mit einem Fuß in einem Blecheimer, mit der Rechten das Seil und mit der Linken die Sicherheitslampe festhaltend, so fahren sie in den brunnenartigen sechzig oder mehr Meter tiefen, einen Meter breiten und 1–2 Meter langen Schacht ein. Der Mangel an Bremsen bei den Winden und an Stützen unter den Haspelwellen, die alten, morschen Seile und Haspelgerüste ließen viele von dieser Fahrt nimmer wiederkehren. Die unten lebendig anlangen haben in den schmalen, labyrinthartigen Gängen ein 12-stündiges Arbeitspensum in der Tag- oder Nachtschicht zu verrichten. Die mangelhafte Luftzufuhr mittels primitiver Handventilatoren und die Seltenheit der Wettermessungen machen den Aufenthalt zur Qual und ermöglichen die Ansammlung von Kohlen- und Schwefelwassergasen, die zu Explosionen führen. Denn die Vorsichtsmaßregeln der Bergbehörden scheitern an der Laxheit und Sparwut der Unternehmer. Nach dem letzten Bericht¹ sind hier im Jahre 1895 34 Personen tödlich und 42 schwer verletzt worden. Trotzdem fahren die Häuer ein, denn es gibt das Brot, wenn auch nur das trockene, für sie und ihre Familien. Ihr Taglohn beträgt 60–80 Kreuzer. Ich sah einige, die sich in der Weise helfen, dass sie wenigstens durch 6 Stunden in den Rollen arbeiten und während der anderen Hälfte der Schicht die Kurbel drehen, was nur einen Taglohn von 50 Kreuzer abwirft.

In den erwähnten Eimern wird wieder von den Häuern das Wachs hinaufbefördert, teils im reinen Zustande, teils als Lettegemenge. Das weitere besorgen dann die Klauberinnen, auch „Beinlerinnen“ genannt. Mit gewandter Hand scheiden diese armen Mädchen, die oft kaum das Kindesalter hinter sich haben, die wachshaltige Erde von den Steinen und ordnen sie in Haufen. Dabei knien sie auf der feuchten Erde und verrichten ihre Arbeit in gebückter Stellung durch 12 Stunden täglich, zu jeder Jahreszeit, trotz Nässe und Sturm und Regen. Die hohen Röhrenstiefel, die sie im Winter tragen, durchdringt die Nässe und die leichte Kleidung schützt sie noch wenig gegen den Frost und die Unbilden des Wetters. Aber selbst dieses Los ist noch ein bevorzugtes gegenüber dem der jungen Mädchen oder Buben, die im Auftrag kleiner Unternehmen alle die bereits von den Schächten weggeschafften Steine noch einmal einer genauen Untersuchung unterziehen müssen, um die ihnen etwa anhaftenden Erdteilchen mit einem Messer abzukratzen und für den Schmelzprozess zu sammeln. Den ganzen Tag wandeln sie nur herum, von einem Steinhaufen zum anderen, jeden Stein prüfend und betastend. Ihr Taglohn beträgt 48 Kreuzer und sie arbeiten nur 5 Tage wöchentlich. Nachtschichten machen die jüdischen Mädchen, die zumeist diesen Beruf ausüben, nicht, wie mir ein Bergwerksbesitzer bemerkte, aus Schamhaftigkeit und strengem Sittlichkeitsgefühl.

Während beim Kurbeldrehen die ruthenischen Bauern und die zugereisten Masuren das größte Kontingent stellen, sind die Steinträger und Wäscher fast ausschließlich Juden. Ihre Arbeit sucht in Bezug auf den Kraftaufwand und die Anstrengung überall ihresgleichen. Die Steinträger haben die Steine auf große Plätze hinauszubefördern. Sie besorgen den Transport in Säcken auf den Schultern, die

¹ Bericht der k.k. Bergbehörden über ihre Tätigkeit im Jahre 1895. Wien, 1897.

sich unter der Last der zwei Zentner parallel zur Erde krümmen. Die Wäscher lösen wieder in großen Bottichen die Wachserde mit kaltem Wasser auf, rühren das Gemenge mit langen Holzstücken um, und sammeln dann die auf der Oberfläche gelangten Wachsteilchen in Sieben ein. Auch diese Tätigkeit vollzieht sich unter freiem Himmel bei jedem Wetter. Reichen die Kräfte nicht mehr aus, und das ist schon bei Fünzigjährigen der Fall, so wird der eine oder der andere „Umschmeißer“. Er hat dann nur die Steine in die Säcke hineinzuschaukeln, aber sein Lohn wird von 90 Kreuzern oder 1 Gulden 10 Kreuzer auf 70–80 Kreuzer herabgesetzt.

Die Arbeit der Wäscher und Steinträger ist nicht bloß schwer; sie vollzieht sich rastlos, ununterbrochen. Der Häuer unten in den Rollen kann sich eine Ruhepause gönnen, er kann nach seinem Gutdünken arbeiten, denn er steht unter keiner Aufsicht, aber oben sind die Aufseher und Pächter, die ihre Sklaven antreiben, weil sie sie für 12 Stunden gekauft haben. Hier sehen wir den wahren Proletarier, der seine Existenz mit einem Stücke seiner Kraft und einem Theile seines Lebens erkauft.

Sie empfinden das selbst. Sie sehen sich herabgedrückt zu lebendigen Maschinen – für das ganze Leben; sie sehen, dass ihren Kindern dasselbe Schicksal bevorsteht, weil sie nichts ersparen können, um ihnen zu einer aufsteigenden Klassenbewegung zu verhelfen. Nicht einmal ihr Morgen ist sicher, denn sie können jeden Tag ohne Kündigung entlassen werden. Darum erhält man auch von ihnen, wenn man sie bedauert, die stereotypische Antwort:

„Wir arbeiten schwerer, als unsere Väter bei Pharao in Mizrajim; die höchste Zeit wäre es schon, dass uns Gott durch einen neuen Moses aus dem galizischen Mizrajim herausführe.“

Das ist auch die Hoffnung, an die sie sich klammern. Ihre einzige Hoffnung, die sie tröstet, aufrichtet und erhält. Denn die jüdischen Arbeiter von Boryslaw leiden nicht nur als Proletarier, sondern auch als Juden. Neben den Auswüchsen der modernen Produktionswirtschaft, die die arbeitslose Reserve zum Hungerstode verdammt, ist es der Antisemitismus, der hier die jüdischen Arbeiter, die arbeiten wollen und können, auf das Pflaster wirft. Aus den Wachsschmelzereien, in denen sie früher ausschließlich arbeiteten, sind sie bereits verdrängt; bei den Schächten werden sie immer mehr von christlichen Arbeitern ersetzt. Die galizische Kreditbank und die Wiener Länderbank, die den größten Teil der Bergbaue ihr eigen nennen und die hier ein Erdwachskartell gegründet haben, können darauf Anspruch erheben, den „neuen Strömungen zum Durchbruche“ verholfen zu haben. Was sollen die jüdischen Arbeiter mit ihrer Arbeitskraft anfangen, für die es hier keine Nachfrage gibt?

Selbst den Schacht-Aufsehern, die ausschließlich Juden sind, geht es schon an den Kragen. An einem Tage wurden auf der Grube 2 der Wiener Länderbank 12 jüdische Aufseher entlassen. Weiteren dreißig stand die Entlassung bevor, denn sie waren bereits gekündigt. An ihre Stelle treten christliche „Betriebsleiter“. Einige jüdische Aufseher suchten mich und klagten mir ihr Leid. Sie wissen nicht, was anzufangen, wohin sich zu wenden, wohin. Ihre besten Kräfte haben sie hier gelassen und auf ihre alten Tage, erschöpft, aller Mittel bar, sollen sie zum Wanderstab

greifen. Die anderen, die als Arbeiter-Elite noch um 10 Gulden Wochenlohn Aufseherdienste leisten dürfen, werden ihnen bald folgen. Die vom Landesausschuss begründete Bohrermeister-Schule, in die keine Juden aufgenommen werden, braucht freie Plätze für ihre Zöglinge. Und dann?

„Wir sind alle reif, um nach Palästina zu gehen. Haben wir denn noch hier was zu suchen? Ich arbeite hier seit dem Jahre 1874; andere noch länger. Wenn wir arbeiten, haben wir kaum zu leben, und ohne Arbeit haben wir nicht einen Bissen für morgen.“ Der Sprecher der Aufseher, ein hoher, breitschuldiger Mann mit intelligenten Gesichtszügen, sagte das im Tone eines feierlichen Glaubensbekenntnisses, und seine Berufsgenossen, die ihn begleiteten, und alle die Arbeitslosen, die sich zu ihnen gesellten, nickten zustimmend. „Sie sind alle reif, um nach Palästina zu gehen, alle.“ Einige von ihnen hatten sich bereits vor den hohen Feiertagen an den Obmann des „Zion“ mit der Anfrage gewendet, ob sie denn noch für den Winter eine Wohnung zu mieten brauchten. In Palästina liege soviel Boden brach und sie müssen hier die Hände müßig in den Schoß legen...

Die jüdischen Arbeiter von Boryslaw sind alle Zionisten, die Männer und die Frauen, die an ihrer Seite leiden und mitkämpfen. 756 Familien mit über 4000 Seelen, die größte Anzahl innerhalb einer galizischen Gemeinde, haben dem Baseler Kongress ihre Bereitwilligkeit zur Auswanderung nach Palästina kundgegeben, und die Fünf-Gulden-Anteilscheine der Tarnower Genossenschaft „Ahawas Zion“ bilden bei vielen das kostbarste Familienkleinod.

Die Sozialdemokratie aber vermochte es nicht, hier unter den jüdischen Arbeitern Wurzel zu fassen. Diese Erscheinung war mir seit langem bekannt, doch ich war außerstande, sie zu erklären. Wie hier, wo das Großkapital Orgien feiert, wo die Kerntruppen des jüdischen Arbeiterproletariats zur lebenslänglichen Arbeitssklaverei verurteilt sind, ohne die Hoffnung, jemals zur wirtschaftlichen Selbständigkeit zu gelangen, sollte der Sozialdemokratie nicht das gelungen sein, was sie bei den paar Dutzenden Borstensortierer, Talesweber, Gerbergehilfen u. dgl., die alle nur im Kleinbetriebe arbeiten, zustande brachte? Und wenn nicht, warum?

Als ich die Verhältnisse in Boryslaw persönlich untersuchte, da erkannte ich den Grund. Den jüdischen Arbeitern vermag die Sozialdemokratie nichts zu bieten. Der achtstündige Arbeitstag und das allgemeine Wahlrecht, das ganze Um und Auf dessen, was die Sozialdemokratie innerhalb der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung anstrebt, sind kein verlockendes Ziel für Menschen, die man überhaupt von der Arbeit aussperrt und denen man selbst die primitivste Vorbedingung zum Klassenkampfe entzieht: das Existenzminimum. Die Tausende jüdischer Arbeiter schließen sich der Organisation nicht an, weil sich die Ausbeuter ihnen gegenüber nicht nur von den wirtschaftlichen Gesetzen der Plusmacherei, sondern auch von den Instinkten des Rassenhasses leiten lassen, die durch die internationale Arbeiter-Solidarität und durch den Klassenkampf nicht zu besiegen sind. Mit Recht sagt Professor Ludwig Stein in seinem jüngst erschienenen Buch¹: „Die ökonomischen

¹ Die sociale Frage im Lichte der Philosophie. Stuttgart: Enke, 1897.

Schranken lassen sich durchbrechen, die der Rasse nie“. Mögen auch die Talesweber, Borstensortierer u. dgl. gegen ihre jüdischen Arbeitgeber donnern, sie erhalten von ihnen wenigstens Arbeit und Brot. Die jüdischen Arbeiter von Boryslaw können dies von den christlichen Unternehmern nicht immer behaupten.

Das führte sie zur richtigen Erkenntnis ihrer Lage und darum zum Zionismus. Wenn man hungert, will man zuerst trockenes Brot, und erst wenn man dieses hat, kann man an eine wirtschaftliche Gleichberechtigung denken. Die jüdische Arbeiterschaft hat jetzt drückendere Sorgen als Klassenkampf, Achtstundentag und allgemeines Wahlrecht. Sie will zuerst hinaus, hinaus aus dem galizischen Mizrajim...

Nichts ist hier, was sie fesseln könnte. Wenn der Familienvater nach 12stündiger Arbeitszeit erschöpft nachhause kommt, da findet er eine kalte, feuchte Stube und in ihr oft Spuren des Regens vor, der durch den morschen Plafond dringt. In der Wohnung eines Kurbeldrehers fand ich in der Mitte des Sommers einige Töpfe, dazu bestimmt, dass herabtropfende Wasser aufzufangen. Hier wohnt ein Ehepaar mit fünf Kindern und einer alten Mutter. Der Jahreszins beträgt 30 Gulden, zahlbar in Wochenraten. Hätten die Leute nur fünf Gulden, dann könnten sie eine andere Wohnung mieten. Ja, wenn sie hätten! Bei 3 Gulden 60 Kreuzern Wochenlohn – wie sollten sie zu diesem Kapital gelangen?

Ich habe nur das eine Beispiel herausgegriffen. Nach den Wohnungsbeschreibungen von Kolomea und Stanislau lässt sich nicht viel Neues mehr sagen. Es ist hier nicht besser; ja, es ist noch ärger wegen der häufigen Bodensenkungen und der klebrigen, die Fäulnis begünstigenden Erdfläche. Mein Begleiter, ein alter Religionslehrer der Baron Hirsch'schen Schule, der seit Dezennien hier lebt, war über die Wohnungsverhältnisse entsetzt. So arg hat er es sich selbst nicht gedacht. Wer besucht denn die Wohnungen der Armen? Aber dass die Kreditbank und die Länderbank, die die meisten dieser Arbeiter beschäftigen, gar keine Initiative dazu ergreifen, um diesen schändlichen Zuständen ein Ende zu setzen und an Stelle der Höhlen billige und doch menschenwürdige Arbeiterwohnungen zu errichten, wie es an anderen Orten einzelne Fabrikbesitzer schon längst getan haben, das mag hier nicht unerwähnt bleiben.

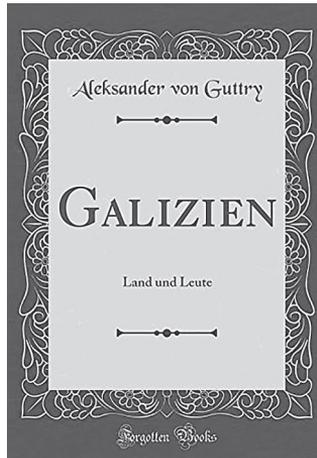
Die christlichen Arbeiter, die aus den ruthenischen oder polnischen Dörfern zumeist ohne Familie herkommen, leiden unter der Wohnungsmisere noch mehr. Sie schlafen in den schmutzigen Massenquartieren, die uns erst jüngst in einem Artikel der „Deutschen Worte“ so anschaulich geschildert wurden. Bei den Juden hingegen herrscht wenigstens eine musterhafte Reinlichkeit und Sauberkeit. Sie würden alle jene in Erstaunen setzen, die, gewohnt mit großstädtischem Maßstab zu messen, die galizischen Juden verächtlich anblicken, vielleicht, weil sie es selbst bis zu Kragen und Manschetten gebracht haben. Aber man vergleiche die galizischen Juden mit ihren bäuerlichen Nachbarn! Und dazu haben wir in Boryslaw die beste Gelegenheit.

Es ist Freitag nachmittags. Wer nicht gerade infolge außerordentlicher Umstände auf die paar Sechserl Nachmittagsverdienst angewiesen ist, hat schon um

12 Uhr die Arbeit eingestellt. Der erste Weg führt ihn ins Badehaus. Daheim hat die Hausfrau inzwischen die Wände frisch getüncht, den Fußboden gewaschen, ihre Schürze, Jacke und ihr Kopftuch gewechselt, die Barches und Messingleuchter auf den Tisch gestellt. Prinzessin Sabbath ist eingezogen. Jede Trübsal ist geschwunden, jede Sorge wird verbannt, die schmutzigen Arbeitskleider weichen dem Atlaschalat und der traditionellen Pelzmütze. Es folgt ein Tag, geweiht Gott und der inneren Erbauung. Hier wird es wahr, was Heine, der uns in seinen Reisebildern das Gemüt der polnischen Juden so trefflich schildert, an einer anderen Stelle sagt: Am Sabbath wird der Jude vom Hund zum Prinzen. Aber dieser eine Tag verleiht ihm auch die moralische Kraft, wieder 6 Tage auszuharren.

Am Samstag abends beginnt die Arbeit aufs Neue. Zu dieser Zeit verließ ich gerade Boryslaw. Der Weg zum Bahnhof führt über einen großen Platz. Eine Menge Leute ist gerade angesammelt, und mein Begleiter gibt mir dazu die Erklärung. Das sei der „Sklavenmarkt“. Hier werden alltäglich von den Aufsehern die Arbeiter aufgenommen, die ihnen gerade passen. Wer keine Arbeit erhält, muss – warten. Nur wenigen wird die Begünstigung zuteil, in dem von den Bottichen ausgeschütteten Kot herumzuwaten und „auf eigene Rechnung“ nach Wachsstückchen zu suchen. Tags zuvor, am Freitag abends, hatte ich selbst die jüdischen Männer und Mädchen gesehen, die, wie die Störche in ihren hohen Röhrenstiefeln, sich durch die Kotmasse durchwinden mussten, um mit ihren Sieben noch die kleinen Wachsteilchen zu erhaschen, die den Wäschern entgangen sind. Und sie verrichteten diese Arbeit bis hart an die Grenze des Sabbats. Wie reich müssen ihnen gegenüber noch jene Proletarier sein, die schon um 12 Uhr ihre Arbeit einstellen können!

Den Tausenden jüdischer Arbeiter im galizischen Karpatendorf hat die Judentum bisher nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Man hat sie bisher nicht einmal gekannt und sich auch gar nicht um sie gekümmert. Und wenn gewisse Kreise zu Erwerbszwecken jüdische Musterarbeiter brauchten, da wiesen sie hin auf das klassisch gewordene Beispiel der Kolomeaer Talesweber, die bei allem Elend doch die Hoffnung haben, einmal selbständig werden zu können, weil sie mehr Kleinmeistergesellen als großindustrielle Arbeiter sind. Die jüdischen Arbeiter von Boryslaw blieben allein und ihrem Schicksal überlassen.



ALEXANDER VON GUTTRY

Alexander von Guttry (25. Januar 1887 – 2. Februar 1955) wurde in der Nähe von Posen geboren, besuchte dort das Gymnasium und ging zum Studium nach München und Heidelberg, wo er 1911 seine juristische Doktorwürde erlangte. Nach dem „Brotstudium“ des Faches Jura belegte er auch die Bereiche Geschichte, Kunstgeschichte, Literatur und Theaterwissenschaften, so dass er wohl als polnisch-deutscher Literaturkenner bezeichnet werden kann. Sein Lebenslauf weist somit typische Merkmale auf, die sich wiederholt bei Literaturvermittlern zwischen Deutschland und Polen finden: bilateral und bilingual durch Geburt und Bildung, oft aus dem Grenzgebiet oder der Minderheit stammend, mit umfassenden literarischen Kenntnissen ausgestattet.

Guttry begann nach Abschluss seines Studiums keine juristische Laufbahn, sondern arbeitete ab 1912 beim 1903 in München gegründeten Georg Müller Verlag. Er war neben Artur Ernst Rutra, Stanisław von Odrowonsch und Jan Paweł Kaczkowski einer der begabtesten Übersetzer der polnischen Literatur ins Deutsche in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Es ist anzunehmen, dass Guttry im Verlag G. Müller die Funktion eines Lektors für polnische Literatur ausübte, außerdem aber auch als Übersetzer, Publizist und Verfasser eigener Bücher tätig war. 1915 erschien seine Studie *Die Polen und der Weltkrieg* und 1916 *Galizien. Land und Leute*. Im gleichen Jahr erschienen seine Übersetzungen von Eliza Orzeszkowas *Licht in der Finsternis* und dem großen Roman Władysław Stanisław Reymonts *Lodz, das gelobte Land*.

Ungefähr im Jahr 1916 begann wohl auch die Zusammenarbeit Guttrys mit Władysław August Kościelski und die Planung der gemeinsamen Herausgabe einer polnischen Reihe bei G. Müller, die dann von 1918 bis 1920 unter dem Namen *Polnische Bibliothek* erschien. Guttry und Kościelski kehrten nach Polen zurück und begannen in Warschau mit neuen grundlegenden Publikationen im nun selbständigen Polen der Zwischenkriegszeit. Ihre Zusammenarbeit bei verschiedenen Zeitschriften, besonders aber im Verlag *Biblioteka Polska* reichte bis zum Tod Kościelskis im Jahre 1933.

Guttry wirkte weiterhin als Vermittler und setzte sich auch für deutsche Literatur in Polen ein. Mit *Polens geistiges Antlitz* und einem literaturwissenschaftlichen Titel, die 1931 und 1932 auf Deutsch beim Gebethner&Wolff Verlag in Paris erschienen, versuchte er, dem deutschen Leser Polens kulturelles und literarisches Schaffen zu präsentieren. So wirkte Guttry tatsächlich in beide Richtungen vermittelnd. Er gilt als einer der besten Übersetzer polnischer Prosa in der neueren Zeit. Dieser eifrige Vermittler der polnischen Literatur in Deutschland und der deutschen in Polen war auch Autor zahlreicher Literatur- und Theaterrezensionen, Skizzen und Aufsätze, die in den polnischen und deutschen Zeitungen erschienen sind: *Europäische Revue*, *Berliner Tageblatt*, *Slawische Rundschau*, *Frankfurter Zeitung*, *Wiadomości Literackie*, *Pologne littéraire*, *Reduta* u.a.

Werke: *Die Polen und der Weltkrieg: ihre politische und wirtschaftliche Entwicklung in Russland, Preußen und Österreich* (1915); *Galizien. Land und Leute* (1916); *Polen. Ein Novellenbuch* (ca. 1920); *Beiträge zur europäischen Politik. Reden, Erklärungen, Interviews, 1932–1939* (1939)

Galizien. Land und Leute¹

Die Polen

Die drei polnischen Volksstämme, die Krakowiaken, die Masuren und die Goralen, unterscheiden sich ganz wesentlich voneinander, vor allem in Tracht und Sitten.

In den sonnendurchglühten Ebenen Krakaus, in den mit Schlössern und Burgruinen geschmückten und durch üppige Vegetation ausgezeichneten Tälern Westgaliziens wohnen die Krakowiaken und Masuren. Auf den Gebirgshalden und in den Bergen die Goralen.

Die Polen sind ein mittelgroßer, kerniger, arbeitsamer Menschengeschlag. Mit der Natur aufs Innigste verwachsen, passt der polnische Bauer ihr seine Lebensweise und seine Sprache an. Fast jeder Satz, den er ausspricht, enthält einen Vergleich aus der ihn umgebenden Natur und weist poetische Schönheiten auf, die in der Sprache anderer Volksstämme unbekannt sind; ebenso sind seine Lieder und Weisen von ungewöhnlichem Zauber und Reiz.

So hat denn der polnische Bauer, den schon die polnischen Romantiker in Volksliedern und Volksmotiven in die Dichtung eingeführt haben, in den letzten Jahrzehnten feierlich in die polnische Literatur Einzug gehalten, wie überhaupt das Bauerntum eine ganz besondere Stellung im polnischen Volksorganismus einnimmt. Viele berühmte Namen weist die polnische Dichtung auf, die unmittelbar aus dem Bauerntum hervorgegangen, und andere, die aufs innigste mit ihm verwachsen sind.

Der anderswo ersehnte Traum, die anderswo geschmacklos anmutende Pose, ist hier, speziell in Galizien, Wirklichkeit geworden.

Der Dichter, der hinter dem Pflug schreitet und seinen Acker bestellt.

Wie tief das Bauerntum hier einwirkt und wie aufrichtig und wahrhaft, ohne jede Pose, es aufgefasst wird, davon zeugen die seinerzeit viel besprochenen Heiraten polnischer Künstler und Dichter mit jungen Bauernmädchen.

Einige der Größten, Stanislaw Wyspianski, Lucian Rydel und der Maler Wladimir Tetmajer, nahmen sich einfache Bäuerinnen zu Frauen, nicht um einer Pose zu genügen, nicht um einer modernen Schwärmerei Ausdruck zu geben, – nein, um bewusst in das innigste Verhältnis zum Bauerntum zu treten, um sich aufs Innigste

¹ Auszüge aus: Guttry, Alexander von. Galizien: Land und Leute. München und Leipzig: Georg Müller Verlag, 1916.

mit der heimatlichen Erde zu verbrüdern und in sie hineinzuwachsen, um die von ihnen verfochtene Idee in die Tat umzusetzen unter Einsetzung der ganzen Persönlichkeit, um die Träume der Romantiker „mit dem polnischen Adel das polnische Volk“ zu erfüllen, um Glück und Leben mit der heimatlichen Scholle und dem in ihr festgewurzelten Bauerntum zu verweben.

Tief hat sich der Bauer, der bis zu den Teilungen Polens ein ganz untergeordnetes Glied der polnischen Gesellschaft bildete, in das ganze Polentum eingepägt und spielt auch seit den letzten Jahrzehnten eine ausschlaggebende politische Rolle. Trotzdem hat er sich aber seine ursprüngliche Naivität, seinen treuen, festen Glauben und seine Poesie bewahrt. Dem heimatlichen Boden, dem er entwachsen, ist er treu geblieben, der heimatlichen Scholle gilt seine Liebe und seine Sehnsucht, sie ist ihm einziger Lebenszweck.

Mit der Erde lebt er, mit ihr freut er sich, wenn er in ihren warmen Schoss die Saat streut und wenn er die reifen Früchte erntet.

Monoton und doch so innig klingt sein Gesang, der seinem Boden gilt, den in sonniger Glut golden wogenden Kornfeldern, den farbenrunkenen Wiesen und den rauschenden Wäldern, die seinem Lied Zuflucht gewähren und ganz leise die Echos seiner Rufe verklingen lassen.

Trotz aller Probleme, die nunmehr, da er auch als politisches Element ins Leben gerufen wurde, an ihn herantreten, trotz seines Bewusstseins, dass er einen wesentlichen politischen Faktor darstellt, ist er ein Stück des heimatlichen Bodens geblieben, der ihn umgebenden Natur und der Naturgewalten; mit allen Fasern hängt er am Glauben seiner Väter, an alten Traditionen und Gebräuchen. Seine Sagen und Legenden, seine Lieder und Weisen, seine Tracht hat er sich treu bewahrt. Ein urwüchsiger Volksstamm.

Dass die hervorragendsten polnischen Dichter mit ganz besonderer Vorliebe aus dem Bauerntum ihre Motive wählen, dass Dichter und Komponisten nach Volksliedern ihre Saiten stimmen, ist also erklärlich.

Hier ist unerschöpfliche, echte, wahre Poesie, hier ist noch im 20. Jahrhundert echte, wahre, von Kultureinflüssen unberührte Romantik.

Den vollkommensten Ausdruck des polnischen Bauerntums gab Stanislaw Wyspianski – eines der stärksten polnischen Talente, eines der stärksten Talente der Gegenwart überhaupt – in seiner Dichtung *Wesele* (Hochzeit). Mit wundersamer Symbolik wird in wuchtigen Rhythmen der polnische Bauer und das seelische Verhältnis des Polentums zu ihm gestaltet, mit einer gedanklichen Tiefe, dichterischen Kraft und in einer Reihe von Szenen von ungeahnter suggestiver Kraft, wie keine andere Literatur sie aufzuweisen hat.

Auch die anderen Künstler, um nur Kasprowicz, Zeromski, Przybyszewski, Tetmajer und Reymont zu erwähnen, sie alle wurzeln tief im Bauerntum, sind zu Offenbarern der Bauernseele und zu Dichtern des polnischen Dorfes geworden.

Die Ruthenen

Die Ruthenen zerfallen in verschiedene Volksstämme, die sich in der Mundart, teilweise im Charakter und auch in der Tracht voneinander unterscheiden.

Sie bewohnen die Ebenen des San, des Bug und des Dnjestr, die podolische Hochebene und die östlichen Karpaten.

Die zahlreichen, hier verstreuten Kirchen (Cerkiew), Kapellen und Statuen, von orientalischem Gepräge in Bau und Verzierung, deuten auf die tiefe Religiosität des Volkes hin, die auch eines der Hauptmerkmale des polnischen Charakters ausmacht.

Schlank und von höherem Wuchs als der Pole im Allgemeinen, ist der Ruthene langsam und überlegt, misstrauisch, argwöhnisch und verschlossen, zugleich aber doch auch leichtgläubig und unbeholfen. Ein melancholischer, wehmütiger Zug liegt in seinem Charakter und drückt sich in den klagenden ruthenischen Volksliedern aus, in den „Dumen“ voll Sehnsucht und tiefem Schmerz.

Die vielen Heimsuchungen feindlicher Horden, die tatarische und türkische Sklaverei und Gefangenschaft haben dem Volk diesen Stempel aufgedrückt.

Auch der Ruthene hängt mit äußerster Zähigkeit am Alten, und auch die Gastfreundschaft gehört, wie bei den Polen, zu seinen Haupttugenden.

Bis zur Hälfte der Stirn wird das lange, schwarze, eingefettete und hinten bis zum Hals herabfallende Haar herabgekämmt, während der Schnurrbart kurz gestutzt wird.

Der Kopf des Podoliers ist im Sommer mit einem selbstgeflochtenen, breitkrepfigen Strohhut bedeckt, im Winter trägt er eine hohe Mütze aus Lamm- oder Schaffell, mit einem blauen Deckel und Bändern an der Seite. Ein kurzes, grobes Leinenhemd wird über die gestreiften, in Röhrenstiefeln steckenden Hosen getragen. Darüber ein weißer Kittel, oder ein dunkelgrauer, auch dunkelbrauner, mit roter und grüner Woll- oder Seidenschnur verbrämter und benähter Tuchrock.

Zu besonderen Festlichkeiten tritt im Sommer an Stelle des Tuchrocks ein langer, weiß gegerbter, mit grüner Seidenschnur verbrämter Schafpelz. Ein lederner Gürtel, oder ein rot und blau gestreifter Wollgurt mit langen Fransen, umschnallt den Rock.

Die schönen und anmutigen podolischen Frauen und Mädchen tragen bunt bestickte Hemden aus selbstgewobener Leinwand, einen mit Streifen und Blumen bedruckten Unterrock und darüber einen meist tiefblauen Kaftan aus Leinwand oder Wolle, mit blauen oder roten Aufschlägen. Im Winter ziehen die wohlhabenderen weiß gegerbte Pelze an.

In zwei Flechten teilen die Mädchen ihr Haar, schmücken es mit Blumen und Bändern; die Frauen bedecken den Kopf mit einer weißen, gewebten Haube und legen darüber ein turbanartig zusammengefaltetes Kopftuch, das meist das Kinn bedeckt und nach rückwärts zurückfällt. Schnüre von Korallen und Perlen schmücken Hals und Busen.

Oft meilenweit voneinander entfernt liegen die dicht bevölkerten Dörfer und Behausungen in der endlosen podolischen Hochebene. An einem Fluss, einem Bach oder einem Teich zumeist dehnen sich die Dörfer aus, hinter einem Wall von Weiden und Teufelszwirn versteckt. Drei Kuppeln des hölzernen Kirchleins – gewöhnlich sehr interessante alte Holzbauten – und ein hoher Glockenturm ragen darüber empor. Die Bauernhütten sind meist recht primitiv. Mit Lehm angeworfene, in Holzpfeiler eingefasste Wände, kleine, in Lehm eingefügte Fenster, ein Strohdach, oft ohne Rauchfang, finden sich noch vielfach vor.

Im Innern fällt neben den vielen Heiligenbildern und geweihten Kräutern vor allem eine charakteristische Ornamentik an Decke, Wänden und Hausgerät auf.

Auch die Märkte und kleineren, in der Mehrzahl von Juden bewohnten Städte Ostgaliziens tragen ein ähnliches Gepräge. In den größeren Städten wohnen die Juden meist in der inneren Stadt, während die ländliche christliche Bevölkerung sich in den Vorstädten konzentriert.

Auch über dem podolischen Dorf liegt jener dem ruthenischen Volke eigentümliche wehmütige, melancholische Ton.

Eine alte, schluchzende ukrainische Weise rauscht in den Weiden und im wuchernden Kraut, vermengt sich mit den schwermütigen Mollklängen der vielen Kirchenglocken und klagt über das ganze podolische Land.

Besonders malerisch ist die Tracht der Gebirgsruthenen: der Huzulen, Huzulinnen und der Bojken.

Die Huzulen bewohnen die südöstlichen Waldkarpaten, bis nach Ungarn und die Bukowina hinein, die Bojken dagegen wohnen in den Waldkarpaten bis zur Solinka, einem Nebenfluss des San.

Sehr ähnlich in Tracht, weisen die beiden Stämme physisch und auch geistig große Unterschiede auf. Der Huzule ist kräftig gebaut, hoch und schlank, die Hautfarbe ist gebräunt, die Augen dunkel, das Haar lang und schwarz. Eine schöne Adlernase und ein kräftiger Schnurrbart vervollkommen die männlichen Züge.

Dagegen ist der Bojke von mittlerem Wuchs, hat graue Augen und einen kurz gestutzten Schnurrbart.

Als Kopfbekleidung dient ein runder, mit Pfauenfedern geschmückter Filzhut im Sommer, und eine mit Fuchsfell verbrämte Mütze im Winter, oder auch eine langgespitzte, schwarze Lammfellmütze.

Über dem gestickten, bis zu den Knien reichenden Leinenhemd trägt der Huzule einen mit bunter Seide oder rotem Saffianleder verzierten kurzen Pelz ohne Ärmel, und darüber einen kurzen, gerade und faltenlos herabhängenden „Serdak“ aus dunkelblauem, mit Schnüren, Goldfäden und Quasten geschmücktem Tuch. Zwei mit Messing beschlagene und mit Schnallen versehene Riemen, an denen eine Ledertasche und ein mit Perlmutter oder Messing ausgelegtes Pulverhorn aus Holz herabhängen, kreuzen sich über der Brust. An einem breiten Gürtel aus rotem Juchtenleder hängen Feuerzeug und eine Tabakspfeife in zierlicher Ausführung; ein dolchartiges Messer steckt darin. Die Hose ist aus rotem, blauem, schwarzem oder weißem Tuch verfertigt; Sandalen aus ungegerbtem

Leder bedecken die Füße. Als Waffe und als Stütze beim Klettern trägt der Huzule einen Rock mit eisernem Axtansatz, dessen er sich auch beim Tanz und bei Volksfesten in sehr geschickter Weise bedient.

Auch die Tracht der huzulischen Frauen und Mädchen ist bunt und reich. Das mit roten Bändchen und roter Wolle zusammengehaltene Haar wird im Kranz um den Kopf geflochten. Ein rotes Band als Stirnschmuck. In den Ohren, am Hals und an der Brust Gehänge aus Messing, Glasperlen, Messingkreuze und Münzen. Reiche Muster in Rot, Gelb und Grün bedecken die Achseln des Leinwandhemdes. Ein kurzer Pelz ohne Ärmel, ein rotes, blau und gold besticktes Oberkleid, Unterröcke mit Goldborten und eine bunt gestreifte und mit Goldfäden durchwirkte Schürze an Festtagen; sonst, zum Reiten, zwei schmale Schurzbinden und im Winter weiße Tuchhosen, und lange lederne Schuhe oder farbige Saffianstiefel.

In Schluchten und Tälern und an weniger steilen Abhängen ziehen sich die Huzulendörfer hin. Die einzelnen Hütten und Gehöfte sind von Obstgärten, Weiden, Wiesen und Wäldern umgeben und meist weit voneinander entfernt. Auch das Gebirgsdorf überragt die byzantinische Holzkirche mit vielen Kuppeln und der Glockenturm mit vielen Glocken. Primitiv, aus Tannenstämmen und Brettern ist die Huzulenhütte gebaut, und primitiv ist auch die Lebensweise der Gebirgsbewohner.

In wilder, freier Natur aufgewachsen, Stürmen und Unwettern ausgesetzt, neigen die Huzulen zu Gewalttätigkeiten, zu Streit und Rachsucht, legen dabei einen bewundernswerten Scharfsinn und Mut an den Tag und trotzen lächelnd den größten Gefahren.

Im Gegensatz zu den arbeitsamen Bojken, die ihr kleines Stück Land selbst bebauen, ist der Huzule arbeitsscheu, lebt von Almwirtschaft und treibt Hausindustrie, aber nur soweit es zur Erhaltung des Lebens unbedingt notwendig ist, wobei er sich mit dem geringsten begnügt, während die Bewohner der Ebenen nicht nur ihren Acker bebauen, sondern zu Hause an langen Winterabenden fleißig weben und sticken.

Kein Grübeln, keine Arbeit, keine Moral – frei und stolz wie die Falken und die Adler über ihm.

Die kirchlichen Feiern und die häuslichen Feste der Ruthenen, die Sitten und Volksbräuche ähneln vielfach den polnischen, oft sind sie nur noch üppiger, noch farbenreicher und enthalten vielfach noch mehr heidnische Elemente.

Leider hat man bis jetzt dem ukrainisch-ruthenischen Volksstamm, seiner nationalen Eigenart und seinem farbigen, vollen, ursprünglichen Volkstum wenig Beachtung geschenkt, wie man überhaupt die Polen und Ruthenen Galiziens nur auf dem Kampffeld politischer Interessen kennen gelernt hat, wie man überhaupt lediglich für den Streit der Nationalitäten sich ein wenig Verständnis abzurufen getrachtet hat, aber die Mühe scheute, die geschichtlichen Zusammenhänge zu prüfen und in den Charakter und das Volkstum einzudringen.

Die Tänze

Die polnische und die ruthenische Volksdichtung hängt unmittelbar mit der Musik und dem Tanz zusammen und ist mit ihnen aufs innigste verwoben.

Ein den Ruthenen eigentümliches Saiteninstrument ist die Leier (lira) und die „Bandura“. Von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt ziehen Bänkelsänger und lassen mit wehmütiger Stimme alte Weisen, alte ukrainische Dumen und Kolomyjkas erschallen.

Der beim Landvolk der Krakauer Gegend übliche Krakowiaktanz ist zugleich die Grundform lyrischer Volksdichtung. Eine aus vier sechssilbigen Versen bestehende Strophe. Humorvoll und lustig, enthalten gewöhnlich die ersten beiden Verse eine Naturschilderung, die im Zusammenhang mit dem in den beiden folgenden ausgedrückten Gefühl steht. Ein unverwüstlicher Frohsinn und phantasiereiche Heiterkeit stecken in den kernigen Versen. Im Zweivierteltakt wird der Krakowiak getanzt. Feurig und mit überschäumendem Temperament.

Die eisenbeschlagenen Stiefel schlagen Funken, Späne und Splitter fliegen, die Metallringe und Metallplatten an den Gürteln klirren, die Korallenschnüre fliegen.

Alle Grundelemente des Tanzes enthält der Masur. In springenden und gleitend fließenden Schritten führt der Tänzer, mit dem rechten Arm den linken der Tänzerin festhaltend, im Dreivierteltakt sie in raschem Tempo durch den Saal. Jedes Umdrehen begleitet ein „Holubiec“, ein Stampfen mit den Füßen und Zusammenschlagen der Absätze. Wirbel im Kreise und scharfe „Holubiec“ wechseln ab, ungezwungene Kopfbewegungen, ritterliche, hingebungsvolle Gebärden und rasche, graziöse Drehungen. Ein verwegenes Element wunderbar anmutiger Grazie und zugleich von vornehmer, einnehmender Nachlässigkeit.

Der eigenartige Reiz des Masurs erhebt diesen Tanz zu den schönsten und charakteristischsten Tänzen Europas.

Chopins Mazurken haben ihm den seltsamen Zauber verliehen und in ihm die polnische Seele in ihrer Ursprünglichkeit, in ihrer nackten Wahrheit geoffenbart, – von dem Welten stürzenden Schwung, dem kecken Übermut und der ausgelassenen Heiterkeit bis zur grenzenlosen Sehnsucht, bis zur herzzerreißenden Wehmut und abgrundtiefer Seelenpein.

Kein anderer Tanz der Welt vereint aber so sehr Anmut mit feierlicher Würde, wie die Polonaise, weshalb er sich auch, von Polen ausgehend, überall eingebürgert hat.

Der Tanz der Fürsten, der Ritter, des Adels und des ehrwürdigen Alters. Die ganze Geschichte des polnischen Volkes liegt darin. Chopin hat sie in seinen Polonaisen mit visionärer Macht gemalt.

Jene stolzen, würdevollen Fürsten, Senatoren und Ritter, jene tollkühnen, mit Silberflügeln bepanzerten Hussaren und jene vornehmen, romantischen Ulanen aus der letzten Zeit der polnischen Republik.

Diese seltsame Vornehmheit, die trotz aller Wildheit auch dem feurigen und temperamentvollen Krakowiak und Masur zugrunde liegt, fehlt den Tänzen der Goralen, die unter dem Namen der „Räubertänze“ bekannt sind.

Die stahlblitzenden Ciupagas schwingend, jagen sie sich im Kreise in eine Raserie hinein, in der alle Energien losgelassen werden und der Tanz sich oft zu einem chaotischen Reigen von elementarer Kraft und Wucht gestaltet.

Den beim polnischen Landvolke beliebten Krakowiak ersetzt bei den Ruthenen der „Kosak“ und die „Kolomyjka“, welche bei den Ruthenen – ebenso wie der Krakowiak bei den Polen – die Grundform der lyrischen Volksdichtung bildet, obwohl an sich der gesamten ruthenischen Volksdichtung die aus alten Rhapsodien und Balladen entstandenen „Dumy“, meist traurig-melancholische Heldengesänge, das Gepräge gegeben haben.

Moll ist der Grundcharakter dieser Lieder, und nur selten schlagen sie in Dur ein. Schwermütig und schwärmerisch klingen sie. Der ganze Charakter des ruthenischen Volkes liegt in ihnen, und sie sind ihm auch die treuesten und stetigen Begleiter, bei der Arbeit und feiertags, bei Freud und bei Leid.

Hingegen ist der Kosak ein froher, stürmischer Tanz, der an die Elastizität und die Gelenkigkeit der Tänzer riesige Anforderungen stellt. Auch das Kosaklied ist meist fröhlich, humorvollen Inhalts und in Dur.

Die Juden

Zur Zeit der Regierung des polnischen Königs Kasimirs des Großen (1333–1370) nahmen große Scharen von Juden in Polen ihre Zuflucht, um der Verfolgung und dem aus religiösem Wahn und Aberglauben entsprungenen Hass zu entgehen.

Die Verschärfung der nationalen und religiösen Gegensätze, welche die Kreuzzüge heraufbeschworen hatten, gab Anlass zu den fürchterlichsten Judenverfolgungen in jener Zeit, die in fast allen christlichen Ländern ausbrachen und von der gerade auftauchenden Reaktion auf wirtschaftlichem Gebiet begünstigt wurden.

Bis dahin behaupteten die Juden zu einem sehr großen Teil das Handelsgewerbe ausschließlich. Mit dem Aufleben des heimischen, sozusagen nationalen Handels und mit dem Aufschwung der Städte setzte auch die Bewegung ein, deren Endziel das Verdrängen des nichtchristlichen Konkurrenten, des jüdischen Händlers war. Die nationalen und religiösen Aufwallungen jener Zeit förderten diese Bewegung in jeder Weise und verwandelten sich in einen fanatischen, sich immer mehr steigernden Hass gegen das gesamte Judentum. Vor keinem Mittel schreckte man zurück.

Alle erdenklichen Freveltaten wurden den Juden zur Last gelegt. Unter anderem wurde behauptet, sie hätten die Brunnen vergiftet und dadurch die im 14. Jahrhundert so furchtbar wütende Epidemie des „Schwarzen Todes“ verursacht; sie ermordeten Christenkinder; sie verwendeten Christenblut zu den ihnen durch den Talmud vorgeschriebenen Bräuchen, usw. Die Folge davon war, dass sie aus den meisten christlichen Staaten Europas verwiesen wurden.

Gegen Ende des 13. Jahrhunderts mussten sie allesamt England verlassen; Anfang des 14. Jahrhunderts wurden sie aus Frankreich ausgewiesen, und bekannt sind die blutigen Judenhetzen in Spanien und Portugal.

Nur hier und da wurde es ihnen gestattet, sich auf begrenzten Gebieten, in besonderen Stadtteilen, aufzuhalten, wofür sie ein Judenschutzgeld zu entrichten hatten. Vor dem Hass der aufgewiegelten Volksmassen waren sie aber – als vogelfrei – nirgends sicher. So mancher Herrscher der damaligen Zeit baute seine Finanzreformen auf dem Raub und der Konfiskation jüdischen Eigentums auf und trieb dann die verarmten Juden als Bettler über die Landesgrenze. Sie galten nicht mehr als Vieh, das man hin und her treiben durfte, dessen Ausnützung und rohe Vertreibung sogar – sobald es nicht mehr als Vermögensobjekt dienen konnte – als hohe Tugend angesehen wurde.

So waren die Juden bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts dem Fanatismus der Volksmassen und der Ausbeutung der einzelnen Regierungen rücksichtslos ausgeliefert.

Bloß in Polen fanden sie gastfreundliche Aufnahme. Der Rechtsschutz, der ihnen sonst versagt war, wurde ihnen hier zuteil. Sogar mit Privilegien wurden sie ausgestattet, wie sie anderswo selbst die christliche Bevölkerung nicht genoss. König Kasimir bezeugte rege Teilnahme an ihrem Los, bestätigte 1334 das den Juden schon von Boleslaw dem Frommen gewährte Privileg (1264), das sie von gewöhnlichen Gerichten ausnahm und den Gerichten der Fürsten und Woiwoden unterstellte, und dehnte es auf das ganze polnische Reich aus.

Außerdem wurden nach dem besagten Privileg von 1264, das nur eine Fortsetzung der Bestimmungen Mieczyzlaws des Alten vom Jahre 1173 in dieser Hinsicht darstellte, Strafen für an Juden begangene Vergehen und Verbrechen festgesetzt.

Mit Geldstrafe wurde jeder Christ bedroht, der einen Juden körperlich verletzte, mit *digno iudicio* und Vermögenseinziehung der Totschlag, eine besondere Strafe wurde für Synagogenschändung festgelegt, usw. Endlich stellte das Privileg die Verwendung von Christenblut bei rituellen Bräuchen der Juden entschieden in Abrede. Sollte ein Mord an einem Christenkind begangen werden, dann musste der Angeklagte durch die Aussagen von 6 Zeugen, und zwar von 3 christlichen und 3 jüdischen, der Tat überführt werden, bevor man zum Urteil schreiten durfte.

Selbstverständlich begegnete die Masse des polnischen Volkes, von dem Geiste der Zeit angehaucht, ebenfalls den einwandernden Juden mit einer gewissen Antipathie; hier nahmen sich ihrer aber, im Gegensatz zu anderen Ländern, die polnischen Gesetzgeber an und schützten sie vor Verfolgungen.

Als im 16. Jahrhundert in Böhmen Judenverfolgungen ausbrachen, gewährte ihnen wiederum der damalige König von Polen, Siegmund der Alte, in seinem Lande Zuflucht, und die polnischen Israeliten luden ihre Brüder mit den Worten nach Polen ein:

„Unser König ist weise wie Salomon, an seinem Throne weilt ein zweiter Samuel, beinahe ein Prophet. Sein Land gilt ihm als ein riesiger Wald; der Wind legt die Samen von allen Bäumen herab, und keiner fragt, welchem jene schönen Gewächse entsprossen.“

Das kanonische Recht verbot Christen den Geldhandel und Geldwechsel, und so bildete dieses Gewerbe den Haupterwerbszweig der Juden. Da der Zustrom immer mehr wuchs, bildeten die Juden mit der Zeit einen Staat für sich mit eigenen

Rechten und eigenen Privilegien. Seit dem 17. Jahrhundert häuften sie sich in den Städten an. Es entstand unter dem Einflusse der deutschen Sprache, deren sich die aus Deutschland immer noch zahlreich herüberziehenden Juden bedienten, ein Dialekt, ein Gemisch von Polnisch, Hebräisch und Deutsch: der jiddische Jargon.

Verhältnismäßig gering waren die jüdischen Ansiedlungen im Westen Polens.

Das heutige Krakauer Ghetto, die Kasimir-Vorstadt, stammt noch aus der Zeit Kasimirs des Großen. Auf einer Insel gelegen, zwischen der Weichsel und einem Kanal derselben, der sogenannten alten Weichsel, den Kasimir des Handels wegen hatte graben lassen, wurde die Kasimir-Vorstadt vor Zeiten zu einer eigenen, von Krakau unabhängigen Stadt erhoben, der ein eigener Magistrat zur Seite stand. Hier hatte sie Kasimir 1346 an der Stelle, wo einst das Dorf Bawol gestanden, angelegt, sie mit einer Mauer umgeben und mit einer Gerichtsbarkeit nach Magdeburger Recht ausgestattet.¹

Ihrer kulturellen Entwicklung wurde durch die liberale polnische Regierung kein Riegel vorgeschoben, und so konzentrierten sich denn auch jahrhundertlang das ganze geistige Leben, die jüdische Wissenschaft, das jüdische Recht und der jüdische Ritus in Galizien, und zwar speziell in Krakau.

Der bei weitem größte Teil der Juden Galiziens lebt von allerlei Zwischenhandel und von Schankgewerbe, das auch fast ausschließlich in ihren Händen liegt. Handwerk wird nur nebenbei betrieben. Besonders Ostgalizien weist einen verhältnismäßig hohen Prozentsatz an jüdischen Handwerkern und Arbeitern auf. Ein Teil von ihnen bewirtschaftet gepachtete oder erworbene Felder, Güter und Wälder.

Meist konzentrieren sich jedoch die Juden in den Städten, wo sie einen großen Teil des Handels in Händen haben; aber auch auf dem Lande sind sie fast überall als Zwischenhändler und Schankwirte vorzufinden. Dem polnischen Bauern ist der Jude als Verkäufer sogar viel lieber als der Christ, weil er mit sich reden und handeln lässt, jede Grobheit einsteckt und dabei dem Bauer noch suggeriert, dass er bei ihm besonders billig kaufe.

Über alle Massen gierig und doch grenzenlos barmherzig ist der polnische Jude. Ein in seinen Prinzipien und Begriffen starres Volk, und doch jederzeit zu jeder Demütigung und zu jeder noch so demütigenden Handlung bereit.

Überhaupt lässt sich bei dem polnischen Juden eine eigentümliche Antithese feststellen, ein rätselhafter Zwiespalt im Charakter. Neben hervorragenden Tugenden, die schwerwiegendsten Laster. Neben höchsten ethischen Anschauungen, seltsam verworrene Moralbegriffe; neben höchster Achtung und Hochhaltung der Religion und des Ritus – ein völliger Mangel an Selbstachtung; neben raffiniertester Beachtung der Reinlichkeit in Speise und Trank – ein nicht zu beschreibender Schmutz des Körpers, der Kleidung und der Wohnungen.

Bekenner des absoluten Materialismus, sind sie zugleich die tiefsten Mystiker.

Und dabei das unbedingte Zusammenhalten, die in jeder Weise bedingungslose Solidarität und die schrankenlose Unterordnung unter die Bestimmungen und Gesetze der Rabbiner und der Richter.

¹ Privileg: Santomiriae diae calendas Martii sub A. 1335.

Vermöge ihrer zähen Widerstandskraft haben sie sich denn auch ihre durch den Talmud bis ins kleinste Detail strengstens geregelte Lebensweise bis auf den heutigen Tag bewahrt, sowie auch die vor einem halben Jahrtausend angenommene Tracht.

Als Sprache bedienen sie sich in der Mehrzahl des jiddischen Jargons.

Ihre niedrige kulturelle Stufe ist vor allem dieser ihrer strengen Lebensweise, der sie von aller Welt abschließenden Askese und Religiosität zuzuschreiben, die sich gegen jeden Fortschritt wendet, mit allen Fasern am Talmud hängt und oft in blinden Fanatismus ausartet, weiter aber zur rücksichtslosen Ausnützung seitens der Wunderrabbis (Zadik) und unter deren Einfluss zur Bildung der sogenannten Chassidäer Sekten geführt hat.

Speziell in Ostgalizien, wo die große Masse des Judentums auf einer ganz besonders niedrigen Kulturstufe steht, blühen die Sekten und dienen zur Bereicherung der Wunderrabbis.

Dagegen bekennen sich die gebildeteren Schichten zur reinen mosaischen Konfession, und in verschiedenen größeren Städten gibt es sogenannte fortschrittliche Synagogen, in denen polnisch gepredigt wird.

Die jüdische Intelligenz ist völlig im Polentum aufgegangen, ist von der polnischen Gesellschaft aufgenommen worden und gehört heute zum großen Teil zu den geachtetsten Mitgliedern derselben.

Dieser systematischen Abgeschlossenheit und dieser strengen Isolierung ist es wohl auch zuzuschreiben, dass die innere Organisation, die Hierarchie, das häusliche Leben und die Bräuche der polnischen Juden nicht allein im Ausland, sondern auch in Polen selbst ein so ganz und gar unbekanntes Gebiet waren und es bis auf den heutigen Tag geblieben sind.

Und doch steckt in ihnen eine Menge unverbrauchter Energie, eine heutzutage verblüffende Achtung väterlicher ererbter Traditionen, dass es sich verlohnt, – obwohl es scheinen könnte, als hätten die Juden ihre geschichtliche, politische und moralische Mission schon längst, schon vor Jahrhunderten, ausgespielt und könnten nichts Interessantes mehr bieten, – einen Blick in die äußere und innere Struktur des polnischen, in diesem Falle speziell des galizischen Juden, zu werfen.

Der bei weitem häufigste Typ des Juden weist ein blasses, schmales Gesicht auf, von krankhaftem Aussehen. Ein zerzauster Bart umrahmt es. Die Nase stark gekrümmt, die Augen hervorstehend und unruhig. Lange, nie gekämmte Haarlocken (Paissen) hängen unter dem schmutzigen Samtkäppchen herab. Ein langer, schwarzer, meist jedoch so befleckter und beschmutzter Kaftan, dass die Farbe nicht mehr zu erkennen ist, dient als Rock und wird oft von einem schwarzen Gürtel umschnallt. Schmutzige weiße Strümpfe fallen auf die Schuhe oder die Pantoffeln unordentlich herab. Die kurze Hose ist unterhalb der Knie zusammengebunden. Als besonderes Gewand wird auch der „Arbekanfes“ getragen, ein viereckiger Überwurf mit einem Halsausschnitt in der Mitte. An den vier Enden hängen „Zizzes“ (Faden). Bei feierlichen Anlässen wird ein schwarzseidener Talar oder ein Pelz angezogen.

Verheiratete Frauen schneiden ihr Haar ab und tragen eine Perücke, die nie mehr abgenommen wird. Darüber eine farbige Haube, oft mit Perlen oder Steinen geschmückt. Über dem knapp anliegenden Kleid eine Spitzenschürze und ein rotes, goldgesticktes Atlas- oder Samtplastron auf der Brust.

Obwohl diese typische Tracht immer mehr verschwindet und durch die ortsübliche ersetzt wird, so wird sie doch an Orten, wo eine größere Masse jüdischer Bevölkerung wohnt, streng bewahrt.

Eines der charakteristischsten Merkmale der galizischen Juden ist der Mangel an jeglichem Sinn für Ordnung und Reinlichkeit.

In den kleinen, schon äußerlich auffallenden Häusern, in denen kaum eine Familie Platz hätte, hausen ärmlich, schmutzig und eng nebeneinander drei, vier und manchmal noch mehr Familien. Dass für die Hygiene hier absolut nicht gesorgt werden kann, braucht wohl nicht erwähnt zu werden, und es braucht auch nicht betont zu werden, dass unter diesen Verhältnissen keine physisch starken und gesunden Menschen hervorgehen können, zumal auch die Ernährung meist völlig ungenügend ist.

Da das mosaische Gesetz die Nahrung genau vorschreibt, fällt es besonders den armen Juden oft sehr schwer, etwas von dem Zugelassenen zu erschwingen, und viele begnügen sich mit einem Stück Zwiebel oder Knoblauch und einem Stück Brot als Hauptmahlzeit. Von vierbeinigen Tieren darf nur gegessen werden, was wiederkaut und gespaltene Hufe hat, von Vögeln nur das zahme Geflügel und ganz vereinzelt Wild, von Fischen nur solche, die Schuppen und eine Schwimmblase haben. Nur das Fleisch der von „Schächtern“, das heißt des Talmud kundigen Fleischern getöteten Schlachttiere ist „koscher“, sonst ist es „tref“ und darf nicht gegessen werden. Nur von Juden bereiteter Wein darf genossen werden, ein Nichtjude darf ihn nicht einmal angerührt haben.

Die erste Stelle in der jüdischen Kultusgemeinde nimmt der Rabbiner ein. Er ist Führer des Volkes und das Haupt der Synagoge, Richter in Zivil- und Strafsachen. Vermöge seiner Kenntnis der „Mischna“ und der ihr zugehörigen, im Laufe der Zeit entstandenen und von verschiedenen Rabbinern verfassten Kommentare, der „Gemara“, und endlich des 14000 Gesetze umfassenden Kompendiums, der „Schulchen Arusch“, entscheidet er endgültig über alle Fragen des Ritus, des Handels und des Familienlebens und trifft endgültig bindende Bestimmungen.

Eine besondere Stellung nehmen noch die Wunderrabbis ein, die keine bestellten, an der Gemeinde wirkenden Rabbiner sind, sondern vermöge ihrer Abstammung in einem nahen Verhältnis zu Jehovah stehen und Wunder wirken. Zu ihnen wallfahren die Kranken und Schwachen, die unfruchtbaren Frauen usw. Ihre Anhänger gehören einer in Galizien vornehmlich in der Gegend von Zloczow und an der Grenze Ungarns verbreiteten Sekte an. Diese „Chassidäer“ unterliegen nicht der Führung der Rabbiner, sondern speziellen „Zadiks“. Die Befehle der Zadiks gelten als Wille Gottes. Jede Wissenschaft ist schädlich, weil sie das vollkommene Glück der Seele des Chassidäers stört und trübt. Die Erlernung fremder Sprachen ist verboten, und die Medizin wird verworfen, weil der Kranke, der zu Gott zu beten ver-

steht, keinen Arzt braucht, und übrigens genügt ja zur Genesung das Gebet des Zaddiks. Während der Gebete müssen die Chassidäer springen, tanzen, mit den Händen gegen die Wände schlagen, sich wild nach allen Seiten drehen und krümmen.

Auser den Chassidäern gibt es noch die Karaiten und die Frankisten.

Abgesehen von den Sekten, liegt auch sonst ein schwerer Nebel über der jüdischen Bevölkerung Galiziens, der Aberglaube ist tief eingewurzelt, und befremdend wirken viele Bräuche und Sitten.

Am Bette der Wöchnerin, an den Türen, Fenstern und am Kamin der Wohnung werden mystische Zettel angeklebt, zur Beschwörung der bösen Geister und zum Schutze von Mutter und Kind; brennende Kohlen werden unter Hersagen von Formeln gelöscht, um die gefährliche Wirkung eines bösen Blickes z.B. zu beseitigen; dem Sterbenden werden andere Namen beigelegt, um den seiner harrenden Todesengel zu täuschen; zur Verscheuchung von Epidemien werden Hochzeiten auf dem Gottesacker abgehalten, usw.

Am Schabbestage werden von jeder Familie je zwei Kerzen angezündet, und an diesem Tage darf der Jude nichts bei sich tragen, selbst die Mütter dürfen ihre Kinder nicht tragen. Jede Fahrt ist verboten, und es darf kein Gang weiter als zweitausend Ellen von der Wohnung aus unternommen werden. Am Schabbes wird besonders viel gegessen, – der arme Jude isst sich oft nur einmal wöchentlich satt – und Sabbathymnen werden gesungen.

Ein zweitägiger Gottesdienst leitet das in den September oder Oktober fallende Neue Jahr ein, dem einmonatliche religiöse Übungen vorangehen. Am Neujahrstage selbst wird, dem Glauben der Juden gemäß, im Himmel, wo eine genaue Liste der Sünden und der Verdienste der Einzelnen geführt wird, die Bilanz gezogen, am Versöhnungstage wird das Urteil gefällt, und am siebenten Tage des Laubhüttenfestes – das zur Erinnerung an das Zeltleben der Juden in der Wüste gefeiert wird – wird der Spruch verkündet.

Sieben Tage hindurch zwischen Neujahr und dem Versöhnungstage, erdröhnen in den Synagogen Geschrei, Seufzer und Gestöhn der Better, die reuevoll die Barmherzigkeit Gottes anrufen. Bis spät in die Nacht erschallen die wilden Stimmen der in der Synagoge versammelten Gemeindeglieder. Frauen in hellen Kleidern, Männer in Sterbekitteln. Ab und zu unterbricht das grenzenlose, unbändige Jammer und Flehen ein dröhnender Donner.

Am nächsten Morgen eilen alle wieder nach der Synagoge; manche bleiben auch die Nacht über im Gotteshaus und bleiben noch bis zum nächsten Abend, fastend und jammernd. Wenn der erste Stern aufgeht, kehren sie endlich heim, von Sünden befreit und sich gegenseitig beglückwünschend. „Gott ist einzig!“

Auf die siebentägige Chanuka (Makkabäerfest) am Anfang des Winters folgt der „Purim“ oder das Hamansfest, zur Erinnerung an die Errettung der Juden durch die schöne Esther vor der Ausrottung, mit der sie Haman, der Günstling König Ahasvers, bedrohte.

Dann folgt das Passah, das acht Tage dauernde Osterfest, dem lange Vorbereitungen im Haushalt vorangehen. Putzen, Reinigen, Lüften, Backen der Mazzoths

usw. Während dieser Zeit ist der Genuss jeder einer Gärung unterliegenden Nahrung verboten und auch der Gebrauch aller für gewöhnlich benutzten Gefäße. Alle vorhandenen Nahrungsmittel und Gefäße müssen an einen Christen oder an einen Rabbiner verkauft werden, freilich mit Rückkaufrecht.

Auf der gedeckten Tafel darf nichts von den genau vorgeschriebenen Sachen fehlen. Mit einem „Gut Jontov“ wird der aus der Synagoge heimkehrende Hausherr begrüßt, der alles genau prüft, die Mazzoths und den Wein segnet und die vorgeschriebene Geschichte von der Sklaverei der Israeliten in Ägypten bis zur Vernichtung der Misraiten erzählt, die in zwei Teile zerfällt, zwischen denen die Mahlzeit angenommen wird.

Die Erzählung klingt in den Spruch der göttlichen Vergeltung aus.

„Da kam Gott und tötete den Todesengel, der den Schlächter tötete, der den Stier geschlachtet, welcher das Wasser trank, das das Feuer löschte, welches den Stock verbrannte, der den Hund erschlug, der die Katze zerbiss, die das Lämmchen fraß.“

Sieben Wochen lang, von Passah bis Pfingsten, dürfen die Juden das Haar nicht scheren, nicht lachen, nicht singen, nicht Musik anhören, nicht heiraten und kein neues Kleid anlegen. Dann folgen gegen Ende des Jahres drei Wochen, die der Erinnerung an die Tempelzerstörung geweiht sind, und sechs Wochen strengen Fastens unter Trauern und Beten.

Erwähnenswert sind noch die jüdischen Begräbnisgebräuche.

Gleich nach erfolgtem Tode wird der Tote entkleidet, auf den Boden gelegt und mit einem schwarzen Gewände bedeckt. In den Nachbarhäusern wird das Wasser fortgegossen, weil der Todesengel sein Schwert im Wasser der anliegenden Häuser zu reinigen pflegt. Die Leiche wird gewaschen, in ein weißleinenes Tuch eingewickelt, zum Friedhof getragen und sofort in die Erde gebettet. Auf die Augen werden kleine Scherben gelegt, zum Schutz vor Beschädigungen durch die Erdschollen.

Zum Zeichen der Trauer reißen die nächsten Verwandten ihre Kleider ein, tragen die zerrissenen Gewänder eine Zeitlang und müssen sieben Tage hindurch in andächtiger Trauer auf einem Teppich oder auf dem bloßen Boden, barfuß oder nur in Strümpfen, sitzen und das Buch Hiob lesen. Innerhalb dieser sieben Tage fliegt die Seele des Verstorbenen in das Sterbezimmer. Deshalb brennt hier Tag und Nacht ein Licht, und ein Glas Wasser steht daneben, damit die Seele sich darin baden kann.

Die Leiche darf keine Nacht im Hause bleiben und muss so bald als möglich zu Grabe getragen werden.

Dieselbe Strenge und Genauigkeit also, die bei religiösen Festen beachtet wird, wird auch bei Familienfeiern gewahrt, ohne jede Rücksicht auf staatliche Gesetze und Vorschriften.

Nach alter, ehrwürdiger Sitte wird gelebt, geliebt, gefeiert, getrauert und gejammert, und nach altem Brauch wird man zu Grabe getragen.



JOSEPH KALMER

Joseph Kalmer (eigentlich Josef Kalmus), geboren am 17. August 1898 in Nehr-
ybka (Galizien, heute Polen), gestorben am 9. Juli 1959 in Wien) war ein österrei-
chischer Schriftsteller, Journalist und Übersetzer. Er stammte aus einer wohlhabenden
deutsch assimilierten jüdischen Familie. Von einer höheren Schule in Czernowitz
wechselte er 1915 in das k. k. Sophien-Gymnasium in Wien über, das er mit Abitur
abschloss. 1917 begann er mit dem Studium der Ethnologie und Sinologie in Wien.
Nach dem freiwilligen Kriegsdienst widmete sich Kalmer dem literarischen und ver-
legerischen Leben in Wien. Zwischen 1919 und 1928 erschienen Gedichte, Aufsätze
und Übersetzungen von ihm in *Aufschwung*, *Neue Erde*, *Menorah*, *Renaissance*, *Die*
Wage und *Das Zelt*. Ab 1920 war er Herausgeber der Buchreihe *Phalanx. Bibliothek*
für die Internationale des Geistes im Verlag der Wiener Graphischen Werkstätte,
dann Redakteur einer avantgardistischen ungarischen Exilzeitschrift *Ma*.

Kalmer war als Übersetzer für viele Sprachen (Englisch, Chinesisch, Spanisch,
Russisch) tätig und gab 1927 die Anthologie *Europäische Lyrik der Gegenwart 1900-*
1925 heraus. Im gleichen Jahr veröffentlichte er seine einzige Gedichtsammlung
Flug durch die Landschaft und unterstützte Theodor Kramer bei dessen Lyriker-
stling *Die Gaunerzinke*. Bis 1938 war Kalmer vorwiegend als Journalist und Über-
setzer tätig, arbeitete jedoch bereits auch als Literaturagent. Sein mit Ludwig Huyn
verfasstes Sachbuch *Abessinien. Afrikas Unruhe-Herd* (Salzburg 1935) wurde in
mehrere Sprachen übersetzt.

Nach dem Einmarsch deutscher Truppen in Österreich wurde Kalmer von der Gestapo verhaftet, konnte aber im August 1938 nach Prag und 1939 nach London flüchten. Seit dem Beginn des Krieges arbeitete er in der Presseagentur des Informationsministeriums bis 1951 und bei diversen Exilzeitschriften wie der *Zeitung* und dem *Zeitspiegel* mit. 1945 gründete es gemeinsam mit seiner Frau Erica Kalmer die Literaturagentur, die Übersetzungen und zeitgenössische deutschsprachige Literatur vertrieb u. a. Texte von Günther Anders, Fritz Brügel, Hans Flesch-Brunningen, Erich Fried, Marlen Haushofer, Joe Lederer, Leo Perutz, George Saiko, Hilde Spiel u. a.

Durch seine Geschäftsreisen ab 1949 in den deutschsprachigen Raum und insbesondere nach Wien kam er wieder in Kontakt mit ehemaligen Journalisten- und Schriftstellerkollegen, etwa Franz Theodor Csokor, Hermann Hakel, Rudolf Kalmar und Alfred Magaziner. Seine Anstrengungen, Romane Heimito von Doderers dem englischsprachigen Publikum näher zu bringen, hatten leider keinen Erfolg.

Joseph Kalmer verstarb 1959 während eines Aufenthaltes in Wien an einem Herzinfarkt.

Werke (Auswahl): *Flug durch die Landschaft* (1927); *Europäische Lyrik der Gegenwart 1900-1925. In Nachdichtungen*. Hrsg. und übersetzt von Josef Kalmer (Anthologie, 1927).

Fiesole¹

Vornachts, wenn alle Lichter schwinden
und schon die Nacht im Nebel schwimmt,
dann werd ich eine Schenke finden
und trinken – Wein mit Ingwer, Zimt
und Nelken.
Ein Säufer spielt mit gelben Krumen
von seinem Brot am Nachbartisch.
Der Raum ist schwül von späten Blumen,
die im Geruch von Fleisch und Fisch verwelken.
Der Wein wärmt gut und seine Schwärze
ist so prophetisch wie die Nacht.
Die Weisheit einer weißen Kerze
verflackert – wie ein Irrer lacht
bei Scherzen.
Der Augen fremd und nahes Leuchten
liegt um den Raum, ein dunkler Kranz.
Indessen sich die Lippen feuchten,
steigt mit dem Mond besondrer Glanz
im Herzen.

¹ Aus: Margul-Sperber, Alfred: Die Buche. Eine Anthologie deutschsprachiger Judendichtung aus der Bukowina. Zusammengestellt von Alfred Margul-Sperber / hrsg. von George Guțu, Peter Motzan und Stefan Sienerth. München: IKGS Verlag, 2009. S. 118.

Am Meer¹

Ein Segel liegt noch in der Stille,
in die mich Gott gebettet hat,
und über einer Wasserrille
schwankt lautlos ein Olivenblatt.
Ich bin von dieser Flut gesegnet:
aus hartem Fels wird mürber Stein.
Zwei Himmel sind sich hier begegnet:
ich werde bald versunken sein.

Oktober²

Schon stürzt der Stein im Friedhof nieder,
und Strauch und Unkraut lodern wild.
Die Hirtin führt die Ziegen wieder
zur Weide vor Mariens Bild.
Ein Hund schlägt an. Doch das Erschrecken
vor eigenem Laute macht ihn still.
Wer mochte diesen Laubbrand wecken,
den nun kein Tau mehr stillen will?

¹ Aus: Margul-Sperber, Alfred: Die Buche. S. 119.

² Ibidem. S. 120.

Skizze¹

In einem Vorstadtgarten bei
buntem Tischtuch und Wein
saßen wir unter zarten
Blumen im Laternenschein.
Da trat eine schmale
chinesische Scheibe Mond
aus einer Wolkenschale
und der Himmel schien bewohnt.
Gar nicht fremde Weite
sondern volkreich an Lichtern und laut
und so seltsam die Nähe wurde
die Ferne war alt und vertraut.

¹ Aus: Felmayer, Rudolf (Hrsg.): Dein Herz ist deine Heimat. Wien: Amandus-Verlag, 1955. S. 102.

Bekenntnis¹

Es kann keiner ganz schlecht sein,
der viel mit anderen lebt;
er wird nicht ganz gerecht sein,
wenn er in Ängsten bebt,
aber in Augenblicken
geht er gegen die Erde an,
die Welt kann ihn nicht ersticken –
gegen sich schirrt er die Pferde an
und reitet los zum großen Sturm,
zur Attacke gegen die Einzelheit,
ein Elefant und Kriegerturm
für Alle und die Wesenheit.
Er geht mit den andern
und bläst und wirbelt wie ein Kind,
umflammt von den Brandern,
die in ihm versammelt sind.
Und wenn er nicht verbrennt,
streckt er seine Arme aus:
Er ist der Mann, der erkennt,
und er baut mit den andern das Haus.

¹ Aus: Zwischenwelt. Literatur und Kultur des Exils in Großbritannien / hrsg. von Bolbecher, Siglinde u.a. Wien, 1995. S. 46.



HERMANN STERNBACH

Hermann (Hersch) Sternbach (1880–1942) war ein österreichischer Schriftsteller, Literaturwissenschaftler, Publizist und Übersetzer sowie *Pädagoge*.

Hermann wurde am 20. Mai 1880 in der bekannten Drohobyczer Juden-Dynastie Sternbach geboren. Nach dem Besuch des Gymnasiums in der Heimatstadt studierte er Philosophie und Literatur in Lemberg (1900–1904), Wien (1902–1903) und Berlin. 1904 kehrte Sternbach als Deutschlehrer nach Galizien zurück. Nach der erzwungenen Emigration in den Zeiten des Ersten Weltkrieges setzte er 1928 seine pädagogische Tätigkeit zunächst als Gymnasialprofessor in Sambir (1928–1931), dann als Dozent an der Universität Lemberg (1931–1941) fort. Nach der Besetzung der Stadt durch die deutschen Truppen 1941 wurde Sternbach mit seiner Familie in das Ghetto eingewiesen, wo er 1942, wie auch seine Frau, sehr wahrscheinlich ermordet wurde.

Seine ersten Dichtungen veröffentlichte Hermann Sternbach bereits während des Studiums am Gymnasium in der deutschsprachigen *Drohobyczer Zeitung* und gab darauf vier Gedichtsammlungen heraus: *Dunkle Stunden* (1904), *Ein Erntelied der Liebe und des Lebens* (1906), *Sommerfeier* (1918) und *Adam der Mensch* (1925). Dem Stil nach sind das neuromantisch-impressionistische Gedichte, Weltanschauungs-, Liebes- und Naturlyrik, die von wehmütigen Dekadenzstimmungen gekennzeichnet sind.

Beide Prosawerke Sternbachs wurden durch die Geschehnisse des Ersten Weltkrieges angeregt. Der Erzählband *Wenn die Schakale feiern. Skizzen aus der Russen-*

zeit in Galizien (1917) thematisiert das Schicksal der jüdischen Bevölkerung unter der russischen Okkupation in einem galizischen Dorf und schildert die exzessive Gewalt, die dabei vonseiten der Kosaken gegen die jüdische Bevölkerung ausgeübt wurde. Er hält also die katastrophalen Dimensionen des Krieges für die Nachwelt fest und beschreibt den Kriegsalltag, der aus jüdischer Perspektive zum großen Teil davon abhängt, unter welcher Besatzung sich das Heimatdorf befindet. Auch das dramatische Triptychon *Tag der Mütter* (1929) zeigt die Gräueltaten des Krieges und die Heuchelei derjenigen, die ihn entfesselten.

Sternbach publizierte zudem literaturwissenschaftliche Untersuchungen und literarische Kritiken in deutsch- und polnischsprachigen Zeitungen wie *Das literarische Echo*, *Deutsche Literaturzeitung*, *Die Literatur*, *Literarisches Zentralblatt*, *Wiadomości Literackie*, *Przegląd Humanistyczny* etc. Er veröffentlichte die Einleitung zu einer Übersetzung von Novalis' *Geistlichen Liedern* ins Polnische (1933) sowie den Aufsatz *Goethes Faust im polnischen Gewande* (1937) in der Zeitschrift *Germanoslavica* und im selben Jahr die kritische Abhandlung *Stefan George. Ein Versuch* im *Neofilolog*. In den *Ostdeutschen Monatsheften für Kunst und Geistesleben* erschien sein populärwissenschaftlicher Aufsatz *Galizien und Galizier in der deutschen Literatur* (1926/27). Daneben übersetzte er Elegien von Tibull und Propertius sowie Epigramme von Martial und Gedichte von Catull ins Deutsche und gab auch didaktische Bearbeitungen deutschsprachiger Dramen für den Schulgebrauch heraus.

Werke: Gedichtsammlungen: *Dunkle Stunden* (1904), *Ein Erntelied der Liebe und des Lebens* (1906), *Sommerfeier* (1918), *Adam der Mensch* (1925); *Wenn die Schakale feiern. Skizzen aus der Russenzeit in Galizien* (1917); *Tag der Mütter* (1929); *Galizien und Galizier in der deutschen Literatur* (1926/27).

Wenn die Schakale feiern: Skizzen aus der Russenzeit in Galizien¹

In Erwartung

Der Tag, der dem Einzug der Russen vorangegangen, war voller Schrecken. Die Straßen und Gassen waren still und menschenleer: Ein jeder hatte sich in Winkel und Mauselöcher verkrochen und wartete in fröstelnder Bangigkeit des kommenden Unheils, dem man nicht mehr entrinnen konnte.

Die einzigen, die sich aufrecht gehalten haben und nicht um ihre Laune gekommen sind, waren die Bauern. Eine hoffnungsstrunkene Rührung hatte sie übermannt und sie sprachen einander zu: „Batuschka pryjde, sonetschko zyjde“ –

Väterchen kommt und die Sonne mit ihm.

Sie gingen auf die Landstraße hinaus, die nahende Sonne zu begrüßen. Brachten zum Willkomm Brot und Salz. Sie konnten sich vor Freude nicht fassen, als sie der ersten Kosakenpatrouille ansichtig wurden. Sie drängten sich heran, hopsten und hurraten, küssten dem Patrouillenführer Hände und Füße, liebkosten Flanken und Rücken seines Falben, gingen vor Rührung über und riefen in einem fort: „Bratschyku, holubtschyku! batuschka schtsche daleko?“

Ob Väterchen noch weit wäre?

Väterchen wäre ein Tag Weges von hier, versicherte der Kosak. Mit Österreich sei's aus. Mit den „Germanzi“, den Deutschen ebenfalls. Und „Wilgelm“ weine Tag und Nacht und bitte den Zaren, dass er ihn Weihnacht noch in Berlin sitzen lasse. Man hätte ihm Berlin gekündigt. Aus sei's! nur „odyn car ta odna wiera“: *ein* Zar und *ein* Glaube werden der ganzen Welt gebieten. „Die Juden machen wir mause-tot“ – fuhr er zu berichten fort. „Wir wissen schon, wie man das macht. Ihr Geld und ihre Häuser gehören euch. Schulden nix. Väterchen hat es befohlen. Ist in den Papieren verschrieben, muss gehalten werden.“

Die Bauern jubelten: „Serdenjko sonetschko nam zyjschlo.“

Herzchen, die Sonne ist uns aufgegangen!

Eine freudige Ungeduld erfasst sie. Sie zeigen Häuser und Höfe, Gärten und Äcker, nach denen ihre Wünsche gehen. „Wird schon gut sein“ – versichert der Patrouillenführer und fragt nach Madiaren. Die Bauern geben eifrig Bescheid und suchen einander in Bereitwilligkeit zu übertreffen. Und kommen bald wieder zu sich selbst zurück.

¹ Auszüge aus: Sternbach, Hermann: Wenn die Schakale feiern: Skizzen aus der Russenzeit in Galizien. Weimar: Weckruf-Verlag, 1917.

„Weißt, Bruderherz“ – schüttet ein Bauer sein volles Herz aus – „dein Jakym – ich heiße Jakym – wohnt noch immer in der kleinen, eingefallenen Chatyna. Seit vierzig Jahren schon. Sie ist uns eng geworden, Bruderherz! Denn du musst wissen, dass meine Xenia seit acht Jahren verheiratet ist und mit ihren Kindern bei mir wohnt. Ihr Mann, der Hundesohn – musst du wissen – hat sie sitzen lassen. Er ist wo weg, vielleicht in Kolomyja, und steht dort zu den Christfeinden, zu den Gottesdieben, den Ukrainern. Er heißt Oleksa. Ja, Oleksa Zawadjuk heißt er. Und wie heißt du, Bruderherz?“

„Ich heiße Jakym“ – erwiderte der Gefragte.

„Jakym heißt du? Auch ich heiße Jakym. Genau derselbe Jakym. Brate Slawiane!“ Jakym, mein Bruderherz, weißt du auch, dass dein Jakym keinen Platz mehr auf der Pritsche hat? Auf dem Ofen muss er schlafen, wie ein ganz gemeiner „Parobok“, wie ein Hausknecht. Und der Mendel von der Kortschma – musst du wissen – hat ein schönes, weißes Haus. Kennst du den Mendel? Einen Haufen Geld hat er und zwei Zimmer und Vorhänge in den Fenstern. Geblümete Vorhänge!“

„Mendels Haus gefällt dir?“

„Ja, Bruderherz. Vom ersten Augenblick an. Sehen muss man's. Es hat ein Schindeldach und eine rote Tür mit einem Adler. Und die Chatyna deines Jakym ist mit Stroh bedeckt und fällt bald ein. Meine Chatyna wackelt, musst du wissen. Ich höre jeden Tag, wie sie mehr wackelt. Mendels Haus aber hat ein Fundament von Stein.“

„On budet wasch – es wird dein sein. – Mendel jewrej!“ – versetzt der Kosak und macht mit der Hand einen lässigen, freigebigem Halbkreis in der Luft.

„Freilich, mein Täubchen, Mendel ist ein Jude und sagt: der Zar kann nicht herkommen. Hörst, mein Jakym, was Mendel, der Jude, sagt?“ – fragt der Bauer.

Der Kosak lacht und spricht ein kräftiges Wort, das auf Mendel Bezug hat.

Der Bauer schneuzt sich vor Freude in den Ärmel, küsst sodann seinem Jakym Hände und Füße, und samt den anderen, die das Gleiche tun, begleitet er die Patrouille zur Stadt, indem jeder seine Wünsche besonders nachdrücklich ihr ans Herz legt.

Jakym, der Dorfälteste, hat bereits seine gesagt. Es kommen jetzt andere an die Reihe.

„Das Salz müssen wir noch immer zahlen“ – klagt ein Bäuerlein, winzig, untersetzt, mit einem Gesicht, das die Farbe einer verrosteten Glocke hat.

„Und nachta (Naphta)“ – ergänzt eine Stimme, die von einer weiteren Reihe sich den Weg zu Jakyms Jakym bahnt.

„Und Zucker und Mehl und alles andere – spricht fordernd ein Dritter – sie wollen uns nichts umsonst geben. Und uns haben ja längst unsere Freunde gesagt, dass uns alles gehört. Pater Zenobius hat es uns immer gesagt. Eure Stunde wird kommen – hat Pater Zenobius gesagt – wenn der weiße Zar zu euch kommt! Zahlt man bei euch Schulden? Nicht. Ich weiß es wohl. Ein gesegnetes Land hat Väterchen. Er ist reich und kann schenken. Ich weiß es!“

Ja, er weiß es genau, dieser Dritte, denn er ist Dorfschreiber und „russkij tschelowiek“.

Der Kosak, der auch Jakym heißt, schüttelt den Kopf und reitet mit seinen Kameraden in die Stadt hinein.

Und hinter ihnen und um sie her trotten die Bauern, und aus hundert Bauernkehlen entströmt so was wie Gesang, buntstimmig, wie ein dörfisches Heiligenbild und überstark quellend wie das Gebrüll eines brünstigen Stieres, ein rotlohender Gesang, von Jubel und Frevelgier gewirbelt, ein Lied von „Väterchen Zar, dem heiligen, weißen Gosudar“.

Man wusste nicht, wessen das Morgen war

Man hatte den Tisch hart an die Wand gerückt, und im Winkel zwischen dem Tisch und dem hohen Räderkoffer saßen die Kinder zusammengeknickt. Etwa neun an der Zahl. Sie hielten sich an den Händen und zitterten wie fröstelndes Buschwerk. Sie bangten vor ihrer eigenen Furcht und sahen mit starren Augen in das Zimmerdunkel.

Vor wem man sich eigentlich fürchtete? dachten sie. Und wozu all die Anstalten wären?

Die Kinder wussten es nicht. Sie zitterten.

Kosaken!

Was das eigentlich wäre, diese Kosaken? Sie wussten es nicht – es waren gar junge Kinder. Schon hatte eines die Frage auf den Lippen. Es kam aber nicht weiter, denn Awrum legte seinen Finger auf den Mund und befahl leise: Scha! Man solle ruhig sein. Man müsse sich unbedingt ruhig verhalten.

Und die Versammelten knabbelten förmlich ihren Atem und sahen unbewegt dem Gebaren Awrums zu, wie er ganz sachte die verhängten Fenster mit dichten, dunkeln Tüchern belegte. Dass kein Laut, kein Strahl hindurchkömme. Er zündete dann eine schmale Kerze an und stellte sie auf einen niedrigen Schemel, dass ihre Flamme keinen Fuß hoch reichte und im Zimmer nur so geisterte.

Das Tor war verschlossen und mit einem Eisenstab verrammelt.

Alle waren still und warteten und saßen an der Wand zwischen den Fenstern oder in Winkeln, wo man vor einer verirrtten Kugel sicher zu sein glaubte. Für heute war das Grausame erwartet. Ohne Warum. Seit dem Nachmittag hatte das Gerücht wie ein Lauffeuer die Gassen gepeitscht, und abends saß es schon in jedem Haus fest und kroch unter die Wangen und höhnte sie mit Maulwurfseifer. Es wollte keiner allein sein. Aus je drei oder vier Häusern kamen sie mit Kindern und Windeln bei einem Nachbar zusammen, bevor noch der Abend die Unmenschen zu ihrem Tun lockte.

In der Nacht sollte es aber losgehen. Der Kommandeur hatte den Kosaken diese Nacht geschenkt. Ganz einfach, wie man einen Rock verschenkt: „Soldaten! die Nacht ist euer!“ – hatte der Kommandeur gesagt. – „Und es darf keiner von der Sonne ertappt werden!“ – hatte er hinzugefügt.

Und die Nächte hatten sich schon so sehr ausgewachsen...

Awrum ging im Zimmer auf und nieder. Von dem Jungen im Winkel abgesehen, war er der einzige Mann hier im Hause. Die anderen Männer waren eingedrückt. Awrum gehörte zu den Alten. Zu den Alten, deren Vorsicht Vertrauen einflößt und deren Kraft, wenn's nottut, einen sicher macht. Und Awrum gehörte zu den Starken. Er war ein hoher, breitschulteriger und unerschrockener Jude. Es gab solcher in der Gasse nicht drei.

In der Tat: Awrum fürchtete nicht. In seinem mageren Gesicht waren Entschlossenheit und Bereitschaft. Sein langer grauender Bart lag wie ein Schild über seiner Brust und hob sich bei jedem Atmen. Er konnte wohl von den Kosaken niedergemacht werden. Da gab's keinen Starken. Doch dann starb er für Gott. Aber er fürchtete für die Weiber, für die Kinder, die in seinem Haus Schutz und Zuflucht suchten. Er selbst war sich jetzt der Gleichgültigste von allen.

Er warf einen Blick auf die Versammelten. Zag und bewegungslos wie Zaunpflocke saßen sie da. Und die Kinder im Winkel zitterten und flatterten wie gewirbeltes Laub.

„Ihr könntet reden miteinander“ – ermunterte er sie.

„Die Fenster sind dicht verhängt“ – fügte er bekräftigend hinzu.

Weib und Kind atmeten erleichtert auf. Alle sahen sie zu ihm hin. Aber ans Reden kamen sie nicht. Denn was sie auf den Lippen hatten, war nur Würze für das Gruseln.

Im Zimmer war's eng und schwül. Ein lichtsatter, heißer Septembertag war es gewesen.

„Dass die Septembertage so heiß sind“ – sagte Awrum, in der Absicht, die Kauenden aus ihrem sinnenden Schweigen herauszureißen und ein Gespräch zu erzwingen.

„Ja, es ist wirklich heißer, als wir es sonst um diese Zeit haben“ – erwiderten kleinlaut zwei oder drei Weiber. Und das Gespräch stockte.

„Es waren heut sechzig Grad“ – kam es von Staschek her, der mit den Kindern im Winkel hockte.

„Unsinn“ – gab Awrum zurück. Um aber den Faden nicht zu reißen, fragte er, sich an Staschek wendend: „Woher weißt du das?“

Aber Staschek, um dessen Stirne acht junge Jahre wie acht Füllen spielten, schwieg.

Dem Alten war das Schweigen nicht lieb. Denn in stauenden Fluten lagerte sich die Angst auf der Oberfläche der Stille.

Er zog darum seine große silberne Uhr umständlich aus der Westentasche, drehte daran und tupfte mit den Fingern an der Kette entlang. „Es ist halber zehn die Uhr“ – sagte er, um den Bann des Geängstetseins zu brechen. Man hörte, wie das Räderwerk ticktackte. Ticktack, ticktack, ticktack. Dann schien's, wie wenn das Ticktacken mit einem Mal in die Tiefe des Schweigens eingesickert wäre.

Man hörte den Herzschlag der Stille – – –

Und dann kam's, wie wenn eine Hand kleine, weiße Perlen an die Fensterscheibe würfe. Ein kurzes, silbernes Pochen. Im Zimmer zuckten sie zusammen. Alle zu-

gleich, wie wenn sie sich an Händen hielten und einen Stoß erführen. Was war das nur? Sie horchten gespannt auf. Ihre bleichen Gesichter hatten etwas Fahles, Eckiges in diesem Augenblick bekommen.

Awrum trat an die Wand heran, legte sein Ohr an den Fensterrahmen und lauschte. Sein Gesicht hatte er den übrigen zugewendet, die gleichfalls aufhorchten – mit aufgeschreckten, weit aufgerissenen, dunklen Augen. Sie wollten dort draußen Schritte gehört haben. Und ein Flüstern wie zwischen zweien. Man glaubte zwei verschiedene Stimmen gehört zu haben.

Pst! Stille!

Awrum schob behutsam Tuchrand und Fenstervorhang einen Fingerbreit zurück und lugte hinaus. Stockfinster war es. Nur ein Windeswehen trieb sich in den zerbrochenen Dachrinnen der Synagoge herum. Es drang durch Ritzen und Spalten, dass das Blech in Schwingung kam und nur so klingelte. Ob es nicht regnete, fragte wer. Er wisse nicht, sagte Awrum. Möglich sei's schon, aber man könne nichts sehen.

Es war ihnen kühl geworden, denn ein Schauer lief durch ihre Poren. Die Frauen hüllten sich fester in ihre Tücher. Sie glaubten, jenes Pochen an die Fenster wieder herantreten zu sehen. Es kam nicht – Awrum lugte noch immer durch den schwarzen Spalt in den schwarzen Sack der Nacht hinein und er hörte nichts. Sah nichts. Oder er tat nur so, verdächtigten ihn die drinnen.

„Es ist ganz ruhig“ – sagte er. „Und ich glaube sogar, dass Welwale jetzt erst vom Bethaus heimgeht“. –

„Am Ende kann's ja auch eine Lüge sein, das mit dem Nachtschenken“ – sagte eine junge Frau ganz zaghaft, als wartete sie, dass die anderen ihr den Glauben an ihre eigenen Worte einredeten.

Die Kinder im Winkel waren wieder eingenickt. Sie schnarchten wie Alte und redeten durch den Schlaf. Ihre vagen Worte huschten gespensterhaft wie rumpflöse Häupter durch das Zimmer. Auch von den Frauen war manche mit ihrer Angst in einen unruhigen Halbschlaf geraten.

Awrum war vom Auslug fort. Er ging im Zimmer auf und ab und hauchte sich in die Hände. Es mochte schon Mitternacht sein und man fühlte den Herbst. Zuweilen trat er an den Winkel zu den Kindern. Sah in ihre kleinen, von Angst geschmälerten Gesichter, und wie sich alle schlafend an den Händen hielten. Er sah sie schweigend an und dachte: „Eine traurige Welt, wenn Kinder sich vor Menschen fürchten“ –.

Dann knallte es los. Heftig, hell und laut nacheinander. Teck! teck! teck! – Wie kurze, brennende Stundentage rann es in die Nacht.

Seit den Wahlen von neunzehnhundertelf hatten sie keine Schüsse gehört. Aber sie wussten, was Schüsse sind...

Awrum blieb starr stehen. Die Weiber schnellten erschüttert in die Höhe und schrien gellend auf: „Gott! unsere Kinder!“ und liefen durcheinander zu den Kleinen, die durch den Schlaf wimmerten.

Awrum gab's einen Ruck. Aufrecht wie ein Pappelstamm blieb er vor ihnen stehen.

„Schweigt!“ – fuhr er sie an – „oder schert euch fort! Euer Gejammer wird uns alle hier verderben!“

Sie sahen bittend zu ihm auf und weinten in sich hinein und murmelten Gebete. Aber ein Kind an der Brust war aus dem Schlaf gekommen und flennte laut, und das Wurm war nicht zu beruhigen. Alle waren sie nun giftig gegen das junge Geschöpf und dessen Mutter, und sagten ihr Bitteres, wie man es in der Not ohne Hülle zu sagen pflegt.

Die junge Mutter erwiderte nichts. Sie weinte nicht einmal mit ihren Augen. Sie wollte dem Kleinen die Brust in den Mund stecken, der nahm aber damit diesmal nicht fürlieb. Er radaute, dass man es bis in das fünfte Haus hören konnte –, meinten sie. Bis zu Chaim Bäcker.

Awrums Gattin verzweifelte, als sie die junge Mutter ansah, die ihr Kind zu beruhigen versuchte. Die pflegte es sonst wieder singend einzuschläfern. Und automatisch begann sie die ersten Worte einer üblichen Wiegenliederweise, brach aber bald ebenso automatisch in der Mitte des zweiten Wortes ab, als sie Awrums Gattin verzweifeln sah.

„Was wollt ihr von mir?“, rang diese die Hände. „Ist mein Haus eine Burg, eine Festung, wo man vor den Russen so sicher ist? Was hab ich euch getan, dass ihr mich und meine Kinder verderben wollt?“

Ihre Verzweiflung war auch nicht kleiner geworden, als sich das Kind endlich beruhigte und an der Brust seiner Mutter gierig zu saugen begann. Sie war sich mit Schrecken klar geworden, wie schön diese Mutter war und wie nahe hinter ihr das Unglück stand...

Teck! teck! teck! – und wieder knallte es nacheinander ganz nahe, so schrecklich nahe. Und Pferdegetrappel in der Gasse.

Und ein wirres Hin- und Herrennen von Einzelnen, Schweigenden.

Und wieder Schüsse, die Einem nachzurennen schienen.

Und ein Klirren wie von zersprungenen Scheiben und Sprünge wie von Höhen.

Und einzelne harsche Worte; die klangen so, als hätten sie sich selbst gesprochen...

Und dann ein entsetzlich, schriller Aufschrei durch die Nacht, als hätte der Himmel seine Brust entzweigerissen und sich krachend zur Erde gestürzt.

„Rettet! rettet!“

Dann ward es still, als wäre die Nacht unter Wasser getaucht und versunken.

Die in Awrums Haus schluchzten Gebete. Dass die Seele rein zu Gott einkehre. Die Kinder! die Kinder!

Man wusste nicht, wessen das Morgen war – – –

Welwale singt

In jener Nacht, die die Kinder um ihre Jugend betrogen und Elternherzen zermalmt hatte, dass sie nicht mehr fühlten, in jener Nacht hat Welwale seinen großen Glauben und sein Restchen Verstand verloren.

Und das hatte sich nicht anders als so zugetragen.

Die Geschichte ist einfach, und fast selbstverständlich. Wo Kosaken hausen, versteht sich alles von selbst; alles, auch was Herz und Hirn gerinnen macht. Das Unmenschliche wird selbstverständlich und auch selbstverständlich der Eifer, sich im Tun des Einzelnen zu übersteigen.

Sie wollten der Schenkung des Kommandeurs mit aller Gründlichkeit gerecht werden. So teilten sie denn die Stadtviertel in Plünderungsrays ein und suchten zu zweit oder zu dritt Gassen, Häuser und Menschen heim. Bei alledem schienen sie ihrem Orientierungsvermögen nicht recht zu trauen und jedes Grüppchen hatte einen einheimischen „Bruder“ mit, einen von denen, die lange schon heimlich oder offen ihr Sehnen nach Frevel und Russentum trugen.

Die Gassen waren leer, wie ausgestorben; alles Leben schien abgemäht. Nur das Grausen hing über ihnen grau, grinsend, und senkte sich immer tiefer und ward rot und war schon unten und begann blitzhell durch die Nacht auf- und abzulaufen, den Galoppierenden immer voran.

Welwale aber, der Fuhrmann, hatte keine Furcht. Er diente Gott und seiner Donetschka (Donetschka hieß sein magerer Gaul) unverdrossen und ehrlich, dass ihn keiner darob schelten durfte. Er fuhr Fracht nach Boryslaw und jetzt, da der Verkehr völlig stockte, hatte er viel freie Zeit und verweilte mehr mit Gott auf Donetschkas Kosten. Er war ein eifriger Betbruder geworden und hatte mit Gott häufige, lange und heimliche Auseinandersetzungen. Was die Zwei miteinander auszumachen hatten, wusste niemand. Auch kümmerte sich jetzt kein Mensch drum, da jeder an sich selbst genug zu tragen hatte. Zu einer anderen, geruhigen Zeit wäre das den Leuten vielleicht aufgefallen, da Welwale in der Gasse eine gar nichtige oder gar keine Rolle spielte. Er trug und führte sich nicht nach frommer Art, seine Kleidung und seine ganze Lebensart hatte an sich etwas Bauernhaftes, Einfältiges, Nichtssagendes.

Nur zu den hohen Feiertagen kam er in der Leute Mund für eine Woche etwa, denn er stellte dem für diese Feiertage gedungenen Vorbeter den „Bass“, wie sie sagten und wie er selber nicht ohne Stolz sich einbildete, obwohl seine Stimme eher eine zackige Nuance zwischen Tenor und Bariton abgab. Welwale aber wollte just „Bass“ sein, denn es war ihm einmal in dieser Stimme eben (wie er glaubte) ein vortreffliches Solo beim „Mchalkel chajim“ im Achtzehngebet gelungen. Herrlich klang's, was er vom „Speiser alles Lebenden“ aus seiner Kehle hervorbrachte und versetzte die Hörer in Staunen geradezu. Von diesem Solo sprachen sie am nächsten Sonntag noch. –

Welwale war stolz darauf. Und wenn er mit Gott sich besprach, er führte dieses Solo ins Treffen. O, wie gut er's noch heute traf! Wie das erste Mal.

„Wer singt dir so ein Solo in der ganzen Stadt?“ – fragte er den Herrn, indem er sein spitzes Bärtchen partienweise zwirbelte. „Ich weiß, du hast mir diese Kraft gegeben, aber mit Trällern geb ich sie dir zurück. Wer bringt dir so viel Träller auf? Ich – Welwale!“

Ja. Gott versagte Welwale sein Gehör nicht und gab ihm nach Wunsch. Welwale war nicht anspruchsvoll. Er bat um dürres Obst für jeden Schabbes.... Etwa ein Viertelpfund war ihm genug; davon hatte er noch am Sonntag zu essen. Das war was Feines und die saftige Sauce war gut für seine Stimme. Er war um sie nicht minder besorgt als um seine Donetschka, den Gaul.

Es ist wahr: die Zeiten waren so schwer, wie wenn an jeder Stunde ein Hundertpfünder hinge, und Donetschka musste ihm schon nachsehen. Es war nicht seine Schuld, wenn sie keinen Hafer mehr bekam. Auch er musste sein Dürrobst, seine Leibspeis entbehren. Was war dabei? Kosaken sind keine Ewigkeit. –

Die sinnende Furcht der hereinbrechenden Nacht ging an ihm vorbei, ohne ihn auch nur mit einer Fingerspitze zu berühren. Und die Not der Zeit trug er mit einer festen Ergebenheit in Gott. Denn Welwale kannte nicht der Not Gegenteil. Wer konnte ihm dann was anhaben? Und dann: sein Gott war ja mit ihm. Sein Gott, versteht ihr mich! Seine Recha hatte ein paar Gulden erspart, davon wollten sie zehren und schon durchhalten. Sie war jetzt nachhause gekommen, da die Herrschaft, bei der sie diente, vor dem Unheil irgendwohin geflüchtet, nach Wien, oder gar weiter noch. Wer konnte es wissen? Denn wer nur einen Groschen in der Tasche klingen hatte, lief in wirrer Angst davon, ohne Ziel, um nur nicht dort zu sein, wo Russen waren. Nur die Armen waren geblieben, – und das Gesindel in übervoller Zahl.

Welwale konnte dieses Fliehen in keinem Fall verstehen. Und als Recha heimkam, da fühlte er sich sogar wohl, denn das war ihm eine Hilfe in dieser arbeitslosen Zeit. Und als sie ihm voller Angst das laufende Gerücht mitteilte, begann er über das sinnlose Gerede aus vollem Hals zu lachen und die Dummheit der Leute zu höhnen. Wie könne erstens ein Kommandeur, und wenn's auch ein russischer ist, eine Nacht verschenken, da die Nacht doch Gottes sei und auch einen Kommandeur, ja sogar einen russischen Kommandeur, in die Ewigkeit hinüber schläfern könne? Und zweitens: Kosaken! Nichts als Gerede! Solche Menschen könne Gott überhaupt nicht geschaffen haben. Und wenn auch? Sagen wir: sie sind des Teufels. Wo wäre dann sein Gott? Sein Gott! Ob sie ihn verstehe? – – –

Ja. Recha verstand ihn. Aber sie fürchtete. Denn sie war ein dralles Mädchen mit ihren fünfzehn Jahren.

Welwale aber ging vorabends ins Bethaus und verweilte sich länger, als es seine Art war. Er hatte eben freie Zeit und Wichtiges mit Gott zu besprechen. Und ging dann nach Hause. Ungefährdet, dass er über all die andern lachte, die sich hinter Schlössern, Vorhängen und Tüchern versteckten.

Und dann legte er sich ins Bett und Recha machte sich ihr Lager auf dem Koffer – – –

Sie schliefen eine gute Weile, als sie an die Tür klopfen hörten. Ein festes, drohendes Klopfen. Recha überließ es kalt. Sie sprang in die Röcke und sah sich im Dunkel um. Es war kein Ausweg. Kein Versteck.

„Widschyniaj, Jewreju!“ – Wie ein Dröhnen durchbohrte es die Wand.

Welwale wusste nicht, wie's ihm ward. Rote Ringe tanzten vor seinen Augen. Er taumelte vom Bett und ehe er dazu kam, zu fragen oder zu öffnen, knarrte die Tür auf und zwei Kosaken waren in der Stube.

„Zaswjety!“ – Wie ein jäher Blitzstrahl zückte das Wort durch das finstere Zimmer.

Welwale machte Licht mit flatternden Händen.

„Soo! – sagte einer von den Kosaken – das ist deine Tochter“ – und machte sich ohne Umstände an sie heran. Zuerst streichelnd und liebkosend. Recha wehrte es. Welwale waren die Augen aus den Höhlen herausgekrochen. Er sah es finster vor sich und vermochte kein Wort über die Lippen zu bringen. Er starrte den mit seiner Recha scherzenden Kosaken in einem fort an und übersah beinahe den zweiten, der den schussbereiten Revolver gegen seine Brust gerichtet hielt.

Nein. Das konnte unmöglich Wirklichkeit sein! Gewiss, er träumte nur. Wie traumwandelnd versuchte er einen Schritt auf Recha zu machen. Der Soldat vertrat ihm den Weg mit einer breiten herrlichen Lache, in der Welwales schmale Figur vollständig zusammenschrumpfte.

„Tscho to za chalira?“ – sagte er und schwamm in Heiterkeit, indes er Welwale mit der Faust einen gutgemeinten Stoß versetzte.

Welwale wich einen Schritt zurück.

Der Kosak rang mit der Recha. Er hielt sie schon zwischen seinen Beinen festgeklemmt. Und scherzte mit ihr, wie die Katze mit der Maus, die sie in der Falle zappeln hat...

Da schrie Welwale zu Gott auf.

Der Soldat aber, der vor ihm stand, legte ihm besänftigend den Revolver an den Mund. „Wer wird schreien?“ – hänselte er. „Singe doch lieber!“

Welwale verstand nicht, fasste nicht, was der Kosak wollte. Der gab's ihm mit der Nagajka zu verstehen. Da verstand er es...

„Singen! – befahl der Kosak – oder ihr beide, du und deine Tochter, seid bald nicht mehr.“

Welwale fühlte, wie sein Blut mit einem Mal stille stand. Seine Haare waren drahtsteif geworden; seine Schädelknochen lösten sich und kamen aus den Fugen. Sein Gehirn, fühlte er, war in Flut geraten.

„Singen“ – wiederholte der Soldat seinen Befehl. Seine Augen zogen sich in die Höhlen zurück, tief hinein und lohten nur so aus der Tiefe.

Der zweite rang mit Recha, bis er sie liegen hatte.

„Singen – oder ich schieße euch wie Hunde nieder, dich und sie,“ –

Keuchend und halbtot lag Recha unter der Wucht des wütenden Kosaken...

Welwale sah nur noch, wie sie die ohnmächtigen, unwissenden Hände schwer fallen ließ. „Ich lebe noch, Vater“ – rief sie ihm zu.

Wie im Nu war's ihm leicht geworden. Er war ohne Herzschnere, ohne Hirnlast. Alles war von ihm abgefallen – er hatte nichts zu tragen. Wie seltsam! So leicht war's ihm nie und so wohl in dieser Leichtigkeit, dass er – sang. Sang sein Solo: „Mchalkel chajim“. – Und lachte blöd dazwischen und redete zum Kosaken jüdisch.

„Gott! Hm!“ – faselte er – ich verheirat ihn mit meiner Donetschka und Recha kutschiert“. –

Die Kosaken haben ihre Rollen gewechselt. Jener saß siegessatt dem Faselnden gegenüber und brummte gemütlich: Tschto on gawarytj?“

Und klopfte ihm vertraulich auf die Schulter...

Wenn die Schakale feiern

Von den Bewohnern der Stadt wagt keiner, aus dem Haus zu treten. Denn der Tod geht durch die Gassen und Schakale geben ihm das Geleite. Auf den Straßen lungert lautes Bauerngesindel. Es hat mit den Kosaken Brüderschaft geschlossen und ist ihnen stets zur Seite auf allen ihren Mord- und Raubgängen. Sie erbrechen Kästen und Schränke, durchwühlen sie und werfen den ganzen Inhalt auf die Diele. Gierige Hände greifen nach Nahrungsmitteln und Kleidungsstücken. Die Bauern stehen mit ihren Wagen vor jedem heimgesuchten Haus und warten auf ihren Teil. Was den Plünderern nicht gefällt oder nicht nützt, schleudern sie durchs Fenster auf die Straße hinaus, zerfetzen es in Stücke und Scherben, mit Äxten, Säbeln und Messern.

Federn fliegen in der Luft herum und vermengen sich zu grauen Wölkchen mit in der Luft schwebenden Fäden, Strohhalmen, Schnüren und Papierschnitzeln und Blättern, an denen nicht mehr zu erkennen ist, ob sie in den Eingeweiden von Sesseln und Divans oder in Büchern, Akten und in rosigen Schleifen sorgsam bewahrt geruht haben. Diese Wölkchen senken sich dann zur Erde nieder und versinken in Lachen von Kot oder in Bächen, deren Flüssigkeit sich aus Petroleum, Wein, Essig, Himbeersaft und Milch zusammensetzt und straßab in bunten Linien sich schlängelt. Hier und da wird der Lauf gehindert durch aufgeworfene Zuckerwürfel, Mehl und hundert andere nahrhafte Dämme, die man draußen hat liegen lassen, weil Fuhren, Säcke, Kisten und Taschen alles nicht mehr fassen konnten.

Jeder Wagen – eine Alpe voll Segen. Säcke voll Mehl, die man aus den Läden geraubt hat, Kisten voll Zucker, Seife, Schokolade und tausend ähnlicher Dinge; darüber Kleidungsstücke, Polster, Decken, Tücher, Hemden, Spiegel, Wanduhren, Sofas; obenauf Klaviere.

Die Bauern sind von so viel Reichtum berauscht; sie umarmen einander, umarmen die Kosaken und während in den geleerten Winkeln verwüsteter Häuser und eingeäscherter Höfe Stille, demütige Armut und zermalmender Jammer sich einnisten, hört man von der Straße her trunkene und heisere Zurufe: „Bratschyku! holubtschyku! serdenjko!“

Mit dem Rauben wächst die Raublust. Aber das Rauben und Plündern allein bietet bald keinen Reiz mehr; die Angst der Beraubten hat immer ein und dasselbe

Gesicht, an dem sie kein Interesse mehr finden. Ihre Instinkte lodern und gieren nach Grausamkeiten, gieren nach Spott, Schande und Blut.

In den ausgeplünderten Wohnungen und Gewölben hausen Pferde auf Polstern und Seidenstoffen gebettet; sie stehen vor Krippen, die aus kostbaren Möbelstücken hergestellt wurden. Bewohner und Besitzer aber werden aus ihren Häusern auf die Gasse, in die Wälder, ins Elend gejagt und sind froh, dass man ihnen das Leben gelassen und an ihren Schädeln und Rippen die Kolben nicht versucht hatte.

Rauchwolken und Feuersäulen steigen in die Höhe. Dächer brechen zusammen; Mauern gehen krachend auseinander; Schloten ragen gespenstisch aus Schutt und Asche empor. Frisches, warmes Blut dampft in den Häusern, rieselt auf das Pflaster und mischt sich mit den Straßentümpeln und färbt sie purpurn. Die kahlen, winterlichen Äste der Bäume, die den Ringplatz wie treue, wortlose Wächter umgeben, werden von einem Schauer geschüttelt.

In der Mitte des Tages hängen zwei Leichen. Ossyp Leschko, der Stadtrat mit dem Mördergesicht und den Gelüsten Iwans des Grausamen, geht an ihnen vorbei und er fühlt eine Sonne in sein Herz quillen. Er hatte ausgesagt, dass jene zwei Gehenkten Spione seien. Es sind Vater und Sohn. Er war ihnen eine Kleinigkeit schuldig und braucht jetzt nicht mehr zu zahlen. Er zeigt ihnen die Zunge und brüstet sich: „Eh, eh! mudraheli! Philosophen“ –.

Hunde winseln irgendwo. Dazwischen fällt das Teck-Teck eines Gewehres.

Gewaltige, riesenhohe, dichtscharze Rauchwolken steigen auf und senken sich und verdecken den Tag, dass er wie in Wolken schwarzer Watte spurlos verschwindet.

Das sind die Naphthareservoirs, die sie angezündet haben. Der Tag ist zur Nacht geworden, es erhellen ihn nur die Rufe: „Bratschyku! holubtschyku! serdenjko!“

Der gute Jakym ist es, dessen Herz die Dankbarkeit schwellen macht. Er wohnt in Mendels Haus, das eine rote Tür und einen Adler hat und ein Schindeldach dazu. Er taumelt vor Freude, umarmt ein Dutzend Kosaken nacheinander und ruft: „Bratschyku luby! holubtschyku! serdenjko!“

„Das goldene Herz“ – meint der Ingenieur Lawecki, als er den übersprudelnden Bauer sieht und hängt sich fester in den Arm des Popen Zenobius...

Galizien¹

Auf der Flucht in Teplitz-Schönau 1915

Ich hörte heute eine Amsel rufen –
Das hörte sich so süß, wie wenn die Heimat,
wie wenn die Mutter mich nach Hause rief.

Ich hörte heute eine Amsel rufen –;
sie hat mein Herz betört, dass ich, o ferne Heimat,
von Frühlingsblütenschauern dich umschmeichelt währte.

Heut wenn des Frühlings Weckruf durch die Lande
geht mahndend, dass sie festlich sich gewanden:
weint meine Seele, wenn ich deiner denke
und deiner Kinder, die das Los gewürfelt
in Nacht und Not, auf dass sie heimlos werden;
und deiner Auen, die im Blute dampfen;
und deiner Berge, die, zeitlose Runen
am Himmel, allen Zeiten deine Weihe künden.

Wie herzlos, seelenlos hat deine Seele
man oft begeistert und gehnt es nimmer,
dass einst in dich ein Meer von Jammer sickert;
dass einer Sbirrenbrut entmenschem Wüten
du deinen Leib entgegenstemmst als Wehrwall,
dran du verbluten sollst und Allen teuer werden.

Ich hörte heute eine Amsel rufen;
das klang so süß; ich ward betört und währte,
dass mich die Heimat, mich die Mutter rief,
des Frühlings stillem Raunen nachzulauschen,
wie es des Abends steigt von unseren Bergen
und an die Täler rührt mit zarten Fingern.

¹ Aus: Ostdeutsche Monatshefte. 1927. Nr. 12. S. 1112.

Heimkehr¹

Das wird ein schöner Tag im Sommer sein,
Wenn ich nach langem, leidgefülltem Wandern
Zieh wieder in der Mutter Häuschen ein,
Und sitze traut bei Tisch und fröhlich wie die andern.

Die Mutter weint und sieht vergnügt mich an,
Als wäre alles Bitt're schon verronnen;
Ein freudig Lächeln weckt sich dann und wann –
Und ich bin ihr, und bin zurückgewonnen.

Der Brüder Stirnen sich in Freude krönen –
An ihr kann ich mein ganzes Leiden messen;
Doch deine Tränen, Mutter, deine Tränen,
Sie machen mich mein altes Leid vergessen.

Ich weiß daheim die Sonne heiter scheinen –
Dein Häuschen, Mutter, ist so fromm und rein;
Ich komm zu dir, mein Leiden totzuweinen –
Das wird ein schöner Tag im Sommer sein...

¹ Aus: Ost und West. 1905. Heft 3. S. 179–180.



ARTHUR ERNST RUTRA

Arthur Ernst Rutra (geboren am 18. September 1892 in Drohobycz, Galizien; gestorben am 9. Oktober 1942 im Vernichtungslager Malyj Trostjanez bei Minsk) war ein österreichischer expressionistischer Dramatiker, Schriftsteller, Journalist, Lektor und Übersetzer.

Nach der Scheidung seiner Eltern siedelt Rutra 1903 mit seiner Mutter nach Wien über, wo er seine Schulausbildung absolviert. Er studierte an der Universität Wien zunächst Jura 1911–1913, dann Germanistik und Slawistik 1913–1915 und promoviert 1917 mit einer Dissertation über Ludwig Börne. 1912 bis 1914 war er Mitglied des *Akademischen Verbandes für Literatur und Musik*, der die expressionistische Zeitschrift *Der Ruf* herausgab und Rutra den Weg an die Volksbühne ebnete. In diesem Umfeld lernte er Schriftsteller und Kritiker kennen wie z. B. Erhard Buschbeck, Emil A. Rheinhardt, Paul Stefan, Ludwig Ullmann und vor allem Robert Müller (1887–1924), den Wiener Expressionisten und Aktivisten. Rutras Denkrede an ihn wurde am 7. Juni 1925 bei der Gedächtnisfeier im Wiener Raimundtheater gehalten. 1915 meldet er sich als Freiwilliger und verfasst unter dem Eindruck der Karpaten-Schlachten patriotische Gedichte.

Nach dem Ersten Weltkrieg zog er nach München und lebte dort bis 1933 als freier Schriftsteller, Übersetzer und Publizist. 1918 wird er Verlagssekretär beim Verlag Georg Müller, arbeitet aber auch für andere Verlage. Seit 1920 war Rutra Mitglied des *Verbandes Deutscher Bühnenschriftsteller*, gehörte auch dem

Schutzverband Deutscher Schriftsteller an und war Mitarbeiter der literarischen Zeitschrift *Moment*.

Nach der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten emigrierte Rutra nach Österreich, wo er seit 1934 Mitglied der Vaterländischen Front war, den Ständestaat propagandistisch unterstützte und dessen Eigenständigkeit gegen deutsche Presseangriffe verteidigte. Ab 1936 war er auch Mitarbeiter der von dem 1933 nach Österreich geflüchteten Münchner Philosophen Dietrich von Hildebrand begründeten Wochenschrift für katholische Emigranten *Der Christliche Ständestaat* (1933–1938).

Nach dem Anschluss Österreichs 1938 wurde Rutra verhaftet und am 2. April 1938 zusammen mit anderen Repräsentanten des Ständestaates ins Konzentrationslager Dachau deportiert und am 9. Oktober 1939 nach Buchenwald überstellt. 1941 wurde er vom Volksgerichtshof zu 15 Jahren Kerker verurteilt. Am 5. Oktober 1942 wurde er durch die Gestapo Wien nach Minsk verschleppt, wo er am 9. Oktober 1942 im nahegelegenen Vernichtungslager Malyj Trostjanec ermordet wurde.

Rutras literarisches Werk umfasst sowohl expressionistische Kriegslyrik und Kurzprosa als auch dramatische und essayistische Arbeiten wie *Russensturm* (1915), *Aus Österreich. Kriegslieder* (1915), *Golgatha. Ein Spiel in neun Bildern* (München 1918), *Der fremde Mann* (München, um 1926), *Herr Titan trägt Zinsen* (1925), *Robert Müller. Denkrede* (München 1925), *Der Kronprinz* (Stuttgart 1928), *Zoo. Menschliche Geschichten* (München 1927), *Spiel am Abgrund. Eine Streitschrift um das Theater* (München 1931), *Einsamer Weg. Gedichte* (1937), *Das fünfte Rad. Episode aus dem Leben eines Niemand in 4 Akten* (Wien, um 1941) etc. Sein Schaffen steht stark unter dem Einfluss Müllers, dessen Kritik an Militarismus und geistloser Zivilisation der Gegenwart und dessen Streben nach einem neuen, idealistisch-autonomen Menschentum er sich anschließt. Daneben trat Rutra auch als Herausgeber („*Der Anbruch. Ein Jahrbuch neuer Jugend*“ (München 1920, gemeinsam mit Otto Schneider)) und Übersetzer, meist aus dem Polnischen (Adam Mickiewicz) und Französischen (Emile Zola), hervor.

Seine erste dramatische Arbeit *Golgatha* (1918) spiegelt die Wandlung vom einstigen Kriegsbefürworter zu einem Zweifler und Skeptiker. Mehrere Schauspiele befassen sich mit Fragen der Zeit, insbesondere mit Phänomenen des habituellen Wandels wie z. B. *Herr Titan trägt Zinsen* (1925), eine Komödie, die vor dem Hintergrund der Inflation die Macht des Kapitals thematisiert, oder *Genosse Geld* (1929), das von der Korruptierbarkeit und Käuflichkeit der Menschen handelt.

Einen großen Bühnenerfolg verzeichnete Rutra mit seinem Stück *Der Kronprinz. Eine Tragödie* (1928), das von Max Reinhardt für das Deutsche Theater in Berlin erworben wurde. Neben dem Burgtheater wurde es auch in Hamburg, München, Bochum und Frankfurt gespielt. Einige nachfolgende Stücke wie *Werkspionage oder Amokläufer* (1931) wurden zwar noch auf kleinen Bühnen aufgeführt, konnten sich aber vor dem Hintergrund des erstarkenden Natio-

nalsozialismus nicht behaupten. „In seinen von schwerem Pathos und obskurer Symbolik verdunkelten Tragödien stellt er dem modernen Menschen große und eigenwillige Charaktere gegenüber, die jedoch zum Untergang bestimmt sind.“¹

Werke (Auswahl): *Aus Österreich. Kriegslieder* (1915); *Golgatha. Ein Spiel in neun Bildern* (1918); *Der fremde Mann* (1926); *Robert Müller. Denkrede* (1925); *Herr Titan trägt Zinsen* (1925); *Der Kronprinz. Tragödie in fünf Akten* (1928); *Zoo. Menschliche Geschichten* (1927); *Spiel am Abgrund. Eine Streitschrift um das Theater* (1931); *Einsamer Weg. Gedichte* (1937); *Das fünfte Rad. Episode aus dem Leben eines Niemandes in 4 Akten* (1941).

¹ Egger, Irmtraud: Rutra Arthur Ernst, in: *Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950*. Wien, 1988. Bd. 9. S. 339.

Golgatha¹ **Ein Spiel in neun Bildern**

ERSTES BILD

*Walther. Gertrud, seine Schwester.
Anton, sein Bruder. Sophie, dessen Frau.
Der Arzt. Die Pflegerin. Das Mädchen.
Alfred, Gertruds Verlobter.*

Im Wohnzimmer. Tisch und Stühle in der Mitte, an der Mittelwand eine Kredenz. Möbel und Bilder. Die Einrichtung deutet auf ein besser situiertes Bürgerhaus, zeigt nicht viel Geschmack. Rechts und links Türen, eine Tür im Hintergrund, die ins Vorzimmer führt. Die Tür links wird behutsam geöffnet und geschlossen.

Walther steht vor der Kredenz, mit dem Rücken zum Zuschauer. Isst und sucht in den Laden nach Esswaren. Er ist bleich, hager und macht einen nervösen Eindruck. Alter etwa zweiundzwanzig Jahre. Wenn er angesprochen wird, schrickt er bisweilen zusammen, ist scheu und scheint zerstreut. Verbirgt mühsam eine Unruhe.

Sophie und Anton kommen leise aus dem Zimmer links. Die Tür wird behutsam hinter ihnen geschlossen; man sieht eine Pflegerin.

Sophie mit einem Blick auf Walther zu Anton:

Sieh ihn nur an, jetzt isst er wieder.

Anton tritt zu Walther:

Das Essen scheint Dir zu schmecken?

Walther:

Wahrscheinlich.

Anton nach der Pause:

Und Du scheinst es wohl ebenso wahrscheinlich zu finden, dass jetzt der geeignetste Zeitpunkt ist?

Walther:

Geigneter sicherlich als später. Ihr werdet zu Hause, wenn es – da zeigt auf die Tür. Zu Ende ist, das fertige Nacht Mahl vorfinden. Hast Du auch alles gut anbe-

¹ Auszüge aus: Rutra, Arthur Ernst: Gulgatha. Ein Spiel in neun Bildern. München: Georg Müller Verlag, 1918.

fohlen, Sophie? – Spargel als Vorspeis, Suppe... (*Lacht nervös auf, die Fingerspitzen an die Schläfen pressend. Nach einer Pause –*) Ich mag Euch jetzt nicht sehen... Ich will nicht...

Sophie und Anton sehen einander an und treten beiseite.

Gertrud (*kommt hastig aus dem Krankenzimmer*):
Walther, Mutter hat Deinen Namen genannt.

Walther *schreit auf*:
Nein!

Gertrud *bittend*:
Willst Du nicht hereinkommen, Walther?

Walther *ist regungslos stehen geblieben. Gertrud nimmt ihn bei der Hand und führt ihn zur Tür. Er geht willenlos mit. Als Gertrud die Tür öffnen will, fährt er zusammen, mit einem gequälten weinerlichen Aufschrei*:
Nein!...

Stürzt in die Mitte des Zimmers, wo er vor sich hinstarrend stehen bleibt. Gertrud will ihm nacheilen; im gleichen Augenblick öffnet sich die Tür, die Pflegerin tritt vor.

Pflegerin *ernst*:
Der Arzt lässt bitten.

Gertrud, Anton und Sophie eilen hinein. Die Pflegerin bleibt unschlüssig mit einem Blick auf Walther stehen, geht dann auch ins Zimmer. Walther, zuerst noch in sich versunken, blickt, als sich die Tür geschlossen, ängstlich hinüber. Nach einer Weile tritt der Arzt aus dem Zimmer:

Arzt:
Gertrud hat mich zu Ihnen geschickt.

Walther:
Ich verstehe. Sie haben drüben nichts mehr zu tun. Jetzt treten die andern in ihre Rechte... Sie müssen weinen – die kalten Hände küssen... Und dann kommt die Pflegerin, sie muss den Kopf umbinden, mit weißen Tüchern, das Lager richten, die Lichter anzünden... Oh! Und man muss denken... Es gibt viel zu tun – morgen, übermorgen – und dann alle Tage... Wie das schmerzt! – Leben zu müssen, ohne zu ahnen, warum. Zu leiden, sich zum Ende quälen... – bis man einst auch so daliegt, hilflos, zermartert – – Ohh –

Arzt:
Mut, lieber Freund. Denken Sie an die Tote, die sie geliebt haben, wie Sie noch gestern für Sie gesorgt hat. Ehren Sie ihr Andenken und ihren Willen durch den Glauben an sich selbst. Sie müssen sich die Zukunft vor Augen halten, was wird aus Ihnen, Walther?

Walther:
Ein Taugenichts.

Arzt:

Walther, denken Sie an Ihre Mutter!

Walther:

Oh, die hat es immer gewusst! Sonst hätte sie mich nicht so lieb gehabt. Mütter lieben immer ihre ungeratenen Söhne, sie ahnen die Hilfslosigkeit ihrer Kinder... Ich war für sie immer der Bub mit zehn Jahren, dem man zu essen geben, den man behüten muss. Sie hat es gewusst, dass aus mir nichts werden kann.

Arzt:

Sie sind sich selber Achtung schuldig, Sie sind begabt, haben was gelernt.

Walther:

Ja, in alle Töpfe geschaut; Jus inskribiert, Medizin gehört – Philosophie studiert... Glauben Sie, dass man sich damit in die Welt fügt? Dass ein Mensch wie ich Karriere machen kann? Einer, der uneins ist mit sich selbst, der im Finstern tastet? Ich sehe keine Möglichkeit, an die ich mich klammern könnte, ich sehe keinen Weg, und alles, was ich vielleicht festhalten wollte, entgleitet meinen Händen.

Arzt:

Sie haben Vorstellungen – kranke Vorstellungen, die sich mit einem Leben, das wir Menschen nun einmal führen müssen, nicht vereinen lassen. Sie leben in einer Unwirklichkeit und müssen erst den Boden unter Ihren Füßen fühlen. Stürzen Sie sich in die Welt, erleben Sie Schmerzhaftes und was Ihr Herz höher schlagen lässt, kämpfen Sie, suchen Sie den Widerstand auf, wenn Sie ihn nicht finden können, aber um Himmelswillen verharren Sie nur nicht in einem Zustand, der Untätigkeit ist und Sie einer vernichtenden Nachdenklichkeit preisgeben muss. Sie müssen – ja Walther, es ist das einzige Wort – gesund werden, Ihren Körper, Ihre Kraft fühlen lernen!

Walther:

Um dann Lügner an mir selbst zu werden? Ich werde niemals gesund! Ich bin einer von denen, die sich an alle Kanten und Ecken wund stoßen, für die diese Erde keinen Raum hat, für die es keine Karriere gibt... Aus diesem Stoff... wer weiß – es mag vielleicht lächerlich klingen... sind einst die Christusse erstanden – heute werden Taugenichtse und Narren daraus... Doktor, Sie meinen es gut mit mir, und ich bin ungerecht gegen Sie. Das ist das Unglück, dass alle gut gegen mich sind. Sie verstehen mich nicht, aber Sie sind gut, und wollen mir nicht weh tun. Oh, Sie wüssten, wie das schmerzt! Es liegt so eine Art Nachsichtigkeit und Geringschätzung darin... Und dennoch staune ich oft, dass ich es fühle; ich empfinde eigentlich diese Menschen gar nicht, sie sehen an mir vorüber, sie sprechen zu mir, ohne dass ich das Bewusstsein habe: sie sind da, sie leben, sind Körper wie du... – als wären Schleier zwischen sie und mich gebreitet.

Arzt:

Walther, Sie verlieren sich, während Sie trachten sollen, näherzukommen.

Walther:

Glauben Sie, Doktor, aus mir wird kein Mensch. Ich habe zu wenig Blut in mir – wenn Sie es irgendwie erklären wollen... Solche wie ich, leben nicht und nähren sich nicht; sie zehren an sich selbst – bis es einmal zu Ende ist. Vielleicht, dass sie dann auf einem andern Planeten zu leben beginnen.

Arzt:

Wir wollen warten... Es liegen noch Jahre vor Ihnen!

Walther:

Oh – – die Zeit ist lang...

Gertrud, Anton und Sophie sind aus dem Zimmer getreten. Gertrud ist bleich, Sophie hält ein Tuch vor den Augen und wird von Anton geführt. Eine Weile bleiben sie stehen, als wollten sie Walther treten, gehen dann aber zur Türe hinaus. Gertrud kommt langsam näher, der Arzt ist zu ihr getreten.

Gertrud:

Ich danke Ihnen.

Arzt:

Sie sind tapfer, haben Pflichten – um die Tote und um einen – der lebt... Ich weiß, dass Sie stark sind. (*Drückt ihre Hand.*) Leben Sie wohl! Walther, und denken Sie, dass Sie ein Mann sind! (*Geht.*)

Gertrud ist zu Walther getreten und nimmt ihn bei der Hand. Walther zuckt zusammen.

Gertud:

Willst Du nicht zur Mutter, Walther?

Walther:

Ich habe von ihr gestern Abschied genommen. Das war sie wie sonst. Nur etwas müde und bleich. Ich will sie so in meinem Gedächtnis behalten. Ich kann die Toten nicht sehen, denn sie sind fremd und gehören uns nicht mehr.

Gertrud:

Mutter hat heute noch von Dir gesprochen. Sie sagte: Nun weiß ich, wie es um mich steht, da Walther nicht mehr zu mir kommt.

Walther stöhnt auf; nach einer Pause:

Und das Mittagessen für morgen hat sie wohl auch nicht vergessen... Ihr Frauen seid stärker als wir, Ihr lebt auch nach Eurem Tode fort. Unsereiner stirbt schon lange vorher.

Gertrud:

Du sollst so nicht sprechen, Du weißt, wie weh Du mir tust.

Walther:

Dass wir alle nur geschaffen sind, um einander Leid anzutun! Dass wir nicht ewig Kinder bleiben können und spielen... Arme Gertrud, nun bist Du Mutter geworden...

Gertrud:

Wir müssen an unsere Zukunft denken.

Walther:

An Deine, Gertrud! Um meine Sorge nicht, ich habe keine. Ich werde leben, das ist alles. Der Weg nach Golgatha ist lang... Bald wird Alfred da sein, dann könnt Ihr die Hochzeit besprechen. Sie muss bald sein. Hier dürfen wir nicht lange bleiben.

Gertrud:

Du wirst zu uns kommen.

Walther:

Ich danke Dir, Gertrud, aber es ist leichter gesagt. Es tut nicht gut. In mir ist kein Friede – ich passe schlecht in ein junges Heim, in das Glück einziehen soll.

Gertrud:

Du darfst jetzt nicht allein bleiben.

Walther:

Dann dürfte ich es wohl nie...

Gertrud:

Du brauchst jemanden, der an Dich denkt. Du musst Dich entwickeln, Dich pflegen können; Du musst arbeiten lernen, schaffen! Nicht so viel grübeln, Walther! In Dir muss Freude werden, damit Du glücklich wirst und glücklich machen kannst. Die Welt liegt vor Dir, Du musst sie nur erkennen, sehen lernen, dass sie schön ist und groß. Fühlst Du nicht, dass der Mensch glücklich werden kann? Dass es auf dieser Welt auch Freude, Befriedigung und Segen gibt? Du wirst gute Menschen finden, die Dich schätzen, Dich lieben lernen. Du bist jung, Walther, und wie darfst Du so sprechen, wenn Du nicht das Höchste und Reinste erfahren hast, das uns gegeben ist.

Walther:

Gute Schwester!

Alfred *ist eingetreten. Rasch zu Gertrud:*

Wie geht es der Mutter?

Gertrud senkt den Kopf. Alfred schließt sie in seine Arme, streichelt ihr Haar und küsst sie auf die Stirne; dann zu Walther.

Alfred:

Wir gehören zusammen, Walther. Du weißt, dass Du mir teuer bist, dass ich Dich schätze, und dass Du an mir einen Freund hast.

Walther drückt ihm die Hand. Alfred geht langsam ins Sterbezimmer.

Walther:

Du wirst glücklich werden. Mutter sprach gern und gut von ihm.

Gertrud:

Ja, es ist gut. Und dass er an Dir hängt, gibt mir ein Gefühl der Beruhigung. Das hat auch Mutter das Sterben leichter gemacht...

Walther murmelnd:

Ihr sollt nicht so viel an mich denken...

Alfred ist wieder aus dem Zimmer getreten. Nach einer Pause:

Geht zur Ruhe! Die nächsten Tage sind schwer, sie stellen Pflichten an uns, dürfen uns nicht ausgeben. Ich habe Anordnungen zu treffen und muss noch arbeiten. Gute Nacht, Gertrud! (*Küsst sie.*) Sei mutig, Walther, es bleibt alles wie es war... (*Geht.*)

Gertrud:

Gute Nacht, Walther, geh schlafen, tu es mir zuliebe...

Walther zerstreut:

Ja, ich gehe bald.

Gertrud geht langsam zur Türe rechts, sieht noch einmal zu Walther. Walther ist am Tisch sitzen geblieben, starrt vor sich hin.

Walther allein:

– es – bleibt alles – – wie es war...

Nach einer Weile kommt das Mädchen, stellt ein Glas Milch vor Walther, geht zur Türe zurück. Walther blickt auf, starrt auf das Glas und sieht dann erstaunt zum Mädchen hinüber.

Mädchen bei der Türe:

Die gnädige Frau hat gestern angesagt, dass der junge Herr jeden Abend sein Glas Milch bekommen sollen. (*Ab.*)

Walther stöhnt wimmernd auf:

Mutter! (*Birgt sein Haupt in die Arme.*)

ZWEITES BILD

Walther. Gertrud. Alfred.

Modern eingerichtetes Zimmer. Gute Reproduktionen alter und moderner Meister. Im Vordergrund links ein Klavier. Rechts und links Türen. Die Türe rechts führt ins Vorzimmer. An der Mittelwand eine Türe, die durch Portieren geschlossen ist. Wie sie zurückgeschlagen werden, sieht man in Alfreds Arbeitszimmer. Es ist Abend. Ein halbes Jahr später. Gertrud trägt Halbtrauer.

Alfred und Gertrud kommen durch die Tür links. Alfred tritt zum Rauchtisch, zündet eine Zigarre an.

Alfred:

Nun, Gertrud, jetzt hast Du wieder für Walther decken lassen und er ist schon den dritten Tag nicht zum Essen gekommen.

Gertrud:

Heute kommt er ganz bestimmt. Er ist so seltsam in der letzten Zeit – ich habe Angst um ihn. Wenn ich nur mit ihm sprechen könnte – aber er ist scheu, so zerstreut...

Alfred:

Solange er zur Prüfung gearbeitet hat, ging es ja noch und ich glaubte fast, er hätte ein Ziel vor sich...

Gertrud:

Und als er sie bestanden, da war wieder nichts in ihm – keine Zufriedenheit, keine Genugtuung. Als ich vor einigen Jahren an seinem Zimmer vorbeiging, da hat er eine Stelle aus Dostojewskis Idioten immer wieder vor sich hergesprochen – ich glaube fast, er sagte sie auswendig aus dem Gedächtnis.

Alfred:

Es wäre das beste, wenn er für eine Zeitlang auf Reisen ginge.

Gertrud:

Vielleicht hast Du recht, aber er denkt so gar nicht an das, was er braucht!

Alfred:

Man verhungert nicht so leicht, die Natur bäumt sich dagegen auf.

Gertrud:

Aber man stirbt ab...

Walther ist während der letzten Worte, die Alfred gesprochen, ins Zimmer getreten. Er sieht verwahrlost aus, Schuhe und Anzug mit Staub und Erde bedeckt. Er ist bleich, sein Blick ist unruhig.

Walther:

Ihr dürft mir nicht zürnen. Verzeiht bitte, ich konnte nicht anders; es trieb mich hinaus... *(lächelnd)* Wie lange ist es wohl, dass ich fortgewesen?

Gertrud *ist entgegengeeilt, führt ihn an der Hand zum Diwan, zwingt ihn, sich zu setzen*

Setz Dich, Walther, Du wirst müde sein!

Walther *sich niederlassend:*

Müde? – Vielleicht... (*Will plötzlich aufstehen.*)

Alfred:

So ruh Dich doch ein wenig aus!

Walther:

Was Ihr doch für liebe Menschen seid! Statt mich auszuschelten, wie ich es eigentlich für meine Rücksichtslosigkeit verdiente, seid Ihr gut zu mir... Ich weiß nicht, wie ich es tragen soll... Und Ihr fragt mich gar nicht, wo ich mich herumgetrieben habe. (*Nach einer Pause*) Ich könnte es auch nicht erzählen, wüsste auch den Weg nicht zu nennen, den ich gegangen. So groß ist diese Erde, und doch so eng! So eng, dass man nicht durch kann, ohne anzustoßen, dass die Luft, die man atmen muss, zu Blei wird... Oh, Ihr fühlt dies alles nicht, könnt es nicht fühlen, denn Ihr habt ein Heim, seid zufrieden – glücklich...

Alfred:

Lass diese Gedanken, Walther, Du quälst dich unnütz, zwingst dir eine Welt auf, die nicht ist; Du suchst das Hässliche, wie Du das Leiden suchst.

Walther:

Im Hässlichen liegt Leid – und Leiden ist schön... Nein, Ihr versteht mich ja doch nicht! Wie solltet Ihr auch, da Ihr den Weg kennt, der ruhig und breit vor Euch liegt. Was wisst Ihr von Zwiespalt, von Unausgeglichenheit...

Alfred:

Lass das, Walther! Es führt zu keinem Ziel. Wir müssen uns alle bescheiden und Stück Lüge auf uns nehmen, so viel, als wir brauchen, um nicht zu verzweifeln oder wahnsinnig zu werden. Das ist notwendig, und wir sollten uns glücklich preisen, dass uns diese Möglichkeit gegeben ist. Wir müssen uns alle gewöhnen, das Leben nicht mit bloßen Augen anzusehen. Irgendwo ist eine Scheidewand aufgerichtet, an die wir nicht rühren dürfen.

Walther:

Mag sein, dass Du recht hast, dass Dein Standpunkt für das glückliche Leben des Menschen Voraussetzung ist, aber es gibt eben Fälle – oder auch Menschen... – Euch würde es wahrscheinlich wie eine Ungeheuerlichkeit vorkommen, dass ich seit heute keinen Bissen im Munde hatte... Es ist das gleiche, was Du sagtest, Alfred! – Ich vergaß eben darauf...

Gertrud:

Um Himmelswillen! Da muss ich aber gleich... (*Erhebt sich rasch.*)

Alfred:

Ja, Gertrud, lass etwas Essen hereinbringen. Ich will indes an meine Arbeit gehen und vielleicht können wir dann noch einiges besprechen. Wir müssen an die Zukunft denken und ich glaube, Du wirst mir recht geben. (*Geht durch die Portiere ins Arbeitszimmer.*)

Gertrud ist schon während der letzten Worte durch die Türe links gegangen. Walther bleibt eine Weile sinnend sitzen, erhebt sich dann langsam und geht zum Klavier. Der ganze Vorgang spielt sich wie bei einem Schlafwandelnden ab. Er schlägt zuerst mechanisch eine Taste an, dann – wie erwachend spielt er eine Phantasie. Während des Spieles ist Gertrud ins Zimmer getreten, hinter ihr das Mädchen mit einem Servierteller, den sie auf den Tisch stellt. Das Mädchen geht ab. Gertrud, die zuerst erstaunt stehen geblieben, tritt hinter Walther und streichelt sein Haar. Walther zuckt zusammen, ergreift ihre Hände und presst sie wild an seinen Mund.

Gertrud erschrocken:

Walther?!

Walther stürzt zu ihren Füßen, kniend hält er sie umfassen und birgt sein Antlitz in ihrem Schoß. Ein mächtiges Zittern geht durch seinen Körper.

Gertrud:

Walther? Walther! (*Sie richtet ihn auf und führt ihn zum Tisch; er lässt alles willig geschehen.*) Sei doch vernünftig, Walther! Deinen Nerven haben gelitten.

Walther:

Verzeih!

Gertrud mit erzwungener Heiterkeit:

So und jetzt wirst Du etwas zu Dir nehmen, wirst Dich stärken – und dann werden wir das Kind zu Bett bringen. (*Gießt ein Glas voll, Walther stürzt es hinunter.*)

Walther:

Nein, Gertrud, ich werde gehen.

Gertrud:

Wohin denn wieder? Fort?

Walther:

Ja! Ich kann nicht bei Euch bleiben. Ich – – darf nicht.

Gertrud:

Du wirst wieder zur Ruhe kommen.

Walther:

Ich – darf nicht bei Dir bleiben, Gertrud! Es geht um Dein Glück, um Deinen und Deines Mannes Frieden – und – – um meine Seele... Hast Du mich verstanden, Gertrud? Ich kenne mich nicht mehr...

Gertrud *unterdrückt einen Schrei:*

Walther!

Walther:

Ich bin Dir Bruder, Gertrud. Was Du mir bist – ich kann es jetzt nicht mehr sagen. Oh, wie ist alles so wirr... Wer findet sich in diesem Labyrinth zurecht! Es ist zum Wahnsinnigwerden... Ich möchte schreien: – wahrscheinlich ist dies alles nicht wahr – und nur der jähe Ausbruch einer unermesslichen Sehnsucht, die sich mir nie erfüllen kann. – Vielleicht warst Du nur zufällig zugegen... Vielleicht ist dies alles nicht wirklich geschehen und nur ein Traum gewesen... Es ist – so wirr – – so entsetzlich...

Gertrud:

Warum musste das geschehen!

Walther:

Weine nicht, Gertrud. Ich gehe, und Du wirst alles, was heute Abend war, vergessen. Du wirst mich vergessen und ich werde in Deiner Erinnerung wieder der Bruder werden, der arme Junge, für den man sorgen muss, weil er zu solchen Dingen nicht taugt. Und wenn ich einmal wiederkomme – dann wirst Du wieder Deine Hand auf mein Haar legen können... dann wird es wohl auch nicht mehr weh tun...

Gertrud:

Und was wird mit Dir werden?

Walther:

Ich werde in die Welt gehen, um Stück um Stück mich zu verlieren, bis ich nicht mehr mir gehöre. Man stirbt ab... Du sagtest es früher.

Gertrud:

Man – stirbt – ab... Armer Walther!

Walther:

Nicht arm; Gertrud Denn mit jedem Stück, das wir vergeben, das für uns unwiederbringlich verloren gegangen, werden wir reicher. Vielleicht ist dies das einzige Glück, das uns beschieden bleibt – geben zu können, ohne zurückzuverlangen –

Gertrud:

Was kannst Du geben, Walther?

Walther:

Mich – meine Seele – mein Leib – – meinen Schmerz... Meinen Schmerz! Du hast recht! Was kann ich geben! Leid, Weh – immer nur wieder Weh und Leid – – Wunden über Wunden... Und wer wir Wunden nehmen?

Gertrud:

Wer Liebe hat!

Walther *sinnend:*

Wer – Liebe – hat... In mir ist nicht Liebe. Wo ist Liebe?

Gertrud:

Geh in die Welt und suche. Wo Menschen sind, ist Liebe.

Walther:

Wo Menschen sind...

Gertrud:

Und wenn Du gefunden hast, dann komme wieder!

Walther *ist aufgestanden und hat sich der Türe genähert. Er ist ruhig geworden. In seinen Zügen ist ein Leuchten, sie scheinen ernster.*

Leb wohl, Gertrud!

Gertrud:

Ich weiß, dass Du wiederkommen wirst.

Walther will ihre Hand ergreifen. Durch Gertruds Körper geht ein Zittern, plötzlich schlingt sie ihre Arme um Walther und küsst ihn. Sie halten sich lange umschlungen. Dann sinken ihr Arme.

Gertrud *leise bittend:*

Geh!...

Walther sieht sie lange und schmerzvoll an, dann geht er. Als sich die Türe geschlossen, lässt die Spannung in Gertruds Körper nach, sie lehnt sich an den Pfosten, ihre Schultern beben.

Gertrud *die Hände ausstreckend, weinend:*

Walther... !

Sie geht langsam, vor Aufregung zitternd zum Tisch, sinkt in einen Sessel nieder, stürzt den Kopf in die Hand und starrt vor sich hin.

Alfred *ist durch die Portieren getreten, sieht sich erstaunt herum:*

Wo ist Walther?

Gertrud *sich aufrichtend, tonlos:*

Er ist fort... Um – unseres Glückes, um – unserer Liebe willen – fort... (*Sie sinkt laut aufschluchzend in seine Arme.*)

Alfred *streichelt ihr Haar:*

Arme Gertrud.

NEUNTES BILD

*Alfred. Gertrud. Gerhard. Anton. Sophie.
Der Pfarrer. Der Philosoph. Der Mediziner.
Der Maler. Die Frau in Weiß. Das Mädchen.*

Ein kleiner Dorffriedhof. Im Hintergrund führt die Straße vorbei. Links, als eines der letzten, ein offenes, frisch aufgeworfenes Grab. Rechts ein einfaches Kreuz. Um das Grab herum stehen Alfred, Gertrud und Gerhard; etwas abseits der Philosoph und der Mediziner. Vor dem Grabe steht ein Priester. Einige Dorfbewohner. Anton und Sophie sind in den Vordergrund getreten.

Sophie:

Ich kann es noch immer nicht begreifen, dass Alfred und Gertrud so sehr darauf bestanden haben, den Willen dieses Narren so weit zu erfüllen.

Anton:

Sei zufrieden, dass wir das wenigstens durchgesetzt haben. Ohne Einsegnung und ohne Priester wäre die Geschichte überhaupt nicht gegangen. Man hätte ihn direkt ins Meer senken müssen. Irgendwo im Wald wollte er liegen – ich möchte wissen, wie man die Erlaubnis hätte erwirken können.

Sophie:

Komm, wir müssen schauen, dass wir den nächsten Zug erreichen. Wir hätten überhaupt nicht hinausfahren sollen.

Anton:

Das verstehst Du nicht...

Sophie:

Du wirst es sehen; was vielleicht von seinem Vermögen geblieben ist, hat er sicherlich irgendeinem verrückten Zweck bestimmt. Ich hab es immer gesagt, man hätte ihn längst für verrückt erklären sollen. (*Zieht ihn mit sich.*)

Der Philosoph und der Mediziner kommen nach vorne.

Philosoph:

Der Alte ist langweilig; komm, Freund Äskulap, wir wollen uns noch die anderen Gräber ansehen. Ich liebe diese kindlichen Inschriften; es spricht viel mehr aus ihnen, als aus den prunkvollen Steinen in der Stadt.

Während sie nach links gehen, entfernen sich auch die Dorfbewohner. Der Pfarrer, Gertrud, Alfred und Gerhard kommen nach vorne. Gertrud ist dicht verschleiert und hält ein Tuch vor den Augen.

Alfred:

Ich danke Ihnen, Hochwürden! Es war ein armer, unglücklicher Mensch, den wir heute zur Ruhe gebracht haben.

Pfarrer:

Möge die Erde ihm leicht werden!

Gerhard:

Sie war es zeit seines Lebens nicht, wie soll sie es nach ihrem Tode, wenn sie schwerer noch auf seinem Körper lastet...Die Erdschollen, die man einem Toten ins Grab wirft, sind Steine, die auf einen Lebenden geworfen werden. Wenn er in unserer Sprache noch reden könnte, rief er Ihnen zu, wie weh das tut.

Pfarrer:

Die Zeremonien sind alle nichtig und die jenseits angelangt sind, lächeln vielleicht darüber – aber sie sind notwendig, damit, die leben, ihr Gewissen beruhigen können. Die Welt ist alt, und alt sind ihre Gesetze.

Gerhard:

Sie ist alt geworden und zwingt ihre Menschen, mit ihr zu altern...

Pfarrer:

Sie denken zu viel, junger Freund. Wahrhaft glücklich nur sind die, die sich nicht über Fragen zergrübeln, zu denen doch keine Lösung führt.

Gertrud:

Ehren Sie bitte sein Andenken in Ihrer Gemeinde.

Pfarrer:

Es wird geschehen, und auch das Grab wollen wir pflegen, als wäre er aus Mitte gewesen. *(Die Kirchenglocke beginnt leise zu läuten.)* Nun ruft mich meine Pflicht wieder in die Kirche; ich muss noch zur Gemeinde sprechen.

Gerhard:

Ich komme nach, Vater, ich will mit dem Pfarrer in die Kirche.

Pfarrer:

Leben Sie wohl, Gott sei mit Ihnen.

Der Pfarrer und Gerhard gehen links, während sich Alfred und Gertrud über die Straße entfernen. Bald darauf kommen der Philosoph und der Mediziner aus einer Seitenallee zurück.

Philosoph:

Hast Du den jungen Menschen beobachtet, der offenbar zur Familie gehört hat?

Mediziner:

Er war sehr unruhig, ich habe fast jeden Augenblick erwartet, dass er den Pfarrer fortdrängt und selbst die Leichenrede hält.

Philosoph:

Ihm war wohl genau so zumute wie uns, was für eine erbärmliche Komödie hier aufgeführt wurde. Welches recht haben die Menschen, einem Toten das

Geleite zu geben, den sie nie verstanden haben, oder verstehen konnten, und wie darf einer an seinem Grabe seine milden salbungsvollen Worte sprechen, die wie letzte Peitschenhiebe auf den Sarg niederlassen!

Mediziner:

Ich werde Dir, teurer Freund, ein Rezept schreiben, das Deinen Leichnam chemisch zersetzen wird, bevor Du auch in eine so peinliche Lage gerätst. – Ei, sieh mal, wer da kommt! Der Abtrünnige, der unter die großen gegangen ist.

Der Maler kommt von der Straße. Man sieht an seiner Kleidung, dass er in guten Vermögensverhältnissen ist.

Philosoph:

Ist das nun Dankbarkeit, Pose – oder Feigheit?

Mediziner:

Pietät!

Zum Maler:

Du kommst zu spät, mein Lieber, die Geschichte ist schon vorüber. Aber Du kannst wenigstens die Genugtuung in Deine Berühmtheit mitnehmen, dass Du am Grabe dessen gestanden, dem Du Deine Größe zu danken hast.

Maler:

Wenn Du wüsstest, was ich seither gelitten habe, würdest Du nicht spotten. Meine Freunde, ich komme zu Euch zurück; ich bin fertig; seitdem ich dieses Bild geschaffen habe, kann ich nicht mehr arbeiten. Ich bin dort angelangt, wo mir alles, was ich sonst geben könnte, nichtig und verlogen erscheint.

Philosoph:

Dann bist Du glücklich und Du hast nicht gelitten, nicht so wie Du es vielleicht gemeint hast, als Du es sagtest. Du hast ein Werk, Dein Werk geschaffen, und Du bist ehrlich genug, um einzugestehen, dass es Dein letztes sein muss. Jetzt sei uns willkommen, denn Du bist wahr geblieben, wie Du es warst, als Du das Bild erlebt hast. Der Mensch, der seine große Arbeit getan hat und dennoch nicht aufhört, ist nur ein Wiederkäuer, schändet sein Werk und mindert seinen Wert.

Mediziner:

Alles, was wir arbeiten, ist nur eine Studie, immer nur eine Studie zu dem, was unser Lebenswerk werden soll. Nur wer die Kraft hat, dahin zu gelangen, wird diese Einsicht haben und den Schlussstein setzen. Alle anderen sind unfertig und werden immer Fragmente ihres eigenen Ich bleiben. Sieh diesen Menschen, zu dem wir heut gekommen sind: auch er war ein Schaffender! Was er gab, war sein Leben, und er hat es zu Ende gelebt. Wenn er feig gewesen wäre,

hätte er ihm früher ein Ziel gesetzt, aber er lebte, solange er das Empfinden hatte, noch leben zu müssen und weil er unfertig war.

Maler:

Kommt, Freunde, führt mich wieder in unsere Heimstätte. Dort wollen wir auf das ewige Leben eins trinken.

Mediziner:

Vergesst mir aber nicht, ein viertes Glas für den Toten hinzustellen.

Sie gehen.

Die Frau in Weiß erscheint mit einem Mädchen. Beide tragen Blumen. Das Mädchen ist auch weiß gekleidet, sie mag siebzehn Jahre zählen. Die Frau in Weiß tritt an das Grab. Sie blickt nach links in der Richtung gegen die Kirche. Dann langt sie nach den Blumen. Als das Mädchen das gleiche tun will:

Frau in Weiß:

Nein. Sieh, dort am Grabstein lehnt ein junger Mensch, dem bringe Deine Blumen.

Als das Mädchen sich entfernt, wirft sie langsam die Blumen in Walthers Grab.

Die Toten¹

Ach, sie sind Wie blasse Gedanken,
hingeträumt in irrende Welt –
letzten Geschehens blind
hintastendes Schwanken,
das müde in eigene Schwere fällt.
Und sie sind
ein letztes Verweilen,
ein Ruhen an Grenzen,
wenn Leben beginnt –
sind Wunden, die schmerzlos verheilen,
Sterne, die morgens verglänzen.

¹ Aus: Rutra, Arthur Ernst: Einsamer Weg. Gedichte. Wien, 1937. S. 6.

Sehnsucht¹

Du aber spannst
die Weite deines Herzens
wie Netze aus,
die in ein Jenseits greifen,
und alles späte Reifen
tiefen Schmerzens
erhebst und bannst
du in dein hohes Haus.
Bis leiser, leiser
alle Stunden schlagen
und Träne sich
aus schwerem Auge rang,
und deinen Weg entlang
versäumte Weiser
aufführen dich
zu lächelndem Entsagen.

¹ Aus: Rutra, Arthur Ernst: Einsamer Weg. Gedichte. Wien, 1937. S. 10.

Schöpfung¹

Also steht
Menschenbild,
tiergebläht –
Gotterfüllt.
Aufwächst aus Gestein und Erde der Mensch.
Der Mensch
Mich rief des Bodens schaffende Kraft empor,
und ich stehe einer Erde gehorsamer Sohn
neigend die Stirne den Steinen, ihrer Sprache mein Ohr.
(...)
Wunderbare Welten
träumen um mich
ihr ewiges Lied,
unter Gezeiten
der Endlosigkeit
steht die Welt mir auf,
die ich mied.
Ein neues schreit
zu mir empor,
und in seinem Chor
haben sich die Jahrtausende vereinigt ...
(...)
Steine sprechen,
zeigen ihre Gebreite,
und ihre Worte sind junges Geläute
und ihre Wunden brechen wie Knospen auf ...
Welten träumen um mich –
versinken und türmen sich
wandelnd zu neuen empor
und ich fühle, wie sich Wunder an mir offenbaren ...

¹ Aus: Krause, Frank: Klangbewusster Expressionismus. Moderne Techniken des rituellen Ausdrucks, in: Amsterdamer Publikationen zur Sprache und Literatur / hrsg. von Norbert Otto Eke und Bodo Plachta. Bd. 162. Berlin: Weidler, 2006. S. 170–171.

Und ich schreite durch der Liebe unendliches Tor
über eine neue schwebende Erde,
ahnend einer Sehnsucht ewige Gebärde
und den Schritt von Jahrmillionen Jahren.
Erkennend sich in mir wird Leben in allem,
was meine Hand berührt,
strebend zu mir und
sich erlösend in mir.



JONAS KREPPPEL

Jonas Kreppel (1874–1940) war ein orthodox-jüdischer Schriftsteller und Publizist, der in Drohobytsch zur Welt kam, aber den Großteil seines Lebens in Österreich verbrachte, wo er u.a. Berater der Wiener Regierung war.

Er entstammte einer chassidischen Kaufmannsfamilie und wuchs mit sechs Geschwistern in einer Mischung der chassidischen, neujüdischer und deutschen Kultur auf. Bis zum 14. Lebensjahr lernte Kreppel bei reisenden Lehrern. Er beherrschte die polygraphische Kunst und eröffnete seine eigene Druckerei. Später wurde er Redakteur der deutschsprachigen *Drohobyeczer Zeitung*, die mit hebräischen Buchstaben gedruckt wurde. Er schrieb auch für andere Zeitschriften, wie *Zijon* (auf Hebräisch) und die Krakauer *Jüdische Volksstimme* und *Jerusalem* (auf Deutsch) sowie *Jerushalajim* (auf Hebräisch). Ab 1904 redigierte er die jüdische Tageszeitung *Ha Yom* in Lemberg und ab 1909 die jiddischsprachige Tageszeitung *Der Tog* in Krakau.

Ab 1914 arbeitete Kreppel wie viele Literaten im Kriegspressequartier. Im selben Jahr wurde er zum Pressesprecher des Außenministeriums in Wien ernannt, 1915 zum dessen Presseoffizier. Der Grund für seine Einstellung beim berühmten *Literarischen Bureau* wurde wohl seine Expertise *Der Weltkrieg und die Judenfrage* (1914), wo Kreppel den Krieg in erster Linie als Befreiungskampf gegen das antisemitische Russland darstellte, die ostjüdische Orthodoxie für den besonders stabilen Faktor für die Monarchie erklärte und die vollständige Assi-

milation der Juden nach dem Krieg erhoffte. Nach einer Reihe fachkundiger Publikationen zu Kriegsthemen – *Österreich-Ungarn nach dem Friedensschlusse. Eine Fantasie?* (1915), *Das Ende des Dardanellen-Abenteuers und Rumänien* (1916), *Ins vierte Kriegsjahr* (1917) u.a.m. – machte er in den 1920er Jahren eine glänzende Karriere im höchsten Staatsdienst (Außenministerium, Bundeskanzleramt, Regierungsrat).

Parallel betrieb Kreppel eine aktive verlegerische Tätigkeit. Von 1915 bis 1920 gab er eigene Wochenzeitung *Jüdische Korrespondenz* heraus, die der ultraorthodoxen jüdischen Organisation *Agudath Israel* ideologisch nahestand. 1920 in die *Jüdische Presse* integriert, war dies Kreppels hauptsächliches Sprachrohr: Hier war er lange Zeit Chefredakteur und Herausgeber und leitete eigene Rubrik mit Buchbesprechungen. Diese Zeitschrift hatte als Zielgruppe galizische orthodoxe Juden und sollte zugleich der offizielle Vermittler der Regierungspolitik für alle deutschsprechenden Juden sein.

Nach dem Zusammenbruch der Österreichisch-Ungarischen Monarchie ließ die politische Aktivität von Kreppel etwas nach. Er verlegte sich publizistisch auf sein Engagement bei den Zeitungen, arbeitete am *Jüdischen Lexikon* mit, verfasste ein umfangreiches Nachschlagewerk *Juden und Judentum von heute* (1925) und einen Band des *Handwörterbuchs für Politik und Wirtschaft der Gegenwart* (1930) – zwei große enzyklopädische Leistungen des Polyhistor.

Kreppel kehrte auch zum künstlerischen Schaffen zurück. Erwähnenswert ist es, dass er als einer der ersten Autoren der Kriminalromane auf Jiddisch gilt. Bereits 1908 veröffentlichte er in Krakau 15 jiddische Detektivgeschichten unter dem Titel «Maks Shpitskopf der kenig fun di detektivs. Der Viener Sherlok Holmes», die in ganz Galizien verbreitet und populär wurden. In den 1920er Jahren begann er, ostjüdische Geschichten und Legenden auf Jiddisch und Deutsch aufzuschreiben. Anschließend erschienen in Kreppels eigenem Verlag drei seine belletristischen Werke auf Deutsch: *Ostjüdische Legenden* (1926), die historische Erzählung *Rabbi Jakob Aschkenazy* (1927) und die Anthologie jüdischer Witze und Volkskunde *Wie der Jude lacht* (1933).

Mit der zunehmenden Popularität der nationalsozialistischen Ideologie im benachbarten Deutschland beteiligte sich Kreppel erneut an politischen Debatten. In der Broschüre 1935 – *das Schicksalsjahr Europas. Deutschland und Österreich im Brennpunkt der Weltpolitik* analysierte er die europäische Politik, deren Probleme er auf die Zertrümmerung der Doppelmonarchie zurückführte, skizzierte die aggressive Judendiskriminierung in Deutschland und prophezeite einen neuen großen Krieg in Europa sowie den Untergang Österreichs darin. Als „politischer Gegner des Nationalsozialismus“ wurde Kreppel am 5. Mai 1938 in Schutzhaft genommen, am 16. Juli ins KZ Dachau und im September nach Buchenwald überstellt, wo er am 21. Juli 1940 starb. Seine Asche wurde später auf den Wiener Zentralfriedhof überführt.

Werke: *Maks Shpitskopf der kenig fun di detektivs. Der Viener Sherlok Holmes* (15 jiddische Detektivgeschichten, 1908); *Der Weltkrieg und die Judenfrage* (1915); *Österreich-Ungarn nach dem Friedensschlusse. Eine Fantasie?* (1915); *Ins vierte Kriegsjahr* (1917); *Juden und Judentum von heute. Ein Handbuch* (1925); *Ostjüdische Legenden* (1926); *Rabbi Jakob Aschkenazy. (Die Heimkehr des Totgeglaubten). Historische Erzählung aus den Tagen Bogdan Chmielnitzkys (1648–49)* (1927); *Wie der Jude lacht. Anthologie jüdischer Witze, Satiren, Anekdoten, Humoresken, Aphorismen. Ein Beitrag zur Psychologie des jüdischen Witzes und zur jüdischen Volkskunde* (1933); *1935 – das Schicksalsjahr Europas. Deutschland und Österreich im Brennpunkte der Weltpolitik* (1935).

Ostjüdische Legenden¹

Der Denunziant und die Grabstätte des Rabbi

Rabbi Jizchok Chajes, bekannt unter dem Namen Izikel Drubitscher (Drohobyczer), ein Zeitgenosse und Kollege des Baal-Schem, des Begründers des Chassidismus, war ein bedeutender Kabbalist.

In Drohobycz, der Residenz des Rabbi Izikel, lebte zu jener Zeit ein gewisser David Laufer, der sich beim Grafen Bielski, dem Herrn von Drohobycz, großen Ansehens erfreute. Eines Tages wurde ein Jude auf Befehl des Grafen eingekerkert, da er diesem den Pachtzins für ein Dorfwirtshaus schuldig blieb. Wie damals üblich, war der Eingekerkerte nicht bloß schweren Misshandlungen ausgesetzt – der Herr war „berechtigt“, ihn allen möglichen körperlichen Züchtigungen zu unterwerfen – er lief auch Gefahr, lebenslanglich in Haft zu bleiben. David Laufer aber nahm sich seiner an und erwirkte seine Freilassung. Da ließ Rabbi Izikel David sagen, er möge, so oft er in Not geraten sollte, bei ihm Hilfe und Schutz suchen, nach seinem Ableben aber seine Grabstätte aufsuchen, er werde dann von jeder Gefahr bewahrt bleiben.

Rabbi Izikel verschied und David Laufer fand, sooft er ein Anliegen hatte und die Grabstätte des Rabbi aufsuchte, Hilfe und Schutz. Da ereignete sich etwas Überraschendes. Laufer geriet in einen Streit mit dem Vorsteher der jüdischen Gemeinde, und das Rabbinat, dem die Angelegenheit unterbreitet wurde, entschied zugunsten des Vorstehers. Laufer beschloss, sich an der ganzen jüdischen Gemeinde zu rächen und ward zum Denunzianten. Die Juden im alten polnischen Staate erfreuten sich wohl im Allgemeinen der Gleichberechtigung, doch blieben sie immer der Willkür der Ortsgewaltigen ausgeliefert und verschiedenen Beschränkungen und Ausnahmestimmungen unterworfen. David Laufer war als Jude über alle Wege, die zur Umgehung der Beschränkungen oder der Ausnahmestimmungen angewendet wurden, genau informiert und er setzte sowohl der Gemeinde im Allgemeinen, als auch den einzelnen Glaubensgenossen überaus hart zu. Er wurde so eine Geisel seiner Brüder. Als sich alle Versuche, Laufer zur Aufgabe seines schädlichen Handwerks zu bewegen, als vergeblich erwiesen, als selbst Drohungen nichts

¹ Auswahl aus: Ostjüdische Legenden / gesammelt u. bearbeitet von J. Kreppel. Wien: Verlag „Das Buch“, 1926.

fruchteten, da fanden sich einige beherzte junge Leute, die es auf sich nahmen, den gefährlichen Denunzianten aus dem Wege zu räumen.

Ihre Versuche, Laufer beizukommen und ihn unschädlich zu machen, misslangen aber immerfort. Sooft sie seiner habhaft werden wollten, flüchtete er zur Grabstätte Rabbi Izikels und ward wie immunisiert. Eine unsichtbare Macht schützte ihn vor jedem Angriff und seine Verfolger mussten von ihm ablassen.

Laufer fühlte sich so geschützt und betrieb sein Handwerk immer schamloser. Dieses Unwesen steigerte sich von Tag zu Tag und die jüdische Gemeinde seufzte unter dem Druck seiner Denunziationen.

Da entschloss sich das Rabbinat zu einem außergewöhnlichen Schritt. In Begleitung von zehn frommen Männern, die drei Tage hindurch gefastet und die kabbalistischen Reinigungen vorgenommen hatten, begab sich das Rabbinat zur Grabstätte Rabbi Izikels. Dort klagte es beim Rabbi die Not der Gemeinde und bat ihn, seinen Schutz von dem Denunzianten abzutun. „Wir wissen es wohl, heiliger Mann, dass Du Dein Wort nicht brechen wirst. Aber wir können die Denunziationen Deines Schützlings nicht weiter ertragen.“

Einige Zeit darauf verursachte David Laufer der Gemeinde mit einer Denunziation ein neues schweres Leid. Er wurde, als er sich im jüdischen Viertel zeigte, verfolgt und flüchtete, wie immer, zur Grabstätte des Rabbi. Aber er konnte diese nicht finden. In der größten Verzweiflung rannte er über den jüdischen Gottesacker kreuz und quer herum, aber, obwohl die Grabstätte des Rabbi Izikel sich in einem „Ohel“ (Mausoleum) befand, konnte er diese nicht entdecken. Er wurde schließlich von seinen Verfolgern eingeholt und zu Tode geprügelt. Als diese den Denunzianten an Ort und Stelle beerdigten, nahmen sie wahr, dass sich alles kaum wenige Schritte vom Grabe des Rabbi Izikel abgespielt hatte...

Der Schneider und die Komtesse

In dem ukrainischen Städtchen Lipowitz (Gouvernement Kiew) befindet sich auf dem jüdischen Friedhof ein dreihundert Jahre alter Grabstein, auf dem die Worte eingraviert sind: „Ein einfacher Mann, der seinen Trieb besiegte.“

Eine Volkslegende weiß über diesen Grabstein folgendes zu erzählen:

Ein jüdischer Schneidermeister und sein Sohn waren einmal auf den Hof eines Grafen geladen, um dort Schneiderarbeiten vorzunehmen.

Der Sohn war ein bildschöner Mann und die Tochter des Grafen entbrannte in heißer Liebe zu ihm.

Diese Liebe war so leidenschaftlich, dass sie außerstande war, ihre Gefühle zu verbergen. Sie suchte jede Gelegenheit, um dem Schneidersohn nahe zu kommen.

Er aber, der Jude, merkte nichts oder stellte sich so, als ob er nichts merke. Sie ist doch eine Christin, eine Komtesse. Würde der Graf erfahren, dass seine Tochter sich mit einem Juden eingelassen habe, dann droht nicht bloß ihm, sondern der ganzen jüdischen Gemeinde die größte Gefahr.

So trieb er seinen Vater an, die Arbeit so rasch als möglich zu beendigen, damit sie den gräflichen Hof verlassen.

Aber die Komtesse ließ nicht locker. Ihre Liebesehnsucht wurde mit jedem Tage heftiger und sie verfiel in eine schwere Gemütsdepression.

Die Ärzte bemühten sich, die Tochter des Grafen der Genesung zuzuführen. Jedoch vergeblich. Alle Medikamente versagten.

Schließlich enthüllte die Komtesse ihrem Vater ihr Herzensgeheimnis.

Der Graf schäumte zuerst vor Wut auf. Seine Tochter und ein Jude! Aber die Komtesse war sein einziges Kind. Er konnte sie unmöglich dem Kummer verfallen lassen.

So erschien ein Bote des Grafen beim jüdischen Schneider. Der junge „Herr“ möge in den Hof kommen.

Dieser weigerte sich der Einladung zu folgen. Der Graf geriet in Wut und befahl: sonst gibt es Folter, Tod.

Der junge Schneider begab sich daraufhin zum Grafen und hörte das Verlangen desselben: seine Tochter sei in ihn, den Juden, verliebt. Er müsse sie heiraten, aber nicht als Jude. Er müsse dem Glauben seiner Väter entsagen.

Der Jude erklärte: Nein! Um nichts in der Welt werde er seinem Glauben untreu werden. Da fürchtete er weder Tortur noch Tod.

Der Graf musste nachgeben. Also, es sei: er mag Jude bleiben, müsse aber die Komtesse heiraten.

Man kleidete den „Bräutigam“ fürstlich und führte ihn ins Schlafzimmer seiner Braut.

Diese fand die Kraft das Bett zu verlassen. Nun war sie wieder heiter und munter. Er aber blieb gleichgültig und kalt. Weder der Reichtum noch die Schönheit der Komtesse reizten ihn.

Die Komtesse umarmte und küsste ihn leidenschaftlich. Doch vergeblich. Der Jude blieb standhaft und verfiel nur in ein konvulsives Weinen.

Einige Stunden später hauchte die Komtesse ihre Seele aus. Sie konnte nicht weiter leben.

Der wütende Graf befahl nun, den Schneider lebendig zu begraben.

Der Befehl wurde ausgeführt und der standhafte Jude fand am freien Felde sein Grab.

Erst nach einigen Jahren, als die Zeit den Schmerz und die Wut des Grafen lindert hatte, erfüllte er die Bitte der jüdischen Gemeinde und gestattete, den Leichnam auf dem jüdischen Friedhof zu beerdigen.

Der „Gilgul“

Ein gewisser Abraham war der eifrige Anhänger eines berühmten Rabbi, der sich besonders als „Baal-Maufes“ (Wundertäter) einer großen Popularität erfreute. Abraham pflegte alljährlich einige Samstage beim Rabbi zu verbringen.

Eines Samstagabends, als sich Abraham vom Rabbi verabschiedete, sagte ihm dieser: „Abraham, wenn Du nächstens für Sabbat zu mir kommst, so bringe „Sabbat-Chaloth“ (Barches) mit!“

Abraham wunderte sich sehr ob dieser Worte des Rabbi. Zu den Bräuchen der Chassidim gehörte es eben, von den Chaloth des Rabbi zu genießen. Aber der Rabbi war nicht gewohnt, nähere Erklärungen über seine Worte zu geben und so tat Abraham das nächste Mal, wie ihm der Rabbi befohlen.

Es war an einem Winterfreitag. Eisenbahnen gab es damals noch keine, ebenso wenig Automobile oder gar Luftfahrzeuge. Die Reise geschah mittels eines Bauernwagens. Spät nachmittags, als der Sabbat bereits heranrückte und Abraham schon nahe seinem Ziele war, stürzte der Wagen in einen Sumpf und es dauerte eine Weile, bevor der Bauer sein Vehikel wieder in Bewegung setzen konnte. Inzwischen ist es Abend geworden. Sabbat. Die Fortsetzung der Fahrt war für den frommen Abraham unmöglich. Und so ließ er denn den Bauern bis zur nächsten Dorfschenke fahren und er selbst begab sich in den nahen Wald, um dort über Sabbat zu bleiben.

Jetzt wurde ihm plötzlich klar, warum ihn der Rabbi beauftragte, Chaloth mitzunehmen. So hatte er wenigstens das Allernotwendigste mit sich für die drei Sabbat-Mahlzeiten. Nachdem er sich bei einem kleinen Waldbächlein die Hände gewaschen, stellte sich Abraham neben einen Baum und begann das Abendgebet zu verrichten.

Plötzlich hörte er Schritte hinter sich und bevor er sich umsehen konnte, fühlte er sich am Hals gepackt und zu Boden geworfen. Mit aller Kraft entwand er sich und sah sich einem Banditen gegenüber, der von einem zähnefletschenden Hunde begleitet war. „Nun hat Deine letzte Stunde geschlagen“, sagte der Bandit. „Verrichte Dein letztes Gebet, dann wird Dich der Hund in Stücke reißen!“

Abraham vermochte vor Schreck kaum die Bitte vorzubringen, der Bandit möge ihn noch den Sabbattag leben lassen. „Schenke mir noch für 24 Stunden das Leben“, flehte er, „ich möchte noch den letzten Sabbat feiern. Morgen abends kannst Du mich töten.“

„Ich habe noch nie eines Menschen Blut vergossen“, erwiderte der Bandit. „Mein Hund ist es, der auf meinen Befehl dies besorgt. Da Du so viel Gewicht darauf legst, so sei Dir die Frist von 24 Stunden gewährt.“

Damit entfernte er sich, rief aber dem Hunde einige Worte zu und dieser legte sich in der Nähe Abrahams nieder, gleichsam um ihn zu überwachen.

Schweren Herzens verrichtete Abraham das Gebet. Die Angst benahm ihm die Lust zu essen. Aber er erinnerte sich, dass es Sabbat sei und die drei Mahlzeiten zu verzehren ein Gebot. So sprach er das Kidduschgebet über die mitgebrachten Chaloth und verzehrte ein Stückchen Brot, nur um nicht zu fasten. Der neben ihm liegende Hund schaute mit gierigen Augen auf das Weißbrot und so warf ihm Abraham ein Stück zu.

Am Morgen wiederholte sich dieselbe Geschichte. Abraham verrichtete das Morgengebet, sprach den Kiddusch und teilte sich mit dem Hunde in einige Bissen

Brot. Dasselbe geschah auch vorabends. Während der Vorabendmahlzeit kam der Bandit herangeschlichen und rief: „Nun Jude, bist Du fertig!“

Abraham bat, ihn noch die üblichen Sabbatgesänge rezitieren zu lassen.

„Dummer Jude“, spottete der Bandit, „wenige Minuten vor Deinem Tode bist Du noch in der Stimmung, zu singen.“

Abraham überhörte den Hohn und sang die Hymnen in der üblichen Weise. Neben ihm lag der Hund und hörte anscheinend zu, ohne sich um seinen Herrn zu kümmern.

Nun ist es wieder Nacht geworden. Abraham verrichtete noch das Sabbatabendgebet und sagte dann zu dem Banditen: „Jetzt bin ich fertig, mag geschehen, was in Gottes Ratschluss entschieden worden ist!“

Der Bandit rief dem Hunde einige Worte zu. Der Hund rührte sich aber nicht. Der Bandit wiederholte seine Aufforderung mit demselben Misserfolg. Das Tier schaute bald auf seinen Herrn, bald auf den Fremden, ohne Miene zu machen, den erhaltenen Auftrag auszuführen.

Der Bandit wurde immer wütender. Er schimpfte und drohte. Als alles erfolglos blieb, sprang er dem Hund an die Kehle mit den Worten: „Donner und Blitz, gemeine Bestie, warum verweigerst Du mir den Gehorsam!“

Aber in diesem Moment fletschte der Hund die Zähne, fuhr dem Banditen an den Hals und zerfleischte ihn in furchtbarer Weise. Er ließ erst locker, als der Bandit eine Leiche war.

Abraham stand wie versteinert da. Er konnte sich keine Rechenschaft darüber ablegen, was vor seinen Augen geschah. Er kam erst zur Besinnung, als der Hund nach der Vollendung seiner Arbeit sich hinlegte und tot blieb.

Wie von Furien getrieben, eilte Abraham zum Rabbi. Dieser wusste bereits alles und erklärte, in dem Hunde befand sich ein „Gilgul“, die Seele eines großen Sünders, die bis zur Abbüßung ihrer Strafe keine Ruhe finden konnte. Damit, dass der Hund dreimal vom geweihten Sabbatbrot, über welches der Kiddusch gesprochen wurde, genossen hat, ist der Seele Erlösung zuteil geworden.

Die Versuchung

Ein berühmter Rabbi pflegte dem Satan überaus wirkungsvoll zuzusetzen. Besonders am Neujahrsfeste. Sooft dieser die im Laufe des ganzen Jahres zusammengetragenen Sünden der Juden dem himmlischen Gerichtshofe als corpus delicti triumphierend vorzulegen pflegte, wusste der Rabbi immer Verteidigungsgründe ausfindig zu machen und die Richter zu überzeugen. Selbst als einmal ein besonders frommer Jude einer schweren Sünde verfiel, gelang es dem Rabbi, Milderungsgründe anzuführen und ein schweres Unheil zu verhüten.

Da beschloss der Satan, sich an dem unbequemen Spielverderber zu rächen. Wenn dieser selbst einmal gefehlt haben würde, dann könnte er nicht mehr als Verteidiger für seine Glaubensgenossen auftreten.

Es war am zweiten Tage des Neujahrsfestes. Der Rabbi begab sich vor Schofarblasen, wie alljährlich, in die Mikwah, um ein Tauchbad zu nehmen. Es war die Gewohnheit des Rabbi, diesen Weg immer allein, ohne jede Begleitung, zu machen. Ein Begleiter, mag er wer immer sein – pflegte er zu sagen – kann zuweilen durch irgend ein Wort, eine Bemerkung, stören und aus dem „Kawanot“, aus den heiligen Gedanken, aufscheuchen.

Als der Rabbi in Gedanken vertieft zur Mikwah ging, entschwand seinem Gedächtnisse plötzlich das Ziel seines Weges. Es schien ihm, es sei mitten im Winter und er sehe vor sich bloß Schnee und Eis. Plötzlich stand er vor einem hohen prächtigen Palast und es schien ihm wieder, dass er eben diesen Palast aufzusuchen habe. Er schritt hinein. Aber hinter ihm schloss sich plötzlich das Tor und er konnte nicht mehr zurück.

Er schritt dann von Saal zu Saal, bis er in einen herrlichen Kuppelsaal gelangte. Inmitten des Saales befand sich ein Tisch aus Gold und Diamanten; am Tische saß ein berückend schönes Weib, dass ihn anlächelte und heranwinkte.

Im Kamin brannte ein Feuer, das den Saal angenehm und duftend durchwärmte. Ein inniges Gefühl erfasste den Rabbi, es wurde ihm warm ums Herz – und das schöne Weib lockte und lockte.

Bald sprach sie ihn in jüdischer Sprache an. Der Rabbi freute sich darüber, dass eine jüdische Tochter so schön sei, so herrlich wohne und doch Jüdin geblieben ist.

Da trat das Weib an ihn und versuchte ihn zu umarmen.

Der Rabbi blickte sie erstaunt an und sagte weich: „Meine Tochter, das darfst Du doch nicht!“

Das Weib begann herzerreißend zu weinen. „Wenn ich Dich nicht umarmen darf, dann sterbe ich.“

„Sterben!“, dachte der Rabbi nach. „Einen Menschen beim Leben zu erhalten, das ist eine große Sache. Eines Menschenlebens wegen darf man ja sogar die heiligen Gebote der Thora übertreten. Aber wie richte ich es nur ein, dass ich kein Vergnügen von der Sünde hätte?“

Da legte er seine Hände in den Kamin und verbrannte sie wund. Dann sprach er: „Nun fasse meine Hände an!“ Sie ergriff seine Hände und drückte sie innig. Er schrie fast vor Schmerz auf – geduldete es aber in dem Bewusstsein, ein Menschenleben damit zu retten.

Nun begann das Weib zu singen. Weiche, herzinnige Liebeslieder. Der Rabbi fürchtete, den Lockungen der Liebe nicht widerstehen zu können. Stach sich daher mit einer glühend gemachten Nadel die Ohren wund, bis er völlig taub wurde.

Jetzt versuchte es das Weib mit ihren körperlichen Reizen. Sie warf die Kleider ab und stand vor dem Rabbi in der ganzen Pracht ihres schönen Körpers.

Da ergriff der Rabbi die Nadel und stach sich die Augen blind.

In diesem Moment krachte ein furchtbarer Donner, ein Blitz zuckte – der Palast, das Weib, alles war verschwunden. Der Rabbi befand sich auf dem Wege zur Mikwah.

Er erwachte, rieb sich den Schlaf aus den Augen und fragte in die Küche hinein: „Also, schon fertig?“

„Nein, es wird noch eine Weile dauern“, kommt von dort die Antwort.

„Woher kam denn der Ruf?“, staunt der Rabbi; es bleibt ihm aber wenig Musse zum Nachdenken, denn er verfiel bereits wieder dem Schlaf.

Nun erscheint ihm im Traume ein ganz anderes Gesicht:

Sein Sohn, der Täufling, hat wieder eine neue Verleumdung gegen die Juden ausgeheckt. Er steht seinem Vater gegenüber und rühmt sich seiner Tat. Nun habe er den Juden eine Suppe eingebracht, an die sie lange zu denken haben werden.

Und wieder lässt sich der Ruf vernehmen:

„Moscheh!.. Moscheh!.. Moscheh!.. Beseitige den Chometz!“

Er erwachte in großer Angst. „Beseitige den Chometz!“ Was soll das bedeuten? Hat er vielleicht beim Ausräumen alles Gesäuerten für Pessach etwas vergessen? Das ist doch nicht möglich! Mit der größten Aufmerksamkeit hat er jeden Winkel seiner Wohnung durchsucht, in Boden und Keller hineingeleuchtet und schwerlich etwas übersehen.

Aber, man ist doch nur ein Mensch – vielleicht hat er doch etwas übersehen. Er ergreift also eine Kerze und macht sich daran, seine Wohnung wieder zu durchstöbern.

Da verfällt er wieder dem Schlaf und sieht sich nun wieder in der Synagoge, umgeben von der Gemeinde, in gehobener Stimmung, einen fröhlichen Gesang anstimmend.

Aber da ertönt schon wieder der furchtbare Ruf:

„Moscheh!.. Moscheh!.. Moscheh!... Was schläfst du? Warum beseitigst du nicht den Chometz aus meinem Hause?“

Er erwachte. Die drei Gesichter standen vor seinen Augen und der Ruf „Beseitige den Chometz aus meinem Hause!“ gellte ihm noch in den Ohren. Was haben die drei Träume zu bedeuten? Was heißt das, den Chometz beseitigen?

„Chometz in meinem Haus? In wessen Haus? Vielleicht in der Synagoge? Das ist keine einfache Sache. Man muss halt Nachschau halten.“

Rasch nahm er den Mantel und eilte aus dem Hause. Er mochte nicht gesehen und gefragt werden.

Mit eiligen Schritten strebte er der Synagoge zu. Die schmalen Gässchen des Ghettos waren menschenleer. Aus jedem Hause leuchteten die Kerzen des Festisches.

Nun kam Rabbi Moscheh in die Synagoge. Das große Haus war in Dunkel gehüllt. Bloß vor der Thoralade brannte das ewige Licht.

Rabbi Moscheh schritt bis zur heiligen Lade vor, küsste den Vorhang und öffnete die Lade.

Es war dort nichts Besonderes zu sehen. Die Thorarollen standen in ihrer imponierenden Gestalt aneinander gelehnt.

Doch, da stand das Fläschchen mit Wein für Kiddusch.

Rabbi Moscheh hielt dasselbe gegen das Licht und bemerkte, dass es voll sei.

An den ersten zwei Pessachabenden wird in der Synagoge kein Kiddusch gesagt, da dann selbst der Ärmste Wein zu Hause haben muss. Das Fläschchen sollte also leer sein.

Er entkorkte es und roch danach. Ein sonderbarer Geruch. Aber nicht von Wein. Er schüttete einige Tropfen auf seine Handfläche und erschrak. Blut...

„Chometz!.. Blut!.. Es muss beseitigt werden!.. Jetzt verstehe ich alles!..“

Als Rabbi Moscheh sich ein wenig beruhigt hatte, schlich er aus der Synagoge hinaus, dass ominöse Fläschchen unter seinem Mantel.

Unbemerkt, wie er sein Haus verlassen, betrat er dasselbe wieder, schüttete den Inhalt des Fläschchens in den Kanal, wusch es rein, goss Wein ein und eilte wieder in die Synagoge, wo er das Fläschchen an die frühere Stelle setzte.

Als die jüdische Gemeinde am nächsten Tage in der Synagoge beim Morgengebet versammelt war, als der Vorbeter gerade das Hallel vortrug, wurde die Synagoge plötzlich von Soldaten umringt und der Stadtrichter, der Pfarrer und der Täufling drangen in das Gotteshaus ein.

Die Versammelten wurden von einem Todesschrecken befallen. Sie ahnten, dass ihnen eine große Gefahr drohe. Zitternd fragten sie einander:

„Was will man von uns? Vielleicht neue Verleumdungen? Der verrückte Täufling will uns den Feiertag stören!“

Bloß Rabbi Moscheh trat in die Mitte der Synagoge und rief:

„Brüder! Ängstigt euch nicht! Groß ist unser Gott und groß sind seine Wunder!“

Dann wandte er sich ruhig an den Richter und fragte:

„Was wollt ihr von uns? Warum stört ihr unsere Andacht?“

Ohne zu antworten, schritt der Richter, begleitet vom Geistlichen und vom Gemeindeschreiber, dem Almemor zu. Dort angelangt, entfaltete er eine Schrift und der Täufling verlas dieselbe mit fester, triumphierender Stimme:

„Die Juden feiern heute ihr Pessachfest. Einer religiösen Vorschrift gemäß benötigen sie zu diesem Feste Christenblut. Tatsächlich sind gestern zwei christliche Kinder plötzlich spurlos verschwunden und ihr Blut befinden sich in der Lade, in welcher die Gesetzesrollen aufbewahrt werden...“

Nach der Verlesung trat der Täufling auf die heilige Lade zu. Die Versammelten ahnten nichts Gutes. Sie merkten es, dass da der böse Feind ein fruchtbares Spiel treibt.

Der Täufling hatte inzwischen die Lade geöffnet, das Fläschchen ergriffen und, es dem Richter reichend, gerufen:

„Hier, Herr Richter, ist das Blut der Christenkinder!“

In Todesängsten sahen die Juden diesem Tun zu. Sie verstanden den Witz und wussten, was ihrer harrte.

Rabbi Moscheh aber trat erhobenen Hauptes vor den Richter und sagte:

„Herr Richter, Sie können das Getränk ruhig kosten – es ist reiner Wein!“

„Reiner Wein!“ – höhnte der Täufling – „bald werden wir sehen, was für ein Wein das ist!“

Der Richter schüttete einige Tropfen in den bereitstehenden Kidduschbecher, kostete und bemerkte: „Ja, es ist Wein, süßer Wein!“

Der Täufling stand wie versteinert da. Was ist geschehen? Er hatte ja eigenhändig das Blut in die Lade geschmuggelt.

Er kostete das Getränk. Es ist nichts zu machen: Wein, nichts als Wein!

Nun versuchte auch der Geistliche sein Glück. Wein, nichts als Wein!

Der Richter und der Geistliche blickten den Täufling feindselig an. „Du hast uns zu Narren gehalten!“

Dieser aber stürzte zusammen und wälzte sich in konvulsivischen Zuckungen auf dem Fußboden.

„Tragt ihn hinaus, den Lügner!“, befahl der Richter und die Soldaten trugen den kaum noch Röchelnden aus der Synagoge.

Der Vorbeter setzte das Hallel fort und die Geretteten stimmten freudig die Worte an:

„Gott ist mit mir, was fürchte ich, was kann ein Mensch mir tun!“

Räuberhauptmann Dobosch und Rabbi Leib Pystiner

In der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts lebte und trieb in Ostgalizien der weit und breit gefürchtete Räuberhauptmann Dobosch, der Jahre hindurch die ganze Gegend des Karpatengebirges unsicher machte, sein Unwesen. Der polnische Staat befand sich in einer Agonie, die öffentliche Sicherheit ließ überall zu wünschen übrig. Dobosch, der in einer Höhle im Gebirge, versteckt in einem tiefen Wald, hauste, pflegte die Reisenden zu überfallen und bis aufs Hemd auszuplündern. Schon sein Name verbreitete Schrecken im ganzen Lande und selbst ganze Karawanen wagten es nicht, ihm Widerstand zu leisten. Versuchte man einmal einen solchen Widerstand, dann kostete es in der Regel das Leben, da Dobosch immer schwer bewaffnet war und von seinen Waffen nur zu leicht Gebrauch machte.

Als Dobosch so sein Räuberhandwerk jahrelang fortsetzte, da verödeten die Wege, man wagte es nicht mehr, Reisen zu unternehmen, es sei denn unter dem Schutze von Bewaffneten, die man reichlich honorieren musste. So stockten Handel und Wandel und in der ganzen Umgebung zog die Not ein.

Dobosch wagte sich dann auch in die Städte und Städtchen hinein. Ganz unerwartet und überraschend schnell verbreitete sich dann in den Ortschaften die Nachricht, Dobosch sei da. Alles flüchtete in die Keller, auf die Dachböden, Hab und Gut dem Räuber überlassend. Auch die Obrigkeit – soweit sie in jenen Tagen der immer mehr um sich greifenden Anarchie vorhanden war – wagte es nicht, den geplünderten Einwohnern zu Hilfe zu kommen. Der Name Dobosch verbreitete Schrecken und wirkte wie lähmend.

Ganz besonders liebte es dann Dobosch, die Häuser der Juden an Freitagabenden zu überfallen. Da war er sicher, mit Rücksicht auf die strenge Sabbatruhe keinen Widerstand zu finden. Tatsächlich gelang es ihm auf diese Weise nur allzu oft, sein

Ziel zu erreichen. Die Juden ließen es geschehen, dass ihnen Dobosch das Letzte wegnahm und waren froh, das nackte Leben zu retten.

Plötzlich aber trat eine Wendung ein. Aus Dobosch, dem gefährlichen Räuber, ward ein Beschützer aller Bedürftigen und Leidenden. Er, der bisher immer die Reisenden zu überfallen pflegte, wurde nun ihr Beschützer und Beschirmer gegen anderweitige Überfälle. Das Beispiel des Dobosch fand nämlich um jene Zeit viele Nachahmer und an verschiedenen Stellen jenes Gebietes bildeten sich kleine Räuberbanden, die gleich Dobosch die Wege unsicher machten. Dobosch betrachtete es nun als seine Aufgabe, immer, wenn sich eine solche Räuberbande zeigte, einzugreifen und die Überfallenen zu schützen. Der bisher so Gefürchtete wurde plötzlich zum Patron und Schutzgeist.

Bis an sein Lebensende blieb er dieser Wandlung treu und ist besonders bei der Bauernschaft in Ostgalizien und der Bukowina zu einer legendären Figur geworden. Bis auf den heutigen Tag will die Volkssage wissen, dass der Geist des Dobosch in den Wäldern hause und sooft ein Bauer dort vom Wege verirre, sich im Dickicht der Wälder verstricke, sich von einer Gefahr bedroht fühle, ruft er: „Dobosch, Dobosch!“, und fühlt sich wie von einer unsichtbaren Macht geschützt und geleitet.

Diese radikale Wandlung hat aber kein geringerer als der nachher berühmte Kabbalist Rabbi Leib Pystiner, ein Schüler des Baal-Schem, des Begründers des Chassidismus, herbeigeführt.

Rabbi Leib wohnte damals in Kolomea. Eines Freitagabends, als Rabbi Leib gerade im Kreise seiner Familie den Kiddusch sprach, überfiel Dobosch das Haus. Alle Anwesenden flüchteten in Todesängsten. Bloß Rabbi Leib blieb, mit dem Kidduschbecher in der Hand, ruhig stehen, ohne sich stören zu lassen. Dobosch ergrimmt ob dieser ihm bezeugten Geringschätzung, zog vom Leder und versetzte dem Rabbi einen Schlag über die Hand, so dass das Blut sich über den Tisch ergoss. Rabbi Leib bewahrte jedoch seine Ruhe, blickte dem Räuber scharf ins Auge und sagte: „Möge dieses Blut das letzte sein, das deine ruchlose Hand vergossen hat!“

Dobosch blieb wie versteinert stehen und konnte sich kaum fassen. So etwas war ihm noch nicht vorgekommen. Da steht ein wehrloser Mann und macht keine Miene, vor seiner Gewalt zu erschrecken.

Als er sich ein wenig beruhigte, ging die große Wandlung vor sich. Er fiel dem Rabbi zu Füßen, bat um Verzeihung und schwor, nie wieder das Räuberhandwerk zu betreiben.

Ebenso rasch, wie er gekommen, war Dobosch wieder verschwunden. Eine Zeit lang hörte man nichts von ihm. Als er wieder auf die Oberfläche trat, war er wie umgewandelt. Der Räuber und Mörder war nun der Beschützer und der Helfer in jeder Not. Der Mann, der jahrelang Schrecken um sich verbreitete, ward zum Schutzpatron.

Rabbi Jakob Aschkenazy¹

Viertes Kapitel

Das Jahr 5408 (1648) ist in der auch sonst tränenreichen Geschichte des jüdischen Volkes mit blutigen Lettern verzeichnet. Der Aufstand des Kosakenhetmans Bogdan Chmielnitzky gegen die polnische Herrschaft in der Ukraine hat tausenden und abertausenden Juden in Polen das Leben gekostet. Der Weg Chmielnitzkys und seiner Kosakenhorden von der Ukraine bis ins Herz des polnischen Staates war mit Feuer und Blut gezeichnet und hauptsächlich waren die Juden die Opfer dieses letzten Hunnenzuges. Der polnische Staat zeigte schon damals, in der Mitte des 17. Jahrhunderts, die ersten Spuren des Verfalls. Ein schwacher König, ein unter sich uneiniger Adel, Mangel an tüchtigen Heerführern, – all diese Umstände führten dazu, dass dem wilden Zug Chmielnitzkys keine kräftige Abwehr entgegengesetzt wurde und dass dieser fast zwei Jahre hindurch in den polnischen Landen mit Feuer und Schwert wüten konnte. Dass die Juden am schwersten heimgesucht wurden, lag in der Natur der Verhältnisse. Einerseits waren ja die Söhne Israels immer der Sündenbock, der alle Fehler und Sünden der Völker, unter denen sie lebten, büßen musste. Andererseits hat sich Chmielnitzky, dessen Aufstand gar bald den Charakter einer nationalen Erhebung verloren und die Gestalt eines Raub- und Mordzuges angenommen hatte, darauf verlegt, sein Mütchen besonders an den Juden zu kühlen, darauf spekulierend, dass die Polen ihm die Juden ausliefern würden, um sich zu retten. Die Juden stellten schließlich auch aus dem Grunde ein Verfolgungsobjekt dar, da sie vornehmlich über bewegliches Vermögen verfügten, das leicht erbeutet werden konnte, wogegen der Grund und Boden den Polen nicht geraubt werden konnte.

Wie dem auch sein mag: Die Juden Polens erlebten in diesen Jahren einen neuen Churban, dessen Einzelheiten in einer Reihe zeitgenössischer Bücher, darunter „Jewen Mezula“ von R. Nathan Aschkenazy und „Emek Habacha“ von Rabbi Joseph Hakohen, sowie in einer Reihe von „Kinot“ ihren Ausdruck fanden. Der 20. Thamus, an welchem Tage die jüdische Kehilla in Niemirow und ihr berühmter Rabbiner Rabbi Jechiel Michal den Kosakenhorden zum Opfer fielen, ist noch bis heute ein Fast- und Trauertag in Israel.

¹ Auszug aus: Kreppel, Jonas: Rabbi Jakob Aschkenazy. (Die Heimkehr des Totgeglaubten). Historische Erzählung aus den Tagen Bogdan Chmielnitzkys (1648–49). Wien: Verlag „Das Buch“, 1927. S. 29–56.

Polen besaß damals die größte jüdische Siedlung. Nicht bloß quantitativ, sondern auch qualitativ hatte das polnische Judentum zu jener Zeit die Führung innerhalb der Gesamtjudentum inne. Die Jeschiboth in Polen erfreuten sich eines Welt Rufes und aus allen Ländern eilten Jünger dorthin, um zu Füßen der berühmten rabbinischen Koryphäen zu sitzen und ihren Lehren zu folgen. Fast jede jüdische Kehilla konnte auf einen Rabbiner hinweisen, der eine Leuchte der Generation war. All diese Herrlichkeiten fielen den wilden Horden Chmielnitzkys zum Opfer. Bemächtigten sich seine Kosaken einer Stadt, so ermordeten sie alle sich dort befindlichen Juden, raubten ihr Hab und Gut und brannten ihre Häuser nieder, oder sie dezimierten die Gemeindemitglieder, die übriggebliebenen als Gefangene mitschleppend und sie nach Innerasien als Sklaven verkaufend. Kinder und Greise wurden grausam hingerichtet, Frauen geschändet und verschleppt. Nur wenige konnten sich retten und nur gezählte Juden blieben in den Gemeinden zurück, den Grundstock eines Wiederaufbaues bildend.

Diese furchtbaren Ereignisse brachten es mit sich, dass die meisten Juden beim Herannahen der Kosakenhorden die Flucht ergriffen. Besonders wurden die Frauen und die Kinder „evakuiert“, westwärts vorgeschoben, um sie vor dem grausamen Schicksal zu bewahren, der Wollust des Feindes zum Opfer zu fallen. Allerdings gestatteten die damaligen Verkehrsverhältnisse keine Massenflucht und wiederholt sind „Flüchtlinge“ von den leicht berittenen Kosaken eingeholt und wie willenloses Vieh hingeschlachtet worden. Es sah in Polen nach der Beilegung der „Differenzen“ mit Chmielnitzky nicht besser aus, als in Deutschland nach dem eben erst beendeten Dreißigjährigen Kriege; die Zerstörung und Vernichtung der jüdischen Gemeinden konnte nur noch in der blutigen Periode der Kreuzzüge eine Analogie finden.

Fünftes Kapitel

Als sich die Kosakenhorden Chmielnitzkys der befestigten Stadt näherten, in welcher Rabbi Jakob, der Gatte Sarahs, seit zwei Jahren den Rabbinerposten bekleidete, drängten die Gemeindemitglieder darauf, dass ihr Rabbi rechtzeitig die Flucht ergreife. Es war ja bekannt, dass der grausame Feind zuerst die Rabbiner und die anderen Führer der Gemeinde zu Opfern auszuersuchen pflegte, zuweilen, um auf diese Weise Geld zu erpressen, zuweilen aber auch aus bloßem Hass, um die Wehrlosen noch stärker seine schwere Hand fühlen zu lassen. Die Gemeindemitglieder wiesen darauf hin, dass Rabbi Jakob noch jung sei und eine junge Frau habe, dass es also seine Pflicht wäre, für sein Leben zu sorgen. Alte Leute, die bereits das Leben mit all seinen Leiden und Freuden kennengelernt haben, eignen sich eher dafür, die Märtyrerkrone zu tragen. Obwohl die Flucht noch damals möglich war, da der Feind erst heranrückte, lehnte Rabbi Jakob jeden Gedanken ab, für sein Leben zu sorgen, in dem Moment, da seine ganze Gemeinde einer so großen Gefahr ausgesetzt sei. „Wir alle sind in Gottes Hand und können unserem Schicksal nicht entinnen. Wird es Gott gefallen, mich am Leben zu lassen, dann wird mir auch hier Rettung zu-

teil werden. Ist es aber im Ratschlusse des Ewigen anders beschlossen, dann werde ich dem Tode nicht entgehen.“ Rabbi Jakob wies auch jeden Plan ab, rechtzeitig eine größere Summe Geld bereitzustellen, um damit sein Leben zu erkaufen. „Jedes Lösegeld wird die Habgier des Feindes noch steigern. Je mehr Gold wir in seinen Rachen stecken, desto mehr werden wir seine Gier erregen. Wird er einmal zur Erkenntnis gelangen, dass ihm alle Mordtaten keine Befriedigung seiner Geldgüste bringen, dann wird er vielleicht eher seine Taktik ändern und sich das Leben abkaufen lassen.“ So sprach Rabbi Jakob und sein Entschluss blieb unerschütterlich.

Die Festungswerke der Stadt widerstanden den Angriffen des Feindes nur kurze Zeit. Eines Tages wurden sie in Sturm genommen und die vom Sieg berauschten Horden bemächtigten sich der Stadt. Sie blieben ihren bisherigen Methoden treu und trieben zunächst alle Juden auf den Marktplatz zusammen. Es waren ihrer nicht viele, zumeist den ärmeren Schichten angehörend, Alte und Kranke, da die Wohlhabenden noch rechtzeitig geflohen waren. Kosakenhetman Chmielnitzky hielt persönlich über die von Todesangst gequälten und vor Schreck zitternden Juden Musterung ab, überschüttete sie mit seinem Hohn, fragte, wo denn ihr Gott sei, um sie von seiner Macht zu retten, befahl ihnen, getrieben von den Peitschen seiner betrunkenen Soldateska, zu tanzen und erklärte schließlich, diesmal Gnade vor Recht zu üben und sich damit begnügen zu wollen, jeden Zehnten von ihnen hinrichten zu lassen. Er befahl ihnen nun, sich in Reih und Glied zu stellen und ließ jeden Zehnten ausheben und unter Bewachung stellen.

Die so „Ausgewählten“ wurden dann wieder in eine Reihe gestellt und in Gegenwart der „Verschonten“ enthauptet. Nach dieser Heldentat wurden die am Leben Gebliebenen mit Peitschenhieben auseinandergelassen und sie durften die Leichen der Ermordeten erst drei Tage später beerdigen, nachdem diese zuvor den Hunden preisgegeben worden waren. Es waren nur mehr Leichenreste, Knochen und unzusammenhängende Glieder, die zu „Kewer Jisroel“ gebraucht worden sind.

Unter den zum Märtyrertode „Auserwählten“ befand sich auch Rabbi Jakob. Es war ihm beschieden, in der Reihe der aufgestellten Glaubensbrüder einer der „Zehnten“ zu sein. Wohl versuchte es ein neben ihm stehender Greis, den Rabbi zu einem Platzwechsel zu bewegen. Dieser aber winkte energisch ab und sah seinen Henkern, die ihn aus der Reihe zerrten, in die vom Blutrausch brennenden Augen. Die Umstehenden mussten es mit eigenen Augen sehen, wie ihr verehrter und geliebter Rabbi enthauptet wurde und wie sein lebloser Körper niederstürzte.

Es war bekannt, dass sich die Gattin des Rabbi bei ihren Eltern befand. Die Gemeinde war sich mit der Pflicht bewusst, der unglücklichen „Aguna“ Gewissheit über das Schicksal ihres Gatten zu verschaffen. Als der Krieg zu Ende war und sich einige Verkehrsmöglichkeiten eröffneten, wurden einige der Augenzeugen zum Schwiegervater des Märtyrers, Rabbi Efraim Hakohen, nach Wilno entsendet, die dort vor dem Rabbinat protokollarisch ihre Aussagen machten.

Die größte rabbinische Autorität der damaligen Generation war der Rabbiner von Krakau, Rabbi Heschel. Rabbi Efraim unterbreitete Rabbi Heschel die Angelegenheit und dieser fällte auf Grund des Zeugenprotokolls die Entscheidung, dass

Rabbi Jakob Aschkenazy als tot und seine Gattin als Witwe zu gelten haben. Hundert der bekanntesten Rabbiner stimmten dieser Entscheidung zu.

Sechstes Kapitel

Es fiel Rabbi Efraim ungemein schwer, seiner Tochter die fruchtbare Trauerbotschaft zu überbringen. Obzwar bereits zwei Jahre vorüber waren, seit Rabbi Jakob seiner Frau zum letzten Mal ein Lebenszeichen gab, und obwohl die Nachrichten über das wilde, grausame Vorgehen der Horden Chmielnitzkys den Juden gegenüber keinen Zweifel über das Schicksal der Juden jener Stadt und ihres Rabbi aufkommen ließen, hatte Sarah keinen Moment die Hoffnung verloren, ihren Gatten wiederzusehen. Sie glaubte an ein Wunder Gottes und ihr Herz sagte ihr, es werde noch ein freudiges Wiedersehen geben. Mit der größten Ungeduld erwartete sie die Wiedereröffnung der Verkehrsmöglichkeiten im Lande, in der Zuversicht, der erste Bote aus jener Stadt werde ihr einen Brief ihres Gatten oder zumindest sichere Nachrichten über sein Befinden bringen. Und nun ist die Botschaft eingetroffen, aber so ganz anders, als Sarah sich gedacht hatte.

Einige Tage zögerte Rabbi Efraim, Sarah über das Eintreffen der Zeugen Mitteilung zu machen. Er dachte zunächst, ihre Abreise abzuwarten, damit es Sarah erspart bleibe, die erschütternden Einzelheiten über den grausamen Tod ihres Gatten zu hören. Später aber sagte er sich, sie würde vielleicht gerade darin einen Trost finden, den Bericht über die Gottergebenheit, mit der Rabbi Jakob seinem Schicksal entgegengesehen, zu vernehmen, und so enthüllte er ihr nach und nach sein schreckliches Geheimnis. Im ersten Momente gebärdete sich Sarah wie rasend und ihr Vater zitterte um ihren Verstand. Bald aber fiel sie in ein stilles Nachdenken und erklärte klipp und klar, es müsste da ein Irrtum vorliegen, sie glaube den Zeugen gar nicht. Ihr Jakob lebe und werde schon wiederkehren. Sie legte auch kein Gewicht darauf, die Einzelheiten, mit welchen die Augenzeugen aufwarten wollten, zu hören. Was diese erzählen, sei furchtbar und schrecklich, berühre sie ebenso wie jeden Juden, habe aber keine direkte persönliche Note für sie.

Diese ihre Haltung wirkte auf ihren Vater zunächst einigermaßen beruhigend. Es sei vielleicht besser, sagte er sich, sie finde sich erst nach und nach mit ihrem Los ab. Bald aber übermannte sie der Schmerz und sie verfiel einem Trübsinn, schwebte wochenlang zwischen Tod und Leben und nur dank ihrer Jugendkraft konnte sie wieder genesen. Dann kam sie auf ihren früheren Gedanken zurück: ihr Gatte lebe und werde zurückkehren! Als Wochen und Monate ins Land gegangen waren, ohne dass Sarah eine Hoffnung auf die Rückkehr ihres Gatten aufgegeben hatte, sah sich Rabbi Efraim benötigt, ihr zu Gemüte zu führen, dass sie einem Phantom nachjage, dass das kompetente Forum, das Rabbinat, den Tod ihres gewesenen Gatten zweifellos festgestellt hat, dass sie sich nicht mehr als „Aguna“, sondern als Witwe zu betrachten habe und ihr Verhalten danach einrichten müsse. Schließlich sei sie als jüdische Tochter es ihren religiösen Pflichten und ihrer Jugend schuldig, nicht allein ihr Leben zu verbringen, sondern einem neuen Gatten zu folgen, an dessen

Seite sie ihre Gottergebenheit und ihre Seelenruhe wieder finden würde. Sie müsse bedenken, dass das Los einer „Aguna“, einer an einen Mann gebundenen, dessen Aufenthalt sie nicht kennt und der die Gewissheit über sein Schicksal fehlt, viel bedauernswerter als dasjenige einer Witwe sei, weshalb auch die Rabbiner besonders in einer Kriegsperiode sich speziell mit dem Schicksal der „Agunot“ befassen und nach eingehenden Beratungen spezielle, zeitweilige Beschlüsse fassen, um deren Los möglichst leichter zu gestalten. Auch nach dem Chmielnitzky-Krieg hatte die Vier-Länder-Synode, der rabbinische Gerichtshof in Polen, der von Zeit zu Zeit zusammenzutreten pflegte, um über die neuen aus Zeitereignissen aufgetauchten Fragen zu entscheiden, eine Reihe neuer Bestimmungen in Angelegenheit der „Agunot“ getroffen. Der Fall Sarahs sei übrigens besonders klar, da ja beglaubigte Augenzeugen vorhanden sind.

Es dauerte lange genug, bis sich Sarah bereit finden konnte, diesen Mahnungen und diesem Drängen ihres Vaters Folge zu leisten. Als gute jüdische Tochter fand sie sich aber, nachdem sie einmal nachgegeben hatte, mit ihrer Lage ab, sie gebot den Regungen ihres Herzens Schweigen und ihrer zweiten Hochzeit stand nichts mehr im Wege.

Siebentes Kapitel

Der Hochzeitstag Sarahs war herangerückt. Das große Ansehen Rabbi Efraims und besonders das tragische Schicksal der Braut brachten es mit sich, dass von Nah und Fern Hochzeitsgäste einlangten. Darunter eine große Anzahl der bekanntesten Rabbiner, die eigens eingeladen wurden, um die bereits getroffene Entscheidung über das Schicksal Sarahs nochmals zu überprüfen.

Sarah saß im Brautzimmer, mit dem Brautkranz geschmückt, von ihren Freundinnen und den Hochzeitsgästen umgeben, und lächelte gezwungen zu den Späßen, die der «Marschalek», der Hochzeitslustigmacher, nur so aus dem Ärmel schüttete. In Berücksichtigung der Stimmung Sarahs nahm man diesmal von dem Brauch Abstand, die Braut vor der Trauung mittelst einer ergreifenden Rede des Marschalek zum Weinen zu bringen, damit sie – wie es im Volksmund hieß – für allemal ausweine und nunmehr nur Freuden erleben solle. Sarah hatte in den letzten Jahren genug geweint, man konnte ihr die Tränen am Hochzeitstage erlassen. Stattdessen sollte sie in eine möglichst lustige Stimmung gebracht werden. Der Versuch gelang allerdings bloß halb. Sarah lächelte gelegentlich ein wenig, blieb aber im Allgemeinen ernst und nachdenklich.

Inzwischen haben Rabbi Efraim und der Vater des Bräutigams im großen Lehrsaale die eingetroffenen Rabbiner und Gelehrten um sich versammelt und unterbreiteten ihnen vereinbarungsgemäß das Protokoll der Augenzeugen über den tragischen Tod Rabbi Jakobs, sowie den Inhalt der Diskussionen und die schließliche Entscheidung des Rabbi Heschel und der hundert Rabbiner. Es entwickelte sich von Neuem eine lebhaftige Diskussion. Gar mancher der Anwesenden wollte die Gelegenheit benützen, um angesichts des großen rabbinischen Areopags seine Gelehrsam-

keit und seinen Scharfsinn zu zeigen. Es hörten sich Meinungen pro und contra, die gesamte einschlägige Literatur, analoge Entscheidungen der berühmtesten Autoritäten wurden ins Treffen geführt. Schließlich klärten sich die Meinungen so weit, dass die getroffene Entscheidung einstimmig gutgeheißen wurde. Rabbi Efraim forderte nun die Anwesenden auf, ihn zur Begrüßung des Bräutigams zu begleiten.

Da geschah etwas Überraschendes. Ein fremder Mann, ärmlich und nachlässig gekleidet, mit einem zerzausten Bart und herabfallenden langen Haaren, der scheinbar noch keine Zeit gefunden hatte, den Wegstaub abzuschütteln, dessen Heinkommen die Anwesenden in der Hitze des Gefechtes nicht bemerkt hatten, trat rasch auf Rabbi Efraim zu, mit den Worten: „Verzeihen Sie, Rabbi, ich möchte noch eine Frage vorlegen...“

Erstaunt blickte der Rabbi auf. Er dachte nicht, dass die Frage des Fremden mit dem eben behandelten Thema in irgendwelcher Beziehung stehe, und meinte: „Ist es so dringend? Könnt Ihr die Sache nicht bis nach der Trauung aufschieben?“

„Nein!“, erwiderte der Fremde. „Es handelt sich eben um diese Trauung!“

Das Staunen des Rabbi steigerte sich noch. Auch die anwesenden Rabbiner wurden etwas ungehalten. Aber auf einen Wink Rabbi Efraims nahmen sie wieder um den langen Tisch Platz, den Fremden fragend anblickend.

„Rabbi“, fragte dieser, „mir scheint, Ihr habt in Eurer Diskussion eine bekannte Stelle im Rambam übersehen.“

„Ihr irrt“, erwiderte Rabbi Efraim. „Wir haben gerade diese Stelle sehr ausführlich erörtert.“

„Dann habt Ihr aber eine Lehrmeinung des Mordchai unbeachtet gelassen“, setzte der Fremde hartnäckig fort, „die gegen Eure Entscheidung spricht.“

„Im Gegenteil“, erwiderte Rabbi Efraim schon etwas ungehalten. „Gerade der Mordchai ist eine Stütze für unsere Entscheidung.“

„So!“, rief nun der Fremde etwas energisch. „Dann habt Ihr den Remo vergessen, der ausführlich der entgegengesetzten Meinung ist.“¹

Die Fragen des Fremden waren völlig unstichhältig. Bloß die dritte hatte etwas für sich, aber die Anwesenden hatten über die betreffende Stelle des Remo sehr eingehend diskutiert und sie keineswegs übersehen. Rabbi Efraim hat die ersten Einwürfe des Fremden bloß aus Höflichkeit einer Antwort gewürdigt. Die Hartnäckigkeit des Fragenden musste aber seinen Unmut hervorrufen, besonders da es für die Vornahme der Trauung schon höchste Zeit war. Er meinte daher etwas unwirsch: „Was belästigt Ihr uns in dieser Stunde mit solchen haltlosen Fragen? Wir haben alles durchdiskutiert und kaum etwas übersehen. Hundert Rabbiner mit Rabbi Heschel an der Spitze haben die Entscheidung getroffen und nun haben sie andere hundert Rabbiner bestätigt. Es hat keinen Sinn und keinen Zweck, die Diskussion nochmals zu eröffnen. Wenn Ihr Freude am Pilpul habt, so stehe ich Euch morgen gerne zur Verfügung. Jetzt müssen wir die Trauung vornehmen. Das Brautpaar fastet und die Gäste warten.“

¹ Rambam, Mordchai und Remo waren berühmte rabbinische Autoritäten.

Nach diesen Worten schickte sich Rabbi Efraim an, dem Ausgang zuzustreben.

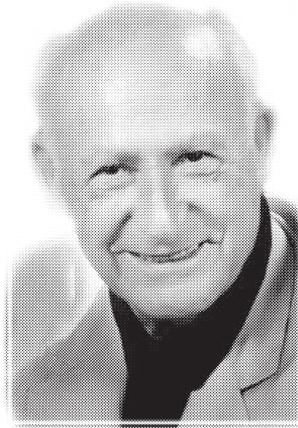
„Rabbi“, stellte sich ihm der Fremde entgegen, „die Trauung darf eben nicht stattfinden, bevor Ihr alle meine Fragen befriedigend beantwortet.“

Die Ungeduld der Anwesenden steigerte sich. Manche murmelten das Wort „Chuzpe“. Rabbi Efraim aber stand unschlüssig da, fragte dann mit zitternder Stimme: „Was hat das zu bedeuten? Was wollt Ihr von uns, fremder Mann?“

„Die Trauung darf nicht stattfinden,“ erklärte dieser mit fester Stimme. „Eure Entscheidung mag zutreffen, aber Eure Tochter darf nicht wieder heiraten, denn...“

„Was denn?“, fragte der Rabbi heftig.

„Rabbi Jakob Aschkenazy lebt!...“



ADAM ZIELINSKI

Adam Zielinski wurde am 22. Juni 1929 im galizischen Drohobytsch südlich von Lemberg geboren und ist am 27. Juni 2010 in Wien gestorben. Sein Vater Jan Karol war Rechtsanwalt in Stryj, unweit von Drohobytsch. Als Adam Zielinski zwölf Jahre alt war, musste er zusehen, wie Nazischergen am 1. September 1941 seinen Vater verhafteten. Jan Karol Zielinski wurde einige Tage später zusammen mit mehreren hundert Intellektuellen in Holobutów nahe bei Stryj erschossen. Kurz danach verlor Adam Zielinski auch seine Mutter, so dass er seit seinem 13. Lebensjahr ausschließlich auf sich selbst angewiesen war.

In Lemberg, wohin es ihn nach dem Tod der Eltern verschlagen hatte, brachte er sich mit Gelegenheitsarbeiten bei der Kanalaräumung, Müllabfuhr und an Baustellen durch. Als die Russen Ende Juli 1944 die Stadt zurückeroberten, konnte er wieder die Schule besuchen. Im September 1945 kam Zielinski als Pole im Zuge der sogenannten Repatriierung nach Krakau, wo er wiederum vormittags das Gymnasium besuchte und nachmittags für seinen Unterhalt Gelegenheitsarbeiten nachkam. Im Juni 1947 maturierte er an einem der führenden Gymnasien der Stadt, dem Witkowski-Lyzeum, und studierte ab dem Wintersemester 1947/48 an der Jagiellonischen Universität in Krakau Sozialwissenschaften und Journalistik. 1954 schloss er seine Studien in Krakau mit einem Diplom ab und setzte an der Universität Warschau mit dem Studium der Publizistik fort, das er 1956 mit einer Magisterarbeit über „Indien und Jawaharlal Nehru als Betreiber der Koexistenz“ beendete.

Bereits 1952 begann er, als Journalist beim Polnischen Rundfunk in Krakau zu arbeiten. Als im Herbst 1956 Wieslaw Gomólka wieder die Macht in Polen übernahm, nutzte Zielinski die unübersichtliche politische Situation und reiste nach Wien aus, wo er sich in der Wiener "EXI AG" vom Arbeiter über die Stelle eines Finanzreferenten bis zum Vorstandsmitglied emporgearbeitet hat.

Die Tatsache, dass Zielinski sehr früh begann, Ideen, Impressionen, Gedanken und Erlebnisse schriftlich festzuhalten, bedeutete eine ideale Vorbereitung auf seine zweite Karriere als Schriftsteller, die er seit der Schließung seiner Firma "COMPENSA" im Jahr 1989 betrieb. Obwohl er sehr spät, nämlich erst im Alter von 60 Jahren unter die Literaten ging, hatte er sehr bald ein umfangreiches Œuvre vorzuweisen. Er wurde Mitglied sowohl des polnischen als auch des österreichischen PEN-Clubs und seit Frühling 2002 war Senator des österreichischen PEN-Clubs, seit 1998 Mitglied des Österreichischen Schriftsteller-Verbandes, seit 2003 der Österreichischen Gesellschaft der Literatur. Im September 1997 wurde er von der Republik Polen für seine schriftstellerischen Verdienste mit dem "Kommandeurskreuz des Ordens der Wiedergeburt Polens" und vom polnischen Minister für Kultur mit dem Orden "Besonders verdient um die polnischen Künste" ausgezeichnet. Lange davor verlieh ihm der österreichische Bundespräsident den Titel eines Professors. 2003 bekam er von diesem auch das Verdienstkreuz für Wissenschaft und Kunst verliehen. 2005 wurde er mit "Kommandeurskreuz mit Stern des Ordens der Wiedergeburt Polens" ausgezeichnet. Unter den zahlreichen Literaturpreisen, mit denen Adam Zielinski gewürdigt wurde, sind der Preis der Stadt Krakau sowie der Sonderpreis der Nationalstiftung für die Polnische Literatur erwähnenswert.

Werke: *Die bucklige Welt. Eine Reportage aus dem XX. Jahrhundert* (1991); *Unweit von Wien* (Roman, 1992); *Die stille Donau oder Die grosse Hämaturie* (Roman, 1994); *Die Kannaile und andere Erzählungen* (1999); *Gesichter (m)einer Zeit* (Erzählungen, 2000); *An der Weichsel* (Roman, 2006); *Zwölf jüdische Erzählungen* (2009).

Hołobutów¹

Wenn Jakob sprach, bebte seine Stimme. Sie zeichnete sich durch eine seltsame Eigenschaft aus, und ich überlegte lange, wie diese am treffendsten zu beschreiben wäre. Frech wie ich war, fragte ich ihn daher: „Jakob, könntest du mir eines sagen? Ich kann mich nämlich des Eindrucks nicht erwehren, dass deine Stimme sonderbarerweise nicht wie üblich in deiner Kehle entsteht, sondern in deinem Magen.“

„Das mag stimmen“, antwortete er, ohne in seiner Stimme eine Spur von Aggression zu zeigen, wozu er eigentlich berechtigt gewesen wäre, wenn man bedachte, was für eine Unverschämtheit ich mir mit meiner Frage gerade erlaubt hatte.

„Als ich elf Jahre alt war, wir schrieben das Jahr 1942, töteten die Nazis meine Mutter. Zuerst zwangen sie mich, bei der Erschießung zuzuschauen, und dann schossen sie auch auf mich. Ich fiel sofort auf die Erde, die bereits rot war, getränkt vom Blut meiner Mutter. Wie ich jedoch kurz danach feststellen musste, hatte mich die Kugel gar nicht getroffen. Ich war also aus einem anderen Grund zu Boden gegangen, entweder weil ich maßlosen Ekel vor den wütenden Uniformierten empfand, die eine junge Frau, meine Mutter, mit lustiger Leichtigkeit und maßloser Heiterkeit töteten, oder aber, weil mich meine eigene Feigheit übermannt hatte. Jedenfalls schnürte in jenem Moment etwas meine Kehle zu, und dieses beklemmende Gefühl hat mich seither nie mehr verlassen.“

„Entschuldige, Jakob!“

Ich fühlte mich zutiefst beschämt, mir wurde sogar übel. Ich sah nun eine junge Frau vor mir – seine Mutter – von wütenden Schergen zerstückelt... Pfui Teufel, wie konnte ich nur eine solch idiotische Frage an ihn richten? „Bitte Jakob, ich... ich...“ Ich wusste wirklich nicht, was ich noch weiter sagen konnte, durfte...

Der gute Jakob aber streichelte meine Hand und versuchte, mich zu beruhigen: „Du bist wirklich ein Guter. Du wolltest mich nicht verletzen, das weiß ich! Seit damals...“, er dachte jetzt sicher an den Moment, als er seine Mutter verlor, „...seit damals sind mehr als fünfzig Jahre vergangen. Wer erinnert sich heute noch an die Nazizeit? Die Jungen wissen zumeist doch nicht mehr, wer und was die Nazis waren. Wenn ich alles, was mit mir damals geschah, gut überlege, denke ich unwillkürlich an meine Kehle. Damals schnürte sie sich zusammen. Bis heute, sie gibt auch heute die Stimme nicht frei, die damals in mir erstorben ist.“

¹ Aus: Zielinski, Adam: Kanaille und andere Erzählungen. Dublin und Vienna, 1999. S. 32–42.

„Jakob, verzeih mir bitte!“

Er setzte sich mit meiner Hilfe in seinen Rollstuhl ohne Armlehnen. Jakob Rosen war halbseitig gelähmt und konnte sich nicht überall hinsetzen. Er brauchte einen einfachen Stuhl. Bevor er halbseitig gelähmt war, war er ein Sportler, noch dazu kein durchschnittlicher. Ich fand seinen Namen in den Zeitungen von damals, als einen der besten Diskuswerfer Europas. Ich las darin „Rosen“, ich las darin „Jakob“, aber der Gedanke, es könnte „mein“ Jakob Rosen sein, lag mir fern.

Wie ich später hörte, sah er eines Nachts plötzlich wieder die Nazis, die auf seine Mutter schossen. Damals vor fünfzig Jahren, als das geschah, hatte sie geschwiegen, weil die Angst sie aller Kräfte beraubt hatte. Aber in Jakob Rosens Träumen verhielt sie sich anders: Sie schrie, immer lauter, immer verzweifelter. Er dachte, sie versuche, die Nazis mit diesem Geschrei daran zu hindern, sie zu töten, aber sie schossen dennoch und Jakob Rosen sah, wie seine Mutter auf die Erde fiel. Sonderbarerweise bewegten sich ihre Beine aber noch lange, so als ob sie sprängen. Sie sprangen und sprangen und das hätte, wenn es nicht so tragisch gewesen wäre, sehr komisch ausgesehen.

„Wie ist das?“, analysierte mein Jakob Rosen seine Träume. Besitzen die Beine eines Toten ein eigenes Leben? Mussten die Nazis folglich auch die Beine, und zwar jeweils einzeln, erschießen?“ Wie er so darüber nachdachte, sah er jene Schergen von vor fünfzig Jahren in ihren schwarzen Uniformen und wie sie aus der Feldflasche Alkohol tranken. Danach schossen sie mit Maschinengewehren um sich, auch auf die Füße der Mutter. Jakob Rosen schrie in seinem fürchterlichen Traum mit der Stimme seiner Mutter: „Bitte... bitte... nur das nicht!...“

Vor Verzweiflung erwachte er, sie waren seiner Bitte nicht nachgekommen. Was er nun bemerkte, blieb ihm für den Rest seines Lebens: Die linke Hälfte seines Körpers war als Folge seines bösen Traumes gelähmt. Sogar aus den USA kamen Neurochirurgen, um ihm zu helfen. „Holocaust-Syndrom“, diagnostizierten sie einhellig. Und in ihren Befunden hielten sie fest: „Sich vertiefendes Trauma, Lähmung als Manifestation der Angst, die den Patienten im Moment des dramatischen Erlebnisses überkam und nicht mehr losließ.“ Was immer sie schrieben, der Zustand Jakob Rosens blieb unverändert, genau so, wie er in der Nacht des Traumes eingetreten war.

„Hör zu!“ Als er das sagte, bebte seine Stimme: „Du bist ein edler und anständiger Freund, mein einziger übrigens! Dafür aber treu, treu wie kein anderer Mensch! Auf dich ist Verlass. Ich will dir deswegen genau erzählen, wie sich damals alles ereignet hat. Als man mir meine Mutter wegnahm, war mein Vater bereits tot. Als die Nazis einmarschierten, gab es in unserer Stadt sechzehntausend Juden, es lebten achtzehn, als sie dann feige davonliefen. Achtzehn, mich eingeschlossen! Meinen Vater töteten sie in Hołobutów, in der allerersten Stunde, nachdem sie die Stadt erobert hatten. Wo aber liegt dieses Hołobutów? Es ist ein kleines Dorf, acht Kilometer von unserer Stadt entfernt. Woher meine Sicherheit bezüglich dieses Platzes als der Stelle, wo man meinen Vater liquidierte? Wurden die besten Männer der Stadt, einschließlich meines Vaters, wirklich dorthin gebracht? Es besteht leider

kein Zweifel! Die Getriebenen mussten die Strecke von unserer Stadt bis nach Hołobutów zu Fuß zurücklegen. Überall unterwegs ließen sie Zigarettendosen, Füllfedern, Brillen, Hüte, Taschen, Rucksäcke, sogar einzelne Schuhe, Jacken, Westen, Feuerzeuge... liegen. Je weiter von der Stadt entfernt, desto mehr Gegenstände am Straßenrand. Natürlich ging ich gleich nach dem Krieg nach Hołobutów. Weshalb? Würdest du nicht auch auf dem Grab deines Vaters Blumen pflanzen wollen? Aber ich suchte die Grabstätte vergeblich. Die Sowjets hatten bereits 1946 alle Bauern des Dorfes als Kollaborateure nach Sibirien ausgesiedelt. Nicht eine einzige Seele ließen sie zurück. Wen also hätte ich um Hinweise auf die Grabstätte bitten können?“

„Jakob“, sagte ich flüsternd, ohne dass ich wusste weshalb, „vielleicht wird meine Stimme von nun an ebenso wie ein hohles Beben klingen!“ Meine Kehle schien plötzlich alle Feuchtigkeit verloren zu haben und schnürte sich allmählich zu. „Jakob! Genug für heute! Schone dich! Ein Kranker wie du...“ Ich erhob mich und wollte weggehen, aber er fasste meine Hand: „Wenn du wirklich ein Mensch bist, so geh statt mir nach Hołobutów. Finde dieses Massengrab und errichte auf ihm einen Stein, auf den du Folgendes schreiben sollst: „Hier ruht Nathan Rosen, Vater von Jakob Rosen. Er wurde 1941 von den Nazis ermordet. Friede sei mit ihm.“ Tu es für mich, ich bitte dich innigst! Es steigt in mir eine kalte Angst auf, denn es kommt mir vor, mein Vater verflucht mich, weil ich mich nicht um seine ewige Ruhe kümmere und meine erste Sohnespflicht schändlich vernachlässige.“

„Beruhige dich, Jakob... Bitte... Ich habe dir doch bis heute geholfen, nicht wahr? Ich lasse dich auch in Zukunft nicht im Stich. Selbstverständlich gehe ich nach Hołobutów.“

Das Dorf Hołobutów lag südöstlich von Lemberg. Im „Kleinen Führer durch Galizien“, Ausgabe 1938, las ich: „...dreihundert Seelen, eine kleine Ziegelei, Wälder und Weizenfelder sowie Wiesen, reichlich mit saftigem Gras bewachsen, ideal für die Viehhaltung...“

Es war keine leichte Aufgabe, von den ukrainischen Behörden ein Visum für Hołobutów zu erhalten. Ein anderer hätte bereits angesichts dieser Schwierigkeiten sofort gekniffen. Ich nicht! Hołobutów hieß auch heute noch Hołobutów, aber zu erreichen war es nur mit einem Fahrrad oder, wie vor hundert Jahren, mit einem Pferdefuhrwerk. Ein Auto kam nicht hin, weil die früher bestehende Straße verschwunden war und die neuen Siedler, welche erst vor einigen Jahren hier eintrafen, keine Straße benötigten. Sie hatten weder etwas zu verkaufen noch Geld, um sich in der Stadt etwas anzuschaffen. Was bedeutete aber schon eine nicht vorhandene Straße, wenn man einen Auftrag von Jakob Rosen zu erfüllen hatte?

Endlich war ich in Hołobutów. Kein Dorf, sondern vielmehr eine Kulisse für Bilder von Chagall. Sogar die berühmte Ziege war da. Jede Hütte neigte sich in eine andere Richtung. Die Enten schwammen in einer schmutzigen Pfütze, die Schweine grunzten in einem aus ungehobelten Brettern gezimmerten Verschlag. Der Wald besiegte vom Süden her sowohl das Dorf als auch die von den Sowjets hier gegen ihren Willen vor acht Jahren angesiedelten Kosaken. Dieser

Wald kämpfte sich jedenfalls mühelos bis zu den ersten auseinander fallenden Hütten durch.

Nach langer Zeit endlich eine menschliche Seele. Ein dickes Weib mit einem imponierenden, an ein Pferd erinnernden Hintern, die Füße in abgetretenen Stiefeln, der Kopf mit einem gewaltigen Tuch umwickelt – vielleicht war es auch einfach eine Bettdecke und kein Kopftuch –, auf dem Rücken ein riesiges Bündel trockener Zweige:

„...eee...“

Ich wollte irgendwie ein Gespräch mit ihr anfangen, aber vergeblich, denn das Weib vermutete, ich wäre aus der Stadt hierher gekommen, um sie zu verhaften, stahl sie doch Reisig aus dem staatlichen Wald. Sie beschleunigte daher ihr Tempo und stellte sich einfach taub. „Warten Sie doch! Ihr Holz geht mich einen Dreck an. Was ich suche, ist ein Grab. Ein Massengrab!“

„Ein was?“

Mit ihr zu reden bedeutete nur, kostbare Zeit zu verlieren. Ich fand einen langen runden Stock und begann, Zentimeter um Zentimeter die Erde im Dorf abzutasten.

Einen Moment: Im Brockhaus, Ausgabe 1938, wurde doch eine kleine Ziegelei erwähnt! Es musste also unweit von ihr einen Berg geben, wo man für die Produktion von Ziegeln der Erde Lehm entriss. Nichts wie hin! Die Nazis hatten ein Faible für solche Plätze. Und richtig: Es gab einen Steinbruch – oder das, was vor einer Ewigkeit ein Steinbruch gewesen sein sollte. Von einem Massengrab war dort aber keine Spur. Wie sollte einem auch etwas auffallen, wenn alles rundherum verwildert und verwachsen war?

Die Sonne verschwand inzwischen am Horizont. Ich wollte doch hier nicht übernachten, wo auch? Also zurück in die Stadt!

Einschlafen konnte ich natürlich nicht. Ich studierte die Karte von Hołobutów: Wo hätte ich, sollte ich hunderte Menschen erschossen haben, diese wohl verscharrt? „Pfui, Teufel“, sagte ich laut, „wie tief bin ich gesunken, ich denke schon wie diese... wie diese... jede Bezeichnung für diese Existenzen wäre beschönigend... Für Nazis gibt es keinen passenden Ausdruck... Ein fürchterlicher und immerwährender Fluch möge auf ihnen lasten!“

Ich dachte an Jakob Rosen. Sollte ich seinen Auftrag nicht ausführen können, würde er verrückt werden. Im Bewusstsein, nicht für die Ruhe seines Vaters gesorgt zu haben, würde er durchdrehen. Gott, was, wenn er mit einer weiteren Lähmung reagierte? Dann säße er im Rollstuhl und könnte nicht einmal die Finger seiner Hand bewegen... Ich musste unbedingt das Massengrab finden, wo sein Vater ruhte, oder das, was von ihm noch geblieben war.

Auch der nächste Tag war Jakob Rosen und mir nicht gnädig. Vielleicht verfolgte mein Freund am Ende eine falsche Spur? Vielleicht haben die Nazis die Leichen verbrannt, wie das von ihnen überall in Europa leidenschaftlich praktiziert wurde? In dieser Hinsicht waren sie schließlich wirkliche Spezialisten.

Ein Kosak vor mir! Nüchtern? Gab es wirklich so etwas wie einen nüchternen Kosaken? Er sprach mich an: „Suchst du hier Gold, Brüderchen? Oder bist du irre?“

„Ich suche ein Massengrab!“

„In Hołobutów? Davon hab' ich noch nichts gehört!“

Am Horizont sah ich jetzt bleierne Wolken. Sie näherten sich dem Dorf, sie würden Regen bringen, der die Erde bald in Schlamm verwandelte. Wer könnte da ein Grab finden? Fand ich es aber nicht, was passierte dann mit meinem Freund Jakob Rosen? Mein Gott! Ich hatte doch alles versucht. Mein Stock hatte den Wald ordentlich durchstochert, den Lehmberg und ein paar Hügel abgetastet, ohne einen einzigen menschlichen Knochen gefunden zu haben. „Nichts! Jakob Rosen, glaube mir, ich habe das Meine getan. Auch du hättest nicht mehr erreichen können.“

Mir begegnete ein anderer Kosak, auch dieser nüchtern! War ich denn nicht auf ukrainischer Erde? Zwei Kosaken und keiner besäuselt! „Herr, Sie kommen von weit her... von sehr weit?“ Er sprach mich an, wartete aber die Antwort nicht ab, sondern setzte fort: „Verstehen Sie was von Erdäpfeln?“

„Nichts!“

„Das hab' ich mir gleich gedacht! Ihr alle dort in diesen großen Städten habt nur Dreck im Kopf!“

Er war beleidigt! Mir wiederum tat es leid, dass ich nicht Landwirtschaft studiert hatte. Es wäre immerhin eine Chance gewesen, diesen Kosaken nicht bitter zu enttäuschen. „Und wenn ich mich mit Erdäpfeln ausgekannt hätte, was dann?“, fragte ich ihn also etwas dümmlich. Dabei war ich mehr daran interessiert, seine Stimme zu hören, als einen bestimmten Inhalt zu vernehmen.

Sein Gesicht hellte sich auf und ich stellte fest, dass dieser Kosak so etwas wie menschliche Regungen zeigte: „Also, verstehen Sie etwas davon oder nicht?“

„Etwas...“, log ich ihn glatt an.

„Dann sagen Sie mir, weshalb auf Kociubynskys Feld die Erdäpfelernte sechsmal üppiger ist als bei mir?“

„Gott! Sprichst Du durch den Mund dieses Bauernlümmels? Bruder, nichts wie hin!“

Er führte mich – es donnerte schon ordentlich und es blitzte immer bedrohlicher! – nach Süden, in Richtung des Waldes, der sich den Weg bis zum Dorf gebahnt hatte. Das Dickicht hörte nach fünfhundert Metern ganz plötzlich auf. Eine große Waldlichtung! Trockene Zweige markierten zwei gleich große Teile. „Das dortseitige Feld gehört mir. Sehen Sie? Nur hier und da Erdäpfel... Und jetzt schauen Sie auf das Feld, das sich bis zum Lehmberg hinzieht. Kommt Ihnen das nicht komisch vor? Es wuchert dort nur so von grünen Stängeln.“

„Mein Stock...“, dachte ich fieberhaft und schon stach ich rüde und unbeherrscht in diese reichliche Ernte spendende Erde hinein. Ich muss tiefer hineinstecken in diese fruchtbare Erde. Die Oberfläche war sicher mehrmals zur Genüge gepflügt und geeeggt worden. Plötzlich spürte ich einen Widerstand! Was war es? Ein Stein oder ein menschlicher Knochen?

Ein starker Blitz, ein Donner, derart gewaltig, dass ich annahm, Gott übermittle mir damit eine Warnung. Ich gebe zu: Ich begann zu zittern, aber weshalb eigent-

lich? Mit bloßen Händen nahm ich die Erde aus dem mit dem Stock ausgehöhlten Trichter: menschliche Knochen, natürlich!

Es donnerte... donnerte... woher sollte ich nun einen großen Stein nehmen? Und wie sollte ich auf ihm einritzen „Hier ruht Nathan Rosen, Vater von Jakob Rosen“?

„Morgen mache ich mir Gedanken, wie das am besten zu bewerkstelligen wäre“, versuchte ich mich bewusst zu betrügen. Morgen? Mein Visum lief doch morgen ab! Morgen konnte ich sicher nicht noch mal hierher zurück!

Der Regen wurde dichter und dichter. Der Kosak stand durchnässt vor mir, sein Gesicht wollte mir etwas sagen. Vielleicht war in ihm der Ausdruck von Verwunderung, weil er doch den menschlichen Knochen anglotzte, den ich soeben von der Erde aufhob.

Es wurde unerträglich stürmisch, möglicherweise zeigte mir der Himmel, dass er gar nicht damit zufrieden war, dass ich die unter der Erde Liegenden störte.

Ich verließ das Feld und beantwortete die Fragen des Kosaken nicht mehr, die, je weiter ich mich entfernte, um so schwächer vernehmbar wurden: „Also, was ist, mein Herr? Weshalb hat Kociubynsky eine bessere Erdäpfelernte als ich?“

Ich denke noch oft an meinen Freund Jakob Rosen. Er hat nicht begreifen können, dass ein Gewitter mich davon abhielt, einen Stein auf das Grab seines Vaters zu stellen. Er sah mich lange mit seinen großen, traurigen Augen an und fragte: „Weshalb hast du den Stein nicht aufgestellt? Ich habe dir doch erzählt, was der letzte Wunsch meines Vaters war, bevor er für immer von mir weggeführt wurde, und der Wunsch lautete, dass auf dem Stein unbedingt ein Wort geschrieben stehen müsse: Schalom!“

Wir beide schauten uns danach lang in die Augen und wiederholten dann, jetzt aber gemeinsam, dieses eine Wort: „Schalom!“

Lemberg, Pełtewna-Straße¹

Vom ersten Augenblick an hatte ich Professor Przemski sehr gern. Ehrlich gestanden bewunderte ich ihn bereits in der ersten Unterrichtsstunde, die er in unserer Klasse abhielt. Vielleicht kam das deshalb, weil ich bis dahin niemandem begegnet war, der so viel vom Leben und von der Welt wusste wie er. Ich muss zugeben, dass er meine Zuneigung wohl auch dadurch gewonnen hatte, dass er in mir zu meiner Überraschung ein mathematisches Talent entdeckte, wodurch ich mich besonders ausgezeichnet fühlte. Einen Lehrer, der einen lobt, muss man doch schon allein deshalb verehren, um der eigenen Eitelkeit Genüge zu leisten. Wer von uns wäre frei von solcher Eitelkeit?

Die Dialoge zwischen ihm und mir endeten stets und unweigerlich mit seiner Frage: „Weshalb?“ oder „Warum?“ So fragte er mich zum Beispiel: „Kaminski, wie lautet der Lehrsatz des Pythagoras?“ Darauf antwortete ich frech und unverschämt: „Sie wissen es ohnehin, Herr Professor!“ Er fasste das weder als eine Beleidigung noch als einen Angriff auf seine Autorität auf, sondern meinte nur: „So eine Albernheit! Wer ist hier der Professor und wer der Schüler? Wenn ich frage, erwarte ich eine Antwort, nicht wahr?“

„Verehrter Herr Professor, ich kenne die pythagoreische Gleichung, aber... stimmt sie auch wirklich?“

„Was hat denn das wieder zu bedeuten?“

„Na ja, ich frage mich halt, ob es tatsächlich als sicher gelten kann, dass bei einem rechtwinkligen Dreieck a^2 plus b^2 immer c^2 ergibt.“

„Schlauberger! Könntest du dir gefälliger etwas Gescheiteres ausdenken? Na? Schieß los! Wir alle sind sehr gespannt! Wir hören!“

„Ganz ehrlich, verehrter Herr Professor! Sind Sie persönlich wirklich sicher, dass die Gleichung des Pythagoras stimmt? Können Sie diesen Lehrsatz auch beweisen?“

„Momentchen! Wer prüft hier wen? Warte nur ab. Wenn dich Pythagoras nicht überzeugt, dann sage allen in dieser Klasse, wie ein anderer Lehrsatz lautet, zum Beispiel das archimedische Prinzip!“

Wir waren in der siebten Klasse der zehnjährigen Grundschule. Sechs Wochen nachdem die Sowjetarmee die Deutsche Wehrmacht aus Lemberg verjagt hatte, war ich in die Klasse gekommen. Selbstverständlich erst nach einer Prüfung, die eigentlich keine Prüfung war, sondern eine Falle: „Aus welcher Familie stammst du?“, hatte

¹ Aus: Zielinski, Adam: Zwölf jüdische Erzählungen. Klagenfurt/Celovec: Wieser Verlag, 2009. S. 83–95.

man mich gefragt. Gute Freunde hatten mich zuvor entsprechend instruiert, und so kannte ich die richtige Antwort: „Meine Eltern waren Arbeiter und beim Gleisbau der Lemberger Eisenbahn beschäftigt.“

„Wirklich? Ausgezeichnet! Junge, du hast die Aufnahmeprüfung mit „sehr gut“ bestanden! Gratulation!“

„Das archimedische Prinzip?“, antwortete ich auf die Frage von Professor Przemski. „Das ist eine kinderleichte Frage, die wirklich jeder beantworten kann. Das archimedische Prinzip kennt doch jeder: Ein Körper verliert beim Eintauchen in eine Flüssigkeit so viel an Gewichtskraft, wie die von ihm verdrängte Flüssigkeitsmenge wiegt.“

„Gut! Wenn du aber schon so gescheit bist, dann erkläre uns allen, warum das so ist!“

„Herr Professor, da bin ich überfordert. Sie sind doch der Professor, nicht ich!“

„Was willst du damit sagen?“

„Nun ja, Sie haben gelernt, wie man solche Wahrheiten, wenn es wirklich Wahrheiten sind, uns Schülern beibringt, nicht ich.“

„Und?“

„Sie haben viel gelernt und wissen daher auch viel. Sie wissen mehr als wir alle hier zusammen!“

„Woher nimmst du diese Sicherheit?“

So ging es die ganze Unterrichtsstunde hindurch. Meine Mitschüler empfanden für ein solches Geplänkel tiefste Bewunderung. Sie waren einfachere Gemüter und staunten über unsere Dialoge. „So was...“, stotterten sie nur, was ich einmal als Anerkennung für meinen Mut verstand, mit dem Herrn Professor frei heraus zu diskutieren, ein anderes Mal aber als Rüge für meine zu weit gehende Unabhängigkeit im Denken und im Benehmen interpretierte.

Hatte die Pausenglocke bereits geläutet, teilte Professor Przemski noch schnell hektografierte Hausaufgaben aus: „Nur ein Tölpel wird diese Aufgaben nicht lösen können. Wer sich als ein solcher Tölpel erweisen sollte, der möge die Schule verlassen und in eine Schmiedelehre gehen! In Lemberg gibt es genug Lehrstellen für Schmiede!“

Die vermeintlichen Tölpel umkreisten mich nach der letzten Stunde und flehten um Beistand. Mit Bestechungsgeschenken versuchten sie, von mir Hilfe zu bekommen: „Wenn du uns hilfst und für uns die heutige Mathematik-Hausaufgabe machst, bekommst du eine Eintrittskarte fürs Fußballmatch „Ukrainische Front“ gegen „Lemberger Eisenbahner“!“ Oder: „Warte einen Augenblick! Wir werden dir für deine Hilfe eine Schachtel Buntstifte kaufen, Vorkriegsqualität!“

Ich darf behaupten, dass ich von Mathematik einige Ahnung hatte. Jedenfalls bereitete sie mir keine ernsthaften Schwierigkeiten. Manches erriet ich, war aber auf diese Methode nicht angewiesen, denn ich bezog mein Wissen aus Schulheften, die sicher schon seit Kriegsbeginn im Keller der Schule lagerten. Ich hatte diese Hefte zufällig gefunden, als ich einmal Holz für den Kachelofen holte, weil es in der Klasse unerträglich kalt geworden war. Meine schöpferische Leistung war es, in den besagten Heften jene Passagen zu finden, welche Professor Przemski gerade mit uns durchmachte. Er witterte hinter meinen mathematischen Fähigkeiten eine List, ein

Spiel ihm unbekannter geheimer Kräfte, jedenfalls etwas Ungewöhnliches. Oft rief er mich daher zur Tafel und forderte mich auf: „Errechne, wie viel $a + b$ in Klammer zur dritten Potenz ergibt.“

Keinesfalls verlegen fragte ich: „Soll ich den Rechengang auf die Tafel schreiben oder genügt Ihnen das Ergebnis?“

„Warum fragst du?“

„Weil das Geschriebene mehr wiegt!“, ärgerte ich ihn. „Es wird doch niemand glauben wollen, dass $a + b$ hoch drei Folgendes ergibt: a hoch drei plus $3a$ zum Quadrat mal b plus $3a$ mal b zum Quadrat plus...“

„Woher weiß du das?“

„Ich hab's gelernt...“

„Weshalb?“

„Wenn ich es heute nicht wüsste, würden Sie sagen, ich sei ein Tölpel!“

„Weshalb?“

Er zwinkerte schelmisch mit den Augen, aber ich sah weniger seinen ironischen Blick, sondern vielmehr seine ausgebeulten Hosen, die alten Schuhe mit den abgeriebenen Absätzen, die gestopften Socken und die Jacke, deren Ärmel von schwarzen Schonern aus Baumwolle geschützt waren. Einmal rutschte einer der Schonern unter seinen Ellbogen und ich sah im Ärmel ein großes Loch. Er deutete meinen Blick als Mitleid – und das gefiel ihm nicht, weshalb er auf seine Weise reagierte: „Du wirst auf einem Berggipfel am Schafott enden...“

„Ja, man munkelt, in Moskau mag man die Lemberger nicht, folglich erwartet mich wohl das Schafott!“

Er fixierte mich mit seinem Blick und wurde plötzlich sehr nachdenklich: „Sehnst du dich wirklich nach dem Nordwind auf der Halbinsel Kola? Wenn du mit deinen Gedanken nicht vorsichtiger umgehst, wirst du sehr schnell dort landen! Also bitte Vorsicht!“

Meine Schule trug den Namen „Djesjetiljetka imjeni gjerojskich sowjetskich železnodorožnikov“, war also eine Schule mit zehn Klassenzügen und stand unter dem Patronat der sowjetischen Eisenbahnerhelden. Sie war einen sprichwörtlichen Steinwurf vom Lemberger Hauptbahnhof entfernt. Stand man vor der Schule und warf man den Stein nach links, so musste man den Bahnhof treffen. Warf man aber den Stein nach rechts, so traf man mit großer Wahrscheinlichkeit das Gefängnisgebäude „Brigitki“, dessen straßenseitige Fenster mit ungehobelten Brettern verrammelt waren, sodass all die Gräuel darin für die Außenwelt unsichtbar blieben.

Als die Klasse einen Sprecher wählen sollte, wurde ich als einziger Kandidat nominiert. Das mobilisierte Professor Przemski, der mich auf einen Spaziergang durch den Schulhof mitnahm. Wir schritten den Platz längs und quer ab, wobei er die ganze Zeit über von der Relativitätstheorie sprach. Ich verstand nichts davon und erriet bis zum Schluss des Gespräches auch nicht, worauf er hinaus wollte. Schlussendlich murmelte er sehr undeutlich: „Lässt du dich zum Klassensprecher wählen?“

„Ich denke... doch... ich lasse mich wählen.“

„Dummkopf! Wozu das?“

„Ich denke... also, wenn jemandem von unserer Klasse etwas Böses zustoßen sollte, könnte ich dann den Genossen Direktor um Gerechtigkeit ersuchen.“

„Warum?“ fragte er kurz und ich begriff sofort, dass er nicht wollte, dass ich diese Funktion übernahm.

„Muss denn ein Klassensprecher ein Denunziant sein?“

„Habe ich das gesagt?“ fragte er, aber diese Frage klang wie eine Bestätigung.

„Danke... Danke, Herr Professor!“

„Weshalb?“

Auch dieses Signal verstand ich. Es sollte bedeuten: „Halt den Mund und erzähle niemandem von unserem Gespräch!“

Dann setzte er hinzu: „Sollte dich jemand fragen, worüber wir hier so lang geredet haben, dann erzähle etwas von der Relativitätstheorie Einsteins.“

„Danke... danke sehr!“

Ende Juni bekam ich ein sonderbares Zeugnis: in Mathematik, Physik und Geometrie – alles Gegenstände von Przemski – „ausgezeichnet“, in allen anderen Gegenständen einheitlich „befriedigend“.

„Danke... Danke, Herr Professor!“ „Wofür? Übrigens: Hast du schon Pläne für die Ferien? Haben die Deutschen wirklich alle deine Verwandten umgebracht? Bist du ganz allein zurückgeblieben? Wie kam es, dass du dich retten konntest?“ Er wartete meine Antwort nicht ab, denn er wusste ohnehin Bescheid. „Meine Frau lädt dich für August nach Brzuchowice ein. Dort lebt ihre Cousine und diese besitzt, stell' dir das vor, eine Kuh! Du könntest jeden Tag ein Glas frische Milch trinken!“

„Herr Professor... Sie sind ein Freund! Wirklich...“ „Dummkopf! Wie kommst du da drauf?“ „Danke... danke, Herr Professor, aber ich fürchte, das wird leider nicht gehen. Wenn ich mir kein Geld verdiene, werde ich mich in der achten Klasse nicht durchbringen können. Wer soll mir den Unterhalt zahlen? Ich kann keine Geschenke erwarten. Seit die Sowjets einmarschiert sind, glauben wir nicht mehr an Gott. Ein Gott, den es nicht mehr gibt, wird mir also kein Manna schenken können. Und beim Lemberger Stadtrat sagen sie einem nur: „Wenn du ein Jude bist, dann wende dich an die Jüdische Kultusgemeinde!“ Sie werden lachen, Herr Professor, aber ich habe mich an die Kultusgemeinde gewandt. Und dort hat man mir gesagt, Hilfsbedürftige mögen sich an den Lemberger Stadtrat wenden!“

So oder so: Die achte Klasse habe ich ohnehin nicht mehr erreicht. Ende August erwischte mich nämlich der bezirkiszuständige Milizionär:

„Kaminski?“

„Kaminski!“

„Antoni?“

„Antoni...“

„Poidjosch w Polschu!“ So viel Russisch verstand ich: „Du fährst nach Polen!“

„Wie denn das?“

„Nu... na zapad... W Polschu... Ty... rjepatrant! Imjem rjeschenje! Wot twoja bumashka...“ Auch das verstand ich: „Nach Westen! Nach Polen! Du bist ein Heimkehrer! Die Entscheidung ist definitiv. Da schau her: Das ist der Bescheid!“

Wen hätte ich damals zu Rate ziehen sollen, wenn nicht Przemski? Er las das amtliche Papier genau durch und schlug vor Freude mit der Faust auf den Tisch: „Gott sei Dank! Jetzt steht es fest: Du wirst als ein Pole aufwachsen!“ Er begann das Amtsschreiben zu studieren, als ob er vermutete, auf seiner Rückseite weitere interessante Einzelheiten und Informationen zu finden. „Hast du bemerkt, wie genau sie alles festhalten? Du musst dich am 29. September in den Morgenstunden am Hauptbahnhof, Bahnsteig 8, beim Waggon Nr. 29 melden, mit höchstens hundert Kilogramm beweglichen Guts. Dann geht’s auf die Reise!“

Ich weiß bis heute nicht, woher diese Reflexbewegung kam, aber ich umarmte ihn heftig. „Weshalb?“, zeigte er sich überrascht und gerührt. „Sag, Kaminski, könntest du mir nicht, auch wenn heute noch immer ein Ferientag ist, das dritte Newton’sche Gesetz beschreiben?“ Er suchte fieberhaft nach irgendeiner Aufgabe für mich, um seine Rührung zu verbergen. Ich überlegte nicht einmal eine Sekunde lang: „Zwei punktförmige Massen m_1 und m_2 ziehen sich mit einer Kraft K an, die proportional dem Produkt m_1 mal m_2 und umgekehrt proportional dem Quadrat ihrer Entfernung r ist.“

„Wenn Newton Recht hatte, dann kommst du eines Tages nach Lemberg zurück. Je weiter dich das Schicksal treibt, desto schneller kommst du hierher zurück. Ich warte hier auf dich und du tauchst hier eines Tages als ein berühmter Entdecker oder Wissenschaftler auf, vielleicht sogar als ein Professor. Ich habe schon immer an dich geglaubt!“

„Bedeutet das, Herr Professor, dass Sie hierbleiben?“

„Kaminski – in meinem Alter? Für mich ist der Zug bereits abgefahren. Aber du... du fährst! Und spätestens in Krakau steigst du aus dem Zug aus. Nur Warschau und Krakau zählen. Suche dort das Witkowski-Lyzeum und lerne an dieser Schule weiter, wenn du willst, dass meine Prophezeiung in Erfüllung geht. Nicht das Nowodworski-Gymnasium oder eine von den anderen Oberschulen! Und wenn du dich im Witkowski-Lyzeum eingeschrieben hast, dann besuche den dortigen Herrn Direktor und bitte ihn um eine Kopie meines Maturazeugnisses – das Original ist im Krieg verloren gegangen. Mein Gott, beinahe alles hat der Teufel geholt! Vielleicht findet sich dort in Krakau sogar ein Verzeichnis der Maturanten des Jahres 1923? Das wäre eine wahre Überraschung!“

„Und was mache ich, wenn sie mich dort nicht akzeptieren? Mit lauter „Befriedigend“?“

„Ach was, ich schreibe dir eine derart gute Empfehlung, dass sie nicht Nein sagen werden. Morgen kannst du sie dir in meiner Wohnung abholen. In der Schule wäre mir die Ausstellung eines solchen Dokumentes etwas peinlich – die anderen Professoren sind auf dich ja nicht besonders gut zu sprechen...“

Erst am Vortag meiner Abreise fand ich in die Wohnung von Professor Przemski: Peltewna-Straße Nr. 19, ein altes Haus aus jüdischem Besitz; im vierten Stock, ein wackeliger Vorbau, Wasser für alle auf dem Gang. Ich klopfte sehr leise an und sofort öffnete sich die Tür: „Anton Kaminski? Ich bin Professor Przemskis Frau... Wie gut, dass du zu uns gefunden hast. Wenn nicht, hätte ich dich morgen in der Früh auf dem Bahnhof suchen müssen, um dir von uns beiden eine gute Reise zu wünschen. Ich

habe dir für die Fahrt einen Apfelstrudel gebacken. Er ist nicht süß genug, aber bei uns heißt es eben sachara njet – wir haben keinen Zucker.“

„Und ich habe dem Herrn Professor... ehm, entschuldigen Sie... ich habe Ihnen beiden zwei Dosen swineja tuschonka, russisches Schweinefleisch gebracht. Es ist für unseren Abschied bestimmt. Ein kleiner Ausdruck meiner Dankbarkeit für den Herrn Professor... Sie haben unglaublich viel für mich getan...“

„Was sagst du da? Alles nicht der Rede wert!“

Ich gestand natürlich nicht, dass ich die beiden Dosen erst vor ein paar Stunden aus dem „Wojentorg“, einem Geschäft für Offiziere der Sowjetarmee, gestohlen hatte.

Wie hätte ich in der damaligen Zeit sonst irgendetwas Wertvolles für den Herrn Professor auftreiben können? Ich dachte mir, ich müsse ihm zum Abschied ein schönes Geschenk überreichen. Also ließ ich mir etwas einfallen: Ich schlich mich in dieses Wojentorg-Geschäft, tat, als ob ich der Sohn eines sowjetischen Offiziers wäre, und ging direkt zur „baryschnia“, der „Fräulein“ gerufenen Verkäuferin hinter dem Ladentisch, die dort mit der Miene einer Königin residierte. Sie war ein fettes Weib und wog zweifellos mehr als hundert Kilogramm. Was mir gleich auffiel, das waren ihre Finger. Sie waren so fett, dass sie sich unmöglich zu einer Faust hätten schließen können. Ihre Augen waren dafür umso beweglicher und mit ihrem schnellen Blick hielt sie das ganze Geschäft unter Kontrolle. Dabei hatte sie ein besonderes Augenmerk für die verschiedenen Tricks der Diebe, welche man jetzt in Lemberg „schulik“ nannte. Ich drängte mich zu ihr vor und sagte: „Tantchen, ich baue gerade einen Drachen und brauche dafür noch ein paar Kartons. Hilfst du mir?“ Sie taxierte mich innerhalb eines Sekundenbruchteils und nickte mit dem Kopf. Aber sie nickte in eine bestimmte Richtung und das genügte, dass ich ausmachen konnte, was ich suchte: viele alte Schachteln. Ich kramte in ihnen so lange herum, bis ich fand, was ich für meinen Plan brauchte: eine Schachtel mit einem nur zur Hälfte abgerissenen Deckel. Jetzt war größte Konzentration vonnöten: Als sie gerade kassierte, fasste ich blitzschnell zwei Fleischdosen aus dem Regal und schob sie in die vorbereitete Schachtel. Nun galt es, langsam zum Ausgang zu gehen und die Schachtel so leicht zu balancieren, als ob sie leer wäre. „Danke, Tantchen... Wenn der Drachen fertig ist, komme ich zu dir und zeige dir, was ich gebaut habe!“ Ich hörte noch, wie sie sagte: „Wenn er schön wird, bekommst du ein Glas Apfelsaft...“, war dann aber endlich auf der Straße – mit zwei Fleischdosen für Przemski: „Uff!“

„Das können wir nicht annehmen! So was Kostbares...“, wehrten die Przemskis ab. „Wer geht denn hier nach Westen: du oder wir? Vielleicht wirst gerade du das Fleisch bitter nötig haben.“

„Weshalb?“, fragte ich frech und Przemskis Gesicht erhellte sich.

„Du hast doch etwas von mir gelernt. Wir wollen dich aber noch etwas Bestimmtes fragen, nicht wahr Liebes?“, sagte er und schaute dabei in die Richtung seiner Frau. „Bist du verliebt? Fährt dein Mädchen mit?“

Ein Mädchen? Irena Kapuscinska liebte ich doch gar nicht! Ich liebte sie sicher nicht, obwohl sie mich seit etlichen Wochen immer wieder in den Keller schlepp-

te, wo sie schnell ihre Bluse auszog und mich anherrschte: „Massiere meine Brüste... mach schon... worauf wartest du noch?“

Wir küssten uns dabei, aber Liebe war das sicher nicht. „Du bist flach wie ein Brett... was für Brüste hast du eigentlich? Das sind doch keine Brüste!“, spottete ich. So empfand ich wenigstens Genugtuung dafür, dass sie mich wie einen Sklaven behandelte.

„Eigentlich hast du Recht... Was glaubst du, warum ich dich um diese Massage bitte? Nur weil die Hausbesorgerin neulich gesagt hat, dass man flache Brüste massieren soll, wenn man will, dass sie größer werden. Ich bin damit derart unglücklich! Schau dir nur die Filme an! Alle russischen Schauspielerinnen haben gewaltige Brüste...“

Um wenigstens irgendetwas während der Massage zu sagen, log ich: „Ich liebe dich!“ Aber es handelte sich dabei ausschließlich um kollegiale Pflichterfüllung, nicht um echte Liebe!

„Herr Professor, weshalb sollte Irena mit mir nach Krakau fahren?“

„Weshalb? Man will zusammen sein, wenn man liebt.“

„Und wann weiß man, dass man liebt?“

„Kaminski, ich habe dich nie als einen unproblematischen Schüler gesehen. Auch jetzt nicht. Musst du immer so unmögliche und schwere Fragen stellen?“

„Ich gehe schon... und ich werde nie vergessen, dass Sie, Herr Professor, für mich wie ein Vater waren!“

Ich wollte ihm meine Dankbarkeit noch auf eine andere Weise zeigen. Aber wie? Wie? Es überraschte mich, denn plötzlich liefen mir Tränen von den Augenwinkeln über die Wangen.

„Weshalb? Ja, wirklich... weshalb?“

In wenigen Sekunden erreichte ich die Straße. Ich drehte mich um und sah Professor Przemski am Fenster stehen: „Pass auf dich auf, Kaminski!“, rief er mir zu. „Und vergiss nicht, in Krakau gibt es nur ein Lyzeum, das deiner würdig ist, das Witkowski-Lyzeum! Merke es dir gut: Witkowski-Lyzeum! Und noch etwas, mein Lieber: Was immer geschieht, denk' an das dritte Newton'sche Gesetz: Zwei punktförmige Massen m_1 und m_2 ziehen sich mit der Kraft, die...“ Ich fiel ihm in den Satz und rezitierte mit ihm zusammen: „... proportional dem Produkt m_1 mal m_2 und umgekehrt proportional dem Quadrat ihrer Entfernung r ist.“

Er schrie mir noch nach: „Gott schütze dich! Sagt man das bei euch Juden nicht auch so?“ Ich wollte hier noch – unserer gemeinsamen Tradition entsprechend – die Frage „Weshalb?“ an ihn richten, aber ich fand in mir keine Kraft mehr, zu scherzen. Ich drehte mich nicht mehr um und ging, schluchzte laut und ärgerte mich, dass ich damit meine Schwäche zeigte. Gedankenlos wiederholte ich immer wieder: „Warum? Weshalb?“



NATHAN SAMUELY

Nathan Samuely (1846–1921) war ein jüdischer Schriftsteller aus Galizien in Österreich-Ungarn, der auf Hebräisch und Deutsch schrieb.

Über sein Leben sind nur spärliche Informationen vorhanden. Samuely wurde am 27. Februar 1846 in Stryj geboren. Er arbeitete als Religionslehrer an der Deutsch-Israelitischen Hauptschule in Lemberg. Als Lemberger Delegierter nahm er am 2. Zionistenkongress 1898 in Basel teil. Im Ersten Weltkrieg floh Samuely vor dem Kriegsgeschehen an der Ostfront nach Österreich. Er ist am 26. März 1921 in Baden bei Wien gestorben.

Samuely begann früh zu schreiben. Bereits im Alter von siebzehn Jahren veröffentlichte er seine erste Erzählung auf Hebräisch unter dem Titel *Shewa Shaboses*, der eine zweite folgte – *Sefat Ne'emanim*. 1864 und 1872 erschienen zwei Gedichtbände *Kenaf Renanim* zu den Themen aus der altjüdischen Geschichte.

Der deutsche Schriftsteller Moritz Rappaport ermutigte Samuely, auch in deutscher Sprache zu schreiben. 1886 erschien in Leipzig der erste Band seiner *Cultur-Bilder aus dem jüdischen Leben in Galizien*, der zweite Band kam 1891 heraus. Dieses Werk, das auch in andere Sprachen übersetzt worden ist, vermittelt ein eindrucksvolles Bild von den elenden Verhältnissen, in denen der Großteil der Juden in Galizien lebte. Samuely stellt schemenhaft jüdisches Leben in Galizien dar. Er beschäftigt sich nicht mit komplizierten Menschen und deren Innenleben, er bildet den Alltag von Menschen verschiedener Gesellschaftsschichten ab. Aber meist ver-

dienen die weniger gut Situierten die Sympathien des Autors, und für jene will er natürlich auch beim Leser Sympathien erwecken.

1889 erschien in Wien seine längere Erzählung *Zwischen Licht und Finsternis*. Es folgten die in Berlin gedruckten Erzählungen: *Aus Dunklen Tagen*, *Zwischen Hammer und Ambos*, *Eine traurige Erinnerung* (1896), *Macht für Macht*, *Die Rekrutierung*. Hier trat Samuely u.a. für die Aufklärung unter den galizischen Juden ein, seine Kritik richtete sich vor allem gegen den Chassidismus. Wie auch Sacher-Masoch, kritisiert er alte religiöse Regeln, die für den Menschen das Leben nur „verkomplizieren“. Er findet, dass es sinnvoller ist, Jus zu studieren als den Consens (Rabbinerdiplom) abzulegen, wie z.B. in *Der Consens*.

1902 publizierte Samuely den Band der historischen Skizzen *Alt-Lemberg*. Inzwischen sind einige hebräische Bücher in Warschau erschienen, darunter *Min ha-Hayyim* in fünf Folgen und *Parzufim*. Die Erzählung in drei Bänden *Nur ein Bischen Wasser* ist das letzte seiner Werke.

Samuely betätigte sich auch als Übersetzer der Werke von Heinrich Heine, Gotthold Ephraim Lessing, Johann Wolfgang von Goethe, Friedrich Schiller, Jean Racine, Victor Hugo und William Shakespeare ins Hebräische.

Werke: *Kenaf Renanim* (Gedichte, 2 Bde, 1864, 1872); *Cultur-Bilder aus dem jüdischen Leben in Galizien* (2 Bde, 1886, 1891); *Zwischen Licht und Finsternis. Ein culturgeschichtliches Bild aus Galizien* (1889); *Alt-Lemberg* (1902); *Min ha-Hayyim* (5 Folgen); *Nur ein Bischen Wasser* (3 Bde.)

Alt-Lemberg¹

Wie aber lautet die Antwort der Juden auf alle diese grausamen Verfolgungen, die den Zweck hatten, sie von ihrem Gotte und ihrem Glauben loszureißen? Die Antwort lautete kurz und bestimmt: וַיִּגִּיעוּ הֵיל לַכֹּזֵן תָּאוּ וְנָא תִּיל [Und trotzdem hängen wir an unserem Gotte, und nur er ist unsere Zuflucht]. So klang diese Antwort aus dem Kerker, aus der Folterkammer, mitten aus den Feuerbränden und Wasserfluten, aus allen jenen Orten, wo man sie ihres Glaubens willen quälte und marterte. Und diese Antwort wuchs mit der Größe der Leiden zu einem gewaltigen Sturme heran, zu einem wildtrotzigen, donnernden Protest.

Ja, der Jude empfand eine Wollust, für sein heiliges Erbe zu bluten, er war gleichsam leidesfreudig, qualbedürftig. Wohl glaubten seine Widersacher, dass sie seinen Stolz gebrochen hätten, denn draußen krümmte er sich ja wie ein Wurm unter dem tretenden Fuße, ohne es nur zu wagen, die Stimme zu erheben, aber in seiner Zufluchtsstätte, in seiner Synagoge, fand man ihn wieder in seiner ganzen Menschenwürde. Dort sprachen sie einander Mut zu und erzählten einander, wer sie seien und was ihre Ahnen waren, wie sie Gott unter allen Völkern auserkoren hat. Wie ein verzogenes Kind schmiegt sie sich an die Brust ihres Vaters, dem sie in rührenden Worten ihr Leid klagten und ihm erzählten, was sie zu Ehren seines Namens litten und welche Schmach sie erdulden mussten.

Die Synagoge war ihr Schutzhaus, ihre Heimstätte, ihr Zerstreuungs-, ihr Belustigungsort. Aber auch bei den Toten fühlten sich die Juden heimisch. Da konnten sie auf den Leichensteinen ihrem tiefen Grolle Luft machen in Ausbrüchen der Verzweiflung und in stürmischen Gebeten, dass Gott sich ihrer erbarme, dass er seine Rache ausgieße über ihre Peiniger und Quäler und sie mit seinem Donner zerschmetterte!

Synagoge und Friedhof sind auch die einzigen Stätten, in welcher der Geschichtsforscher den verwitterten Spuren der früheren Jahrhunderte nachgehen kann. Die Synagoge mit ihren Denktafeln und alten Chroniken, und der Friedhof mit seinen zerfallenen Grabsteinen erzählen mit beredten Zungen, was unsere Eltern gelitten und wofür sie gekämpft haben. Der hiesige jüdische Friedhof hat bereits ein Alter von mehr als fünfhundert Jahren hinter sich.

¹ Auszug aus: Samuely, Nathan: Alt-Lemberg. Wien: Verlag der „Österreichischen Wochenschrift“, 1902. S. 14–17.

Es findet sich hier ein Grabstein, der auch vom Jahre 1332 datiert ist, also bereits 562 Jahre alt, ein Zeitsümmchen, in welchem unser Volk was durchgemacht, ja durch ein Meer von Blut und Tränen sich durchgearbeitet. Aber es gab kein Zeitalter, in welchem nicht kühne Männer sich fanden, die sich an die Spitze ihres Volkes gestellt und mit wahren Löwenmuth ihm im Kampf vorangeschritten sind.

Nicht aber bloß Männer waren es, die in gefährlichen Momenten sich für ihr Volk eingesetzt, es fehlt uns auch nicht an heldenmütigen Frauen, die dort, wo es sich handelte, die Ehre ihres Glaubens und ihres Volkes zu retten, freudig ihr Leben hingaben.

Das Judentum kann sich einer großen Galerie solcher Frauen rühmen, solcher weiblichen Heldengestalten, die wie Perlen an einer Schnur sich in den Jahrhunderten aneinander reihen.

Den Reigen eröffnet die Schwester des großen Bruderpaares Mirjam, ihr folgt die gottdurchflammete Prophetin Debora, darauf Jael, dann die holde Myrthe Esther, darauf Judith und noch eine große Schar von Heldinnen, die wie Sterne über den Horizont unserer Geschichte ausgestreut sind. Auch aus dem schwarzen Gewölke des 17. und 18. Jahrhunderts blinkt uns ein solches Sternenpaar entgegen – zwei große heldenmütige Frauengestalten.

Die erstere von diesen beiden hieß Rosa.

Sie gehörte zu jenen entzückenden und berückenden Schönheiten, bei deren Anblick sogar Könige die Stirne beugen.

Es ist zwar auf die Nachwelt kein einziges Konterfei von ihr überkommen, das uns nur annähernd ein Bild von dem Zauber dieser Frau verschaffen könnte, aber es genügt, dass sogar ihre zeitgenössischen Glaubensgenossen, die durch den Druck der Leiden doch gewiss gegen die Romantik der Frauenreize abgestumpft waren, sie nie anders nennen, als mit dem poetischen Namen: „Die goldene Rose“.

Der alte ehrwürdige Pinkas, der ihrem Andenken mehrere Blätter widmet und der doch gewiss fern von jeder Sinnlichkeit ist, nennt sie nie anders als „Rose-suhow“ (goldene Rose).

Ihr Grabstein, ein für jene Zeit sehr reich und kunstvoll ausgeführtes Denkmal, das auf dem hiesigen altjüdischen Friedhofe noch in gutem Zustande erhalten ist, drückt sich über ihre phänomenale Schönheit mit folgenden Worten aus: „Sie war die reine Gottesleuchte; die Krone aller Zionstöchter, eine Frau, die an Schönheit des Geistes und des Körpers, nie ihres Gleichen gefunden. Fürsten und Könige beugten das Knie vor ihr.“

Sie war aber nicht bloß durch ihre Schönheit, sondern auch durch ihre Klugheit ausgezeichnet, durch ihr großes edles Herz, durch den Glanz ihres Hauses und durch ihren für die damalige Zeit geradezu fabelhaften Reichtum.

Ihr Mann Reb Nachmen war einer der bedeutendsten Ärzte seiner Zeit, hatte intime Beziehungen zum Hofe, war von mächtigem Einflusse, und sein Haus bildete den Sammelpunkt aller Großen des Landes. Aus eigenen Mitteln erbaute er das Gotteshaus die Tire-sohew-Synagoge und schaffte alle dort sich befindlichen Utensilien an, darunter den siebenröhrigen Leuchter, von welchem oben die Rede

war. Für seine Glaubensgenossen stand er immer mit dem ganzen Einflüsse seiner Persönlichkeit ein und verteidigte sie gegen jeden Angriff.

Auf seinem Grabsteine heißt es: „Hier der Stolz seiner Zeit, der edle und groß- mütige Wohltäter, der Dolmetsch seiner Brüder vor Fürsten und Könige. Sein Mund war ein Quell der Weisheit und sein Vermögen unverstärkter Born von Hilfe für Arme.“

Die jüdischen Damen unserer besseren Gesellschaft, von denen gar viele es an Mühe nicht fehlen lassen, in sich jede Spur ihrer jüdischen Herkunft auszulöschen, werden es gewiss nicht begreifen, dass eine Dame von der Bedeutung einer „goldenen Rose“ sich mit einer Lappalie, wie der jüdischen Gemeindeangelegenheit, befassen soll. Nun mögen es sie sich sagen lassen, dass die „goldene Rose“ noch eins darüber tat, sie starb für diese Lappalie als Märtyrerin.

Das trug sich folgender Weise zu:

In der Nähe der Tire-sohew Synagoge befanden sich schon damals die beiden katholischen Kirchen, die noch heute zu sehen sind und ringsum mehrere jüdische Häuser. Das erregte den Appetit der katholischen Geistlichkeit nach jüdischem Eigentum. Einen Rechtschein glaubten sie darüber zu haben: Synagoge und Häuser befinden sich im Sprengel der Kirche, folglich gehören sie ihr. Die Jury, damals unter klerikalem Einflüsse, sagte dazu ohne weiteres: Amen! Mit den Juden machte man nicht viel Federlesens. Man jagte sie einfach aus der Synagoge, delogierte sie aus ihren Häusern und die katholische Kirche legte über beide ihre breite Totenhand, bis das sogenannte Recht entscheiden werde. Die Lage der armen Juden war eine verzweifelte, Häuserbesitzer sind auf einmal Bettler geworden. Mehr aber als darüber fühlten sie sich tief in der Seele verwundet, dass man ihnen das Gotteshaus geraubt hat. Sie flehten, prozessierten und protestierten, aber alles verhallte in der Luft. Das Recht musste der Macht weichen. Da fügte es sich, dass das Land auf einmal in große Gärung geriet. Die Landbevölkerung empörte sich gegen ihren König, der, ein enragierter Klerikaler, sie ganz in die Hände der katholischen Geistlichkeit auslieferte. Jene Verschwörung ist unter den Namen Kongregation bekannt. Die allgemeine Erbitterung gegen die katholische Geistlichkeit machte sich die goldene Rose, die wackere Kämpferin für die Rechte ihrer Brüder zu Nutze und wirkte dahin, dass jener Rechtsstreit fortan von bewährten Männern des Rechts geführt wurde. Richtig behauptete sich auch diesmal das Recht. Die Juden gewannen den Prozess. Entsetzt über diese unerwartete Wendung der Dinge, fasste die Geistlichkeit im Geheimen den Entschluss, die Synagoge, die bis jetzt geschlossen war, rasch in eine Kirche umzuwandeln, denn ist sie einmal Kirche, dann kann und darf keine Macht der Welt ihr mehr dieselbe entreißen. Das wäre auch so gekommen, aber die wachsamen goldene Rose kam hinter ihr Geheimnis und handelte noch rascher als sie. Selbigen Tages noch verschaffte sie sich nämlich zu dem inzwischen neu gewählten König Zutritt und empfing aus seiner Hand ein Schreiben an den Erzbischof des Inhaltes, die Juden sofort in die ihnen rechtlich zuerkannten Besitzungen wieder einzuführen...

Noch an demselben Tage zogen die Juden mit Siegesjubel in ihre wieder eroberte Synagoge ein und der Bruder des Tire-sohew, ein großer hebräischer Dichter, feierte diese Erlösung in einem von ihm verfassten Lobliede „Schier Geulu“ genannt, das noch bis heute jedes Jahr in dem Sabbat vor Purim in jener Synagoge nach dem Lesen der Thora vom Rabbiner vorgetragen wird.

Leider musste die goldene Rose diesen Sieg mit ihrem Leben bezahlen, denn die Geistlichkeit passte ihr seit jener Zeit auf und fand auch bald einen rechtlichen Vorwand, sie ihre grausame Rache fühlen zu lassen. Allein, mutig wie sie für ihre Glaubensgenossen im Leben gekämpft, ging sie für sie auch in den Tod und starb als Märtyrerin am 4. Tischri des Jahres 398 jüdischer, d.i. 1638 der gewöhnlichen Zeitrechnung.

Nur nicht jüdisch¹

Die vormalige Ester Jitte, jetzt „Madame Jeanette“ genannt, führt, wenigstens wie sie es selber in ihrer charakteristischen Redeweise beteuert, ein vollständig christliches Haus – „Blumen in den Fenstern, ein Hündchen im Schoße und Freitag Abend wird kein Fleisch gegessen!“

Allerdings fällt bisweilen die Madame Jeanette in die alte Ester Jitte zurück, aber da braucht es nur eines einzigen Mahnrufes von ihrer Erzieherin und die Madame Jeanette tritt wieder ganz in ihre Rechte.

Wer war ihre Erzieherin? Keine andere als ihre eigene Tochter, „schöne Olga“ genannt.

Schöne Olga war aber nicht bloß die Erzieherin ihrer Mutter, sondern auch ihres Vaters, der ehemals Herschku und jetzt Herr Heinrich Bruckmann sich nannte. Sie hatten aber auch beide der Erziehung sehr nötig, weil sie eine solche nie genossen. Er war vormals in dem kleinen Städtchen R., in dem unsere Handlung spielt, Kellner und sie in demselben Städtchen Köchin. Nach ihrer Hochzeit gelangten sie zu einem sehr bedeutenden Vermögen, freilich durch trübe, unlautere Geschäfte, aber berechtigte sie das nicht, ein großes Haus zu machen? Dazu jedoch ist unbedingt ein bisschen Erziehung nötig... Nun, was braucht es besseres? Die Tochter übernahm die Erziehung ihrer Eltern!

Wer hat die Tochter erzogen? – Müßige Frage. – Sie erzog sich selber. Kurze Zeit besuchte sie das Klosterkonvikt, dort erlernte sie das Nötige – enorm viel Judenhass, ein bisschen Klavier klimpern und ein klein wenig französisch plappern. Auf dieser gesunden Grundlage konnte sie ohne fremde Beihilfe den Ausbau ihrer Erziehung selber vervollständigen. Mit wahrem Heißhunger machte sie sich über die Lektüre, las Sue, Dumas, Paul de Coq und ähnliche erbauliche Bücher, ihr Köpfchen füllte sich mit einem bunten Allerlei, ihr Herz mit allen Kunststücken der Koketterie und aus beiden schuf sie sich ein Ideal für ihre Zukunft: einen blondgelockten Jüngling mit tiefblauen Augen.

War einmal die Tochter mit ihrer eigenen Erziehung fertig, konnte sie dann mit gutem Fug und Recht an die ihrer Eltern schreiten. Ihr erster Wahlspruch bei diesem edlen Unternehmen war: „Nur nicht jüdisch!“ – Alles was an die jüdische Abkunft

¹ Aus: Europa erlesen – Galizien / hrsg. von Stefan Simonek und Alois Woldan. Klagenfurt: Wieser Verlag, 1998. S. 127–153.

erinnert, alles Alte und Verjährte wurde fortgeschafft und der Geist der Neuheit ins Haus gebracht. Mama erhielt bei dieser Gelegenheit ein kleines Hündchen, das sie, wie die Frau Adjunktin, immer im Schoße halten sollte. Darauf wurden Salons eröffnet, diese mit reichen Möbelstücken gefüllt, Festabende gegeben, freilich ausschließlich nur für christliche Gesellschaft – Fräulein Olga hält fest an ihrem Wahlpruch: „Nur nicht jüdisch!“

Die Eltern gaben in allen Stücken ihrer Tochter nach – sie waren sehr gelehrig.

Mit Papa hatte die schöne Olga schon gar leichte Mühe. Allerdings machte er hin und wieder einen Seitensprung zum Sadegurer Rabbi, dem er, wie er glaubte, sein ganzes Vermögen zu verdanken habe, aber das störte durchaus nicht den Gang der Entwicklung. Er konnte dessen ungehindert alles Jüdische verhöhnen, nie ein Gotteshaus betreten, sich den Anordnungen seiner Tochter fügen, für sie das Geld reich fließen zu lassen, ihr Toiletten aus Paris zu bestellen und für sie von der Gasse die leichten Schmetterlinge, die Offiziere, einzufangen, damit sie ihren täglichen Bedarf an Komplimenten besorgen – kurz, Papa war lange kein Herrschku mehr, sondern ein Herr Heinrich Bruckmann!

Aber mit Mama, mit der ging es nicht so leicht. Ihr war die alte Ester Jitte, die einstige Köchin in einem frommen jüdischen Hause, nicht so leicht aus den Gliedern zu bringen. Wohl trug sie die Aufklärung auf den Lippen und den kleinen Pinscher im Schoße, aber es war ihr nicht ernst darum. Früh morgens beim Erwachen murmelte aus ihr wie ein aufgezogenes Uhrwerk – das Gebet, Nachts vor dem Einschlafen – dasselbe. Übertrat sie die Schwelle ihres Hauses, dann legte sich von selber die Hand auf die Mesuse¹. Erkrankte das Töchterchen, spie es aus ihr dreimal gegen die Decke, um es gegen ein „böses Aug“ zu feien. – Sie hatte wohl nicht arge Absicht dabei, aber die langjährige Gewohnheit lag ihr wie ein Krampf in Händen und Füßen. Wenn gar die „heiligen Tage“ herannahten, dann brach die alte Ester Jitte in ihr mit solcher Wut aus, dass sie gar nicht mehr zu bändigen war. Wie besessen lief sie Mitternacht zu „Seliches“², dann zu den Gräbern, auf welche sie Knoblauch warf, allein besorgte sie sich das Wachlicht für den Versöhnungstag, murmelte darüber stundenlange Jargongebete, machte drin drei Knoten, einen für das Heil ihrer Tochter, einen für ihr eigenes und einen für das ihres Mannes. Sie weinte, betete und fastete. Mit wenigen Worten gesagt, die alte Ester Jitte raste in ihr wie ein böser Geist und gab ihr keine Ruhe. – Ach, mit Mama hatte die Tochter ein wahres Kreuz! –

Aber mit der Tochter hatte die Mama eben auch ihr Kreuz, an dem auch Papa schwer zu tragen hatte. Es konnte ihnen nämlich nicht gelingen, für sie den passenden Bräutigam herauszufinden. Nicht etwa, weil es an Freiern für sie fehlte, solche drängten sich vielmehr scharenweise an sie heran, und – warum auch nicht? Hatte sie doch ein allerschönstes Lärvchen, parlierte französisch, wie die Mutter beteuerte „wie Wasser“, und spielte Klavier, dass man, ebenfalls nach der Beteuerung der

¹ Die in Kapseln eingefassten Abschnitte der heiligen Schrift, die an den Türpfosten angebracht werden.

² Bußgebete.

Mutter, „aus der Haut fahren könnte“ und dazu, was das Allerwichtigste ist, gaben ihr die Eltern ein Heiratsgut von nicht weniger als vierzigtausend Gulden. – Und sollte es einem solchen Ausbund aller weiblichen Tugenden an Begehren fehlen? Das gewiss nicht. Aber das belesene Töchterchen, das sein Ideal fertig hatte, spielte sich als eine wahre Turandot heraus, so dass gar viele bekörbte Freier ihre Köpfe an sie verloren.

Da stellte sich heute ein junger Freier ein, ein gewisser Arnold Siegfried, der zum ersten Male auf dem Werberplatze erschien.

Die übliche Visite war vorüber.

Hoffnungsvoll und zugleich zaghaft trat die Mutter vor.

„Nu Tochterleben?“

„Tochterleben!“, fuhr jene zornig auf.

Die Mutter verstand den verweisenden Ton.

„Wie denn soll ich sagen?“, forschte sie kleinlaut.

„Tochterleben...“ lachte Olga höhnisch. „Pfui, wie jüdisch!“

„Wie denn meinst du?“

„Töchterchen – das sieht jedenfalls etwas menschlicher aus!“

„Meinetwegen Tochter...chen“, stolperte die Arme, aber das „chen“ hinkte nach, wie einem Hunde ein verrenkter Fuß.

„Tochter...chen“, lachte die Erzieherin nachäffend, „für Dich wäre wahrhaftig so ein Eidam ganz am Platze.“

„Was ist er denn Tochterl...“

„Tochterleben, schon wieder!“, unterbrach sie Olga heftig.

Der armen Ester Jitte blieb das „Leben“ wie ein würgender Knochen mitten im Halse stecken.

„Was ist er denn Tochter...chen“, gurgelte die Arme endlich hervor.

„Ein Jud' ist er!“, grollte die Vielumworbene, „hast Du nicht seine Nase gesehen, die ihm gerade wie eine Sabbatkugel mitten auf dem Gesichte liegt?“

Gegen ein solches Argument war doch gewiss nichts einzuwenden – die Mutter wagte kein Wort mehr.

Ein anderes Mal defilierte ein gewisser Moritz Grünspun, der Besitzer eines höchst unjüdischen Geruchsorganes.

Die Zeit der Visite war vorüber.

„Was meinst Du zu ihm Tochter...chen?“, forschte die Mutter zaghaften Herzens.

„Grünspun!“, platzte sie in lautes Lachen aus. „Frau Grünspun – klingt gar nicht jüdisch – Euch wäre es freilich recht, dass Eure Tochter „Frau Grünspun“ heiße!“

Vater und Mutter fielen die Schuppen von den Augen – Frau Grünspun, das ist ja auch wirklich ein unausstehlicher Name! –

Wieder ein anderes Mal stellte sich ein gewisser Arthur Scherschewski auf den Pranger.

Arthur Scherschewski – nichts könnte es Unjüdischeres geben! –

Voll Hoffnung drängten sich Vater und Mutter neugierig heran...

„Na, das ist aber ein ungezogener Bengel!“, brach unsere Turandot in edler Ent-
rüstung aus, „der muss direkt aus einer Wüste herkommen!“

„Wie meinst du das, Töchter...chen?“

„Nicht einmal das Alphabet des guten Tones zu kennen“, eiferte unsere
Turandot, „weiß doch heutzutage ein Schneidergeselle, dass man beim Kommen
und Weggehen der Hausfrau die Hand küssen muss – so ein ungezogener Bengel!“

Die Hausfrau schmunzelte wohlgefällig. Aufgeblasen wie ein Truthahn ließ sie
sich, eine echte Madame Jeanette, in ein Fauteuil nieder und streichelte das fette,
verschmähte Händchen an dem glatten Fell ihres Pinschers, den sie pflichtgetreu zu
sich auf den Schoß nahm.

„Leben soll sie unser Tochterleben!“, sagte sie später zu ihrem Manne, als Olga
nicht zu Hause war – denn nur so durfte sie sich gönnen, sich einmal recht vom
Herzen in dem bequemen Ester-Jitte-Ton Luft zu machen. „Wie sie alles so scharf
sieht, unser Tochterleben. Ich sage dir, Herschku, unser Einer hat verkleisterte Au-
gen. Hat die denn nicht recht? Nicht einmal die Hand hat er mir geküsst – wie sagt
sie nur unser Tochterleben – dieser aufgezo-gene Krengel!“

„Ungezogener Bengel“, besserte Herr Heinrich Bruckmann ihr mit lautem La-
chen aus, der als Kellner wohl oft schon diesen Namen auf sich beziehen hörte.

Solche Gespräche hatten Papa und Mama wohl oft Gelegenheit miteinander zu
führen, denn jene Freier waren lange nicht die einzigen, die über die Klinge springen
mussten, es gab ja deren ganze Dutzende. Der eine hatte einen hässlichen Gang,
der zweite war ungeschickt im Kratzfuße, der dritte beging die Taktlosigkeit, bei der
ersten Visite den Handschuh abzustreifen, während er nach dem Codex Etiquette
nur den Daumenfinger von demselben befreien durfte – der Vierte überließ (contra
Knigge) beim Hinaufsteigen der Treppe der Dame den Vortritt und ein Fünfter
wieder setzte sich bequem im Fauteuil zurecht, während er nur kaum ein Viertel
desselben einnehmen durfte, und so recht ritterlich vor der Dame in der Luft zu
balancieren hatte. – Kurz, alle Freier fielen als Opfer ihres, wie unsere Turandot sich
ausdrückte, jüdischen Benehmens.

Allein im Verlaufe der Zeit fand sich endlich doch einer, der das Rätsel der
Sphinx zu lösen wusste.

Eines Jahres nämlich befand sie sich mit ihrem Vater in einem deutschem Kur-
orte zur Sommerfrische. Da gewahrte sie unter den Gästen das leibhaftige Bild ih-
res Ideals, einen blondgelockten Jüngling, schlank wie eine Palme mit tiefblauen
Schäferaugen, dem allerniedlichsten Schnurrbärtchen, das je die Oberlippe eines
Mannes geziert und ach, welche Tournüre, welcher rhythmische Gang, welch eine
anmutige Verbeugung, wie ausgesucht und geschmackvoll gekleidet, frisch, leicht,
würzig, förmlich wie aus dem Ei geschält – kein Zug in ihm verriet den Juden! Und
dennoch war er ein Jude – der Sohn eines jüdischen Fabrikanten in Deutschland.
Der Vater glaubte kaum seinen Ohren, als ihm seine Tochter die Turandot eines
Tages eröffnete, dass dieser junge Mann vollkommen ihrem Ideale entspreche. Eine
leise Andeutung von ihr galt ihm als Gebot. Er suchte bald die Bekanntschaft des
jungen Mannes zu machen, ihn dann seiner Tochter vorzustellen und zugleich ihn

in aller Höflichkeit zu sich ins Hotel zu laden. War einmal der Vogel ins Garn gelockt, war es nunmehr Sache der Tochter, ihn mit den Strahlen ihrer schönen Augen und mit den feinen Fäden der Koketterie zu umspinnen, was ihr auch vortrefflich glückte. Es war aber auch kein schlechter Vogel, den sie eingefangen hatte.

Alfons Epstein – das war der Name des jungen Mannes – war der einzige Sohn eines reichen, jüdischen Fabrikanten in Berlin. Alle Sorgfalt, die nur reiche Mittel und gute Talente möglich machen, wurde auf seine Erziehung verwendet. Mit einem auffallend schönen Äußeren verband er die manierlichsten Umgangsformen, eine reiche intensive Bildung, natürliche Begabung, viel Herz und Gemüt und war nebenbei die ganze Seele des großen Geschäftshauses seines Vaters.

Wie einen solchen jungen Mann, ausgerüstet mit allen jenen glänzenden Eigenschaften, ein Mädchen wie Olga fesseln konnte? Das ist allerdings eine nicht unbegründete Frage; allein die Jugend lässt sich leicht durch körperliche Vorzüge und Zaubermittelchen der Koketterie blenden und irreführen. An Jugendreizen fehlte es in der Tat der schönen Olga nicht und sie verstand mit diesen noch besser, als ihr Vater mit seinem Gelde zu wuchern. Der kecke Aufwurf ihres schwellenden Rosenmundes, das Zurückwerfen ihres schönen Köpfchens, was eine gar reizende Verwirrung unter ihren schwarzen, wogenden Locken hervorbrachte, der schmachthende und zugleich glühende Blick, mit welchem sie Einen ansah, das harmonische, scheinbar absichtslose Wiegen ihres schlanken, formenreichen Oberkörpers, die graziöse Haltung beim Klavierspielen, die ihr unfertiges, nur sehr lückenhaftes Spiel vergessen machte, ihre einschmeichelnde Stimme, ihr schalkhaftes Lächeln – alle diese Vorzüge konnten gar nicht verfehlen, einen jungen Mann, wenigstens für kurze Zeit, zu blenden.

Immer häufiger fing er an, das Haus zu besuchen, war der stete Begleiter der schönen Olga, machte in ihrer und in der Gesellschaft ihres Vaters Ausflüge in der Umgegend und oft verriet er ihr auch seine Neigung durch eine zarte Aufmerksamkeit, durch eine Blume, die er für sie pflückte, oder sonst einen anderen Beweis liebevollen Entgegenkommens. Sie wieder ihrerseits versäumte nicht, die kostbare Zeit gut auszunützen, ihn durch alle ihr zu Gebote stehenden Kunstmittelchen zu gewinnen, zu fesseln, zu erobern.

War einmal das Verhältnis im guten Gange, dann ließ es auch der Vater Olgas nicht an einem entscheidenden Schritte fehlen. Er ließ ihm nämlich durch eine Mittelperson andeuten, dass er um die Hand seiner Tochter anhalten möge, was gewiss nicht fehlschlagen würde, weil er sowohl die Sympathien der schönen Olga, als auch die ihres Vaters besitze.

Alfons Epstein merkte bald, dass diese ihm von jener Mittelperson gemachte Andeutung von dem Vater Olgas beeinflusst sei. Dies gewährte ihm sogar eine innere Freude, denn er nahm es mit Olga sehr ernst, jedoch hielt er es für verfrüht, sich ihr zu erklären, ehe er sie in ihrem Heim, mitten in ihrer Umgebung kennen gelernt hatte. Etwas musste ihm denn doch an ihr aufgefallen sein, was er sich freilich in seiner augenblicklichen Verblendung selber nicht zustehen wollte. – Er beschied daher jene Mittelperson mit der Antwort, dass er in dem nächsten

Dezember in Galizien eintreffen werde, um mit seinen dortigen Kunden neue Geschäfte abzuschließen, wodann er dem Herrn Bruckmann seine Aufwartung machen und bei dieser Gelegenheit sein Glück bei seiner Tochter, der schönen Olga, versuchen werde. Inzwischen wolle er die Einwilligung seiner Eltern, für diesen Schritt, einholen, die ihm gewiss gegeben werden würde, weil ja seine Eltern ihm oft wiederholt hätten, dass sie ihm im Bezug der Wahl einer Lebensgefährtin, vollständig freie Hand lassen.

Auch Olga gegenüber unterließ er es nicht, fallen zu lassen, dass er sich unendlich auf seinen Besuch in Galizien freue, der schon im nächsten Dezember stattfinden sollte, weil ihm dadurch das Glück gegönnt sein werde, sie in ihrem Heim zu besuchen und sich – wer weiß – vielleicht gar lange, lange Zeit an ihrem Umgange zu ergötzen.

Unterdessen verstrich die Zeit der Sommersaison und es nahte der Tag der Abreise heran. In einem und demselben Tage verließen Bruckmann und seine Tochter und auch der junge Epstein den Sommeraufenthalt. Olga, die für Epstein in Liebe erglühte, fiel die Trennung von ihm sehr schwer und auch ihm war dieselbe durchaus nicht leicht – aber wie lang ist es noch bis zum Dezember, kaum vier Monate!

Liebeglühend, liebetrunken, kehrte Olga nach Hause zurück. Ihr Ideal, das sich bald erfüllen sollte, füllte den ganzen Kreis ihres Daseins aus, war Gegenstand ihres Denken und Träumens, ja sie war so sehr in dem Gedanken an ihn beglückt, dass sie Befriedigung darin suchte, bald den Tag nach ihrer Ankunft, Anstalten für seinen Empfang zu treffen. Sie schaffte neue, prachtvolle Möbelstücke an, schmückte die Wände mit teuren Bildern und Spiegeln und wendete alles nur Mögliche an, ihre Umgebung zu verschönern. Unterdessen vergaß sie auch nicht an der Erziehung ihrer Eltern, jetzt weniger als je, weil es ihr darum ging, dass diese sich dann keine Blöße geben. Die Mama brachte es durch Fleiß und Aufmerksamkeit so weit, dass sie das „Töchterchen“ richtig und geläufig aussprach, war es ja auch ihr darum zu tun, in den Augen des Bräutigams ihrer Olga als eine echte Madame Jeanette zu erscheinen. Die letzten Spuren von „Jüdischkeit“ wurden mit großem Eifer aus dem Hause fortgeschafft. Mama tat dagegen nicht den mindesten Einspruch. Nur von den Mesusen, die auf Anordnung Olgas ebenfalls entfernt werden sollten, konnte sich die Arme nur mit bangem Herzen trennen, weil sie durch das Verschwinden dieser Amulette aus dem Hause allen bösen Geistern Tür und Tor geöffnet sah – allein was konnte ihr alles Sträuben helfen? Olga hielt fest an ihrem Wahlspruch: „Nur nicht jüdisch!“

Inzwischen schob sich Monat nach Monat fort. Der Winter kam ins Land, mit ihm der November, der Dezember, die Weihnachtsfreuden und mitten unter ihnen die für Olga allergrößte Freude – Alfons Epstein.

Alfons Epstein versäumte nicht, wie sich gebührt, am Tage seiner Ankunft der Familie Bruckmann den Vormittagsbesuch abzustatten.

Wie pochte das Herz der schönen Olga, liebeglühend, bei seinem Anblicke. Er ist doch ein wahrer Goldmensch, dieser Epstein! Welche Anmut in Miene und Bewegung, welcher weltmännische Schick, wie zierlich seine Verbeugung, wie wusste

er Mama so fein das schwielige Händchen zu küssen, dass diese dasselbe stundenlang in der Tasche versteckt hielt, damit der würzige Hauch des Kusses von demselben nicht auswittere. Wie verstand er es so manierlich vor einer Dame zu sitzen, wie sie zu unterhalten und wie wusste er die genau vorgeschriebene Zeit einer Staatsvisite einzuhalten, nicht eine Stunde mehr oder weniger, alles wie abgezirkelt – er ist ein Prachtmensch, jeder Zoll ein Christ!

Natürlich war es, dass er von Papa und Mama für den Abend eingeladen wurde, was die schöne Olga durch einen schmachtenden Blick ihrerseits unterstützte.

Nach seinem Weggehen war es ihr, als bestände der ganze Fußboden aus lauter Schwungfedern, so sehr schien dieser unter ihren Füßen sich zu heben und sie auf jeden Schritt lustig emporzuschellen.

„Unmöglich Papachen, ich sage Dir unmöglich!“, jauchzte sie und Papachen musste sich ihren Armen überlassen, die sie freudig um ihn schlang.

„Aber was unmöglich, närrisches Kind?“

„Unmöglich!“, fuhr sie jauchzend fort, „nicht wahr Papachen, es ist unmöglich, dass Epstein ein Jude ist – dieser Gang, diese Haltung, diese Zierlichkeit, dieses Schmucke in seinem Wesen – nicht wahr Papachen, unmöglich?“

„Dann wäre es auch nicht möglich, dass Du eine Jüdin bist!“, schmeichelte ihr Papachen.

„Ich eine Jüdin!“, lachte sie laut, „köstlicher Gedanke, ich eine Jüdin! Wenn alle so wären, wie ich eine bin! Na – aber sprechen wir von etwas Gescheiterem – wird er zu Nacht kommen? „

„Kind, Du hast’s ja gleich mir gehört, freilich wird er kommen!“

„Dann Papachen muss ja etwas geschehen!“

„Was?“

„Dass wir bei Nacht glänzende Gesellschaft haben, damit er sehe, mit wem wir hier verkehren – nicht Papachen?“

„Das hast Du recht, ich will sofort dafür sorgen“, sagte Papachen, in welchem bei ähnlichen Dingen sich immer der alte Kellner regte. „Ich gehe schon“, fuhr er fort, sich zum Gehen anschickend.

„Aber Papachen“, rief sie ihm nach, „bitte nur keinen Juden – lauter christliche Gesellschaft!“

„Kind! Du redest ja heute ganz närrisch!“, empörte sich Papachen, „was fällt Dir ein, ich werde mir Juden herladen? – wann habe ich’s je getan? Heute nacht sollen sich hier alle Honoratioren der Stadt einfinden: Adjunkt Werbel samt Frau, Auskultant Griwow samt Frau und beide Töchter, Stadtkassier Breunow samt Frau und Familie und dann noch unsere täglichen Gäste, der Hauptmann Ziegelheim und noch mehrere Offiziere – sorg’ nur nicht, es soll lustig hergehen!“

„Was wäre das für ein Zirkel!“, jubelte Olga, „aber Papachen, da muss gesorgt werden für die nötigen Dinge, für Champagner, Kaviar, Aufgeschnittenes, einige Spiel Karten und weiß ich sonst was!“

„Ist schon meine Sache!“, sagte er, mit kellnerischer Überlegenheit und eilte rasch davon.

„Mamachen, liebes gutes Mamachen!“ warf sich Olga jetzt um den Hals ihrer Mutter.

„Was willst Du meschugge¹ Mädele!“ fragte diese, der das Herz nicht weniger im Leibe hüpfte.

„Meschugge Mädele“, schmollte Olga, sich zärtelnd, „so will ich nicht heißen!“

„Wie denn also?“

„Meinetwegen – tolles Mädel – nur nicht jüdisch!“

„Was willst du also, tolles Mädel?“

„So sag nur Mamachen, ist er schön?“

„Wie ein Prinz. Kein Zug von einem Juden!“

„Gut hast du’s gesagt, Mamachen!“ jubelte Olga und bedeckte ihre Mutter mit einer Flut von Küssen. „Kein Zug von einem Juden! – Weißt Du, was ich für diese Nacht ausgedacht, Mamachen?“

„Nun, was schon wieder, tolles Mädel?“

„Einen Christbaum anzünden!“

„Was!“ entsetzte sich Ester Jitte, „das ist ja gojisch²!“

„Gojisch? Du immer mit demselben“, schmollte Olga, „bist ja eine gute, liebe, schöne Mama“, fuhr sie schmeichelnd fort, „und Du willst ja, dass er mein Bräutigam werde – nicht Mamachen?“

„Nu, freilich will ich!“

„Wenn der Christbaum mit allen Lichtern brennen wird, wird er seine Freude daran haben – nicht wahr, Mamachen, er hat keinen Zug von einem Juden? Und die Gäste alle, sie sollen es sehen, wie es bei uns zugeht und erst er... er...“

„Aber Kind, Du erdrückst mich ja – nun, ich will Dir’s schon zuliebe tun!“

„Brav, Mamachen“, jauchzte Olga, „da hast Du dafür einen Kuss und zwei dazu, aber, liebe Mama, Du gehst doch schon den Christbaum kaufen – es gibt keine Zeit zu verlieren!“

„Muss das denn schon jetzt geschehen?“

„Ei freilich schon – da hast Du Hut und Mantille – geh nur rasch, Mamachen!“

Sie half ihr schnell in die Mantille und drängte sie förmlich zur Türe.

„Aber, liebes Kind“, drehte sich Ester Jitte nochmals bei der Türe um, „vielleicht lassen wir das doch bleiben?“

„Das ist ja das Wichtigste, Mamachen“, beteuerte Olga, „bei ihm zuhause zündet man ja auch einen Christbaum an – nicht wahr, Mamachen, Du willst, dass er mein Bräutigam werde?“

„Nun meinerwegen, ich gehe“, sagte Mamachen ganz überwunden, indes ihre Hand maschinenmäßig nach der fehlenden Mesuse tastete, wie ein Amputierter nach dem fehlenden Fuße, den er noch zu fühlen glaubte.

Eiligst holte Olga, als die Mutter sich entfernte, verschiedenfarbige Seidenschleifen hervor, bunte Wachslichter, frische Knospen, soeben vom Wintergarten

¹ Verrücktes.

² Unjüdisch.

gebracht, und sie machte sich daran die Wachlichtchen mit den Seidenschleifen und Knospen für den Christbaum zu schmücken.

Eine halbe Stunde später langte die Mutter an und hinter ihr ein großer Baum von zwei Dienstboten getragen.

In allen Räumen wurde es reger, man frottierte die Fußböden, ordnete Alles für den Abend her, in der Küche gab es viele rührende Hände. Olga und Mama mühten sich mit der Schmückung des Christbaumes ab.

Inzwischen langte auch Papa an, das Gesicht von allzu raschem Gange gerötet.

„Alle werden sie kommen“, ruft er triumphierend bei der Türe schon. „Alle und noch mehr – und hier verschiedene Sachen, die ich für den Abend eingekauft habe, nebst jenen, welche die Ladenkommis bald bringen werden!“ Und nun fing er an, ganze Ladungen von feinen Taschen auszupacken, Rosinen, Mandeln, einige Flaschen Champagner, mehrere Schachteln Sardinen, einige Spiel Karten und noch andere Dinge, so dass man vor sich einen zweiten Bosko zu haben glaubte mit tiefen, gar bodenlosen Taschen.

Der Jubel darüber, dass alle kommen werden, war groß – und warum sollten sie auch nicht kommen, alle die guten Gäste? Findet man doch beim Juden immer einen gutbesetzten Tisch und erst wenn es einem von ihnen etwas allzuenge wird, da heißt es: „Herschku Freund, eine kleine Anleihe!“, und Herschku hat für diese Herren immer Spendierhosen an.

Die Nacht brach inzwischen heran. Alle Räume schwammen hier in einem Lichtermeere, ausgestrahlt von den vielen Lichtern und zurückgeworfen von den vielen blanken Spiegeln.

Olga tat ihr Bestes, den Geliebten ihres Herzens zu bezaubern. Aus ihrem schwarzen, reichen Lockenhaare, welches ein funkelnder Brillantenreif eingedämmt hielt, lauschte eine frische, volle Kamelie hervor und ihre schlanke Gestalt umfloss eine duftige, blütenweiße Seidenrobe, reich mit Rüschen, Püffchen und Faltenwürfen geschmückt, so dass sie aus demselben wie Aphrodite aus dem Meer-schaume hervortauchte.

Auf ihre Anordnung standen Papa und Mama zu beiden Seiten der Türe, um die Gäste beim Eingange zu empfangen.

Und sie ließen auch lange auf sich warten, die lieben Gäste. Ein Säbelgerassel kündigte die Söhne des Mars an.

Nachdem sie als heimische Gäste die Gastgeber kurz begrüßt haben, wandten sie ihre volle Aufmerksamkeit dem Fräulein Olga zu.

„Sapperlot, sind Sie aber schön, Fräulein!“ Mit dieser grobkörnigen Huldigung eröffnete Hauptmann Ziegelheim den Reigen der Komplimente, worauf viele andere wie ein Hagelschauer von allen Seiten niederfielen.

Kurze Zeit darauf fanden sich auch die Herren von Zivil ein.

Stadthauptkassier Breunow – ein kleines verschwommenes Männlein, führte sein großes Stück Ehehälfte am Arme, die so stark dekolliert war, dass sie wie ein lebhaftig unbedecktes Defizit aussah. Auskultant Griwow – ein langer, hagerer Mann mit einer knotigen, bläulich-roten Nase, die dem Gotte Bacchus als Ehren-

säule dienen könnte – erschien ebenfalls mit seiner Eehälfte am Arme – einer kleinen zahnlosen Xanthippe mit grauen Katzenaugen und hinter ihnen zwei grüne Hopfenstangen von Töchtern. Noch mehrere andere Honoratioren der Stadt stellten sich mit ihren Familien ein, darunter viele Herren und Damen und endlich erschien auch der Adjunkt Werbel, eine langgestreckte Zierpuppe mit einem aufgedrehten Schnurrbarte, der ebenfalls seine Frau, ein ballenähnliches, fettverlaufenes Weib, am Arme führte.

Ohne darum befragt zu werden, beteuerte Herr Adjunkt bald bei seinem Eintritt, dass er darum etwas später erschienen ist, weil er vorher mit seiner Gemahlin einige wichtige Freundschaftsbesuche zu erledigen hatte, nämlich beim Grafen Brandowski, dem Baron Gimplowicz und noch einigen Baronen und Grafen.

„Ja“, beeilte sich seine Frau, die ihm die edle Kunst abgelernt hat, ihn mit näselnder, aristokratischer Stimme zu übertreffen, „wir haben Ihnen mit unserem jetzigen Kommen ein großes Opfer gebracht. Diese Nacht hätten wir wahrlich der Ruhe nötig, weil wir ja morgen bei unserem Freunde dem Fürsten P. auf dem Balle, zu dem wir schon seit drei Tagen die Einladung haben, erscheinen müssen. Der Mensch kann sich ja doch nicht durch das ewige Wachen und Tanzen so ganz aufreiben!“

Herr und Frau Bruckmann sahen mit stolzen Blicken einander an. – Schade, dass Herr Epstein es nicht mitanhört, welche hohe Herrschaften mit ihnen verkehren!

Während der Adjunkt und seine Frau sich bei der Türe vor einem zahlreichen Publikum von immer zuströmenden Gästen in jenem Lügendunste produzierten, spielte sich am zweiten Ende des Saales eine gar rührende Szene inniger Freundschaft ab. Olga begrüßte sich mit ihren Freundinnen, den beiden Hopfenstangen, die ehemals ihre Kolleginnen im Klosterkonvikte waren. Sie schloss sich ihnen mit einer besonderen Lust an, weil dieselben mit ihren hässlichen Gesichtern eine ausgezeichnete Folie für ihre Schönheit bildeten. Wie beteuerten sie sich gegenseitig ihre aufrichtige Freundschaft. Wie freute sich Olga, sie so groß und schön zu sehen, und sie wieder, wie freuten sie sich, Olga so blühend zu finden, dass sie vor lauter Freude – nochmals so grün wurden!

Die Herren von Zivil hatten nicht viel Zeit zu verlieren, sie überließen ihre Frauen den diversen Offizieren und machten sich mit großem Eifer über die Spieltische her. Der Einsatz klingelte in der Pule, die Karten wurden aufgepascht. Herr Bruckmann sorgte dafür, dass es auf jedem Spieltische nicht an mehreren Flaschen Wein fehle, damit die Herren sich jedesmal anfeuchten können. Der Herr Auskultant Griwow vergaß auch nicht den weihevollen Akt des Spieles mit einigen Gläsern Wein, die er rasch hintereinander hinunterstürzte, zu eröffnen.

Olga war anfangs bemüht, die Gäste zu unterhalten, doch steigerte sich ihre Ungeduld von Minute zu Minute, als der Liebling ihres Herzens noch immer nicht erschien.

Aber am Ende erschien er doch. Papa und Mama begrüßten ihn mit lautem Willkommen.

Ihr Herz schlug höher bei seinem Anblicke.

Seine imposante Gestalt, seine anmutige und zugleich echt mannhafte Bewegung, wie überhaupt sein ganzes Auftreten verfehlten nicht, auf alle Gäste, denen er der Reihe nach vorgestellt wurde, den allergünstigsten Eindruck zu machen, ja es geschah sogar etwas Unglaubliches – die Herren unterbrachen sich im Kartenspiele.

„Weißt Du, Sidonie“, beeilte sich der Adjunkt, als er ihm vorgestellt wurde, seiner Frau laut zuzurufen: „Der Herr Epstein hier hat eine so auffallende Ähnlichkeit mit unserem Freunde, dem jungen Fürsten R.“

„Ein gelungenes Stück Menschheit!“, brummte seinerseits der Herr Auskultant, so nebenbei ein großes Glas Wein hinunterstürzend.

„Sapperlot, das wäre aber ein prächtiger Husarenleutenant!“, lautete der Beifall des Hauptmannes.

Die Frauen gar verschlangen ihn förmlich mit den Augen und konnten sich nicht satt an ihm sehen. Sie überzeugten sich aber auch, dass er nicht bloß schön, sondern auch ein völliger Salonmann, ein vorzüglicher Gesellschafter war, der, wie selten jemand, Damen zu unterhalten verstand. Von dem leichten Gesellschaftston ging er bald auf ein interessantes Thema über, schilderte seine Eindrücke, seine Erlebnisse, seine verschiedenen Reisen, alles gewürzt mit köstlichem Humor, so dass sich die Damen von ihm ganz gefesselt fühlten, bald gar um seine Gunst wetteiferten und ihn mit einem Feuerregen von Blicken überschütteten. Olga gar war von ihm so bezaubert, dass sie ihr liebeüberströmendes Herz an den beiden grünen Schwestern ausließ, von denen sie bald die eine und bald die andere mit ihrem schöngeformten Arm umschlang und auf den Mund küsste – dabei ihm so Gelegenheit bietend, ihren vollen runden Arm zu bewundern und ihren blühenden Rosenmund, wie er sich so gierig und lechzend zum Kusse schwellte!

Wiewohl aber Epstein sich ganz der Unterhaltung der Damen zu widmen schien, versäumte er nicht, von Zeit zu Zeit mit einem Blicke die Gesellschaft zu überfliegen, die sich im Saale und in den anderen Räumen herumtummelte. Es wurde aber auch von Minute zu Minute reger und lärmender um ihn her, denn der Wein verfehlte nicht seine Wirkung auszuüben.

Unter dem Vorwande eine Zigarette zu rauchen, zog sich Epstein von den Damen in einen Winkel zurück, um alles besser übersehen zu können.

In der Tat gab es auch hier nicht allein viel zu sehen, sondern auch zu hören.

Wie tobte und lärmte es dort beim Spieltische, als wären mehrere Klappermühlen auf einmal los; wie flammten und glühten die Augen der Spieler. Es war kein Spiel mehr, sondern wilde Habgier, ungebändigte Leidenschaft. Wie toll und wüst trieben es die Offiziere, die mit den Damen im Saale umhertändelten. Dafür wieder lag die Frau des Adjunkten breitgespreizt über das Fauteuil hingestreckt, eine Zigarette nach der anderen verdampfend, aus welcher sie den Rauch wie aus einem defekten Kamin, durch Mund und Nasenflügel hervorsteigen ließ, so ganz nach Art ihrer Freundin, der Fürstin Lopkowitsch. Die beiden grünen Schwestern lagen sich zischelnd Ohr an Ohr, wie zwei giftgeschwollene Schlanglein. Ihre Mama, die zahnlose Xanthippe, sucht und findet wieder einen ganz anderen Zeitvertreib; sie zupft und reißt nämlich mit ihren benagelten Fingerchen um den Atlassitz und

die Atlaslehne des Fauteuils herum und gibt sich ehrliche Mühe zu vernichten, zu zerstören...

Er hätte wohl noch so manches interessante Dingelchen wahrnehmen können, aber da trippelte die Hausfrau, die Madame Jeanette, an ihn heran.

„Gefällt’s Ihnen bei uns, Herr Epstein?“, fragte sie.

„Ja“, erwiderte er, „es geht sehr lustig zu!“

„Meinen Sie nur heute“, stolzierte Madame Jeanette – „immer so! Wir führen es ganz christlich! – Ich sage Ihnen, Herr Epstein, können Sie mir glauben, dass alle, die zu uns herkommen, nur mit Grafen und Fürsten verkehren!“

„So“, meinte Epstein gedehnt.

„Ei freilich, wir haben nichts mit Juden zu tun. Meinen Sie nur jetzt – i, seit vielen, vielen Jahren – unsere Olga soll leben sagt immer: „nur nicht jüdisch!“

Epstein lächelte.

„Wenn Sie erst sehen sollten, Herr Epstein“, plapperte unterdessen Madame Jeanette fort, „wie unsere Olga von allen diesen Herren verehrt wird – ich sage Ihnen, wie ein Gott, rein, wie ein Gott! Und erst die Herren Offiziere, die werfen sich ihr einfach zu Füßen. Und meinen Sie, sie versäumen einen Tag herzukommen? Nein, sie essen hier, sie trinken hier, sie sind unsere Hausleute. Und Sommers erst, da vergeht Ihnen kein Tag, dass nicht irgend ein Offizier unserer Olgaleben ein Blumenbouquet bringen sollte. Ich könnte sie Ihnen zeigen, Herr Epstein, sie sind schon ganz eingetrocknet, aber ich sage Ihnen, ganze Haufen!“

Die gute Madame Jeanette hätte wohl noch so manches geplappert, aber Fräulein Olga merkte von der Ferne, wie Mama sich in so große Geschwätzigkeit vor dem Herrn Epstein erging und fürchtend, sie könnte ja alle ihre „Jüdischkeiten“ ausplaudern, beeilte sie sich, diesem ein Ende zu machen, indem sie das Lockenköpfchen graziös wiegend und mit einem Blumenbouquet in Händen rasch herbeikam.

„Man sieht’s Ihnen an, Fräulein Olga“, sagte Epstein sich an diese wendend, „dass Sie eine große Blumenfreundin sind...“

Olga nahm eine schwärmerisch affektierte Miene an.

„Ach“, rief sie mit einem verzückten Aufschlag ihrer schönen Augen, „ach, wie liebe ich die Kinder Floras!“

„Eine sehr liebenswürdige Neigung“, warf Epstein leicht hin, „denn diese Kinder lehren uns am besten natürliche, ungekünstelte Anmut!“

Um den Eindruck dieser ätzenden Bemerkung rasch zu verwischen, bot er ihr gleichzeitig den Arm und lud sie galant ein, mit ihm sich ins Klavierzimmer zu begeben, um mit ihm eine vierhändige Partitur zu spielen.

Eine neue glänzende Eigenschaft, die sie gar nicht vermutet! Mit welcher meisterhaften Fertigkeit flogen seine Finger über die Tasten hin, wie voll und sicher sein Anschlag – ein vollendeter Künstler!

Vom zweiten Zimmer schallten die wirren Rufe der Spieler und Zecher hinein und zwischendurch ertönte jetzt der laute Ruf des Hausherrn:

„Zum Nachtmahle, meine Herren und Damen, bitte zum Nachtmahle!“

Die Herren und Damen machten sich mit lautem Getöse auf und ordneten sich in Reihe und Glied.

Im nächsten Augenblicke sauste die illustre Gesellschaft wie ein Eisenbahnzug durch das Klavierzimmer, in welchem Olga und Epstein sich befanden, je eine Dame am Arme eines Herrn, – eine große lange Reihe, welche die Eltern Olgas abschlossen.

Olga erhob sich und lud mit einem bestrickenden Lächeln ihren Gast, den Herrn Epstein, ein, sich mit ihr ebenfalls zur Tafel zu begeben. Was blieb ihm anders übrig? Er bot ihr höflich den Arm und schloss sich hinter den Eltern Olgas dem Zug an.

„Ah, wie schön!“, erhob sich ein allgemeiner Ruf, als man im Speisesaale anlangte.

Mitten auf dem Tische, der mit allen möglichen Weinen, kalten und warmen Speisen bedeckt war, strahlte wie eine einzige Riesenflamme der Christbaum in tausend bunten Wachslichtchen, jedes mit einer farbigen Seidenschleife und einer frischen Knospe geschmückt.

„Ah, ein Christbaum!“, konnte auch Epstein den Ruf nicht unterdrücken...

„Unsere Olga versteht schon etwas zu arrangieren!“, belobte sie der Vater.

„Ob sie versteht! Wer denn?“, ergänzte die Mutter. „Wie würde unser Haus aussehen, wenn nicht sie?“

„Aber Papa, aber Mama!“, wehrte Olga bescheiden ab, „ich weiß nicht, was ist da Großes daran?“

„Freilich“, ließ sich Papa nicht zurückhalten, „sie bewegt sich aber auch nur unter Christen!“

„Und unter welchen Christen!“, fügte Mama hinzu.

„Das sieht aber auch wirklich recht christlich aus!“, stimmte jetzt auch Epstein in das Lob der Eltern ein.

„Wäre traurig, wenn's jüdisch aussehen sollte!“, lachte Olga, ihren Arm fester an ihn schmiegend – „doch was ist Ihnen?“, unterbrach sie sich, „Sie scheinen sich an etwas erinnert zu haben!“

„Ja wohl“ erwiderte Epstein sanft seinen Arm von dem ihrigen befreiend. „Ich weiß gar nicht, wie ich daran vergessen konnte. In der Tat, wenn nicht der Christbaum hier, es wäre mir aus dem Gedächtnis geschwunden!“

„Wie?“, fuhr Olga bestürzt zurück, „Sie wollen uns schon verlassen?“

„Ich bedauere lebhaft“, rechtfertigte sich Epstein, „meine Sache ist unaufschiebbar!“

„Aber um Gotteswillen!“, entsetzte sich Madame Jeanette, „Sie werden uns doch das nicht tun!“

„Leider ich muss“, beteuerte Epstein ihr galant die Hand küssend.

„Geht nicht, junger Mann!“, mengte sich jetzt auch der Herr Adjunkt im Gespräche. „Klara!“, wendete er sich an seine Frau, „wie sagt nur unser Freund der Graf Laschizki? – Mitgefangen – Mitgehangen!“

„Bedauere lebhaft“, rechtfertigte sich Epstein mit komischem Ernst, „nicht in der Lage zu sein mich jetzt hängen zu lassen!“

Wie fein er das sagte, ohne im mindesten zu verletzen.

Die Damen, die aus diesem Gespräche es erfuhren, worum es sich handelt, gaben ihrem Bedauern aufrichtigen Ausdruck, dass der ihnen so liebgewordene Fremde sie schon verlassen will.

„Aber Herr Epstein!“, schmachtete Olga. „Ich bitte, bleiben Sie!“

„So geschmeichelt ich mich, gnädigstes Fräulein, durch Ihre Bitte fühle“, erwiderte Epstein, ihr in so zartsinniger Weise die Hand zum Abschiede reichend, dass es kaum ein Christ besser treffen könnte, „ist mir doch das Bleiben jetzt hier unmöglich, und ich will Ihnen gern den Gegenstand meiner Erinnerung nennen, damit Sie es selber einsehen!“

„So sagen Sie nur“, stimmten Vater, Mutter und Tochter ein, „was Sie denn so Dringendes noch heute zu verrichten haben!“

„Die Chanukalichtchen anzünden!“, erwiderte Epstein mit einer eleganten, durchaus nicht jüdischen Verbeugung vor der ganzen Gesellschaft und verschwand auf – Nimmerwiedersehen.



SIGMUND BROMBERG-BYTKOWSKI

Sigmund (Zygmunt) Bromberg-Bytkowski (1866–1923) war ein Publizist, Dramatiker, Übersetzer, Lehrer sowie ein zionistischer Aktivist.

Er wurde 1866 in Stryj geboren und besuchte das Gymnasium in Tarnów, wo er mit Abraham Salz und Edward Schwager den Studentenklub *Bar Kochba* gründete, dessen Aufgabe die nationale Wiederbelebung der Juden war.

Während des Jurastudiums an der Universität Wien war Bromberg-Bytkowski ein Enthusiast und Förderer der Idee, einen jüdischen Staat in Palästina aufzubauen, der Idee, die ins Programmheft *Der Judenstaat* (1896) des Gründers und politischen Ideologen des Zionismus Teodor Herzl aufgenommen wurde.

1897 nahm Bromberg-Bytkowski am Ersten Zionistischen Kongress in Basel teil und kaufte darauf im Auftrag des galizischen Ahawat-Zion-Vereins von Baron Rothschild eine große Landfläche im palästinensischen Galiläa. Dort gründete er die erste Siedlung der galizischen Juden *Machnajim*, die er in den Jahren 1898–1901 verwaltete und leitete.

Als 1902 das Land und Eigentum der palästinensischen Kolonisten von der Jewish Colonization Association (JCA) beschlagnahmt wurde, war Bromberg-Bytkowski gezwungen, heimzukehren. Danach schloss er das Studium der Philosophie an der Universität Lemberg ab. Nach dem erfolgreichen Bestehen der pädagogischen Prüfung 1908 begann er am Zweiten Gymnasium in Lemberg zu arbeiten.

Infolge der Ereignisse des Ersten Weltkrieges zog Bromberg-Bytkowski 1917 nach Lodz und übernahm die Stellung des Direktors des Frauengymnasiums der Gesellschaft für jüdische Sekundarschulen, die er bis zu seinem Tode innehielt. Er wurde hier als Verfechter der zionistischen Bewegung und der jüdischen Kultur angesehen. 1919 kandidierte er sogar bei den Wahlen zum polnischen Sejm, jedoch ohne Erfolg.

In den Jahren 1919–1921 gab Bromberg-Bytkowski die zionistische jüdische Monatszeitschrift *Tel-Awiw* der Haibri-Hacair-Gesellschaft in polnischer Sprache heraus. Diese widmete sich den Themen der geistigen und intellektuellen Wiederbelebung der Juden.

Er war Vorstandsmitglied und Präsident der Jüdischen Musik- und Literaturgesellschaft *Hazomir* in Lodz, Vorstandsmitglied der Vereinigung für gegenseitige Hilfe der jüdischen Lehrer, Mitglied des Adam-Mickiewicz-Literaturvereins

Sigmund Bromberg-Bytkowski starb am 13. März 1923 in Lodz und wurde auf dem Friedhof in der Bracka-Straße beigesetzt.

Noch in den Zeiten seines Lernens am Gymnasium zeigte Bromberg-Bytkowski Interesse fürs literarische Schaffen (insbesondere für Belletristik). Er arbeitete mit der polnischen, polnisch-jüdischen und deutschen Presse zusammen und veröffentlichte seine Gedichte, wissenschaftlichen Artikel und Übersetzungen in folgenden Zeitschriften: *Życie*, *Chimera*, *Lamus*, *Wiedza i Życie*, *Dziennik Krakowski*, *Krytyka*, *Nasz Kraj*, *Nowe Mody*, *Nowe Słowo Polskie*, *Nowe Życie*, *Nowy Głos Polski*, *Postęp*, *Przegląd Tygodniowy*, *Przemysłowiec*, *Rocznik Samborski*, *Rocznik Żydowski*, *Światło*, *Beiträge zur Ästhetik*, *Bohemia*, *Der Jude*.

Literaturwissenschaftlich befasste sich Bromberg-Bytkowski mit den Werken von Gerhardt Hauptmann und widmete diesem Autor zwei deutschsprachige wissenschaftliche Beiträge: *Zur Kritik der Anwendung des Naturalismus im Drama. Das naturalistische Drama Hauptmanns: eine Vorstudie* (Lemberg 1905) und *Gerhard Hauptmanns Naturalismus und das Drama* (Hamburg 1908). Er erforschte zudem die jüdische Ästhetik in der Kunst und gab u.a. 1910 in Lemberg das Buch *Kontemplative und extatische Kunst* heraus.

Ansonsten schuf der Schriftsteller in der polnischen Sprache. In Lemberg veröffentlichte er sein Drama in vier Akten *Ines de Castro* (1906) und *O monologu w dramacie* (1909). Ins Polnische hat er auch die Werke vieler bekannter Schriftsteller übersetzt, wie z.B. Gotthold Ephraim Lessings (*Natan mędrzec*, Solotschiw 1893) und Maurice Maeterlincks (*Intruz*, *Ślepcy*, beide Lemberg 1902). Seine Übertragung des Hohelieds Salomos (Lodz 1924) galt seinerzeit als Meisterwerk.

Der im Folgenden angeführte Text *Die Juden Lembergs unter der Russenherrschaft* entstand als Bericht für die Zeitschrift *Jüdisches Archiv* (Mitteilungen des Komitees *Jüdisches Kriegsarchiv*), die 1917 in Wien erschien. Der Gattung nach ist das also ein Augenzeugenbericht, der die Perspektive eines Juden auf die russische Invasion in Galizien während des Ersten Weltkrieges präsentiert. Somit gehört der Text von Bromberg-Bytkowski in die Reihe der gleichgestimmten Schilderungen dieser Ereignisse durch mehrere jüdische Autoren, die um dieselbe Zeit auch gezwungen

waren, ihre Heimat zu verlassen und eine bessere Zukunft im Westen zu suchen. Man erwähne hier Hermann Blumental, Simon Spund oder Julius Weber. Die Darstellung von Bromberg-Bytkowski zeichnet sich darunter durch dokumentalistische Anschaulichkeit und Innerlichkeit aus.

Werke: *Zur Kritik der Anwendung des Naturalismus im Drama. Das naturalistische Drama Hauptmanns: eine Vorstudie* (1905); *Gerhard Hauptmanns Naturalismus und das Drama* (1908); *Kontemplative und extatische Kunst* (1910); *Ines de Castro* (Drama in vier Akten, 1906); *Die Juden Lembergs unter der Russenherrschaft* (1917); *Pieśń nad Pieśniami* (1924).

Die Juden Lembergs unter der Russenherrschaft¹

Der blutige Sonntag

Am 27. September 1914 gegen drei Uhr nachmittags hörte man Gewehrschüsse. Der Schall schien vom Ringplatz und dem nächstgelegenen Krakauer Viertel herzukommen. Die Bevölkerung der entfernteren Stadtteile konnte dies aber nicht genau ausnehmen. Dann löste man einen Kanonenschuss. Die Garnison wurde, so schien es, alarmiert. Man sah Offiziere und Mannschaften verstört durch die Straßen eilen. Teils flüchteten sich die Einwohner eiligst in die Häuser, teils drängten sie sich ängstlich und von brennender Neugier erfüllt in kleinen Gruppen vor den halbgeöffneten Haustoren zusammen, um jederzeit in die Häuser flüchten zu können. Die ersten Scharen der Flüchtlinge aus der inneren Stadt erzählten Dinge, welche in der aufgeregten harrenden Menge einen Freudentaumel hervorriefen. Es hieß, dass eine Überrumpelung seitens der Österreicher oder der Preußen stattgefunden habe. Mit unverhohlener Schadenfreude beobachtete man die ratlos hin- und hereilenden Russen. Bald aber kam das traurige Erwachen aus dem schönen Traume. Die nächsten Ankömmlinge berichteten nämlich schon, das Schießen fände im Judenviertel statt, man schieße in die Fenster der jüdischen Häuser. Mittlerweile sprengten Kosakenabteilungen mit schussbereiten Karabinern in vollem Galopp in der Richtung nach dem Ringplatz vorbei. Ihre finsternen Gesichter zeigten keine Angst, sondern wilde Freude. Sie schossen auch von Zeit zu Zeit in die Luft, um die Leute zu zerstreuen. Nun krachte Salve auf Salve und der Herd der Schießerei schien sich immer mehr auszudehnen. Man hörte das Knattern der Schüsse von hier und dort und immer näher und näher. Die Häuflein vor den Toren schrumpften zusammen. Es bedurfte nicht mehr der Ermahnungen seitens der Bürgerwache. Die Leute schlichen sich voll banger Sorge in die Häuser. Die Straßen lagen bald ganz verödet da und die Haustore waren geschlossen.

Das Gewehrknattern dauerte an, wurde heftiger, flaute ab, um sich wieder zu steigern. Der Abend kam und jetzt schien sich das Schießen über die ganze Stadt verbreitet und seinen Höhepunkt erreicht zu haben. Alle Fenster waren geschlossen, und die Bewohner hatten sich in die rückwärts gelegenen Räume der Häuser zurückgezogen. Das ging so bis in die ersten Stunden der Nacht, dann wurde es in manchen Stadtteilen ganz still.

¹ Auszüge aus: Jüdisches Archiv. Mitteilungen des Komitees „Jüdisches Kriegsarchiv“. Lieferung 8–9. Wien: Verlag R. Löwit, 1917.

Die Vorgänge auf dem eigentlichen Schauplatz spielten sich folgendermaßen ab. Die Krakaugasse, der Krakauerplatz und die anliegenden Straßen und Plätze, dann die Kasimirstraße, endlich die Zólkiewskagasse und das ganze anstoßende, meist von Juden bewohnte Viertel waren durch einen starken Militärkordon abgesperrt. Innerhalb desselben standen Infanterieabteilungen und feuerten in die Fenster der gegenüberliegenden Häuser. Dieses Salvenfeuer pflanzte sich von Straße zu Straße fort und dauerte bis ungefähr 7 Uhr abends. Dann lösten sich die Salven in eine Einzelfeuer auf. Die Einwohner der betroffenen Stadtteile mussten die ganze Zeit, in Winkeln verkrochen, in schrecklichster Angst ausharren. Diese Schüsse gegen die Fenster forderten Opfer, denn die Geschosse drangen mitunter in die rückwärts gelegenen Räume. Mancher wurde getroffen, als er eben das Fenster schließen und sich zurückziehen wollte. Viele wurden auf dem Wege nach Hause ein Opfer ihres Wagemutes. Diejenigen, welche sich erst gegen Abend nach Hause wagten, hatten viel auszustehen. Nur die äußerste Not und die Angst um die Angehörigen konnte die Leute bewegen, sich dem Kordon zu nähern. Sie wurden dann einer strengen Untersuchung unterzogen und mussten sich legitimieren. Konnten sie es nicht, wurden sie verhaftet. Den Juden erging es natürlich viel schlimmer. Knutenschläge und Säbelhiebe waren noch das Glimpflichste. In zahlreichen Fällen wurden Juden, ehe sie noch ein Wort vorzubringen vermochten, auf offener Straße niedergeschlagen. Herr Karczynski, Direktor der Mühle „Maria Helena“, berichtet über einen solchen Fall, den er schaudernd mit ansehen musste. Er nahm gegen drei Uhr nachmittags an einem Leichenzuge teil, der sich durch die Zólkiewskagasse bewegte und plötzlich in die gefährliche Zone geriet. Die Teilnehmer am Zuge wurden mehrmals einer genauen Leibesdurchsuchung unterzogen, selbst der Priester und die Nonnen. Obzwar die Schüsse schon in nächster Nähe krachten, musste man vorwärts, da der Rückzug schon abgeschnitten war. Vor einer Kirche, die man passierte, spielte sich die schreckliche Szene ab. Ein Jude, der sich in seiner Not anscheinend in die Kirche hatte flüchten wollen, kniete beim Eingang mit flehend erhobenen Händen vor einem Kosaken, der den Säbel schwang. Im nächsten Augenblicke wälzte sich der Unglückliche sterbend in seinem Blute.

Ein ähnlicher Fall ereignete sich nach anderen Berichten im Hofe eines Hauses, welches in einem Seitengässchen der Lamarstinowergasse steht. Dort drangen Kosaken ein und suchten nach verborgenen Waffen. Einen alten Juden, der ihnen im Hofe in die Hände fiel, machten sie kurzerhand nieder. Aus den Hoffenstern sahen die anderen Bewohner des Hauses den Mord mit an und bangten um ihr Leben. Die Hausdurchsuchung verlief aber ziemlich harmlos. Das eine Opfer scheint den ersten Blutdurst gestillt zu haben. Nachdem sie einiges gestohlen und einige Rubel erhalten hatten, zogen die Kosaken ab.

Verwundete und Tote lagen stundenlang auf den Straßen. Die Verwundeten wurden erst später in Häuser oder in Spitäler gebracht. Die Toten wurden in der Nacht bei Seite geschafft. Die ganze Nacht hindurch plünderten und wüteten die Kosaken, besonders an der Peripherie der Stadt, insbesondere an dem Lytschakower Mautschranken. Auch hierbei ging es nicht ohne einige Morde ab. Die Namen

der jüdischen Opfer lassen sich nicht durchwegs feststellen, denn es gab unter ihnen viele Fremde, Flüchtlinge und Zugereiste. Nur ein Teil wurde der jüdischen Gemeinde zur Bestattung überwiesen.

Unter den zweiundvierzig Opfern des blutigen Sonntags sind vierzig Juden. Siebzehn Leichen wurden am nächsten Tag von der Gemeinde bestattet. Zehn Juden, meist solche aus der Umgebung von Winniki, welche an dem Lytschakower Mautschranken, also außerhalb der Stadt, den Tod erlitten, wurden anderwärts begraben. Dreizehn weitere Opfer erlagen erst später ihren Wunden. Unter den Opfern befinden sich auch Mitglieder derselben Familie. Sie wurden nicht auf der Straße, sondern in ihren Wohnungen getötet. Auch Frauen befanden sich unter den Ermordeten. [...]

Vielfach wurden die Juden vor diesem Sonntag gewarnt. So kamen vormittags Berta Holzer und Chiel Gruber zu Dr. Hausner und teilten ihm mit, sie hätten erfahren, es werde am selben Tage einen Pogrom geben. Dr. Hausner beruhigte die Leute und maß dem Gerüchte keine Bedeutung bei. Da der jüdische Versöhnungstag herannahte, glaubte er die wiederholt auftauchenden Gerüchte der erklärlichen Unruhe unter den Juden und einer übertriebenen Ängstlichkeit zuschreiben zu dürfen. Er ahnte nicht, wie begründet die Warnungen waren und zu welcher hervorragender Rolle im Verlauf der weiteren Entwicklung er selbst berufen war.

Wir überlassen nun dem Dr. Hausner das Wort. Sein anschaulicher Bericht über seine Erlebnisse in jenen schweren Tagen gewährt den besten Einblick in den weiteren Verlauf der Dinge.

Am Montag, 28. September, erzählt Dr. Hausner, wurden die Vertreter der Jüdischen Gemeinde, Dr. Diamand, Dr. Rabner, Rabbiner Braude und ich zum Gradonaczalnik General Eiche beschieden. Wir wurden vormittags vom Major Jacewicz empfangen. Dieser sagte uns: „Gestern wurde seitens der Juden auf unser Militär geschossen. Wir haben Euch herberufen, damit Ihr uns den Täter stellig macht, denn wir sind nicht so wie die Deutschen, welche in Löwen die ganze Stadt zerstört haben, weil man dort angeblich auf sie geschossen hat. Wir wollen nur den Täter exemplarisch bestrafen.“

Wir antworteten, dass es uns unmöglich sei, jemanden anzugeben, weil unserer Überzeugung nach kein Jude die Tat begangen haben kann. Unsere eindringlichen Vorstellungen fanden aber nur taube Ohren. Nach einer anderthalbstündigen Einvernahme wurden wir mit dem Befehle entlassen, uns nachmittags um 5 Uhr zu einer Audienz beim General Eiche selbst einzufinden.

Inzwischen waren wir zum Stadtpräsidenten Rutowski geladen. Dr. Rutowski fühlte nach dem Pogrom das Bedürfnis, sich mit den Juden zu verständigen. Er lud zu diesem Zwecke folgende jüdische Bürger ein: Dr. Wasserberger (später als Geisel verschleppt), Vizepräsidenten Dr. Schleicher (dsgl.), den gewesenen Abgeordneten Dr. Gold (dsgl.), den vertretenden Präsidenten der israelitischen Kultusgemeinde Dr. Diamand (dsgl.), den Rabbiner Braude und mich. Von christlicher Seite waren geladen: Abgeordneter Breiter (dsgl.), Landesgerichtsrat Schneider, Magistratsrat Kwiatkowski und der Vizepräsident der Stadt Dr. Stahl. Es galt im Einverständnis

mit den Juden zu beraten, wie weiteren Ausschreitungen der Russen gegen die Juden vorzubeugen sei und die Vorgänge des Sonntags aufzuklären.

Wir kamen von Jacewicz und berichteten über unsere Unterredung. Es wurde beschlossen, am Abend nach unserer Audienz bei General Eiche eine zweite Konferenz abzuhalten, um das Weitere zu besprechen. Zur Konferenz wurden alle in Lemberg anwesenden Mitglieder des Gemeinderates, ferner der Abgeordnete Steslowicz und der Magistratsrat Kwiatkowski eingeladen.

Bangenden Herzens fanden wir uns um 5 Uhr nachmittags beim Gradonaczalnik General Eiche ein. Er empfing uns in einem großen Zimmer des neuen Gebäudes der österreichisch-ungarischen Bank. Ein schlanker Mann von ungefähr fünfzig Jahren, struppigem Schnurrbart, knochigem Gesicht, hoher Stirn und graumeliertem nach oben gescheiteltem Kopfhaar, die Gesichtszüge rau und streng. Auf dem Tische vor ihm lag ein Armeerevolver, dessen Lauf gegen uns gerichtet war.

Der General sprach korrektes Deutsch. Er erklärte sofort Dr. Diamand und Dr. Rabner für solange verhaftet, bis der Täter, der Verbrecher, der auf die russischen Soldaten geschossen hat, gestellt ist. Vergebens baten Dr. Diamand und Dr. Rabner um Schonung, vergeblich berief sich der erstere auf die Pflichten, die er als Verweser der Kultusgemeinde zu erfüllen hatte und Dr. Rabner auf seine greise Mutter. „Nein! Ihr seid arretiert und die beiden Rabbiner müssen dafür sorgen, dass der Täter morgen gestellt wird. Es wird hierfür eine Frist von 24 Stunden gegeben!“ Unsere Gegenvorstellungen und Vorschläge waren fruchtlos. Dr. Diamand und Dr. Rabner blieben in Haft, wir Rabbiner aber wurden entlassen.

Um sieben Uhr waren wir wieder im Magistrat. Wir erzählten, dass Dr. Diamand und Dr. Rabner verhaftet wurden und die 300 Juden, die man am vorigen Tag eingesperrt hatte, als Geiseln zurückgehalten werden. Die Stimmung war gedrückt. Ich richtete an die Versammelten eine Ansprache, in der ich sie um Beistand bat. Genau vor 256 Jahren, sagte ich, stand Chmielnicki mit seinen wilden Scharen vor den Toren Lembergs und ließ dem versammelten polnischen Gemeinderate die Forderung zugehen, ihm die Juden der Stadt auszuliefern. Damals antwortete der Gemeinderat: „Die Juden geben wir nicht heraus, sie gehören zu uns.“ Heute hat man die Juden bereits genommen und man fordert noch andere. Es ist an Euch, Nachkommen jener Stadträte, dem gemeinsamen Feinde dieselbe Antwort zu erteilen. Wir Juden dürfen es fordern und haben es verdient, dass man uns nicht in Not und Gefahr verlasse.

Ein Sturm der Begeisterung brach los. Mit zündenden Worten setzten sich alle Redner, der Stadtrat Wlodziimirski, der Obermagistratsrat Kwiatkowski, der Präsident Rutowski u.a. für meine Bitte ein. Es wurde nun darüber beraten, was in der Sache selbst zu unternehmen sei: Mein Vorschlag ging dahin, eine Abordnung des Gemeinderates zu den beiden in Lemberg weilenden Erzbischöfen zu entsenden und dann mit ihnen in gemeinsamer Audienz beim Generalgouverneur eine Erklärung abzugeben, dass die christliche Bevölkerung sich mit den Juden solidarisch erklärt. Der Vorschlag wurde angenommen. Wir Juden sollten nicht mitgehen. Am nächsten Tag hatten wir uns die Antwort beim Präsidenten Rutowski zu holen.

Der Beschluss wurde aber nicht ausgeführt. Dr. Rutowski sprach allein beim Generalgouverneur vor, ohne jedoch einen wesentlichen Erfolg zu erzielen. Auch der Abgeordnete Dr. Breiter unternahm es ganz unabhängig davon, durch Vermittlung russophil-ruthenischer Politiker die Freilassung der verhafteten Juden zu erwirken. Auch er erzielte keinen Erfolg.

Am Dienstag um fünf Uhr begaben wir uns in Begleitung des Bruders des Doktors Diamand, des Arztes Damanski, zum General Eiche. Dr. Damanski blieb im anstoßenden Zimmer zurück. Rabbiner Braude und ich wurden vor den General geführt. Der General herrschte uns barsch an und fragte, warum wir denn noch den Täter nicht beigestellt hätten. Er sagte: „Ich habe für Sie nur fünf Minuten Zeit. In fünf Minuten müssen Sie mir erklären, wer geschossen hat und warum man geschossen hat.“ Es folgte eine dramatische Szene. Ich erbat mir die Erlaubnis, eine Frage stellen zu dürfen. „Sie können fragen“, sagte der General. „Darf ich mit dem Herrn General frei wie ein Bürger zum Bürger sprechen oder muss ich mich wie der Bewohner eines okkupierten Gebietes fassen, welcher vor dem Feinde steht? Im ersten Falle würde ich unumwunden und ehrlich meine Meinung sagen, im zweiten müsste ich schweigen und stumm alle Strafen über mich ergehen lassen!“

Ich erhielt die Erlaubnis, frei zu sprechen. „Auf die Frage, wer geschossen hat und warum geschossen wurde, habe ich Folgendes zu erklären: Erstens glaube ich nicht, und das ist die Ansicht aller Bürger, nicht die der Juden allein, dass überhaupt geschossen wurde. Sollte aber geschossen worden sein, so hat dies sicherlich kein Jude getan. Was hätte es denn auch für einen Zweck, einen, zehn oder gar Tausend Soldaten zu erschießen oder zu verwunden. Der Millionenarmee, deren Durchmarsch man in Lemberg gesehen und beobachtet hat, würde das nur sehr geringen Abbruch tun. Überdies ist der größte Teil der Jugend, welche sich zu einem unüberlegten Schritte eventuell hätte hinreißen lassen können, mit den österreichischen Truppen abgezogen. Derjenige Teil der Bevölkerung, der zurückgeblieben ist, wünscht nichts sehnlicher als in Ruhe gelassen zu werden.“ Der General ließ mich nicht weiter reden. Er sprang auf und schrie: „Was, Sie wagen mich und die Behörden Lügen zu strafen?“ Er eilte auf den eben unangemeldet eingetretenen Dr. Dudykiewicz (Führer der ruthenischen Russophilen) zu und rief: „Hören Sie doch, der Mann hier sagt, dass überhaupt nicht geschossen wurde!“ Mit gönnerhaftem Lächeln wandte sich Dr. Dudykiewicz an mich und sagte: „Na, na, die Juden in Lemberg werden es ja nicht anders gemacht haben, wie die Juden in Brody. Jene haben ja erwiesenermaßen auf die russischen Truppen geschossen!“

Ich erwiderte: „Was die Juden in Brody getan haben, weiß ich nicht. Sicher weiß ich aber, dass die Juden in Lemberg nicht geschossen haben und dafür bürgere ich mit meinem Kopf.“ Dr. Dudykiewicz sagte: „Bürgen Sie für nichts, denn Sie können nichts bestimmt wissen!“

Während dieses Zwiegespräches waren auch die Generäle Knorring und Orloff eingetreten. Baron Knorring sagte: „L'ai vu avec ces yeux, qu'ont a tire!“ („Ich habe mit diesen Augen gesehen, dass man geschossen hat!“) Ich bemerkte hierauf, dass es in diesem Falle doch sehr leicht gewesen wäre, den Täter zu packen, es wäre ja

dann nichts leichter gewesen, als den Täter herunterzuholen, worauf Eiche erwiderte: „Ich bin nicht dazu da, um für die Juden die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Es wurde geschossen und Sie müssen angeben, wer geschossen hat.“ Ich erwiderte: „Nur ein Wahnsinniger könnte es gewesen sein, oder ein Dieb, wenn es kein agent provocateur war!“ Bei diesen Worten schrie General Eiche: „Aha, bundistische Theorien! Ich werde Euch diese Theorien aus dem Herzen ausreißen!“

Als ich dann meine Verwunderung darüber ausdrückte, dass in einer Stadt von 200.000 Einwohnern unter der Bevölkerung kein einziger Tatzeuge ausfindig gemacht werden konnte, und dass sich gerade im Augenblicke des Schusses vor dem Fenster so viele illustre Persönlichkeiten zusammengefunden hatten, da wurde der General ganz wild. Er schrie und tobte, fuchtelte mit dem Revolver herum und drohte, mich einsperren und wegen frecher Verleumdung vor Gericht stellen zu lassen. Ich war auf alles gefasst.

Ich wurde aber ganz unvermittelt verabschiedet. Der greise Rabbiner Braude, den die aufregende Szene krank gemacht hatte, war auf sein Ersuchen schon früher entlassen worden. Dr. Damanski, welcher mich kreidebleich im Nebenzimmer erwartet hatte, begleitete mich nach Hause, wo wir um 7 Uhr nach dem Kol Nidre Gebet eintrafen.

Ich muss hier bemerken, dass tags zuvor in einer besonderen Sitzung aller Vorstände der Bethäuser auf Antrag des Dr. Diamand, den Rabbiner Braude unterstützte, dem ich aber widersprach, beschlossen wurde, dass am Vorabend des Versöhnungstages und am Versöhnungstag selbst kein gemeinsamer Gottesdienst abgehalten wird.

Meine Familie war im Hause versammelt und erwartete mich in größter Besorgnis. Wir begaben uns sehr spät zur Ruhe. Aber die Erregung und die Sorge um die Zukunft ließen mich lange nicht einschlafen. Da wurden wir plötzlich aus dem Schlafe gerissen. Es war ungefähr halb eins, als heftig gegen unsere Türe geschlagen wurde. Ich kleidete mich notdürftig an und öffnete. Es waren Kosaken. Sie befahlen mir, ihnen zu folgen. Wohin und warum, das wurde mir nicht gesagt, man hieß mich nur mitgehen. Ich zog mich vollends an, nahm Abschied von Frau und Kindern, welche schon das Ärgste befürchteten, und folgte in der Nacht vor dem heiligen Versöhnungstage den Schergen des Zaren.

Vor dem Hause stand ein Kraftwagen, den ich besteigen sollte. Als ich mich unter Berufung auf den hohen Feiertag weigerte, drohte man mir mit sofortigem Erschießen. So musste ich mich fügen. Wir fuhren zum Gouverneur. In gleicher Weise wurde auch der Rabbiner Braude auf das Amt gebracht. Starr, gelähmt vor Entsetzen stand der Greis vor dem russischen Machthaber.

Es wurde uns eröffnet, dass die Regierung das Sperren der jüdischen Gotteshäuser am Versöhnungstage als eine Demonstration betrachtet und nicht duldet. Sie wünscht, dass am Versöhnungstage überall in hergebrachter Weise gebetet werde und für die Sicherheit an diesem Tage übernehme der Generalgouverneur selbst die Verantwortung, er verbürge völlige Ruhe. Zur Sicherung der Gotteshäuser vor etwaigen Überfällen wird Militärassistentz beigestellt. Wir beide aber müssen dafür

persönlich Sorge tragen, dass die gesamte jüdische Bevölkerung hiervon verständigt und der Gottesdienst ordnungsgemäß in allen Gotteshäusern abgehalten werde. So wurde denn auch wirklich der Gottesdienst am denkwürdigen 30. September 1914 in den Gotteshäusern Lembergs auf Befehl und unter Schutz der russischen Regierung abgehalten.

Am Versöhnungstage selbst wurden auf Bitten eines angesehenen, russischen Stadtrates aus Petersburg Dr. Diamand und Dr. Rabner aus der Haft entlassen. Es gelang ferner dem Abgeordneten Steslowicz und mir beim General Orloff die Freilassung der am Sonntag verhafteten 300 Juden zu erwirken.

So ging die Sache vorläufig aus. Ihr Abschluss durch die amtliche Kundmachung ist bekannt. Was die günstige Wendung herbeigeführt hat, das gehört zu den intimen Geheimnissen der russischen Behörden, deren Vertreter einander in der Angelegenheit sicher entgegengearbeitet haben. Dr. Rutowski äußerte sich mir gegenüber, er wisse, dass der Generalgouverneur Bobrinski davon überzeugt ist, dass die Juden nicht geschossen haben, die Bande aber, die ihn umgibt, hält daran fest, dass man es mit einer jüdischen Revolte zu tun habe.

Späterhin habe ich ein sehr interessantes Dokument in die Hand bekommen. Es befindet sich jetzt, so viel mir bekannt, im jüdischen Kriegsarchiv in New York. Es war ein amtliches Schreiben des Generalgouverneurs Bobrinski an den General Eiche. Es lautete etwa wie folgt: „Am Sonntag besuchte ich unsere Heldengräber auf dem Friedhofe. Ich hörte plötzlich Flintenschüsse. Als ich mich demzufolge in die Stadt begab, wo ich Augenzeuge der abscheulichen Schießerei war, deren Ursache mir bis heute nicht aufgeklärt worden ist. Solche Szenen dürfen sich nicht mehr wiederholen. Ich fordere Sie auf, mir einen genauen Bericht über diese ganze Sache zukommen zu lassen.“

Soweit der Bericht des Dr. Hausner. [...]

Die russische Methode

In den Tagen nach dem blutigen Sonntag herrschte Ruhe. Es wurde nichts Besonderes gegen die Juden unternommen. Die Behörden hatten anscheinend an alles vergessen. Nur die Phrase von der „Feindschaft“ der Juden wurde fleißig verwendet. Der um die Sache der Juden im okkupierten Gebiete hochverdiente, bereits verstorbene David Feinberg aus Petersburg erwirkte gelegentlich seines Aufenthalts in Lemberg dem Rabbiner Dr. Hausner eine Audienz beim Generalgouverneur Grafen Bobrinski. Am 24. Jänner 1915 wurden die beiden Herren empfangen. Wir geben hier das bei dieser Gelegenheit geführte Gespräch, nach Angaben des Dr. Hausner, wieder. Es kann allenfalls als Beweis für die ehrlichen Absichten des Generalgouverneurs dienen, welche freilich, sofern Polizei und Gendarmerie etwas dreinzurenden hatten, eben fromme Absichten geblieben sind.

„Wie ist die Stimmung unter den Juden?“, fragte der Generalgouverneur.

„Sehr gedrückt, Exzellenz, weil sie sehr viel leiden.“

„Wohl nicht nur deshalb, weil sie leiden, sondern auch, weil die Russen hergekommen sind. Die Russen lieben die Juden nicht und fürchten ihre Feindschaft.“

„Wir denken nicht an das, was später kommen wird, denn wir leiden physisch unter dem Drucke des Krieges und wir hungern“, sagte Dr. Hausner.

„Ich weiß, dass die Lage traurig ist, aber die Regierung kann nicht mehr tun. Sie gibt monatlich 70.000 Rubel für die Armen aus, davon entfällt ja auch etwas auf die Juden, wenn auch nicht viel.“

„Ja, in Lemberg, Exzellenz, aber in der Provinz?“

„Dort bekommen sie wirklich nicht den Teil, der ihnen gebührt.“

„Doch nicht die Not allein ist es, die uns so drückt, sondern viel mehr die unverdiente Zurücksetzung. Wir sind nicht schlechter als die anderen und doch werden wir schlechter behandelt. So verlangt die Regierung noch immer von uns die Haftung durch Geiseln!“

„Ja, die Juden wünschen, dass die Österreicher zurück kommen. Ich verstehe das und würdige es. Wenn ich Jude wäre, ich würde auch nicht anders denken. Aber in vielen Orten in der Bukowina, in Stryj und in den Karpaten, da empfangen die Juden die Österreicher nicht nur mit Jubel, sondern sie haben auch die Ortsbewohner verraten, welche russenfreundlich sind. Diese Klagen sind allgemein und rufen besonders beim Militär Erbitterung hervor. Ich für meinen Teil habe nichts gegen die Juden, ich bin kein Judenfresser.“

„Exzellenz sprechen, wie es einem Mann von hoher Kultur und edlem Herzen ziemt. Gewiss, wir sind österreichisch, weil wir Österreich die ganze Fülle unserer konstitutionellen Rechte verdanken und wir hoffen auch, wie immer sich auch das Kriegsgeschick gestalten möge, im Besitze dieser Rechte zu bleiben. Wir verdienen es auch. Wenn sich hie und da Ausschreitungen ereignen, so können doch nicht alle dafür verantwortlich gemacht werden. Es ist sehr vieles auf die seitens des Militärs erlittene Unbill zurückzuführen.“

„Ja, aber das macht böses Blut“, sagte der Gouverneur und wies auf Aktenstöße hin, „hier sind viele solcher Klagen. Ich mache Sie ja hier in Lemberg nicht dafür verantwortlich, hier herrscht ja Ordnung und Ruhe.“

„Und doch müssen wir Geiseln stellen.“

„Ich werde sehen, ob das nicht abgeschafft werden kann.“ (Das System der Geiseln wurde aber nicht abgeschafft. Die Geiseln wurden, sofern sie sich nicht rechtzeitig verborgen hatten, nach Russland fortgeschleppt.)

„Besten Dank, Exzellenz, das wird unter den Juden den guten Eindruck nicht verfehlen. Unsere Treue zu Österreich darf uns nicht übelgenommen werden. Als Alexander der Große Palästina, das unter persischer Herrschaft stand, bekämpfte, da waren die Juden seine erbittertsten Gegner. Als er dann in Jerusalem einzog, kamen sie ihm entgegen. ‚Wie‘, sagte Alexander, ‚kommt Ihr hier? Ihr haltet ja treu zu Persien?‘ ‚Gewiss‘, antworteten die Hohepriester: ‚Wir wären deines Vertrauens nicht würdig, wenn wir nicht Treue zu halten wüssten.“

„Sehr wahr, sehr schön, das ist auch prächtig!“

„Exzellenz, wir sind friedliebend, unser augenblicklicher Wunsch ist, in Ruhe zu leben und nicht behelligt zu werden. Unbeschadet unserer Treue zu Österreich, werden wir für alles Gute dankbar sein und die Herzen gewinnt man nur durch Güte und Gerechtigkeit. Erst heute habe ich ein Schreiben aus Horodenka erhalten, worin über schreckliche Grausamkeiten geklagt wird. Auch das rituelle Schlachten hat man dort verboten.“

„Da soll Wandel geschaffen werden. Ich will Ihnen entgegenkommen. Gründen Sie Komitees für die arme Bevölkerung, vorerst in drei, vier Städten. Hier ist es ja nicht so notwendig. Aber, dass keine Politik getrieben wird! Reichen Sie ein Gesuch ein, nennen Sie die Namen der Mitglieder, ich will Ihnen alles sofort genehmigen. Im Übrigen können Sie immer zu mir kommen, wenn Sie etwas wünschen. Ich weiß, Sie wirken beruhigend auf die Bevölkerung.“

Hiermit entließ der Generalgouverneur die beiden Herren. So wurde die segensreiche Tätigkeit des Rettungskomitees, welches seine Wirksamkeit über die ganze Provinz erstreckte, ermöglicht. Im Übrigen blieben die unzweifelhaft guten Absichten des Generalgouverneurs, trotzdem er hierin auch von anderen maßgebenden Persönlichkeiten unterstützt wurde, gegenüber der judenfeindlichen Strömung unter den entscheidenden militärischen und polizeilichen Faktoren wirkungslos. Unfug auf Unfug wurde verübt.

Raub und Diebstahl blieben auf der Tagesordnung. Die Großen nahmen aus den jüdischen Wohnungen ungeniert alles fort, was ihnen passte, ja sie rühmten sich dessen. Die Kleinen, insbesondere die Kosaken, raubten und mordeten vornehmlich im Judenviertel und in den Vorstädten.

Eines Tages, es war im Winter, ging der Kaufmann Pinkas Patrontasch von Zniesienie, einem Vorort Lembergs, in die Stadt. Er wurde auf offener Straße am helllichten Tage von Soldaten überfallen und zu Boden geworfen. Dann wurden ihm die Schuhe ausgezogen und seine Barschaft, 600 Kronen, abgenommen. Schließlich wurde er so erbarmungslos geschlagen, dass er die Besinnung verlor. Die Räuber hielten ihn für tot und warfen ihn über den Zaun in den Garten des Hauses, in welchem der Pristaw (Polizeikommissär) und die Sicherheitswache einquartiert waren. Niemand wurde zugelassen. Erst den Bemühungen des Direktors der Baczewski'schen Likörfabrik Josef Eskreis gelang es, den Schwerverwundeten herauszubekommen. Er stand dann sechs Wochen bei Dr. Fruchtman in Behandlung. Dieser Arzt wagte es auch, dem unschuldigen Opfer ein Zeugnis über die erlittenen körperlichen Verletzungen auszustellen. Er musste für diese Kühnheit büßen. Er wurde mit einer Strafe von 500 Rubeln belegt und konnte sich noch glücklich schätzen, dass er sonst mit heiler Haut davonkam.

Ein von Juden bewohntes Haus im selben Orte erregte das Missfallen der Soldaten, wodurch, ist nicht bekannt. Mehrere Tage hindurch wurde es regelrecht beschossen, so oft sich jemand im Fenster zeigte. Die Leute verkrochen sich erst im Keller und entflohen schließlich zur Nachtzeit. Das Haus ist seither unbewohnt geblieben.

Solch krasser Ausschreitungen gab es in Zniesienie viele. Ebenso in anderen Vororten, wo Juden wohnten und Soldaten sich aufhielten. Anfangs wurden Anzei-

gen erstattet, später aber wurde das unterlassen. Es hatte ja keinen Zweck und konnte, wie der Fall Dr. Fruchtmanns beweist, höchstens unangenehme Folgen für den Anzeiger nach sich ziehen. Die Soldaten kühlten eben bei Gelegenheit ihr Mütchen am „Feinde“ und man durfte sie dabei nicht stören. [...]

Die Ochrana und ihre Gesellen

Nach der Befreiung hat man den Juden auch den Vorwurf besonderer Vorliebe für das Denunziantentum nicht erspart. Zweifellos fanden sich, wie unter den Nichtjuden, auch unter ihnen verworfene Individuen, welche während der Invasion das traurige Gewerbe der Angeberei betrieben und zwischen dem erpresserischen Beamten und ihren Opfern vermittelt haben. Es gibt nicht genug harte Worte, um das zu verdammen. Aber darauf einen allgemeinen Vorwurf zu gründen, ist verlogen und böartig.

Im Gegenteil, der objektive Beobachter wird eine besondere Widerstandsfähigkeit der Juden gegenüber den Verlockungen der Ochrana feststellen müssen.

Die russische „Ochrana“ hat in Lemberg nach ihrem Einzüge, der etwa einen Monat nach der Einnahme erfolgte, eine großzügige Tätigkeit entwickelt. Sie bot alles auf, um in allen Schichten der Bevölkerung ihre Aufpasser zu bekommen und warf demgemäß ihre Köder aus. Sie arbeitete gewöhnlich mit dem Rubel, der bei der plötzlich hereingebrochenen Not vorzügliche Dienste leistete. Sie wandte aber auch kompliziertere Methoden an. Leute, die aus irgendeinem Anlasse in die Hände der Sicherheitsorgane gerieten, wissen davon manches zu erzählen. Unter den widersinnigsten Vorwänden in Haft genommen, wurden sie von den Untersuchungsbeamten in grausamster Weise zwischen Bangen und Hoffen gehalten. Man suchte ihre Nerven völlig zu erschöpfen. Nach oft wochenlangem Warten wurde man endlich einem Polizeibeamten oder Gendarmerieoffizier vorgeführt. Dieser setzte die strengste russische Amtsmiene auf, drohte unter Beleidigungen gröblichster Art mit Gefängnis, Sibirien oder Tod, ohne irgendeinen Grund anzugeben. Dann verstrichen wieder einige Tage, worauf man wieder zum Verhör geführt wurde. Jetzt zeigte sich der Vertreter der Staatsgewalt gnädig gestimmt. Er beteuerte, dass ihm selbst die Sache höchst peinlich sei, dass aber Protokolle vorliegen, welche die Angelegenheit äußerst bedenklich gestalten. Aber alles ließe sich ordnen, wenn der Beschuldigte der Behörde gewisse, übrigens gut bezahlte Dienste leisten wollte. blieb der Gefangene standhaft, so beließ man ihn weiter in Haft bis er eines Tages ohne Angabe von Gründen freigelassen wurde.

Manchmal ging man raffinierter zu Werke, wie in den beiden folgenden Fällen. Es handelte sich um Juden. Ein junger Mann, dem es gelungen war, einen österreichischen Offizier zu befreien, rühmte sich dieser Tat einem fremden Mädchen gegenüber. Das Mädchen hatte ihn zu einem Stelldichein gelockt. Kaum hatte er gesprochen, als auch schon ein Gendarmerierittmeister auftauchte und ihn verhaftete. Er wurde zum Gradonaczalnik gebracht. Dort verlangte man mit vorgehaltenem Revolver, er möge den Aufenthaltsort des Offiziers verraten. Da der Mann standhaft

blieb, bot man ihm Geld und eine glänzend bezahlte Stelle als Polizeiaгент an. Da auch dies nichts fruchtete, warf man ihn wieder ins Gefängnis, das er, nach Erduldung von Misshandlungen, nach sieben Wochen als schwer kranker Mann verließ.

Zu Dr. G., einem bekannten jüdischen Publizisten, kam eines Tages ein Mann und bot ihm einen Waggon Mehl zum Kaufe an. An sich war die Sache nicht so auffallend, da sich damals Leute jeden Standes, mangels passender Beschäftigung, mit Handel beschäftigten. Der Preis war aber so außerordentlich niedrig, dass Dr. G. Verdacht schöpfte. Er lehnte den Vorschlag mit der Begründung ab, dass er kein Geld habe. Darauf sagte der Fremde, Geld sei überhaupt nicht notwendig. Dr. G. könne aufs bloße Wort nicht nur einen Waggon, sondern zwei, drei und mehr bekommen und den Preis nachträglich bezahlen. Dr. G. erklärte kurz und bündig, er lasse sich in keine Geschäfte ein. Der Mann kam aber immer wieder. Die Sache wurde immer bedrohlicher, denn während der Besuchsintervalle wurden bei Dr. G. strenge Hausdurchsuchungen vorgenommen, insbesondere seine Bibliothek und Korrespondenz wurden genau durchgesehen. Schließlich sollte die Ursache klar werden. Eines Tages erhielt Dr. G., welcher Zionist ist, einen Brief aus Rumänien, in welchem seine dortigen Gesinnungsgenossen um Nachrichten baten, da sie seinetwegen sehr besorgt seien. Der Brief an sich war eine harmlose und erfreuliche Sache. Aber er wies Bleistiftvermerke in russischer Sprache auf, welche bewiesen, dass er nicht nur von der Zensur gelesen, sondern auch in anderen Ämtern behandelt worden war. In den Vermerken wurde über die Parteiangehörigkeit des Schreibers Auskunft gegeben, die Aufmerksamkeit auf die weitreichenden, wertvollen Beziehungen Dr. G.'s gelenkt und angedeutet, dass Dr. G. wertvolle Dienste leisten könnte. Durch den angebotenen Kauf hätte Dr. G. in eine Falle gelockt werden sollen.

Beide Fälle sind nicht vereinzelt, sondern Beispiele einer ständigen Übung. Hätten die Russen bei den Juden einen irgendwie vorbereiteten Boden vorgefunden, die Wirkung dieser kombinierten Methoden wäre verheerend gewesen. Denn ein übergroßer Teil der jüdischen Intelligenzler litt entsetzliche Not und die Angst vor dem Kerker oder einer strafweisen Verschickung musste die Widerstandskraft lähmen. Und doch wurde nichts erreicht! Es ist kein einziger Fall bekannt, dass sich ein Mitglied der Lemberger jüdischen Gesellschaft in den Dienst der russischen Polizei oder des feindlichen Nachrichtendienstes gestellt hätte. Ein Umstand, der bezüglich der nichtjüdischen Intelligenz leider nicht zutrifft.

Nach mehr oder weniger zuverlässigen Feststellungen sollen während der Invasion ungefähr 420 Personen Beziehungen zur russischen Geheimpolizei gepflogen haben, darunter 30 Juden. Das ergibt etwas über 7 Prozent der Gesamtzahl. Der Prozentsatz der Juden beträgt aber in Lemberg 30 Prozent. Diese Zahlen bieten aber allein kein richtiges Bild. Dieses erhält man erst, wenn man noch folgendes beachtet: Wie Eingangs hervorgehoben, gibt es wohl keine Gemeinschaft, die rein wäre von verworfenen Individuen, verkommenen Existenzen, Dirnen, Zuhältern etc. Es ist selbstverständlich, dass sich diese Elemente der feindlichen Polizei angeboten haben. Zieht man nun von der kleinen Zahl dreißig den auf diese Elemente notwendig entfallenden Anteil ab, so bleibt wirklich nichts übrig, was man auf

Rechnung der jüdischen Bevölkerung setzen könnte. Was die russischen Behörden von allem Anfang festgestellt haben und immer von neuem feststellten, ist richtig: Die jüdische Bevölkerung hat sich jeder Annäherung an die feindlichen Machthaber hartnäckig verschlossen. Nicht einmal die so erklärlichen Entgleisungen sind vorgekommen, welche die bittere Not der Zeit und die vielfachen Versuchungen leicht hätten herbeiführen können. Diese notorische Tatsache bildet die beste Widerlegung des hie und da auftauchenden Vorwurfs des Denunziantentums und ist ein glänzendes Zeugnis für die unerschütterlich treue Haltung der Juden Lembergs.

Die Befreiung und Versorgung der Gefangenen

Es leben in Lemberg, statt im Ural
Gefangene Deutsche in großer Zahl.
Sie haben gekämpft für Freiheit und Recht
Stets mutig in diesem und jenem Gefecht.
 Als man sie dann hat gefangen genommen,
 Haben die Juden schnell die Nachricht vernommen.
 Kaum brachten die Russen herbei den Transport,
 So waren die Deutschen aus den Reihen schon fort.
Und haben die Juden dabei Hiebe bekommen,
So haben sie dafür mehr Deutsche genommen.
Auf jeden Hieb hat man zehn Deutsche gezählt,
Das wird ewig weitererzählen die Welt.
 Wenn auch viele mussten hinter Riegel und Schloss,
 Während mancher unschuldig das Blut vergoss,
 So wurden doch unzählige Soldaten verkleidet,
 Dass man den Mut der Juden aufrichtig beneidet.
Seht, das ist die wahre Soldatenpflicht,
Die fürchtet sich selbst vor dem Tode nicht.

Dieses ungefüge Lied eines reichsdeutschen Gefangenen in Lemberg drückt schlicht und wahr aus, was die Juden Lembergs für die Befreiung und Versorgung der gefangenen Soldaten geleistet haben. Die Sache kam ohne jede Verabredung, dann aber bildete sie sich zu einem mit leidenschaftlicher Hingabe betriebenen Dienste aus.

Als die ersten langen Züge der abgehetzten Blaugrauen in den Straßen Lembergs auftauchten, legte es sich eisig und lähmend auf die Herzen der bestürzten Juden. Dieses sichtbare Zeichen der Bedrängnis des Vaterlandes wirkte stärker als alles, was man bisher gesehen und erfahren hatte. Hier sah man die Vertreter der Wehrmacht, die Kämpfer und Verteidiger, auf denen alle Hoffnung ruht, der Kraft beraubt, waffenlos und mattgesetzt. Und in welchem Zustande! Wenn schon der Anblick Gefangener an sich bedrückend ist, wie musste der Anblick dieser wirken! Man schämte sich förmlich, frei umher zu gehen, während die Märtyrer des Staatsgedankens herdenweise ins Elend getrieben werden. Man wagte nicht aufzuschau-

en, man fürchtete einem vorwurfsvollen Blicke zu begegnen. Doch wo man helfen kann, da stellt der Mut sich bald ein. Die Leute waren ja hilfsbedürftig, hungrig, durstig. Ihr Weg führte durch die Judengassen. Die Juden strömten auch sofort in Massen herbei und es entwickelte sich rasch ein reger Verkehr. Diejenigen Gefangenen, welche über Kleingeld verfügten, kauften mit Hilfe geschäftiger Zwischenträger allerhand ein, Esswaren, Zigaretten etc. Den vielen anderen aber wurde alles Mögliche dargeboten. Männer stellten sich in Reihen auf und verteilten Zigaretten, Weiber schleppten Kannen mit Tee und Milch herbei und schenkten hastig ein. Andere brachten Körbe mit Brot und Kuchen. Wer waren die raschen Spender? Arme Händlerinnen, Marktweiber, deren Korb ihr ganzes Betriebskapital darstellte. So ein armes, altes Weibchen gibt alles her: „Gott wird mir schon helfen! Mein Sohn ist im Krieg, vielleicht in gleicher Not! Dafür wird auch ihm geholfen werden!“ Eine andere denkt: „Hier sind arme Menschen, o Gott, wie arm sind sie“, und wischt die Tränen mit der Schürze ab und gibt ihr Letztes gerne her. Sie umfängt mit zärtlichem Blick die Beschenkten, bedankt sich für die Dankesworte und murmelt einen Segensspruch.

Dann und wann erschallten aus den blaugrauen Reihen neben Dankesworten auch Trostrufe: „Ihr Leute, fürchtet nicht! Alles steht gut, sehr gut, wir haben sie fest geschlagen! Bald werden die Unsrigen hier sein!“ Da hob sich der durch die Freude am Geben gestärkte Mut noch höher. Man bejammerte die Gefangenen nicht mehr, man drängte sich freudig und neugierig an sie heran. Hastig, aufgeregt wurde gefragt und erzählt, nicht selten steckten die Gefangenen den Juden deutsche Zeitungen zu. Alles in der kurzen Zeit, wenn der Wachsoldat oder Kosak gerade anderswo beschäftigt war.

Wiewohl die Behörden sehr bald das Verabreichen von Nahrungsmitteln oder Erfrischungen an die Gefangenen und den Verkehr mit ihnen strengstens untersagten, wiewohl die Wachmannschaft mit Knuten auf die Menge einhieb und die Kosaken mit Säbel und Piken losschlugen, tat dies dem Treiben in den Judengassen keinen Abbruch. Nach wie vor drängte sich die jüdische Menge um die Gefangenen. Aber die Menge setzte sich nicht mehr aus lauter harmlosen, mitleidigen oder neugierigen Seelen zusammen. Bald waren viele darunter, die direkt dahin arbeiteten, den Gefangenen zur Flucht zu verhelfen. Mit der geduldigen Leidenschaft des Jägers folgten sie dem Zuge auf Schritt und Tritt, liefen voraus, blieben zurück, bis Anknüpfungsversuche glückten. Mit abgewandtem Gesichte raunten sie dem vorher durch Blicke verständigten Manne Ratschläge zu, schoben sich oder andere vor, um den Entwichenen zu decken, bekamen wohl manchen Hieb, führten aber schließlich das Werk durch.

Dann galt es, die Flüchtlinge bei gutgesinnten Leuten zu bergen. Oft hockten sie stundenlang in irgendeinem Versteck, auf dem Dachboden oder im Keller, bis sie in eine Wohnung gebracht und mit Zivilkleidern versorgt wurden. Womöglich noch am selben Tage wurden sie in ein anderes Quartier gebracht, um jede Spur der Flucht zu tilgen. Manche Gefangene sind auch auf andere Weise losgekommen. Mit Hilfe klingender Münze entwischten sie schon vor dem Betreten der Stadt, blieben

auf der Landstraße zurück und schlichen sich später nach Lemberg ein. Viele entkamen aus den Spitälern, in welche sie als Verwundete oder Kranke gebracht wurden, bevor sie als geheilt abtransportiert werden konnten.

Für alle, die nur des Deutschen mächtig waren, entstand die Frage: an wen kann man sich vertrauensvoll wenden? Die in Lemberg wohnenden Deutschen haben wohl eine rege Tätigkeit für die Befreiung der Gefangenen entwickelt, aber ihre Zahl ist verschwindend. So fanden denn die meisten deutschsprechenden Gefangenen auf ihrer Suche nah Hilfe den Weg ins Judenviertel. Dort waren sie geborgen.

Mit dem Entkommen war noch nicht alles erreicht. Es handelte sich weiter um möglichst unauffälliges Aufgehen in der Bevölkerung und um die Erhaltung, nachdem meist geringe oder gar keine Barmittel vorhanden waren. Zunächst die Wohnungsfrage. Sie wurde dadurch erleichtert, dass viele Wohnungen von ihren Bewohnern verlassen waren. Sie wurden vielfach zur Unterbringung der fremden Gäste verwendet. Auch leere Geschäftslokale und Magazine wurden hierzu verwendet. Ja, auch das während der Invasion geschlossene jüdische Volkstheater diente eine Zeitlang diesem Zweck, bis die Gefahr der Entdeckung die dort untergebrachten Gefangenen aus diesem romantischen Zufluchtsorte vertrieb. Zumeist jedoch wurden die flüchtigen Gefangenen von jüdischen Familien aufgenommen. Sie mussten als Tischler-, Schneidergesellen, Ofensetzer oder Schankburschen ausgegeben werden. Ein paar gelangten unter Taubstumme und führten mit denselben ein fröhliches Leben. Sie erlernten ihre Zeichensprache so gut, dass sie bei der gelegentlichen Hausdurchsuchung ihre Rolle als Taubstumme vortrefflich spielten. Je ärmer die Umgebung war, desto sicherer fühlten sich im Allgemeinen die Flüchtigen in derselben.

Für den Unterhalt der Gefangenen sorgten die meist armen Gastgeber, indem sie das Wenige mit ihnen teilten oder für sie sammelten. Auch in den jüdischen Volksküchen und Gasthäusern wurden viele bespeist. Mancher fand auch mit der Zeit eine einträgliche Beschäftigung. Ein Teil der Gefangenen wurde, um ihn vor Behelligungen zu schützen, zum Schein in irgendeinen Handwerksbetrieb aufgenommen, andere arbeiteten aber wirklich.

Für all dies, für Bekleidung, Unterbringung, Ernährung und Vermittlung einer Beschäftigung musste gesorgt werden. Es ist hier hervorzuheben, dass die meisten derjenigen, die sich damit befassen, selbst arme Teufel waren, die nur über guten Willen und freie Zeit verfügten. Sie waren unermüdlich im Bemühen, Mittel zu verschaffen. Man kannte sie schon in den Judengassen und kam ihnen gern entgegen. [...]

Unzählig sind die Beispiele stiller, unermüdlicher Aufopferung für die hilfebedürftigen fremden Gäste, die der Krieg den Lemberger Juden ins Haus gebracht hatte. Merkwürdig berührt es, wie rasch sich da ein direkt familiäres Zusammenleben entwickelte, zwischen Leuten, die einander doch so unendlich fern gestanden hatten. Der Kenner der jüdischen Volksseele freilich weiß, dass es so kommen musste. In der, trotz des gegenteiligen Anscheins zur schwärmerischen Hingabe so neigenden Art des Ostjuden liegt es, dass er der geschworene, der leidenschaftlich

begeisterte Freund desjenigen wird, den er betreuen kann. Es liegt darin ein Stück der vielleicht übertriebenen, durch Jahrhunderte des Leidens gezüchteten elterlichen Zärtlichkeit des Juden. Solche, ans Ekstatische grenzende Liebe musste Gegenliebe erwecken. Und wo diese sich einstellt, da schwinden die Vorurteile, da fallen alle Scheidewände, welche fremder Brauch und fremde Sitte errichtet haben. Dass sich so Wunderbares inmitten größter Bedrängnis, drückendster Sorgen und ungeheurer Gefahren, ja, ihnen zum Trotz, ereignen konnte, das gereicht den Juden Lembergs zum ewigen Ruhme, das macht sie zu wahren Helden, denen das Eingangs angeführte Liedchen mit Recht den Preis echten Soldatenmutes zuspricht.



EFRAIM FRISCH

Efraim Frisch (auch: Ephraim Frisch. Pseudonyme: Alain; Fabian; Florian; Erhard Frischauer; E. H. Gast; E. Lach; Victor Spectator; geb. am 1. März 1873 in Stryj, Galizien; gest. am 26. November 1942 in Ascona, Schweiz) war ein österreichischer Schriftsteller, Theaterkritiker und Übersetzer.

Er entstammte einer orthodoxen jüdischen Familie. Gegen den Widerstand seines strenggläubigen Vaters, Manasse Frisch, besuchte er das k. u. k. Rudolf-Gymnasium in Brody. Nachdem Frisch 1894 die Reifeprüfung abgelegt hatte, schickte ihn sein Vater auf das Rabbinerseminar nach Wien. Nach kurzer Zeit brach er jedoch die Ausbildung zum Rabbiner ab und nahm das Studium der Rechtswissenschaft an der Universität Wien auf, wechselte dann zu den Fächern Philosophie, Kunst- und Literaturgeschichte, die er von 1895 bis 1900 an der Universität Berlin studierte. Trotz der Aussicht auf eine akademische Karriere entschied sich Frisch für die Kunst- und Literartätigkeit. Die Bekanntschaft mit Christian Morgenstern, Heinrich Mann und Martin Buber hat wesentlich zu diesem Entschluss beigetragen.

Ab 1900 lebte Frisch als freier Schriftsteller in Berlin. Daneben arbeitete er als Lektor für die Verlage Cassirer, S. Fischer und Felix Bloch Erben. Er war befreundet mit Martin Buber und Christian Morgenstern, an dessen Zeitschrift *Das Theater* in Berlin er maßgeblich mitwirkte. Von 1904 bis 1909 war er Dramaturg an Max Reinhardts Deutschem Theater. 1912 zog er dann nach München um, wo er als

Lektor für den Georg-Müller-Verlag tätig war. 1914 war er Mitbegründer der Kulturzeitschrift *Der neue Merkur* in München, die er bis 1916 und von 1919 bis 1925 als Herausgeber betreute. Die Monatsschrift, die als das „Gewissen der Weimarer Republik“ bezeichnet worden ist, sollte, wie Frisch forderte, die geistigen Werte aus allen Lagern ungeachtet der Parteizugehörigkeit zusammenfassen. Er konnte unter anderem Gottfried Benn, Bertolt Brecht, Jakob Wassermann und Arnold Zweig als Mitarbeiter gewinnen. In den 1920er Jahren schrieb Frisch auch Theaterkritiken für den *Berliner Börsen-Courier*. Nach der Einstellung der Zeitschrift *Der neue Merkur* 1925 arbeitete Frisch als freier Schriftsteller und Journalist. Seine Beiträge veröffentlichte er hauptsächlich in der *Frankfurter Zeitung*, bei der er für die Feuilletonbeilage tätig war und Texte von Jean Giraudoux und Jean Cocteau übersetzte. Außerdem übersetzte er aus dem Englischen, Polnischen und Jiddischen.

Von 1929 bis 1933 lebte er wieder in Berlin, wo er von 1930 bis 1931 als Leiter des literarischen Teils der *Europäischen Revue* tätig war und in der er die Texte von André Gide, Ernest Hemingway, André Malraux und Aldous Huxley veröffentlichte. Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten emigrierte Frisch 1933 in die Schweiz. Er lebte in Ascona, erhielt allerdings keine Arbeitserlaubnis und war gezwungen, seine Arbeiten unter diversen Pseudonymen in Schweizer Zeitungen und Zeitschriften wie *Die Sammlung und Maß und Wert* zu veröffentlichen. Seine wirtschaftliche Lage verschlechterte sich sehr, so dass er ohne finanzielle Unterstützung von Freunden und Stipendien der „American Guild for German Cultural Freedom“ nicht auskommen konnte. Hinzu kamen auch gesundheitliche Probleme: Frisch litt ab 1939 unter einer Muskeldystrophie, die dazu führte, dass er ab 1941 auf einen Rollstuhl angewiesen war und schließlich am 26. November 1942 in Ascona verstarb. Frisch war nicht nur ein wichtiger Vermittler der Literatur, des Theaters und der Kunst, sondern verfasste auch selbst zahlreiche erzählerische Werke.

Sein literarisches Werk umfasst Romane, Erzählungen und Essays. Es seien vor allem zu erwähnen: *Das Verlöbnis. Geschichte eines Knaben* (Berlin 1902), *Von der Kunst des Theaters. Ein Gespräch* (München 1910), sein bedeutendstes Werk, der Roman *Zenobi* (Berlin 1927), *Gedalje* (Zürich 1943) und *Zum Verständnis des Geistigen. Essays* (Heidelberg 1963). Eines der ersten literarischen Werke war die Novelle *Das Verlöbnis. Geschichte eines Knaben*, die als typisches Beispiel der Ghettoliteratur betrachtet werden kann und in der sich der Autor mit seiner Kindheit und persönlichen Erfahrungen in einem ostgalizischen Shtetl auseinandersetzt.

Von der Öffentlichkeit wurde der Roman *Zenobi*, den Frisch 1927 bei Bruno Cassirer veröffentlichen ließ, am stärksten beachtet. Nach 1945 wurde der Roman mehrfach wieder aufgelegt, erstmals in der von Karl Otten herausgegebenen Anthologie *Das leere Haus. Prosa jüdischer Dichter* (Neuwied 1960). Die meisten anderen Werke Frischs blieben bis heute unbeachtet: *Der Tod des Studenten Moisesewitsch* erschien 1911 nur als Privatdruck, die Erzählungen *Der Weg durch den Traum* und *Der Tod in der Stadt* wurden nur in Zeitschriften veröffentlicht. Ein Zeitroman mit dem Titel *Gog und Magog*, der aus der Perspektive eines aus Ostga-

lizen stammenden jüdischen Offiziers erzählt ist, blieb Fragment und wurde nach Frischs Tod 1942 nur ausschnittsweise gedruckt. *Die Legende von Kutý* erschien lediglich im Rahmen einer weiteren Anthologie Karl Ottens *Schofar. Lieder und Legenden jüdischer Dichter* (Berlin 1962).

Sowohl in seinen fragmentarischen Jüdischen Aufzeichnungen als auch im Roman *Zenobi*, hat sich Frisch mit der weltgeschichtlichen Rolle des Judentums im 20. Jahrhundert auseinandergesetzt. Nach Frisch ist der Jude „der letzte Mythos, den Europa noch besitzt“, ein Mythos jedoch, in dem das Judentum nur in einer abstrakten, von historischen Erfahrungen unbeeinflussten Gestalt wiederzufinden sei.¹

Werke (Auswahl): *Das Verlöbnis. Geschichte eines Knaben* (1902); *Von der Kunst des Theaters. Ein Gespräch* (1910); *Zenobi. Roman* (1927); *Gedälje* (1943); *Zum Verständnis des Geistigen. Essays* (1963).

¹ Hoffmann, Daniel: Frisch, Efraim, in: Metzler Lexikon der deutsch-jüdischen Literatur. Jüdische Autorinnen und Autoren deutscher Sprache von der Aufklärung bis zur Gegenwart. Stuttgart und Weimar, 2012. S. 153.

Zenobi¹

I

Ein jeder kannte Zenobi oder glaubte zu wissen, wer er sei. Der über mittelgroße Mann von schwer bestimmbar Alter, das jugendlich angegraute Haar nach der letzten Mode geschnitten, das lange, faltige Gesicht aufs sorgfältigste rasiert, die biegsame elegante Figur ein klein wenig im Äußeren vernachlässigt, wie es sich nur die ganz Vornehmen erlauben dürfen, war eine bekannte Erscheinung. Wenn jemand auf ihn aufmerksam geworden – und er erregte stets solche Aufmerksamkeit – bei Gelegenheiten, da Neugierige sich ansammeln, oder in Räumen, wo viele Menschen ab und zu gehen, einen Dienenden oder Bekannten nach ihm gefragt hätte, so würde er sicherlich einen Namen gehört haben, von jenen bevorzugten Hundert, die man in einer Großstadt berühmt heißt, angefangen von einem gerade beliebten Filmschauspieler bis zu einem populären Mitglied der Aristokratie. Und wäre der Fragende einmal umgekehrt der Gefragte gewesen, so hätte er bestimmt oder ungefähr irgendeinen dieser hundert Namen genannt, ohne Verlegenheit und mit mehr als halber Gewissheit überzeugt, eine richtige Auskunft gegeben zu haben; vielleicht auch, weil er es schmeichelhaft für sich empfand, den Mann vom Sehen wenigstens zu kennen, und Genugtuung, seinen Namen zu wissen.

In Wahrheit aber wusste Zenobi, so alt er war, selbst nicht mehr, wer er war, und damit hatte es seine eigene Bewandnis.

Zenobi war in einem Winkel der südslawischen Provinz des Reiches, nachdem er früh seine Eltern verloren hatte, von wohlhabenden Verwandten in ihr Haus aufgenommen worden und musste in liebloser Umgebung für die Wohltat seiner Erhaltung in einer kleinen Handlung alle die niederen Dienste tun, die man von jenen verlangt, denen man Erziehung schuldet und Bedrückung bieten darf, weil sie klein sind und bedürftig; indes die Welt solche Strenge billigt und als charakterbildende Vorbereitung für den Ernst des Lebens angemessen erachtet. Doch Zenobis Gemüt war nicht weichlich und empfindsamer Betrachtung nicht geneigt. Er aß gern und viel, vielleicht weil er zu wenig bekam, und war stets über etwas sehr erregt. Diese Erregung, die ihm den Atem raubte und ihn in die heftigste Bewegung versetzte, betraf nicht Dinge seiner gewohnten Umgebung und Verrichtung, sondern entstammte allem Außerordentlichen, das er wahrnahm und das in ihn hineinfiel wie in einen tiefen Brunnen. Es hatte damit begonnen, dass er einmal in

¹ Auszug aus: Frisch, Efraim: Zenobi. Roman. Berlin: Bruno Cassirer, 1927.

der blanken und duftenden Apotheke des Ortes über einem der Mahagoniregale ein Bild erblickte. Auf einem Tisch oder etwas Ähnlichem, das man nicht gut unterscheiden konnte, lag da ein Leichnam – Zenobi hatte noch nie einen Leichnam gesehen –, über ihn beugten sich Männer in schwarzen Mänteln, breitkrepfigen Hüten, steifen Krausen, in einer geheimnisvollen Tätigkeit begriffen. Zenobi sah es, riß den Mund auf und starrte lange. Als er nach Hause kam, streckte er sich auf sein Lager und war ein Leichnam, dann erhob er sich atemlos, drapierte sich mit einer Decke, schnitt aus Papier einen steifen Halskragen, stülpte eine fremde Kopfbedeckung auf sein Haupt und beugte sich als einer der dunklen Männer über sein Lager, auf dem er zugleich als Leiche dalag. Er scheute sich auch nicht, diese Vorstellung vor den jüngeren Hausgenossen mit viel Schnaufen und wildem Gebaren zu wiederholen, und es verschlug ihm nichts, wenn sie sich weigerten, in seinem seltsamen Tun einen von ihm wirt beschriebenen Vorgang zu erkennen oder überhaupt einen Sinn zu finden. Er beharrte bei seinem: so ist eine Leiche oder so sind diese Männer, und war von einem fremden und wilden Leben erfüllt. Bis etwas Neues ihn ablenkte und anderen Stoff zum Spiel darbot. Denn das Ungewöhnliche ergriff ihn seitdem in verschiedener Gestalt. Ein Zirkusreiter, ein Jongleur, ein Clown, ein Läufer, die vorübergehend einigen Glanz in die kleine Stadt brachten, waren abwechselnd Gegenstand äußerster Hingerissenheit und atemraubender Nachahmungslust, und in dem Maße seines übrigens gedeihlichen Wachstums, das ihn kräftig aufschließen ließ, wuchs ihm eine Fülle von Gestalten und Helden zu, eine Welt über der ärmlichen, in welcher er in seiner sonderbaren Weise sein Leben erhöht fühlte. In seiner Kammer, im Laden sogar, wenn es die Umstände erlaubten, auf dem Hofe nach Feierabend, produzierte er selbstgenügsam für sich oder auch vor Zuschauern die Künste seiner Vorbilder auf recht primitive Art und ohne dass er versucht oder gewagt hätte, durch Übung oder Kühnheit von den bewunderten Fertigkeiten sich wirklich etwas anzueignen. Ihm genügte eine Andeutung des Kostüms, eine Geste, ein Wort oder auch nur ein hervorgestoßener Laut – das übrige füllte seine Erregung aus, mit der er etwas auszudrücken meinte. So mäßiger Leistung entsprechend war auch Wirkung und Beifall gering, und seine von so viel Hingebung, ja Inbrunst erfüllten Versuche trugen ihm nur ein, dass er von seinesgleichen lachend als Hanswurst, von über ihm Stehenden kopfschüttelnd als einfältig und zurückgeblieben behandelt wurde. Und wenn die Behandlung, von seiten seines Verwandten lind Vormundes auf gelegentlichen Tadel und Verweis sich beschränkend dabei noch glimpflich blieb und ein so ärgerliches Treiben nicht gar zu ernstern Zusammenstößen führte, so dankte dies Zenobi nicht nur seiner unbefangenen und natürlichen Liebenswürdigkeit, die ihn sein Leben, wie es fiel, als sein zugemessen Teil hinnehmen und die Lasten, die es auferlegt, leicht tragen ließ, sondern noch mehr dem Umstand, dass es bei dem einfältigen Spiel sein Bewenden hatte und dass Zenobi, so sehr es ihn erregen mochte, sich doch nie getrieben fühlte, einen Schritt aus seinem Lebenskreis hinaus zu tun oder gar zu versuchen, mit einem Sprung jene andere Welt wirklich zu betreten. Solches Sinnen war ihm fern. Die Kraft seiner Einbildung, die sein ärmlich dienend Leben überstrahlte, entfernte

zugleich die erregenden Gestalten so sehr, dass ihr wirklicher Abstand für ihn unermesslich wurde. Auch mochte er ohne Erfahrung wissen, dass er vor allem dabei sein kärgliches Behagen, mit kindlicher List und Handfestigkeit täglich errungen, zu opfern haben würde – und das hieße in eine Leere treten, von der sich nicht einmal eine Vorstellung gewinnen ließ.

So träumte er denn wohl von einer wirklichen und weiteren Welt abenteuerlicher Gestalten auf seine Weise, ohne Schmerz, wenn auch nicht ohne Sehnsucht, zumal ihm ihre Vertreter zuweilen in der fremdartig eleganten Erscheinung famoser Geschäftsreisender leibhaftig und fassbarer näherkamen als die nur auf Distanz bewunderten Helden seltsamer Künste und Abenteuer. Um diese jüngeren Herren, in Kleidern von sehr modischem Schnitt und auffallenden Farben, in Hüten und Schuhen von selten gesehener und doch so unmittelbar überzeugender Fassung, mit blitzenden Ringen, Knöpfen und Nadeln, silbernen und goldenen Krayons und Etuis, war ein Wohlgeruch von feinen Wässern, aromatischen Zigaretten und von noch etwas, das der schnuppernden Nase Zenobis wie der Duft der Fremde selbst erschien, der großen fernen Welt, aus deren Überfülle zuweilen dieser Tropfen bis zu ihm herüberspritzte. Manchmal durfte er ihnen einen Koffer ins Gasthaus oder an die Bahn bringen oder auch, in der Konditorei auf einen Auftrag wartend, kurz bei ihnen verweilen – und jedesmal war er von der Freiheit, mit welcher sie sich in so ausgezeichneten Räumen bewegten, von der Leichtigkeit, die Menschen um sich auf Wink und Anruf in Bewegung zu setzen, und von einer Art Heiterkeit und Verbindlichkeit, durch welche sich die Dinge und Verrichtungen um sie flink und gefällig ordneten und abspielten, begeistert und tiefbewegt. Sie wurden ihm zu Vorbildern: Gang und Geste, Haltung und Haartracht versuchte er oft wie unter Zwang vor dem Spiegel, und in Gedanken lebte er ihr freies und schönes Leben, das freilich noch keinen anderen Inhalt für ihn hatte, als dass es eben frei war und schön. Doch just, als es durch die leere Wiederholung zu verblassen und seinen Alltag um so grauer zu machen drohte, winkte ihm Erfüllung. Einem der Kaufleute aus der Landeshauptstadt war bei seinen Besuchen der flinke, pausbäckige und neuer Dinge so begierige Knabe aufgefallen, und da er ihn in seiner Handlung passend beschäftigen konnte, machte er dem Vormund den Vorschlag, Zenobi in die gehobene Stellung, die nach der Hierarchie die ihm gebührende nächste Stufe war, zu ihm ziehen zu lassen. Dieser, fast geschmeichelt, auf ein solches Ergebnis seiner Ausbildung mit Genugtuung hinweisen zu können, wengleich bei sich über die Stetigkeit in der Laufbahn des Mündels tief im Zweifel, ließ ihn um so lieber gehen, als er dadurch, seiner Pflichten ledig, den herangewachsenen und in seinen Augen etwas einfältigen Jungen, über dessen Zukunft er sich nun einbildete, stets besorgt gewesen zu sein, auf gute Manier in die Welt, die ihn nichts kostete, entlassen konnte.

Wenn Zenobi erwartet hätte, dass er in dem großen Strom, in den er plötzlich versetzt worden war, gleich werde schwimmen können und so, wie es ihm gefiele, dann wäre er sicherlich sehr bald enttäuscht worden, und die harte Arbeit, die knappe Muße und das Fragwürdige eines Berufes, in welchem nur der bare Erfolg,

der Reichtum einen beachtlichen Platz zu sichern vermag, hätten ihn bei seinen geringen Aussichten ermatten und bald verbittern müssen, besonders, da sie ihm den Zutritt zu allem Schönen und Freien, das da sein musste, beharrlich verwehrten. Doch Zenobi war kein Kämpfer und kein Realist, der wirkliche Hindernisse wahrnimmt, mit Bedacht ihre Überwindung erwägt oder an seiner Schwäche verzweifelt. Er war einer von den seltenen Glücklichen, deren vage Erwartung so maßlos ist, dass eine ungefähre und zufällige Erfüllung sie schon beseligt, weil sie dadurch erst den Augenblick benennen lernen, für den ihr träumendes Blut noch kein Bild weiß. So nahm er alles beglückt hin, was die Wirbel eines bewegten Lebens der großen Stadt an die Oberfläche warfen, als da waren: der Korso, Truppenparaden, herrliche Prozessionen, Standmusiken und alle frei zugängigen Schaustellungen, die eine Gelegenheit bieten mochten. Zwar lebte er nicht anders als alle seinesgleichen, mühselig und leichtfertig zugleich, Not und Kümmerlichkeit mit jugendlicher Zuversicht mutig übertauchend, die Mühsal billig vergoldend, doch riß ihn die wachsende Teilnahme an all den neuen Schauspielen des Lebens immer wieder aus seinen Niederungen fort und bewahrte ihn davor, von der Lebensschwere seines Kreises gezogen, ins Gemeine herabzusinken. Im Umgang mit seinen Kollegen erschöpfte sich seine stets wache Neugier sehr bald. Unterschied er sich auch kaum von ihnen, so machte für ihn selbst ein steifer, hoher Kragen, ein Stöckchen, die Art, seinen Hut einzuknicken, ihn in seinen eigenen Augen zum stillen Angehörigen einer anderen Welt. Er hatte das große Staunen in sich, das ursprünglich allen Menschen eigen ist, dazu aber ein beglückendes Horchen auf ferne Musik, und er wäre in einer Welt, die auf solche Zwecklosigkeit die Todesstrafe setzt, vielleicht schon bald dem Untergang verfallen, wenn – ja wenn –, nun wir werden ja sehen, wie seltsam und folgerichtig er seine Rettung zu bewirken wusste.

Eines Abends war er endlich in das Innere des überwältigenden Baues eingedrungen, der jeden Abend, wie er sehen konnte, mehr Menschen einschluckte, als in dem Städtchen, das er verlassen, Einwohner zu zählen waren. Was da vor dem in die Höhe gezogenen Blick sich aufbaute, war kaum zu fassen: Stockwerk über Stockwerk frei schwebend, von bewegten Köpfen wimmelnd bis an die Decke, die wie ein fremder Himmel darüber stand. Ein tausendfältiges Geglitzter von Glas, Gold und Spiegeln auf bewegten und unbewegten Bildern, von schimmernden Säulen und Bogen eingefasst, die selbst wieder Bilder schienen. Nur die eine Wand gegenüber blieb in ihrer ganzen gewaltigen Höhe still, wenngleich auch sie nicht unbevölkert war. Überlebensgroße Frauen mit mächtigen, entblößten Gliedern, die Gewänder gewaltig gebauscht, waren dort im Begriffe, mit üppigen Kränzen, wilden Tieren und nackten Kindern eine geheime und ausdrucksvolle Handlung zu vollführen, deren Sinn sich ihm entzog, die sich ihm aber mit dem ereignis-schwangeren Wort «Theater», das er schon oft gehört, durchaus natürlich und übereinstimmend verband. Nun konnte er sich den Fortgang eines Spiels, das jenes Wort ebenfalls bedeutete, aus diesem gemalten Vorgang auf keine Weise entwickelt denken, obgleich er jedes Wunders gewärtig war. Ratlos suchte er zu erkunden, wo denn der Schauplatz des Spiels sein sollte, da der Raum doch ganz ausgefüllt war,

– in diesem Augenblick wurde es dunkel, verschwand die Wand mit den Frauen, Kindern, Tieren, ein belebender Lufthauch wehte durch das Haus. Ganz hinten aus einer lichten, entrückten Welt, die durch Zauber plötzlich vollkommen dastand, drangen Stimmen, bewegten sich Menschen, das Spiel begann...

Das war neu und doch vertraut und schlug gewaltig in Zenobi ein. Sein beglücktes Staunen und die unbefangene Freude galten mehr dem Gefühl einer wunderbaren Bestätigung. Das also gab es. War so wirklich, wie man es sich nur denken konnte. Und nicht nur so, wie alles übrige um einen herum alle Tage auch war, dass man es kaum beachtete, sondern absichtlich wirklich, dass die Menschen hingingen, um es zu sehen und sich darüber freuten, sogar wenn es traurig war. So war er denn gar nicht so töricht, wenn er wilde Bewegungen vollführte, leidenschaftliche Stellungen vor dem Spiegel versuchte, von einem fremden Leben erfüllt, von dem er nicht wusste, woher es in ihn gefahren war und das ihn um so stärker zwang, wenn er sich auch nur vor einem Zuschauer befand, mochte er auch dafür ausgelacht werden.

Mit aller Vorsicht und Beharrlichkeit, die ihn sein hartes Dasein von klein auf gelehrt hatte, verschaffte er sich seitdem in dem wunderbaren Haus seinen Anteil an dem freien und schönen Leben, das jeden Abend sich hier neu gebar. Er fand sich ohne Führung darin zurecht, mit der Sicherheit, wie sie nur ein unstillbarer Trieb verleiht, der weder aufgeklärt sein will über seine Ziele, noch um das bekümmert ist, was andere sich angelegen sein lassen. Er verstand, was hier vor sich ging, ganz unmittelbar: war hier einer reich, so war es nicht wie dieser oder jener, bei dem man es mit Zahlen begrenzen konnte, sondern eben reich, was gleichbedeutend war mit unbeschränkt und mächtig bis an jene Grenze, über welche hinaus kein Reichtum mehr nutzt, da für ihn nichts mehr zu kaufen ist. War es ein Liebender, so stürmte er als ein Held über alle Hindernisse und Gefahren hinweg, nichts als ein Liebender bis in den Tod, und ebenso war es mit den Königen, Feldherren, Schurken und Edlen. Es gab zuweilen wohl auch anderes, das war, als wollte man die Menschen, die man kannte, verdoppeln, und doch wurden sie schon durch das Spiel vergrößert. Sie waren gehoben, ein anderes Licht verklärte und machte bunt, was sonst verwischt und grau blieb. Wirkten Geste und Ton auch mit physischer Gewalt auf ihn ein, indem es ihn zwang, Bewegung und Miene nachzubilden, so entschlüpfte er, sobald sich ihm die einfachen Linien verwirrten und er nicht weiter folgen mochte, in sonderbare und verwegene Improvisationen. Dann war es am schönsten.

Als seine geringen Mittel, die er zum Nachteil seiner Notdurft bereits überspannt hatte, zu knapp wurden, um seinen wachsenden Durst nach solcher Beglückung zu befriedigen, geriet er als Statist auf die Rückseite des erhabenen Schauplatzes und in jene unmittelbare Berührung mit der Quelle der Illusion, welche angeblich die große Enttäuschung herbeiführt. Doch bei Zenobi war das anders. Er war weit davon entfernt, Vergleiche zwischen Vorder- und Rückseite anzustellen. Sie waren ihm natürlich geschieden, wie das Außerordentliche und das Alltägliche. Beide waren in ihrer Weise wirklich. Er aber hatte sich für das Höhere entschieden. Auch die Menschlichkeit der Spieler lag für ihn auf dieser höheren Ebene, und selbst ihre Mittel gehörten

in das Reich des Abenteuers, in welchem sein in solcher Umgebung stets erregter Sinn sich erging. Es fehlte ihm auch nicht an gelegentlicher Aufmunterung, sich von der unteren Stufe des stummen Spielers den üblichen Weg zum Helden des schönen und freien Lebens zu bahnen, aber in seiner einfältigen Hingabe an das, was alle Spiel nannten, er aber für sich gar nicht zu benennen versuchte, war eine so natürliche Demut, dass sein Inneres von gar keinem Ehrgeiz berührt wurde. Als ein junger Theaterleve, dem sein Eifer und seine Hingerissenheit auffielen, sich Zenobi genähert hatte und ihn einmal zu seinem Meister, einem namhaften Darsteller, brachte; als dieser weitläufig und salbungsvoll von der hohen Kunst zu reden anfang, über Rollen und andere fremdartige Dinge sich ausließ und mit starrer Miene dazwischen schlüpfrige Scherze streute, stellte sich Zenobi so blöde und verständnislos an, dass der Mann bald merkte, dass es mit seinem Erfolg vor diesem Burschen, in dem es wohl auf eine sonderbare Weise rumorte, der aber von allem, was ihm förderlich sein könnte, nichts zu begreifen schien, sehr zweifelhaft bestellt war. Denn nicht einmal ein Wort der Bewunderung für den Meister konnte ihm entlockt werden, was diesen fast schon beleidigend dünkte. So begnügte er sich denn damit, Zenobi vorerst ein fleißiges Studium der Klassiker zu empfehlen und ihn in majestätischer Haltung gemessen zu entlassen. Dieser ganze bedeutungsvolle Vorgang stellte sich in Zenobis Innerem so dar, als sei er soeben der Gefahr der Beraubung entronnen, wenn er auch nicht hätte sagen können, wessen man ihn hatte berauben wollen. Oder auch als hätte man ihn bei etwas ertappt, dessen er sich schämen müsste, dessen sich zu schämen allerdings jener Mann nicht gewohnt war. Diese Empfindungen waren auch einigermaßen schmerzlich, denn sie lehrten ihn, dass die Laufbahn, die anderen und auch ihm zuweilen so begehrenswert schien, ihm verstellt war durch etwas, das nur ihn allein hinderte. Denn um sich herum hörte er alle die Spielbeflissenen so reden, wie jenen großen Mann oder noch kühner etwa, und niemand schien sich verbergen zu wollen, vielmehr rühmten sie sich voreinander, indem sie Verse deklamierten oder Stücke aus einem Spiel sprachen, wobei sie sich verstellten. Er aber konnte das nicht und mochte sich auch nicht darum bemühen. Als nach einiger Zeit jener freundliche Eleve Zenobi fragte, ob er nun einiges studiert, um sich bald von dem Meister prüfen zu lassen, antwortete dieser nicht ohne Befangenheit zwar, doch mit der Sicherheit, mit der jemand einer peinlichen Sache ein Ende bereiten will, er wisse wahrhaftig nicht, was denn mit .ill den Reden oder Versen, die ein Mann einem anderen in den Mund gelegt hat, für ihn anzulangen sei, davon abgesehen, dass sie ihm nur zum Teil verständlich wären. Aber das eben sei ja die Kunst des Spiels, sagte der andere etwas verblüfft. Nun wohl, dann würde er, Zenobi, das nie können. Was hätte es übrigens für einen Zweck, sich zu verstellen, wenn man dazu erst fremde Worte leihen müsse, die man auswendig lernen soll. Dann sei man ja gar nicht die vorgegebene Person. Darauf wusste der Eleve allerdings kaum zu erwidern, lachte und sagte: Wenn Zenobi sich seine Rollen selber schreiben will, dann möge er es nur versuchen. Am Ende ist er gar ein dramatischer Dichter. Zenobi aber machte der Spott wenig Eindruck. Es hatte sich in ihm etwas angesammelt, das spürte er, und ohne es zu wissen, wartete er auf eine Gelegenheit, sein Spiel zu spielen.

Zenobi bewohnte damals eine kleine, saubere Kammer bei einer Offizierswitwe, deren Sohn, noch bei Lebzeiten ihres Mannes in der Kadettenschule vorgebildet, als Leutnant in einer ungarischen Garnison diente. Der junge Offizier, kränklich und mit verlebtem blassem Gesicht, das Spuren von Vornehmheit zeigte, befand sich in Urlaub bei seiner Mutter und war schon durch seine Uniform der Gegenstand lebhaftester Aufmerksamkeit für Zenobi. Es war aber in der Tat eine besondere Uniform und vor der, die Zenobi an den heimischen Kriegsleuten kannte, durch eindrucksvolle Schönheiten ausgezeichnet. Das Blau war dunkel und tief wie Samt, die Knöpfe mattsilbern, die Ärmel hatten einen blühendweißen Tuchaufschlag mit breiten silbernen Streifen, ebenso der Kragen. Am Beinkleid schnörkelte sich unterhalb der Taschen eine silbergestickte Arabeske wie ein feiner Triller in sich selbst zusammen, und kein gewöhnlicher Mantel war es, der diese Herrlichkeiten verdeckte, sondern ein Dolman, mit silbernen Schnüren verziert und seitwärts umgehängt, hob die diskrete Pracht erst ins rechte Licht und verlieh ihrem Träger einen Zug von Kühnheit und Reitereleganz. Der Leutnant, im Einerlei des Garnisdienstes früh zu Ausschweifungen verführt, und nur noch durch scharfe Genüsse oder waghalsige Reiterstücke erregbar, langweilte sich im Urlaub mehr als in seinem Dienst und verbrachte die Zeit im Hause seiner Mutter in schläfriger Untätigkeit. Die engen Verhältnisse eines ärmlichen Haushalts, dem reiche Verwandte geringfügig aufhelfen, drückten auf das jugendliche Gemüt, das einen anderen Zuschnitt bei den meisten seiner Kameraden kannte. Gähnend und halb angekleidet schlurfte er, Zigaretten rauchend, durch die dürftigen Zimmer, stand verdrossen am Fenster und sprach auch zuweilen mit Zenobi, wenn dieser gerade aus der Tür trat oder nach Hause kam. Sprach – wenn man die abgehackte, zur Formel erstarrte Redeweise so nennen kann. Sein Wortvorrat war nicht eben groß und bewegte sich zwischen den Eigenschaftsworten schneidig oder scheußlich, zu denen die Objekte Wetter, Mädchen, Essen, Pferde je nach Bedarf in Beziehung gesetzt wurden. Doch Harmlosigkeit und unverlierbare Zuversicht der Jugend, wie der weiche Flaum um Mund und Wangen beiden gemeinsam, erleichterte einen unbefangenen Verkehr, zumal Zenobis Sorgfalt auf seine äußere Erscheinung seine geringere gesellschaftliche Stellung wettmachte. Zenobi bewunderte ihn. Für ihn war der Offizier ein Held, ein Krieger, der im freien und schönen Leben seinen unverrückbaren Platz einnahm. Selbst die knappe und so wenig ergiebige Art seiner Rede, ja seine gelangweilte Verdrossenheit regte Zenobis Einbildung an. Dahinter ahnte er ungewöhnliche Erlebnisse und Abenteuer, zu welchen Stand, Schmuck und Privilegiertheit jenen gleichsam verpflichteten. Eine Verpflichtung, für die auch er, Zenobi, aus Gründen, die ihm nicht ganz klar waren, einzustehen hatte, wenn anders die schöne freie Welt Bestand haben sollte. Er war glücklich, wenn er den Leutnant in Zivil zuweilen auf einem Spaziergang begleiten durfte, so kümmerlich auch die Unterhaltung dabei ausfiel. Zenobi lernte bei solchen Gelegenheiten mancherlei, das der andere gar nicht ahnte, und bald schon sollte ihn ein Ereignis auf jene Bahn bringen, die er fortan nicht mehr verließ. Zu einem Ball in den festlichen Räumen des alten Stadthauses lud eine patriotische und wohlthätige Gesellschaft eine große

Anzahl würdiger Familien, Offiziere und höhere Beamte ein. Auch der Leutnant im Urlaub ward mit einer Einladung bedacht. Doch dem stand der Sinn durchaus nicht nach einem bürgerlichen Vergnügen unter gespreizten Honorationen und paradierenden Vorgesetzten. Er hatte die Nacht vorher mit zufälligen Bekannten, deren Namen er nicht einmal wusste, in dem Hinterzimmer einer Kneipe spät gezecht und gespielt, war irgendwelchen Leuten eine Summe Geldes schuldig geblieben und hatte am Vormittag deshalb eine böse Auseinandersetzung mit seiner Mutter gehabt. Zenobi, der am Abend neugierig anklopfte, um seinen Helden im Schmuck der Uniform zum Ball sich begeben zu sehen, fand ihn im Schlafrock übelgelaunt auf dem Sofa liegen, die Augen trüb und grau im Gesicht. Auf die im freundlichen und bescheidenen Ton vorgebrachte Frage, ob er sich denn nicht bald ankleiden müsse, knurrte jener etwas Unverständliches, dann schien ihn ein grimmiger Humor zu überkommen, der ihn leise Lachen machte. «Scheußliche Kopfschmerzen... Wollen Sie mich vielleicht vertreten?»

Zenobi schwieg betroffen.

„Na, für eine Flasche echten Kognaks können Sie das Hauptvergnügen haben... ja?... Na, vorwärts“, stieß er mit einer antreibenden Handbewegung hervor.

„Im Ernst?“ Langsam glättete sich in Zenobi der innere Aufruhr.

„Los, los... Keine Umstände!“

Nun willigte Zenobi ohne Schwanken ein - er war schon unterwegs - und traf seine Vorbereitungen, bei denen ihm der Leutnant an die Hand ging, mit einer Unbefangenheit, die diesen in Erstaunen gesetzt haben würde, wenn er in seiner Verfassung einer klaren Erwägung fähig gewesen wäre. So schien es ihm nur ein schneidiger Witz. Doch als Zenobi prächtig verwandelt in seinem Kleide vor ihm stand, die Hand lässig mit der silbernen Säbelquaste spielend, den Tschako vorschriftsmäßig unter dem Arm, ging ein Schatten über das Gesicht des Offiziers, wenn es ihm auch nicht bewusst wurde, dass dieses Bild einer Laune seine Wirklichkeit übertraf.

Zenobi aber wurde in seinem neuen Kleid wie in einer Wolke dahingetragen, die alle Hindernisse vor ihm hertrieb und zunichte machte. Türsteher, Diener, Empfangskomitee neigten sich, der Saal wogte um ihn wie ein Ährenfeld. Dann stand er im Kranz der Damen, sprach verbindliche und ehrerbietige Worte, winkte Kameraden kurz und freundlich zu, grüßte Vorgesetzte in ritterlicher Haltung. Er nahm angeregt am Bankett teil, tanzte leicht und leise sporenklirrend mit ausgezeichneten Schönheiten, die lässig in seinem Arm lagen, und fand sich um Mitternacht im Schutze einer tiefen Fensternische einem jungen, braunäugigen Mädchen gegenüber, das in hingebungsvoller Haltung seine Hand gefasst hielt. Sie fragte:

„Werde ich Sie wiedersehen?“

Zenobis Augen ruhten mit einem Entzücken, das er nicht verbarg, auf der weißen Gestalt, auf dem anmutig geneigten Kopf, in dessen dunklem Haar eine Rose prangte. Er sprach:

„Morgen schon muss ich fort. Was ich heute bin, bleibe ich Ihnen und Sie mir. Es bleibt Liebe...“

In einer Wallung, die das ganze Glück dieses Abends mit einem Mal an sein trunkenes und törichtes Herz trug, drückte er das liebliche Mädchen an sich. Wusste er von seinem Spiel, oder redete das geschaffene Bild kraftvoller Jugend, von festlicher Umgebung beflügelt, im Einklang mit der schwebenden Musik aus ihm genug, er fand Worte, die ihn in der wunderlichen Lage, in die er sich ohne Bedenken begeben hatte, im Gleichgewicht erhielten. Er fuhr fort:

„Je mehr ich weiß, dass ich Sie liebe, um so weniger darf ich bleiben. Jetzt... hier, in diesem Augenblick gehöre ich Ihnen ganz, morgen trägt mich mein Pferd, mein Dienst – was weiß ich – irgendwohin, wohin Sie mir nicht folgen können. Uns locken Gefahren, lockt das Ungewisse, selbst der Tod. Dies ist unser Mut, den man rühmt, das einzige, worauf wir uns verlassen können. Darum, Liebe, kein Versprechen, nur Liebe...“

Mit einer Bewegung, die seine Geste groß und pathetisch machte, küsste er die halb Ohnmächtige, dann ließ er sie sanft und zärtlich in einen Sessel lehnen und entfernte sich rasch.

Unbeholfenheit überkam ihn mit Erschrecken, als er sich allein auf dem hellen Platz vor dem Hause fand. Die klirrende Kadenz seiner Schritte stockte und verwirrte sich. Hätte ihn einen Augenblick zuvor jemand angerufen, dann wäre er wohl wie ein geweckter Nachtwandler auf der Stelle hingestürzt. Vorsichtig suchte er die dunkelsten Gassen für den Heimweg, lief mehr als er ging, bis er das Haus erreichte, und sein Herzschlag beruhigte sich erst, als er Kleider und Waffe eiligst von sich getan und sie leise in den Salon der Wirtin getragen hatte. In seinem Bett endlich fühlte er sich kindlich geborgen und von einem großen Gefühl durchwärmt. Eine Weile noch wälzte er in seinem Kopf Pläne eines abenteuerlichen Wiedersehens und eines großen Aufstiegs, bis ihn gesunder Schlaf übermannte. Indessen träumte die junge Schöne, wach und glücklich in ihrem Unglück, den Traum des Lebens von ihrem Helden.

II

Die denkwürdigen und so ungewöhnlichen Ereignisse jenes Abends bewirkten kaum eine Veränderung im äußeren Lebensgange Zenobis, doch in ihm selbst begann eine Wandlung, welche ihn lehrte, seine Fähigkeiten, die ihm bisher nur die dunkle Quelle verworrener und beglückender Erregungen waren, als solche zu erkennen und weiter zu entwickeln. Ältere Schriftsteller würden gesagt haben, es sei in ihm der seltsame Drang gewesen, öffentliche Tugenden zu personifizieren, d. h. solche an Personen, die in der Öffentlichkeit, sei es durch einen ausgezeichneten Beruf wirken oder durch die Vorzüge ihrer Person selbst. Wir aber, welche zwischen Tugend und Laster, in ihrer Folge wenigstens, nicht mehr unterscheiden können, mögen uns begnügen, zu sagen, dass Zenobis Empfindlichkeit von jeder Darstellung in der Öffentlichkeit gereizt wurde, ihren Träger in sich nachzubilden und die beglückende Wirkung in seiner Vertretung zu wiederholen. Oder, wo dies nicht tunlich war, genügte es ihm, an der Zelebrierung wenigstens teilzunehmen. Es wuchs in ihm eine immer lebhaftere Anteilnahme an Menschen der Öffentlich-

keit jeder Art, vielleicht weil das in ihm rumorende Leben nur so einen Ausweg fand. Wie ein Magnet nur Eisen und Eisenartiges an sich zieht, so zog sein Wesen aus den mannigfachen Inhalten menschlichen Lebens und Tuns, das sich ihm darbot, nur das an sich, was sich unmittelbar als Geste und Ausdruck ihm mitteilte und einprägte. Er brauchte kaum zu beobachten, und was ihm aus Zeitungen und Büchern, guten und schlechten, zugänglich war, lieferte ihm eine wachsende Bereicherung seiner Kenntnisse. Jede Art öffentlicher Schaustellung fand ihn allmählich nicht nur als Zuschauer, er begnügte sich nicht mehr damit, nur Zaungast zu sein. So erschien er einmal beim Empfang eines hohen Würdenträgers im schwarzen Kleid und hohen Hut, eine bescheidene Rosette im Knopfloch, fand durch die Unbefangenheit seines Auftretens ohne weiteres Zutritt zu dem reservierten Raum der Eingeladenen und wurde sogar mit einem Händedruck des Erwarteten beehrt.

Bei einem großen Kirchenfest unter Assistenz von Militär und Musikkapellen auf dem weiten Platz vor der Kathedrale wäre es ihm einmal fast schlimm ergangen, als er mit der Sicherheit des Zugehörigen durch das Spalier schreiten wollte und ihm ein Soldat mit vorgehaltenem Gewehr den Weg versperrte. Zenobis Haltung war ganz Würde und Missbilligung. Mit einer Handbewegung, die den lästigen Störer gleichsam unkörperlich beseitigte, versuchte er vorzudringen. Der Soldat wurde grob, packte ihn an der Schulter und drohte mit Arretierung. In diesem kritischen Moment ging ein Offizier in Paradeuniform, Eichenlaub auf dem Tschako, in der Nähe vorüber. Zenobi schüttelte die Hand des Soldaten ab, winkte jenem verbindlich und sagte lächelnd, mit leisem Ärger in der Stimme:

„Ich habe wirklich nicht daran gedacht, mich von meinem Onkel mit irgendeinem Zettel versehen zu lassen...“

Und mit einer ausdrucksvollen Verbeugung, welche den Anspruch, der in den folgenden Worten lag, höflich mildern sollte, schloss er:

„Ich bin der Neffe des Herrn Erzbischofs.“

Der Offizier errötete vor Vergnügen, grüßte militärisch und geleitete Zenobi fast bis vor das Kirchenportal.

Ein anderer Vorfall hätte ihm fast eine Art Berühmtheit eingetragen, wenn er mit Rücksicht auf seine besonderen Umstände es nicht vorgezogen hätte, seine Anonymität zu wahren. In der Stadt war ein alter Dichter gestorben, dessen Name zehn Jahre vorher noch auf den Lippen aller war, die den Anspruch machten, von der Poesie bewegt zu sein. Einige seiner Dichtungen waren bereits in die neuen Schulbücher aufgenommen; junge Leute, die auf sich hielten, wussten berühmte Verse auswendig. Es war auch seinerzeit unter den Menschen viel die Rede von seinem bewegten Leben gewesen, von der Leidenschaftlichkeit seiner Natur, die ihn umtrieb, und von den Konflikten, die sie in seiner Familie verursachte. Aber auch die in bürgerlicher Sitte Gebannten waren geneigt, über solche Extravaganzen verzeihend hinwegzusehen bei einem Manne von so außerordentlichen Gaben des Geistes. Um so erstaunter war Zenobi, als er in Erwartung eines großen Andranges von Teilnehmenden, von Abordnungen, Kranz- und Würdenträgern sich im Trauerhause einfand und durch niedrige drei kleine Stuben, deren Türen ineinander geöffnet waren,

zwei schwarz verschleierte Frauen an dem einfachen Sarge stehen sah, einen aufgeschossenen Knaben mit zu kurzen Beinkleidern am Fenster und noch vier oder fünf Menschen, die verlegen an den Wänden klebten. Unterwegs schloss sich noch eine geringe Anzahl Leute dem kleinen Zuge an. Als am Grabe die Reihe auch an Zenobi kam, die Schaufel zu ergreifen, um dem Abgeschiedenen die drei Schollen Erde auf den Sarg zu werfen, und der Geistliche umherblickend seine Kopfbedeckung aufzusetzen im Begriffe stand, um die Zeremonie zu beschließen, hörte er neben sich eine der verschleierten Frauen in fast flehendem Ton leise sagen:

„Bitte, bitte, sprechen Sie doch einige Worte.“ Zenobi war tief bewegt. Und als stünde er hier für die ganze abwesende Welt, die den Dichter vergessen hatte, begann er:

„Du großer Mensch, großes Herz der Menschen, nun gehst du so still zur Ruhe ein...“

Dann sagte er, dass die Menschen mit Recht vielleicht durch äußeren Pomp jene ehren, deren Abschied von der Welt sie auch der Vergessenheit überliefere; wer aber die Unsterblichkeit im Herzen der Menschen sich gesichert, der bedürfe solcher Ehrung nicht. So wüssten die Menschen auch nichts vom Tode ihrer großen Männer, denn diese leben nicht nur in ihrem Gedächtnis, sondern wirklich mit ihnen weiter. Denn ihre Wirklichkeit sei doch nichts anderes als ihr Werk... Das alles sprach Zenobi, als lese er es aus einem Buch, oder es flüstere ihm jemand unsichtbar zu, während neben ihm die Frauen laut schluchzten und vorwurfsvoll fast, wie es Zenobi schien, als wenn ihnen durch seine Worte Abbruch geschähe...

Da wurde er unsicher in sich selbst, suchte nach Worten und fand zum Abschluss solche, die bei Trauerfeiern üblich sind und wie er sie oft gehört oder gelesen hatte. Darauf nahm er würdig und bescheiden den Dank der Trauernden entgegen.

Tags darauf war in einer der hauptstädtischen Zeitungen zu lesen, welch einen würdigen Verlauf die Bestattungsfeier des Dichters genommen, besonders durch die bewegende Rede, die ein naher Freund des Verschiedenen am Grabe gesprochen habe. Die Wiedergabe war zwar ungenau und sinnwidrig, doch bewirkte sie immerhin, dass einige repräsentative Personen sich getroffen fühlten und im stillen bedauerten, diese Gelegenheit, sich darzustellen, versäumt zu haben. Wobei es nicht zu vermeiden war, dass sie einen Augenblick auch an den toten Dichter dachten und sich wunderten, wie er unter ihnen gelebt hatte und gestorben war, ohne dass sie es recht wahrgenommen haben. Doch für die Dauer begann der Schauplatz für sein ausgreifendes Leben in dieser Stadt Zenobi zu eng zu werden, besonders da auch die Gefahr wuchs, dass die gesteigerten Ansprüche an seine Zeit auf Kosten seiner bürgerlichen Tätigkeit ihn immer mehr in Verlegenheit bringen mussten. Denn ohnehin konnte er nur noch mit Hilfe von Ausflüchten und unter Vorwänden die häufige Vernachlässigung seiner Pflichten rechtfertigen, auf welche der Prinzipal immer aufmerksamer wurde. Zenobi hatte indessen schon die zweite Stellung gewechselt, und sein neuer Herr fand sich kaum mit ihm zurecht. Zenobi fühlte oft jenen misstrauischen und forschenden Blick auf sich ruhen, und hätte nicht Not und Erfahrung seiner dürftigen Jugend ihn gewarnt, so wäre er wohl ei-

nes Tages mit einer verblüffenden Rede vor den Mann hingetreten, die diesem bewiesen hätte, in welchem Irrtum er sich befand, wenn er meinte, einen Gehilfen namens Zenobi in seiner Handlung zu beschäftigen. Es kam auch vor, dass Besucher und Kunden nachdenklich und plötzlich stumm auf Zenobi blickten, als suchten sie in ihrer Erinnerung einen Zusammenhang zwischen einem Vorgang, der ihnen bekannt war, und seiner Erscheinung. Einmal fragte sogar eine Dame Zenobi geradezu, ob sie ihn nicht bei einer Gerichtsverhandlung gesehen, – sei er Jurist? – oder ob er einen Bruder oder Verwandten habe, der ihm so auffallend gliche. Ihm selbst wurde die große Stadt schon zu klein. Er träumte von größeren Dingen. Er schien den Umkreis des hier Möglichen bereits durchlaufen zu haben. Er las die großen Zeitungen der Residenz mit wachsender Sachkenntnis und erwog eine Veränderung, die ihm einen höheren Einsatz im Spiele des Lebens gewähren sollte. Doch da sich ihm, je älter er wurde und in das Doppelspiel hineinwuchs, die Wirklichkeit seiner Notdurft fast zum Schein verflüchtigte, während die wechselnden Gestalten, die er annahm, den wahren Inhalt seines Daseins bildeten, geriet er bei allen solchen Erwägungen in einen Zustand, der einem fortwährenden Schweben und Fallen glich. Er kam dabei auf keinen Grund. Schien es ihm etwa, er müsste, um nach der Residenz zu kommen, sich um diese oder jene ausgeschriebene Stellung bewerben, so begann er das Bewerbungsschreiben mit der Anrede: Ew. Exzellenz, hochmögender Herr Minister... Dann folgte eine wohlgesetzte Ansprache eines Bürgermeisters der Stadt, die im übrigen ganz vernünftige Vorschläge zur Einführung notwendiger Verkehrsverbesserungen enthielt. Oder er hatte plötzlich den Einfall, sich dem Kaiser als geheimen Gehilfen anzubieten, der ihn über alles, was ihm wissenswert wäre, über die Zustände der Länder und der Menschen unterrichten würde. Dann sah er sich in geheimen Missionen, mit besonderen Vollmachten ausgestattet, in den Expresszügen durch die Welt reisen. Er ersann hundert Dinge von größter Wichtigkeit, die er zur Kenntnis des Herrschers brächte – wusste aber dabei zugleich, dass er es auf eine sehr kleine und einfache Weise anstellen müsse, wenn er nach der Residenz gelangen wollte. Es fehlte ihm auch nicht an einem gewissen Humor für seine Lage, und keinesfalls hätte er sich, während er jene phantastischen Schriftstücke verfasste, beim Wort nehmen lassen, als glaubte er damit einen wirklichen Schritt in der Richtung seiner Absichten zu tun. Es war schön und erregend, so im Dunkeln zu spazieren und die Zukunft wie einen fernen hellen Schein am nächtlichen Himmel zu sehen... Während er nun bald lässig auf einen Ausweg sann und bald wieder seiner Einbildung die Zügel schießen ließ, trug eine Woge den sorglosen Schwimmer, der sich dem Element überließ, wie von selbst an das Ziel seiner Wünsche.

Die Legende von Kutý¹

Die armselige Siedlung, ein Häuflein zusammengedrängter Lehmhütten, duckte sich unter dem tiefhängenden, regenschweren Herbsthimmel in die flache Schlucht und schien sich mit ihren schadhafte Dächern an den schwarzen, nassen Boden zu klammern. Eine verfallene, niedrige Mauer aus Ziegeln und Lehm, Teil einer schwachen Befestigung, umgab sie an ihrem oberen Bande, dort wo die Straße aus den großen Wäldern, die in der Ferne dunkeln, vorbeiführt. Doch die Menschen hier, ein zusammengeschmolzener Best dem Feuer und dem Schwert der Kosaken entkommener Judenfamilien, hatten längst im Gedächtnis ihres Blutes das Vertrauen zu Mauern und Bollwerken verloren. Der Himmel, der sich auf die weite traurige Ebene so tief herabneigte, war ihnen näher, und ihm waren die Herzen geöffnet. Im Sinn der Alten der Gemeinde, die Mord und Brand noch gesehen, hatten sich die schrecklichen Ereignisse allmählich in ein geisterhaftes Geschehen gewandelt, in einen Kampf böser und guter, unirdischer Mächte, wie er vor dem Erscheinen des Erlösers, Meschiach, verheißen ist. In ihren Erzählungen erglänzte die geflügelte und goldbehelmete Reiterei des Fürsten Wisnowiecki, die sie zum Entsatz der Stadt Kameniecz im Staub eines heißen Sommertages vorbeistürmen gesehen hatten, als eine Schar vom Himmel herabgestiegener Erzengel. Die Völker führen Krieg und wüten gegeneinander, und wissen nicht warum. Die Juden aber wissen. Was ist Tod und Marter und alle Not des Leibes denn anderes, sagen sie, als Prüfung und Stärkung neuer Hoffnung, dass Gott seinen Plan ausführe und den Erlöser sende. Die Toten wurden immer zahlreicher, die Lebenden immer weniger. Aber es war ein Volk und ein Gott, für den sie starben und lebten ... Je kleiner und armseliger der Rest Israels, desto näher das verheißene Ende...

In der Welt ringsum ging das Leben wieder seinen geschäftigen Gang, waren die Schäden des Krieges vergessen, zogen wieder Händler unter sicherer Begleitung Bewaffneter ihren Weg, versammelten sich die Adligen auf ihren lärmenden Tagungen, und über Gräbern und Trümmern war ein neuer Tag aufgestiegen. Hierher drang kaum ein Hauch davon. Jeden Donnerstag ist Wochenmarkt mit Pferden, Ochsen, Kühen und Kälbern, mit betrunkenen Bauern, Geschrei und Feilschen unter den hölzernen Lauben, eine Einrichtung von Gott dem Herrn getrof-

¹ Aus: Otten, Karl (Hrsg.): Schofar. Lieder und Legenden jüdischer Dichter. Berlin: Hermann Luchterhand Verlag GmbH, 1962. S. 56–63.

fen, damit die Juden ihr Leben fristen können und die paar Groschen erraffen, um den Sabbat zu heiligen. Zuweilen kehrt ein fremder Wanderer ein. Am Morgen findet man dann an der Tür der Synagoge beim Waschfass auf einem langen Tisch reihenweise Bücher ausgebreitet, von broschierten Talmudfolianten, gedruckt in Lublin oder Wilno, erbaulichen Erzählungen, Geschichten der Märtyrer, die den Namen Gottes geheiligt haben, bis zu den letzten Flugschriften, die von den großen Gemeinden und den Welthändeln erzählen. Hie und da kehrt wohl auch einmal ein frommer Prediger in das Städtchen ein, der mit seinem fremden Dialekt und wunderlichem Singsang lächeln macht. Man hört bereitwillig zu, weil es doch immer Gottes Wort ist, nickt oder schüttelt den Kopf. Man ist hier auf Lehre, die aus der Fremde kommt, nicht sehr begierig, hier wo der große Rabbi Mosche lehrt. In Bet- und Lehrstuben beugen sich allnächtlich die von Fasten und Wachen hohläugigen Köpfe über die heiligen Bücher, erörtern Geschriebenes und Überliefertes, deuten das Wort des Lehrers Rabbi Mosche, des Mannes, der das Dunkle durchdringt und von allem das Ende weiß. Ungewöhnliches, geheimnisvoll Großes, den Bestand der Welt Erschütterndes bereitet sich vor. Man darf nicht mit profanen Worten daran rühren, nicht seinen Gedanken freien Lauf lassen, behüte ... Nur Sammlung, innere Schau und Reinigung. Jeder kann im Stillen mithelfen, die geheimen Kräfte zu entbinden, die in der oberen Sphäre sich sammeln. Seit Wochen ist Rabbi Mosche sichtbar am stillen Werk. Seit dem ersten Tage des Monats Elul, dem Beginn der alljährlichen Bußzeit, ist sein Gesicht verhangen, sein Mund für die Welt geschlossen. Kein Schüler wagt es, ihm mit einer Frage zu nahen, seine nächste Umgebung spricht nur noch flüsternd in seiner Gegenwart, nur der junge heitere Israel, sein Diener, darf um ihn sein. Er errät seine Wünsche; wie ein junger Baum steht er unermüdlich und schlank zu seiner Seite. Heute, am Vortage des großen Tages, des Versöhnungsfestes, hatte Rabbi Mosche beim Bußgebet vor der Morgendämmerung an der Stelle „Die Seele ist Dein und der Leib ist Dein“ aus seiner Versunkenheit so wild aufgeschrien, dass Entsetzen die Gemeinde lähmte, und der Vorbeter vor Schluchzen nicht fortfahren konnte.

Da wandte sich Israel mit leuchtenden Augen gegen die verstummten Beter, hob die Hand, als grüße er einen vornehmen Gast, und rief mit seiner hellen Knabenstimme: „Tritt ein, erlöse uns!“ Bei diesen Worten, noch mehr bei seinem Anblick, fuhr es wie ein Freudensturm durch die Herzen. Rabbi Mosche aber, abgewandt und gebückt, schlug mit der flachen Hand ungeduldig auf sein Betpult, dass es schallte, zum Zeichen, dass sie fortfahren sollten.

Das Nachmittagsgebet ist beendet. Die breiten, mit eisernen Nägeln beschlagenen Tore des alten, hölzernen Bethauses sind weit geöffnet. Drinnen duftet es frisch nach Heu und warmem Wachs. Die letzten Zurüstungen für den Abend und den großen Tag werden noch eilig getroffen, bevor man sich zur Fastenmahlzeit begibt, der letzten bis morgen Abend, wenn die ersten Sterne sichtbar geworden sind. Wie Vieles und wie Großes ist im unruhigen Herzen zu bedenken und zu tun, um sich rein und bereit vor den Richter zu stellen, von den unbestechlichen

Engeln des Gerichts gewogen, entschönt, angenommen oder verworfen zu werden. Haar und Schläfenlocken noch nass vom Tauchbad, eilen die Männer aus und ein. Vor den Stufen zur heiligen Lade kniet auf der frischen Heuschütte einer, das Gesicht am Boden, er schlägt sich, das Sündenbekenntnis murmelnd, mit der Faust an die Brust, während ihm ein hagerer Alter mit einem Lederpantoffel dreißig Streiche auf den Rücken zählt. Verspätete Beter stehen in den Ecken, im inbrünstigen Gebet geschüttelt. Knaben in langen schwarzen Kaftans, um die Mitte gegürtet, füllen Sand in Kisten und irdene Töpfe, um gelbe Kerzen zu befestigen. Große und dicke aus Wachs, dünne und armselige Unschlittkerzen stehen durcheinander auf dem Gesimse der Ostwand, stecken in den messingnen Hängeleuchtern zu dichten Kränzen, drängen sich auf den Tischen und Stufen in engen Haufen; immer mehr Kerzen werden hereingebracht. Jeder trägt seine behutsam, wie ein Kleinod, im Arm, sucht ängstlich einen Platz für sie. Es wäre schlimme Vorbedeutung, Ankündigung verkürzten Lebens, wenn sie vorzeitig verlöschte.

Begegnende fassen sich bei den Händen, sehen sich lange mit tränenvollen Blicken in die Augen und bitten demütigen Herzens einander um Verzeihung für alle zugefügte oder auch nur zgedachte Kränkung oder Unbill. Feinde stehen eine Weile beschämt und wie unschlüssig voreinander mit gesenkten Köpfen, stürzen sich weinend, ihr Unrecht bekennd, in die Arme. Die krummen Gässchen, die zum Bethaus führen, füllen sich. Männer, Frauen, Kinder drängen sich, alle in weißen Kleidern, bleich, schluchzend. Ein Abschiednehmen wie vor einer großen Reise, wie vor dem Tode. Denn einem jeden wird heute im Himmel sein Spruch und Urteil.

„Der Rabbi!“, „Platz!“, hört man plötzlich rufen. Man drängt zur Seite, eine Gasse wird freigemacht. Aus seinem dem Bethaus schräg gegenüberliegenden Haus ist Rabbi Mosche getreten. Er stützt sich mit einer Hand auf Israel, der ihn überragt, die andere streckt er wie tastend vor. Sein Gebetmantel hängt ihm bauchig um Kopf und Schultern und ist auf der linken Seite im Gürtel aufgesteckt, dessen silberne Schnalle blitzt. Der schwarze, von weißen Fäden durchzogene Bart ist tief auf die Brust gesenkt. Man kann das Gesicht nicht sehen. Schnell, mit kurzen Schritten überquert er die Gasse. Die sich ihm nähern wollen, weist Israel mit kurzem Kopfschütteln und stummen Winken ab. Hinter ihm schreitet hochaufgerichtet ein graubärtiger Mann, einer der Gemeindeältesten.

Die lange trübe Dämmerung geht zu Ende. Spähend stehen vor den offenen Toren des Bethauses Männer in weißen Sterbekleidern und sehen zum Himmel hinauf: er ist tief verhangen, kein Stern sichtbar. Ein Raunen geht durch die drinnen versammelte Menge, die auf den Beginn des „Kol Nidre“ Gebetes wartet. Warum schwieg Rabbi Mosche? Was meinte Israel? Was steht heute Großes bevor? Ihre Herzen zittern in Furcht und Hoffnung.

Alle Lichter brennen; ihre Flammen flackern und neigen sich wie unter einem unsichtbaren Wind. Drei dumpfe Schläge ertönen von der Erhöhung. Die draußen Stehenden eilen hinein, die Tore schlagen zu. Das Volk ist allein mit seinem Gott.

Leise und dünn, zaghaft wie das Flöten eines Vogels, steigen die ersten Töne aus dem gerundeten Munde des Vorbeters. Der eingeschrumpfte, achtzigjährige Greis, dessen Namen die Jüngeren kaum wissen, er heißt einfach »der Alte«, taucht damit langsam aus der Tiefe seines stummen Gebets herauf, von dem sein Gesicht noch tränennass ist. Obgleich er fünfzig Jahre und mehr, Jahr um Jahr, an den hohen Bußtagen an dieser Stelle steht, erstirbt sein Herz jedes Mal vor Angst und Zagen, wenn er beginnen soll, fühlt er seinen Leib unter der Last der Berufung fast zusammenbrechen: wie darf er, der Unwürdige, es wagen, für die ganze Gemeinde dem Himmel zu nahen, als »Abgesandter der Versammlung« das Gebet vor den Allerhöchsten zu tragen? Doch sobald er seine Stimme rein und klar sich über die Stille erheben hört, fühlt er eine Kraft in sich wachsen, die den armen gebrochenen Leib seine Pein vergessen lässt und sein Herz mit so viel kindlichem Gottvertrauen und Zuversicht erfüllt, dass er nach dem Schlussgebet am nächsten Tag sich stärker fühlt als vor Beginn. Ein Zeichen, dass sein Gebet nicht abgewiesen worden ist. Doch heute fühlt „der Alte“ Widerstand. Er hat seine Erfahrungen mit den »oberen« Zuführern des Gebets auf dem Wege zur Quelle der Gnade ... Er erschrickt. War sein Sinn nicht rein, hat er es in etwas versehen, dass die Engel des Gebets das rechte Tor nicht öffnen, und der Widersacher wie ein schwarzer Schatten davor gelagert ist? Er verstärkt seine Anstrengung. Seine Stimme steigt mühsam und klagend aus gängstigem Herzen ... Er schlägt mit einer Hand den überhängenden Gebetmantel von seinem Kopf zurück. Rabbi Mosche steht, die Torarolle im Arm, unbewegt zu seiner Rechten, sein Gesicht ist starr, der Alte kann nur das Weiße seines Augapfels sehen, der nach innen gerollt ist.

Zweimal ist das „Kol Nidre“ emporgestiegen, zum dritten Mal stimmt es der Alte mit verstärkter Gewalt an, da beugt sich Israel über die Schulter des Rabbi und flüstert ihm ins Ohr. Er rührt sich nicht.

In dem weiten niederen Raum ist es heiß und stickig. Die reihenweise in den Bänken stehenden vermummten weißen Gestalten der Beter sind in einen roten Nebel getaucht. Die qualmenden Flammen der Kerzen knistern, ihr Flackern webt irrende Schatten wie Spinnweb über der Versammlung. Sie stehen dicht gedrängt und spüren es in ihrer Versunkenheit kaum. Doch es wird immer enger. Hie und da befreit einer unwillkürlich seinen Arm, schiebt ein anderer den Gebetmantel aus dem schweißübergossenen Gesicht zurück; es hilft nicht. Es ist ein Druck, der von zwei Seiten gleichmäßig presst. Verstört sucht der eine oder der andere aus der Bank den seitlichen Gang zu gewinnen. Auch der ist von weißen Gestalten verstopft, die wie eine zähe Masse langsam nach vom fließen. Unruhe erfasst die aufgestörten Beter. Was ist das? Die Tore sind doch geschlossen. Woher diese Menge? Plötzlich ein Schrei! Wer wagt es, das Gebet zu stören? Die Stimme des Vorbeters flackert ängstlich und erstickt. Dann wieder ein Schrei. In den Reihen sinken Kinder und Männer ohnmächtig zusammen und können nicht fortgebracht werden. Schrecken packt die Menge. Noch wagt man nicht zu sprechen. Verstört zeigt man, flüsternd, mit Fingern auf die sonst leere Erhöhung in der Mitte, die den Andrang der weißen Gestalten kaum fassen kann. Die Stufen hinauf fließt es ununterbrochen immer

weiter. Die Bänke krachen, die Kanten der schmiedeeisernen Geländer schneiden in den Leib. Es ist, als rückten die Wände zusammen, als presste die schwarze Decke von oben und der Boden von unten. Wimmern, Weinen und Schreie wachsen zum Tumult. Die Stimme des Vorbeters ist wie ein ersticktes Licht erloschen. Der Alte ist unter sein Pult gesunken. Niemand kann ihm nahen.

Wieder hat sich Israel über die Schulter des Rabbi Mosche gebeugt. Und plötzlich erwachend, wendet sich der Rabbi, seine Augen blicken ruhig. Mit einer schrecklichen Stimme, die wie das Brüllen eines Löwen den Tumult überdröhnt, ruft er: „Werft die Gebetmäntel ab, wer da lebt, und rührt euch nicht!“ Stille, Bauschen, die Gebetmäntel sinken von den Häuptern und Schultern herab und enthüllen Köpfe, Bärte und wild flackernde Augen. Doch nicht alle, die anwesend sind, haben den Befehl befolgt. Es geht ein Ziehen und Zucken durch die zusammengepressten Reihen, der zähe Strom der weißen Gestalten auf der Erhöhung, in den Gängen, staut sich, steht still und wendet sich. Ein Schlurfen und Scharren von tausend Füßen ist in der plötzlich lautlosen Stille zu hören. Die Gebetmäntel, viele von altertümlicher, nie gesehener Art, wie in Scham tief über die unsichtbaren Gesichter gezogen, bewegen sich die Gestalten stumm nach den geschlossenen Ausgängen und Fenstern. Viele, die von den Abziehenden gestreift werden, sehen entsetzt, dass die Schaufäden an einem Zipfel ihrer schleifenden Mäntel fehlen. In solchen Mänteln werden die Toten begraben. Sind die Gräber geborsten, sind die Toten auferstanden?

Die Lebenden halten erschauernd die Köpfe der Kinder unter ihren Gewändern verborgen. Lange noch schattet graues, geballtes Gewölk über den Stufen des Vorraums, an den nachtschwarzen, unverhängten Fenstern – dann wird es heller. Die Flammen der Kerzen steigen fast weiß in die Höhe ...

Drei dumpfe Schläge ertönen wieder von der Erhöhung. Babbi Mosche ist hinaufgestiegen, die Ältesten mit den Torarollen im Arm umstellen ihn. „Wehe, wehe!“, ruft er, und ein Stöhnen entringt sich seiner Brust, „dass dies Geschlecht zu schwach ist, Deinen Erlöser zu empfangen. Stärke es, o Herr, und vergib ihm und mir.“ Und aufschluchzend beginnt er nochmals das beim dritten Mal unterbrochene „Kol Nidre“.

Seit dieser Nacht ist es bis auf heute in Kutu Brauch, am Jom Kippur Abend keine weißen Gewänder zu tragen.

Und doch!¹

Was blühn soll, wird blühn,
Sieh, die Sonne wacht –
Glüht noch ein Tröpflein Himmelfeuer,
Die Flamme wird entfacht!

Himmelfeuer – Höllenfeuer
Brennt das Herz Dir rein
Und sengt's ein rot Stück Leben mit,
Still – es war nicht Dein.
Was blühn soll, wird blühn!

Ruhsam träumt im festen Kern,
Was Dauer hat von deinem Leben,
Den Traum vom höchsten Stern,
Zu dem sich's soll erheben.

Da reicht kein Glück, kein Lied hinab
Und keiner Stürme Wehen –
Einst bricht's die harte Schale durch,
Dann wirst du auferstehn.

Im Hochgebirge²

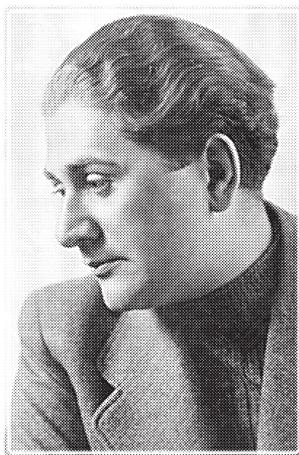
Noch liegt ein matter Glanz gebreitet
Auf dunkler Flur. Der Sonne Sang verhallt –
Und Silbernebel steigen dicht geballt
Hinauf zur Höh, im Abendwind geweitet.

Ein einsam lichtet Wölklein nur noch streitet
Hoch über Nebelflut und Nachtgewalt,
Ein letzter Pilger, der zur Sonne wallt –
Die Gipfel glühn, – ein später Tag entgleitet.

O kühler Hauch von jenen goldnen Zinnen
Wo Licht und Tod vereint das Ewge weben –
Urreine Form, nur noch dem Auge Leben –
Verwebst der Wünsche Sturm, der Sehnsucht Sinnen,
Lässt Lebensgrund zermürbt wie Sand zerrinnen –
Und All und Nichts will Einen Ton nur geben.

¹ Aus: Feiwel, Berthold (Hrsg.): Junge Harfen. Eine Sammlung jungjüdischer Gedichte. Berlin: Jüdischer Verlag, 1903, S. 64.

² Ibidem.



HENRY WILLIAM KATZ

H. W. Katz (eigentlich Henry William Katz; geboren als Herz Wolff Katz; * 1906 in Rudky, Galizien; † 1992 in Florida, USA) war ein österreichischer Schriftsteller und Journalist. Er nutzte verschiedene Schreibweisen seines Namens, z.B. Willi Katz, Bill Katz, Guillaume Katz, Herz Wolff und das Pseudonym Willibald Kater. Der amerikanisierte Name Henry William Katz, abgesehen von Kennern der Exilszene in Amerika, war völlig unbekannt.

1906 wurde Herz Wolff Katz in der galizischen Kleinstadt Rudky geboren. Während des ersten Weltkrieges kam er nach Deutschland und begann Anfang der dreißiger Jahre als Journalist zu arbeiten. Katz schloss sich der Sozialdemokratie an und wurde 1932 der jüngste Redakteur der liberalen Berliner Wochenzeitung *Welt am Montag*.

Katz war Zeuge der Bücherverbrennung am 10. Mai 1933. Im Mai 1933 floh er aus Deutschland in das französische Lyon. In den ersten Jahren des Exils in Frankreich entstand sein Roman *Die Fischmanns*, der die Geschichte einer ostjüdischen Familie in Galizien einschließlich ihrer Flucht nach Deutschland erzählt. Mit diesem Manuskript beteiligte er sich 1936 am Wettbewerb für den erstmals ausgeschriebenen Heinrich-Heine-Preis des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller (SDS) in Paris, der als Forum für junge und unbekanntere Autoren im Exil gedacht war. Die Jury, bestehend aus Anna Seghers, Bruno Frank, Hans A. Joachim, Ernst Leonard, Hans Marchwitza und Hans Sahl, wählte unter vielen, aus ganz Europa eingegangenen

nen Arbeiten Katz' Roman im Mai 1937 für diesen Preis aus. Diese Auszeichnung erleichterte es Katz, einen Verleger für sein Buch zu finden. Seinem Erfolg entsprechend, wurde Katz in Emigrantenkreisen auch als „Fischmanns-Katz“ bzw. „Heine-Katz“ bezeichnet, offenbar um ihn von dem tschechischen Kommunisten Otto Katz, einem Mitarbeiter Willi Münzenbergs, oder dem exilierten, österreichischen Kinderbuchautor Leo Katz zu unterscheiden.

In den Jahren 1937/38 schrieb Katz den Roman *Schloßgasse 21*, der die Geschichte der Familie Fischmann in Deutschland bis zum Jahr 1933 fortsetzt. Ebenso entstanden während dieser Zeit einige kleinere Beiträge für verschiedene Exilzeitschriften. Der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges verhinderte eine geplante deutsche Ausgabe seines zweiten Romans bei Allert de Lange. Katz kämpfte seit Kriegsbeginn als Freiwilliger in der französischen Armee; im Frühjahr 1941 flüchtete er mit seiner Familie über Lissabon nach Amerika. Am 15. April 1941 kam er mit einem Flüchtlingsschiff in New York an, auf dem sich auch sein galizischer Landsmann Soma Morgenstern befand.

Katz' Bücher hatten das amerikanische Exil schon vor ihm erreicht, da sie Lion Feuchtwanger dem amerikanischen Verleger Ben Huebsch empfohlen hatte. So erschienen die beiden Romane in englischer Übersetzung – *The Fishmans* im Jahr 1938 und *No. 21 Castle Street* 1940 – bei dem New Yorker Verlag. Die Bücher von Katz erhielten viel Aufmerksamkeit und wurden in vielen Zeitungen der Vereinigten Staaten ausführlich rezensiert, unter anderem auch in den großen Blättern *New York Times*, *New York Herald Tribune* und dem Wochenmagazin *New Yorker*. Selbst Franz C. Weiskopf reiht in seiner ersten Bestandsaufnahme der deutschen Exilliteratur von 1948 Henry William Katz noch unter die Nachwuchsautoren ein, aber das amerikanische Exil sollte für Katz zugleich das Ende seiner kurzen „literarischen Karriere“ werden: Der Exilalltag zwang ihn, seine Schriftstellertätigkeit aufzugeben und Arbeiter in einer Maschinenfabrik zu werden.

Amerika wurde für den Autor, wie für viele andere, zum dauerhaften Exil. 1992 starb er in Florida. In Deutschland blieben Katz' Romane nach Kriegsende praktisch 40 Jahre lang unentdeckt. Nach vielen erfolglosen Bemühungen des Autors wurden die Romane *Die Fischmanns* und *Schloßgasse 21* erstmals 1985/86 veröffentlicht.

Werke: *Die Fischmanns* (1938); *Schloßgasse 21* (1940).

Die Fischmanns¹

Auf einem Leiterwagen

Mitten in meine Kindheit brach ein Tag ein, mit dem mein bewusstes Leben begann. Noch heute klingt mir das Echo dieses Tages wie zerreißender Trommelwirbel in meinem Herzen. Wenn ich zurückdenke, brennt mir die Kehle, ich muss trocken schlucken, und dann steigt ein seltsames Schuldgefühl in mir auf, ich weiß nicht einmal recht weshalb. Vielleicht, weil ich mir heute sage, dass ein solcher Tag von jedem Menschen besonderen Mut verlangt, und ich damals gar nicht wusste, noch nicht wissen konnte, was das ist: Mut. Denn ich war erst sieben Jahre alt.

So endete meine erste Kindheit, und so begann mein Leben: ich flüchtete.

Ich durchlebe noch jetzt, nach mehr als zwanzig Jahren, jede Phase dieses denkwürdigen Tages.

Ich hockte in einem wackligen Leiterwagen, der in allen Fugen ächzte und krächzte und der mit Bündeln und Säcken vollgestopft war. Neben mir saßen eng aneinandergesprengt: meine Mutter, mein jüngerer Bruder, die Großeltern und außerdem zwei mir fremde Männer mit langen Bärten und schwarzen Schafpelzkappen. Der Kutscher, ein Bauer mit Joppe und erdfarbenen Hosen, die in schmutzigen Stiefeln staken, lief schnalzend und „Hüh“-rufend nebenher.

Es wird sehr früh am Morgen gewesen sein, denn ich erinnere mich, dass die Welt um uns herum sich erst mühsam von der Finsternis befreien musste. Man hatte mich schlafend in den Wagen gebracht. Nun sah ich vor und neben uns einen starken Nebel, der sich nach und nach auflöste. Die Räder des Gefährtes knirschten wie vor Kälte und Müdigkeit.

Ich wusste, dass die letzten Soldaten die Nacht vorher das Städtchen geräumt hatten. Leer und tot lagen die Gassen da. Wir fuhren davon und ließen zerschmetterte Fensterscheiben, eine gesprengte Brücke und ein verlassenes Gotteshaus zurück. Die beiden bärtigen Fremden, die mit uns auf dem Wagenboden – zwei aufgelegte hüpfende Planken – kauerten, bejammerten irgendeine Frau, eine ihrer Verwandten, die nicht hatte mitkommen wollen. Als hätte sich dies alles erst ges-

¹ Auszüge aus: Katz W.: Die Fischmanns: Roman. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 2015.

tern abgespielt, so höre ich jetzt noch die zwei Unbekannten neben mir keifend von der Zurückgebliebenen sprechen.

„Ein verrücktes Weib. Weil sie an kranken Füßen leidet, weigert sie sich mitzukommen. Wozu ist sie geblieben, wozu? Wen will sie hüten? Was will sie hüten? Die leere Stadt? Den Friedhof?“

Dies alles sprachen sie nicht etwa in einem Atem. Mit wutgefüllten Pausen zwischen den oft abgehackten, schrillen, ingrimmigen Feststellungen unterhielten sie sich – und auf Jiddisch. Denn wir waren Juden, sehr junge und sehr alte Juden, und alle auf der Flucht. Nur der Bauer, der Besitzer des Fuhrwerkes, war kein Jude.

„Panje Bauer“, sagte mein Großvater fast zärtlich, in einem Gemisch von Polnisch und Ruthenisch. „Meinst du, dass dein Pferd es schafft? Ist es nicht zu weit bis zur nächsten Stadt? Und werden sie uns nicht vielleicht doch noch unterwegs überholen? Und, Panje Bauer, was meinst du, was uns geschehen würde, wenn sie uns, Gottbehüte, dennoch überholen, he? Werden sie uns, Gottbehüte, das Genick umdrehen, sag!“

Statt eine Antwort zu geben, schnalzte der Bauer kräftiger, höhnischer, hinterlistiger als bisher. Dazu ließ er die Peitsche hart durch die Luft pfeifen und pustete verächtlich die Lampe aus, die am rollenden Wagen hing.

„Panje Bauer“, begann der Großvater immer wieder, noch zärtlicher, noch besorgter. „Panje Bauer, was meinst du...“

„Was stellste solch' kindische Fragen!“, unterbrach ihn zornig die Großmutter, sie sprach ungeniert und jiddisch. „Siehste nich', dass er ein Rosche is'? Die Zunge soll ihm verdorren. Und beide Hände – aber erst, wenn wir am Ziele sind“, setzte sie vorsichtig hinzu.

Und immer wieder schüttelten die fremden Männer Kopf und Hände, grollend, giftig, kleinlich schroff:

„Hat man jemals Ähnliches gehört? Weil sie kranke Füße hat, wollte sie nicht mit!... Eine Verrückte!“

Indem ich dies niederschreibe, erlebe ich noch einmal jene Stunden auf dem polternden Leiterwagen. Ich bin wieder das in Decken und zwischen Säcken verstaute Kind, und wie damals sehe ich vor und hinter uns noch viele andere Fuhrwerke rollen, ächzend, krächzend und gezogen von meist alten Gäulen. Frierend sehe ich den Nebel fliehen, Juden fliehen, und vor uns streicht ein herbstlicher Wind über die unendliche Landstraße.

Ich bin Flüchtling. Mit sieben Jahren.

Damit beginnt eigentlich erst mein Leben.

Strody am Flusse Stryj

So jung war ich, als ich das Land verließ, in dem ich zur Welt kam. Trotzdem sehe ich, wenn ich die Augen schließe, alles so, als hätte ich dort hundert und mehr Jahre verbracht.

Endlos waren die Ebenen, kurz war der Frühling, auf den Ackern dampften Misthaufen, säuerlicher Kuhmist.

Der Sommer war trocken und dürr, und ich hörte dumpfe Einschläge. Es donnerte oft, und es schlug oft ein, denn die Blitzableiter waren hier noch ebensovienig bekannt wie das elektrische Licht, das Gas, das Kino. Dafür dufteten der Weizen und der Hafer scharf und durchdringend. Und die langgestreckten, tiefgedüngten Felder wetteiferten mit dem Gestank der Fische, der Zwiebeln und der Bettelei aus den kleinen Städten.

Es gab damals viele kleine Städte in diesem Land. Die Wege, die in sie hineinführten, waren ungepflasterte, schmale, löchrige Streifen. Wenn der Regen troff, und dies war besonders oft im Herbst der Fall, glich die Landschaft einem lehmigen Morast. In den Gräben faulte eine trübe, stinkende Brühe.

Damals war es mir unbekannt, aber heute weiß ich, dass es außer diesen gepflasterten Wegen auch einige gute Straßen gab, die sich in diesem windigen Zipfel Europas wie peinlich sauber gehaltene schöne Teppiche in einem verwilderten Ziegenstall ausnahmen. Diese breiten, mit grauen und festen Decken versehenen Fahrbahnen waren nicht aus Liebe zu den hier wohnenden Polen, Ruthenen oder gar Juden angelegt worden. Der einzige Grund für ihre Errichtung war ein militärtechnischer. In schnurgerader Linie führten sie nach dem Osten. Dort lag das große, mächtige Zarenreich, der gefürchtete russische Bär.

Unweit der Grenze gab es lange Jahre vor dem großen Krieg den kleinen Ort Strody. Dort wurde ich geboren. Ich habe oft und lange darüber nachgedacht, ob mein Leben eine andere Wendung genommen hätte, wenn mein Geburtsort nicht Strody gewesen wäre. Heute glaube ich, dass es ganz gleich ist, wo ich, der Jude, zur Welt kam. Dass ich als Jude geboren wurde, war bestimmender für mein Leben. Denn man verfolgt nicht nur die Juden aus Strody.

Alles in diesem Städtchen war gelblich und fleckig: der Tag, die Häuserwände, die Menschen. Besonders seltsam berührten mich das Kommen und Gehen der Nacht, und ich erschrecke heute noch, wenn ich an die Nächte in Strody denke, die gleich dunklen Geheimnissen in die winkligen Gassen einfielen und aus den Gesichtern der Menschen bleiche Masken machten.

Vielleicht noch grausiger war das Erlöschen der Finsternis. Einige Male habe ich diesen Wechsel von Tag und Nacht gesehen, immer dann, wenn ich krank im Bett lag und furchtsam durch die vorhanglosen Scheiben starrte. Ich war als Kind oft krank. Mit der Zeit nahm in meiner Phantasie die abziehende schwarze Stille die furchterregende Gestalt eines Lahmen an, der davonhumpelt und spurlos zwischen den harten Schollen der erkalteten Äcker verschwindet. Der Himmel hing

dazu ewig schief über die leicht gekrümmte Flur, auf der dieses kleine Städtchen Strody lag, Strody am Flusse Stryj.

Eine Abwechslung brachten die wöchentlichen Markttag. Da kamen die Bauern und ihre Weiber von weither. Die Bäuerinnen hockten sich mitten auf den weiten Platz hin, auf den bloßen und staubigen Boden. Bäuerinnen hatten dort damals in der Regel drei Röcke an, außerdem einen wollenen Unterrock. Von den bauschigen Hosen aus dickem Barchent sollte man vielleicht besser nicht erzählen. Jedenfalls spürten sie nie die Kälte des Bodens. Sie saßen da und knabberten ihre gelben, gekochten Maiskolben ab. Zur Abwechslung kauten sie manchmal flache, getrocknete Sonnenblumenkerne, die nach kräftigem Öl schmeckten. Die Bündel, die zusammengeknüpften, hatten sie neben sich. Grell leuchteten die bunten, geblühten Kopftücher.

Die Männer dieser hockenden Bäuerinnen standen an ihre kleinen Pferde oder Karren gelehnt und blickten verträumt und schweigend in die sie umgebende Welt. Die hieß Strody. So sehe ich diese Männer noch: vorstehende Backenknochen, feste Schnurrbarte, und die widerspenstigen Haare hängen ihnen nach unten, Stirne und Brauen verdeckend.

Aus dem verträumten Blick eines solchen Bauern konnte schnell ein feindseliger, verkniffener, hassender Blick werden. Wenn ein Jude vorbeikam, einer, der weder kaufen noch verkaufen wollte, der nur vorbeikam, dann fiel es hinterlistig und zischend über ihn her:

„Jude, noch immer nicht verreckt, he?“

„Noch nicht, Panje Bauer“, sagte der Jude. Lachte verlegen. Machte einen Bogen.

Einen großen.

„Verdammtes Hundsblood!“, keiften die Bäuerinnen und schossen einen Mund voll nasser Maiskörner hinter dem Juden her.

Der dachte enteilend: „Sollen sie nur schimpfen. Die Hauptsache ist, sie fangen keine Schlägerei an. Solange Kaiser Franz Joseph in Wien noch lebt...“

Die Bauern grunzten ingrimig: „Wie ein Wolf schleicht er fort! Mit eingekniffenem Schwanz!“

„Puhhh!“

Der Speichel vermischte sich mit dem Dreck, aus dem der Platz bestand.

Zweimal in der Woche war Markt. Da kamen die Bauern und der Jude zusammen. Da spuckten die Bauern aus, und der Jude machte seinen Bogen. Die einen gewöhnten sich ans Spucken, und der andere an sein nervöses Lachen, an sein ausgerutschtes Lachen. Der Jude wusste nie, wann so ein gefährlicher Bauer seine handgreifliche Gefährlichkeit zeigen wollte. Er lernte stillschweigend, wie man Verhöhnungen hinunterschluckt. Mancher Jude war gar gezwungen, sein ängstliches Herz festzuhalten, damit es ihm nicht aus dem Halse hüpfte. Einer erhielt einen furchtsamen Blick, dem anderen schüttelte ein Dauerschreck das ganze Leben lang innen seine Glieder.

Die meisten Juden lernten, wie man ein unbeteiligtes Gesicht macht, wenn man einen Tritt ins Gesäß bekommt. Wie man lächelt, selbst wenn das Herz blutet. Wie man lacht, selbst wenn das Blut hämmert und kocht.

Irgendeinen Knacks hatten alle Juden in Strody weg, denn man lebt nicht ungestraft in einem solchen Ort. Manche hatten sogar ganz verrückte Einfälle. Sie träumten, dass es wenigstens ihren Kindern einst besser gehen würde.

Die kluge Malke träumte diesen Traum für ihren Sohn Jossel. Diese Malke war meine Großmutter, ihr Sohn Jossel mein Vater. Es gab in Strody viele Träumer.

Es gab viele Malkes und viele Jossels.

Es wurden mir viele Geschichten aus dem Strodyer Leben meines Großvaters Leib Fischmann, meiner Großmutter Malke und meines Vaters Jossel erzählt. Manche hörten sich rührend an, manche waren unglaublich schön, manche ebenso roh und gemein, dass man weinen konnte, manche wiederum waren zum Brüllen heiter, doch die meisten vereinigten in sich alle diese Elemente – und unwahrscheinlich erschien mir keine, sonst hätte ich sie nicht niedergeschrieben.

Die meisten dieser Geschichten wurden mir als Kind erzählt. Wenn ich früh zu Bett ging und die Mutter mir und meinem Bruder „als Belohnung dafür“ die Welt in und um Strody schilderte und uns dabei die erfrorenen Füße mit Frostsalbe einrieb. Oder nachmittags, wenn sie etwas nähte und uns um sich haben wollte, denn sie mag wohl gespürt haben, dass sie sehr bald sterben würde. Oft auch hörte ich eine bezeichnende Einzelheit, wenn sie uns schalt. Und vieles erfuhr ich erst später vom Vater, der aber nie freiwillig „sein Leben preisgeben“ wollte, wie er das nannte. Der nur dann von sich sprach, wenn er verbittert war, und ich gestehe, dass ich vor Freude zitterte, wenn er es war, denn anders war er kaum zum Sprechen und zum Erzählen zu bewegen. Und vieles las ich in Briefen, die meine Mutter geschrieben und erhalten hatte, und die ich viele Jahre nach ihrem Tode durchsah. So entstand der Roman meiner Herkunft, bei dem meine Phantasie wohl die Form, aber keineswegs die Tatsachen zu beeinflussen hatte. Denn unser Leben ist an sich bewegt genug gewesen.

Mein Großvater Leib Fischmann war kein Gutsbesitzer, er besaß weder Wälder, noch Diener, noch Viehherden. Ich kann also nicht mit den prahlerischen Ergüssen einer hohen Abstammung dienen, bei der sich dann nie recht aufklären lässt, ob die Besitzungen der reichen Großeltern väterlicherseits oder mütterlicherseits in die Ehe gebracht wurden. Leib Fischmann war nur ein einfacher Schankwirt, der „Balabos“ eines kleinen Gasthofes in Strody. Aber er war nicht arm. Eher konnte man das Haus der Fischmanns ein wohlhabendes Haus nennen. Jedenfalls lernte ich in den ersten Jahren meines Lebens „Armut“ nicht kennen. Erst viel später sollte ich die Gefühle des Hungers und des Abgerissenseins empfinden. In Strody aber war vieles vorhanden: ein Haus, ein Hof, Geflügel, Ziegen, ein Garten, Äcker, der Gasthof. Sicherlich also litten wir keine Not, doch besteht kein Grund, aus Versorgtsein einen Reichtum zu machen. Die Fischmanns genos-

sen, soviel ich verstand, weit und breit ein allgemeines Ansehen. Kam ein „Maggid“, ein wandernder Rabbi, von auswärts nach Strody, dann stieg er bei uns ab. Draußen scharrtten die Pferde seines Wagens mit ihren Hufen im Schlamm oder im Schnee, je nach der Jahreszeit. Der Kutscher saß in der Schenke und trank Branntwein, der hohe Gast aber saß mit uns am Tisch und aß die ersten und die besten Stücke einer besonders reichlichen Mahlzeit. Bevor er wieder wegfuhr, segnete er uns Kinder, wofür wir ihm die Hand küssen mussten, und hauchte wohl auch einige durchlöchernte Münzen an, die uns dann die strahlende Mutter als Talisman um den Hals hängte...

Doch halt, meine Phantasie läuft der Erzählung weit voraus. Was also die Fischmanns angeht, so waren sie galizische Kleinstadtjuden, die von Sabbatausgang bis Freitagnachmittag an Juden, Polen und Ruthenen grüne Heringe, Branntwein, saure Gurken, kochend heißen Tee (mit Zitrone) verkauften und außerdem vier Zimmer zu vermieten hatten, davon eines mit Balkon und Vorhängen vor den Balkontürscheiben. In Strody gab es nur einen Balkon, und der befand sich am Hause meines Großvaters. Also hatte ich ja eigentlich auch Grund, auf „etwas“ stolz zu sein.

Ein Jahr vor meiner Geburt trug sich Folgendes zu:

Leib Fischmann befand sich ganz allein in der Schenke, denn es war schon spät am Abend, und es brannte nur noch die Petroleumlampe über dem Schanktisch. Es lässt sich nicht mit aller Bestimmtheit sagen, was er tat, aber ich habe ihn in Erinnerung als den „Mann hinter der Theke“, der, mit philosophischer Ruhe und vollkommen bei der Sache, mehrere Heringsschwänze pro Tag vertilgte und dann den entstandenen Durst mit einem „Gläselchen“ (wie er die Gläser nannte, wenn er sie benutzte) löschte. Sicherlich tat er an jenem fraglichen Abend das Gleiche und wischte sich hierauf die nach Heringen und Schnaps riechenden Finger an seinem Rock ab, der schon beinahe so lang wie ein schwarzer Mantel war und wie ein gebohrter Fußboden glänzte.

Da kam noch ein später Gast, den wohl das einsame Licht von draußen angelockt haben mochte. Es war ein reichlich seltsamer Gast, denn er stolperte auf eine sonderbare Art in die Schenke hinein. Er kam nämlich nicht, wie man es sonst zu tun pflegt, mit seiner Vorderfront zuerst herein, also mit seinem Gesicht, mit Brust und Bauch, sondern er stelzte quer durch die Tür, mit weitgespreizten Beinen.

Es entwickelte sich zwischen dem Gast und dem Wirt ein kurzes, sehr zweckbetontes Gespräch.

„Jude, dein Strody ist ein langweiliges Nest“, schimpfte der Gast.

„Panje Bauer, das ist vielleicht richtig“, sagte der alte Leib schlau.

„Wenn die Marischka, eure Hure, nicht wäre...“

„Panje Bauer, das ist sicher richtig.“

Der Gast saß zweizentnerschwer vor seinem Tisch.

„Bring mir Slibowitz, eine ganze Flasche, aber rasch, Jude!“

„Jawohl, Herr“, sagte der alte Leib flink und höflich.

Brummend stieß der Gast den feuchten Schnurrbart an den Glasrand.

„Das Maul der Marischka“, nörgelte er, „das ist angenehmer. Und was bei ihr darunter ist, noch mehr!“

„Das ist vielleicht richtig.“

Beim vierten Glase fragte der Dahockende: „Wer hat Heringstonnen? Ich brauche eine. Für den Grafen persönlich. Wo schickst du mich hin, du!“

„Geh zur Riwke Singer, sie steht den ganzen Tag auf dem Markt“, sagte Leib.

„Sie ist eine arme Frau, eine fleißige Frau, ihr Mann ist sehr krank, er hat es mit der Lunge, man muss ihr helfen.“

Beim achten Glas brummte der Gast: „Hat sie wirklich 'ne Heringstonne, diese Marischka, wo hat sie die versteckt, dieses Schwein, dieses Hürchen...“

„Sie heißt Riwke Singer“, sagte Leib und stellte die Flasche weg. „Sicherlich hat sie, was du brauchst.“

Der Gast hatte nicht aus gewöhnlichen Schnapsgläsern getrunken, sondern aus Teegläsern. Er begann zu protestieren, gegen die große Petroleumlampe mit dem grünen Schirm.

„Was guckste mich so an, Mond...“

Auf der Tischplatte lag Marischka. In einer Heringstonne. Nackt. Splitternackt. Mit fünf Gulden in der Hand...

„Marischka, Heringstönchen, komm, Marisch...“

Der alte Leib schloss die Tür hinter ihm.

Von diesem Gast erhielt Jossel Fischmann, der Sohn des Leib, am Tage darauf auf dem Markte in Strody so fürchterliche Prügel, dass er mehrere Tage im Bett liegen bleiben musste. Außerdem trägt mein Vater seit damals eine Brille.

Diese Prügelei, der Grund dazu, die Mitwirkenden, die Folgen – dies alles ist so echtes Strody, dass ich diese Geschichte erzählen muss. Vieles davon erfuhr ich erst kürzlich in Paris, wo ich mich mit einem Manne traf, der einst in Strody lebte: mit dem Sohne des früher dort wirkenden jüdischen Arztes Nachum Spiegel, ein Bekannter der Fischmanns. Dieser Sohn, Mediziner wie sein Vater, ist jetzt Nachtconcierge einer großen Pariser Juwelenhandlung und gibt tagsüber Musikstunden, wenn er Schüler findet.

Der seltsame Gast in Fischmanns Schenke war Janek gewesen, ein Waldhüter des Grafen R., eines wirklichen Grafen, der an der russischen Grenze ausgedehnte Güter und Waldungen besaß.

Ich sehe diesen Janek ganz deutlich vor mir, ja ich spüre ihn fast körperlich. Und je länger ich ihn mir vorstelle, desto schneller verschwinden die Wände meines Zimmers, die wenigen Möbelstücke, die Bücher, die Lampe, das Papier, die Tinte, das Kratzen der Feder – ich bin auf dem Wege nach Strody...

Janek, der Waldhüter

Eines Tages, an einem späten Nachmittag, es dunkelte bereits dort hinten, wo Himmel und Erde zusammenstoßen, um diese Zeit also kam Janek aus dem Wald. Er hatte einen weiten Weg vor sich. Eine Stunde und noch mehr musste er laufen. Er trollte ganz allein dahin, er sprach laut vor sich her, er piff und sang. Anfangs machte es ihm noch Spaß, sich selbst auszureißen, wie ein Irrer davonzu- laufen, sich nachzusetzen, geräuschlos durch die Büsche gleitend sich einzuholen. Aber bald wurde er dieses zu ruhigen Spieles müde, und er begann seinen Gesang hochzuschrauben auf ein fröhlich-grollendes Gebrüll.

Jenseits der dunklen Fluren lag Strody, darauf marschierte er schnurstracks zu. Die Bäume, rechts und links, hielten mit ihm Schritt. Der Himmel ließ schon Sterne mit ihm laufen. Der Wind änderte, ihm zuliebe, seine Richtung. Selbst der Mond, das alte Haus, marschierte mit. Hoih! mit Janek, dem lustigen, dem starken! Mit Janek, der Schenkel hat wie ein Bär! Mit Janek, der einen Stein hundert Meter weit werfen kann und auf sechzig Meter jedes Ziel trifft! Mit Janek, dem verschlagenen, der der lustigste, klügste, der stärkste aller Waldhüter ist! Mit Janek, der alle fünfzig Schritte dasselbe Lied schmetterte, lauter als der Wind in den Zweigen der Bäume, lauter noch als das wütende Hundegebell, das ihn aus den Dörfern verfolgte:

„Hör, mein Täubchen, lass herein mich! Ich bin's, Janek, dein Gemahl! Hör, mein Täubchen, mach hübsch leise! Sonst kommt, Liebchen, dein Ge-e-mahl!“

Hunde dienten dem Grafen R., und auch der Waldhüter Janek. Meilenweit konnte ein schweißiger Hund laufen, mit vorgestreckter Zunge, heiser fauchend, wenn er rotes Fleisch in der wehenden Luft witterte. Wenn ein Janek schon lange ohne Frau war, dann wurden seine Schenkel ungeduldig und nass, dann lief auch er meilenweit. Denn im Walde gibt es vielleicht Beeren, Bäume und Schlangen, aber keine Weiber wachsen im Walde, zum Teufel!

Er wollte wieder einmal, dieser Janek, in Strody sein, oben auf der Straße, die zum Flusse führt, und dort die kitzligen Mädchen hören, die feucht und jung vom Strome herauflachen! Er musste wieder einmal auf einem warmen Frauenzimmer liegen, auf der dicken Marischka, die eine große Kundschaft hat, und die sich, wie alle sagen, viel Geld gespart hat, dieses Weibsbild, und heute so reich ist wie der Graf persönlich! Bald wird er bei ihr sein, in ihrem Hause, das gleich am Ortseingang liegt, auf der rechten Seite, bald...!

„Hör, mein Täubchen, lass herein mich!“, brüllte er barsch. Die Bäume brüllten fauchend mit. In den schwitzenden Händen, die breit wie Kohlschaufeln waren, hielt er einen dicken Stock, einen neuen. Es war ihm verdammt heiß geworden beim Marschieren, beim Singen. Er öffnete den festen Pelz mit einem Ruck! Die drei klebrigen Westen! Das nasse Hemd!

„Lass herein mich!“, brüllte er schrill. Die stampfenden Beine stießen tiefe Löcher in die Landstraße (die keine war), sie bewegten sich vorwärts wie blinde, unförmige Masten. Ein wuchtiger Kerl schaukelte auf diesen Masten, ein schwe-

rer, breitschultriger, ein Streithammel, ein Krakeeler. „Ich bin's, Janek, dein Gemaaahl...!“

Mitmarschierte der frische Wind, mitzusingen versuchte der finstere Wald, stärker jedoch waren die Lungen, die starken, des Janek. Halb demütig, halb tückisch, schmetterte er gegen den klaren Nachthimmel: „Lass herein mich!“ Der Mond versteckte sich schnell hinter einer Wolke, als er die rotbehaarte Brust und die muskulösen Schlüsselbeine erblickte. Er sah, vor Neid erblassend, tief unter sich den mächtigen Leib, der trompetend vorwärtsstelte, zur Marischka, nach Strody.

Endlich stand Janek vor dem Haus, das er fast noch überragte. Eine niedrige Bude war dieses Haus der Marischka, ganz ohne Stockwerk. Schön leuchtete im Dunkeln der frische weiße Kalk. Tief herunter hing das im Mondlicht silbern glitzernde Strohdach. Es verbeugte sich vor Janek wie der Rücken eines Knechtes vor dem Grafen. Wie es sich gehört.

Janek war jetzt der Graf. Auf seinen dicken, festen Stock gestützt, so stand er da. Er wartete, stirnrunzelnd und horchend, einige Minuten. Er schwitzte dabei wie ein gebrühtes Schwein, wie ein gebrühtes Schwein im Kessel. Er blies, keuchte, schnaufte. Er schöpfte Luft in dicken, langen, heftigen Zügen. Wie eine von den verrückten, neumodischen Maschinen zum Dreschen, von denen ihm Stanislas kürzlich erzählt hatte. Richtige Maschinen, die schnaufen wie ein Mensch, haha! Die hundertmal so groß sind wie ein Janek, hatte er gesagt. Und hundertmal so viel arbeiten, hatte er gesagt, dieser Aufschneider! Ein guter Witz, das! Dieser Stanislas ist ein witziger Kopf, fürwahr! Eine Maschine zum Dreschen! Und was machen wir mit unseren Knechten, Panje Stanislas, he? Und mit unseren Dreschflegeln, he? Bald wird er kommen und von einer Maschine zum Wachsen erzählen, haha! Ein übergeschnappter Kerl, dieser Stanislas!

Der spöttelnde „Graf“ schritt befehlend auf die Tür zu, auf die dunkle, verriegelte. Er schlug hart mit dem Stock gegen die verschmierten Bretter.

„Bum – Bum – !!“ Nichts rührte sich.

Der Mond unterbrach neugierig seinen Lauf und hielt den Atem an.

Der Wind hatte jetzt ganz schwache Lungen, ganz schwache wie ein kleines Kind.

Die Landstraße leuchtete um die Ecke, und von weitem schnaufte der Hügel, aber es klang, als kichere einer.

Da hörte der horchende Janek auf, der mächtige Graf zu sein. Jetzt hieben seine Fäuste.

„Marischka“, flüsterte er, „Marischka...!“

Ein schönes Flüstern. Seine Stimme war so stark wie ein Sturm, der aus den östlichen Steppen anrast.

Endlich wurde drin eine Tür aufgestoßen, ein bellendes Schimpfen rollte durch die kleine Bude, und lautes Gelächter antwortete, fett und begütigend. Dann flog eine zweite Tür auf.

Bautz! Janek prallte zurück, die zweite Tür war die, vor der er stand.

„Marisch...“, gurgelte Janek heiß.

„Was ist das für eine neue Art!“, zischte die. „Mitten in der Nacht? Was ist los?“

„Ich brauche eine Heringstonne“, stammelte Janek, eingeschüchtert, weinerlich, der große starke Janek. „Eine Tonne, für den Grafen, auf dem Markt in Strody...“

„Ist hier der Markt?“, stieß Marischka hervor und wollte die Tür zuschmeißen. „Ich habe keine Tonnen zu verkaufen!“

Da war Janeks Fuß blitzschnell in der Tür.

„Vorher will ich zu dir, mein Bäumchen!“

„Hast du Geld?“

Janek seufzte. „Über fünf Gulden, habe lange gespart, alles für dich, für die heutige Nacht...“

„Was ist los da draußen? Soll ich dich holen kommen!“, schrie eine Männerstimme.

Marischka bog sich vor Lachen. „Ich komme ja schon! Ich bin ja schon da!“

Janek horchte blöde, glotzte blöde. Marischka tröstete ihn lächelnd: „Komm in zwei Stunden.“

Sie drückte sich an ihn heran, ihr Knie drang auf ihn ein. Laut seufzte Janek auf: „Nichts weiter hat sie an als einen Mantel, einen dünnen Mantel nur! Ach, die Raffinierte...!“

„Küss mich, dummer Bauer, aber rasch, ich habe jetzt keine Zeit!“

Janek beugte sich hilflos nach vorn und schmierte der Dicken einen nasen Kuss auf die geschwellenen Lippen. Ein Schuss ging los bei Marischka. Der Schnurrbart Janeks, lang und dick, bedeckte ihr halbes Gesicht. Die Haare waren fest und stichelten.

„Schnell das Geld!“, kicherte Marischka. „Und komm wieder, vergess' es nicht, in zwei Stunden!“

Mit gespreizten Beinen stelzte Janek durch die nächtlichen Gassen. Ein Wind spielte mit den rötlichen Brusthaaren, und in den Röhren sang das Blut.

„In zwei Stunden lieg ich bei der Dicken im Bett“, so sang das Blut. „Zwei volle Tage und zwei volle Nächte werde ich bei ihr liegen! Ich werde ihr schon was zeigen! Mich warten zu lassen! Na, sie wird schon sehen, wer der Janek ist! Sie wird schon sehen...!“ Was das Blut sonst noch sang, soll man besser nicht erzählen, es ist schon so genug.

Er ging auf der Straße, die zum Flusse führte, aber es kicherten keine kitzligen Mädchen feucht und jung. Die Mädchen lagen längst in tiefem Schlaf. „Was ist doch dieses Strody für ein totes Nest! Wenn die Marischka nicht...“

Beim Juden Leib Fischmann war noch Licht. Janek stolperte in die Schenke hinein...

Wir wissen bereits, was sich drinnen in der Schenke abspielte, warten wir also, bis er wieder herauskommt. Es wird nicht allzu lange dauern. Acht Gläser, nicht „Gläselchen“ diesmal, sind für einen Janek keine außergewöhnliche Leistung. So einer verträgt Branntwein bis zu einer gewissen Grenze wie gewöhnliche Menschen Wasser. Wir werden gleich sehen, wie weit diese gewisse Grenze geht...

An der frischen Luft wurde Janek wieder munter.

„Die werde ich jetzt umsonst haben, die ist schon bezahlt“, verriet er den schlafenden Gassen. Und so trug es ihn denn fröhlich zur Marischka.

Aber die machte nicht auf. Erst klopfte der Stock, dann hieben die kiloschweren Fäuste. Es klang wie ein Gewitter, wie kein schwaches Gewitter, solche Fäuste hatte Janek. Aber trotzdem blieb die Tür stumm.

Janek bettelte und winselte: „Mach auf, mein Täubchen, mach doch auf! Ich bin's, dein Jan!“

Janek schrie und tobte: „Verdammtes Schwein! Ich werde dich nackt durch die Dörfer schleifen!“

Janek flüsterte: „Hör, mein Täubchen, lass herein mich.“ Ganz ohne Melodie, er flüsterte diesmal wirklich, nur die Worte.

Nichts half. Die Tür blieb stumm. Die Nacht flog witzelnd über das Haus. Im Garten dufteten Zwiebeln. Fad und wässerig.

„Wer wagt da zu lachen!!!“

(Nur ein Hund, Panje Janek, der heult, aber nicht lacht.)

Das Haus war tot. Die Tür blieb stumm. Janek setzte sich hin. Vor die weißleuchtende Kalkwand. In den duftenden Garten. Um zu überlegen.

Dumpf wühlte es in seinem heißen Hirn. Dass er schon die fünf Gulden bezahlt habe. Dass er der Geprellte sei. Dass er jetzt leer dasitze, ohne Geld und ohne Weib. Dass er etwas unternehmen werde. Aber was, was...? Was ist eigentlich das Beste?

„So ein Frauenzimmer totquetschen, mit den Fäusten, wie eine faule Birne...“

„Oder tottreten, mit den Schafstiefeln, mit den schweren, wie eine Waldschlange...“

„Oder vielleicht den Stock nehmen, den neuen, den dicken...“

Bei der letzten Überlegung schlief er ein. Vor dem Haus. Mitten im Garten.

BIBLIOGRAPHIE

Primärliteratur

BLUMENTHAL, Hermann: Der Herr der Karpathen. Roman, 1917. 253 S.

BLUMENTHAL, Hermann: Der Weg der Jugend. Romantrilogie: I Kindheitstage, II Knabenalter, III Jünglingsjahre. 1907–1910.

BLUMENTHAL, Hermann: Galizien, der Wall im Osten. Kriegserzählungen. München: Georg Müller Verlag, 1915. 154 S.

BUBER, Martin: Begegnungen: Autobiographische Fragmente. Heidelberg, 1986.

BUBER, Martin: Die Erzählungen der Chassidim. Manesse Bibliothek der Weltliteratur. Zürich: Manesse Verlag, 1996.

BUBER, Martin: Die Legende des Baalschem. Manesse Bibliothek der Weltliteratur.

Zürich: Manesse Verlag, 1993.

EHRlich, Josef Ruben: Der Weg meines Lebens. Erinnerungen eines ehemaligen Chassiden. Mit einem Vorworte von Josef Weilen. Wien: Verlag von L. Rosner, 1874.

EHRlich, Josef Ruben: Fabeln und Aphorismen. Wien: Verlag von Faesy und Frick, 1876.

FRANKO, Ivan: Beiträge zur Geschichte und Kultur der Ukraine. Ausgewählte deutsche Schriften des revolutionären Demokraten 1882–1915. Berlin: Akademie Verlag, 1963.

FRANZOS, Karl Emil: Aus der großen Ebene. Neue Kulturbilder aus Halb-Asien. Stuttgart, 1888.

FRANZOS, Karl Emil: Aus Halb-Asien: Kulturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südrussland und Rumänien. Erster Band. Leipzig: Verlag von Duncker & Humblot, 1876.

FRANZOS, Karl Emil: Der Pojaz. Eine Geschichte aus dem Osten. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt, 1994 (eva Taschenbuch 215).

FRANZOS, Karl Emil: Die Juden von Barnow. Geschichten. Berlin: Concordia Deutsche Verlags Anstalt, 1877.

FRANZOS, Karl Emil: Erzählungen aus Galizien und der Bukowina / hrsg. von Joseph Peter Strelka. Berlin, 1988.

FRISCH, Efraim: Zenobi. Roman. Berlin: Bruno Cassirer, 1927. 285 S.

GRANACH, Alexander: Da geht ein Mensch. Autobiographischer Roman. 6. Aufl. Augsburg: Ölbaum Verlag, 2007.

GRANACH, Alexander: Da geht ein Mensch. München: Random House (btb), 2007.

GUTTRY, Alexander von: Galizien: Land und Leute. München und Leipzig: Georg Müller Verlag, 1916.

HERZBERG-FRÄNKEL, Leo: Abtrünnig. Ein Lebensbild aus Galizien. Berlin: Verlag von Hermann Engel, 1889. 31 S.

HERZBERG-FRÄNKEL, Leo: Die Juden, in: Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild, Band 19: Galizien. Wien: Druck und Verlag der kaiserlich-königlichen Staatsdruckerei, 1898. S. 475–500.

HERZBERG-FRÄNKEL, Leo: Polnische Juden. Geschichten und Bilder. Stuttgart 1878.

HRYCAJ, Ostap: An Ukraina. Der ukrainischen Jungschützin Olena Stepaniw gewidmet, in: Ukrainische Nachrichten. Wien, 1915. Nr. 18.

HRYCAJ, Ostap: Peremyschl, das Auferstandene, in: Ukrainische Nachrichten. Wien, 1915. Nr. 16.

HRYCAJ, Ostap: Dem Genius der Ukraine (Zum dritten Zehntenjahre), in: Ukrainische Nachrichten. Wien, 1916. Nr. 79–80.

KATZ, Henry William: Die Fischmanns. Weinheim, 1994.

KATZ, Henry William: Schloßgasse 21. Weinheim, 1994.

KREPPPEL, Jonas: Ostjüdische Legenden. Wien: Verlag „Das Buch“, 1926. 152 S.

KREPPPEL, Jonas: Rabbi Jakob Aschkenazy. (Die Heimkehr des Totgegläubten). Historische Erzählung aus den Tagen Bogdan Chmielnitzkys (1648–49). Wien: Verlag „Das Buch“, 1927.

LACHS, Minna: Warum schaust du zurück. Erinnerungen 1907–1941. Wien: Europaverlag, 1986.

LACHS, Minna: Zwischen zwei Welten. Erinnerungen 1941. Wien: Löcker, 1992.

LANDAU, Saul Raphael: Unter jüdischen Proletariern: Reiseschilderungen aus Ostgalizien und Russland. Wien, 1898.

MORGENSTERN, Soma: Der Sohn des verlorenen Sohnes. Erster Roman der Trilogie „Funken im Abgrund“. Lüneburg: Verlag Dietrich zu Klampen, 1996.

MORGENSTERN, Soma: Idylle im Exil. Zweiter Roman der Trilogie „Funken im Abgrund“. Lüneburg: Verlag Dietrich zu Klampen, 1996.

MORGENSTERN, Soma: Das Vermächtnis des verlorenen Sohnes. Dritter Roman der Trilogie „Funken im Abgrund“. Lüneburg: Verlag Dietrich zu Klampen, 1996.

MORGENSTERN, Soma: Die Blutsäule. Zeichen und Wunder am Sereth. Berlin: Aufbau Taschenbuch Verlag, 2000 (Taschenbuch 1651).

MORGENSTERN, Soma: In einer anderen Zeit: Jugendjahre in Ostgalizien / hrsg. und mit einem Nachw. von Ingolf Schulte. Lüneburg: Verlag Dietrich zu Klampen, 1995.

RAPPAPORT, Moritz: Bajazzo. Ein Gedicht. Leipzig: Arnoldische Buchhandlung, 1863.

RAPPAPORT, Moritz: Hebräische Gesänge. Metrisch nachgebildet. Leipzig, 1860.

RITTNER, Thaddäus: Das kleine Heim: Drama in drei Akten. Stuttgart und Berlin: J.G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, 1908.

- RITTNER, Thaddäus: Das Zimmer des Wartens: Roman. Berlin und Wien: Verlag Ullstein & Co., 1918.
- ROTH, Joseph: Das journalistische Werk. Bd. 1–3. Köln: Verlag Kiepenheuer & Witsch, 1989–1991.
- ROTH, Joseph: Die Erzählungen. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 1992.
- ROTH, Joseph: Juden auf Wanderschaft. München: dtv, 2006.
- ROTH, Joseph: Radetzkymarsch. München: dtv, 1998.
- ROTH, Joseph: Reise durch Galizien (1924), in: Joseph Roth Werke. Bd. 2. Das journalistische Werk 1924–1928. Köln, 1990. S. 281–289.
- ROTH, Joseph: Werke / hrsg. von Hermann Kesten. 4 Bde. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 1975.
- RUTRA, Arthur Ernst: Einsamer Weg. Gedichte. Wien, 1937.
- RUTRA, Arthur Ernst: Golgatha. Ein Spiel in neun Bildern. München: Georg Müller Verlag, 1918. 100 S.
- SACHER-MASOCH, Leopold von: Der Judenraphael. Geschichten aus Galizien. Berlin: Volk und Welt, 1989.
- SACHER-MASOCH, Leopold von: Don Juan von Kolomea. Galizische Geschichten. Bonn: Bouvier Verlag Herbert Grundmann, 1985.
- SACHER-MASOCH, Leopold von: Galizische Geschichten. Novellen von Leopold von Sacher-Masoch. Bern: Georg Froben & Cie, 1877.
- SACHER-MASOCH, Leopold von: Mondnacht. Geschichten aus Galizien / Auswahl, Nachwort und Anmerkungen von Karl Emmerich. Berlin, 1991.
- SACHER-MASOCH, Leopold von: Polnische Geschichten. Breslau: S. Schottländer, 1887.
- SACHER-MASOCH, Leopold von: Venus im Pelz. Frankfurt am Main: Insel Tb, 1980.
- SAMUELY, Nathan: Alt-Lemberg. Wien: Verlag der „Österreichischen Wochenschrift“, 1902.
- SAMUELY, Nathan: Cultur-Bilder aus dem jüdischen Leben in Galizien. Leipzig: Verlag Robert Friese, 1885.
- SEMBRATOWYCZ, Roman: Das Zarentum im Kampfe mit der Zivilisation. Frankfurt am Main: Neuer Frankfurter Verlag G.m.b.H., 1905. 56 S.
- SPERBER, Manès: Die Wasserträger Gottes. (All das Vergangene, Teil I). Wien: Europa-Verlag, 1974.
- SPERBER, Manès: Wie eine Träne im Ozean: Romantrilogie. 5. Aufl. Wien und Zürich: Europaverlag, 1991.
- STERNBACH Hermann: Wenn die Schakale feiern: Skizzen aus der Russenzeit in Galizien. Weimar: Weckruf-Verlag, 1917.
- ZIELINSKI, Adam: Kanaille und andere Erzählungen. Dublin-Vienna, 1999.
- ZIELINSKI, Adam: Zwölf jüdische Erzählungen. Klagenfurt / Celovec: Wieser Verlag, 2009.
- ZIELINSKI, Adam: Werke I–X. Klagenfurt: Wieser Verlag, 2004.

Sekundärliteratur

ADAM, Winfried: Strukturen des Autobiographischen in der Exilliteratur. Alexander Granach und Henry William Katz erinnern sich an ihre Heimat im altösterreichischen Galizien, in: Sbornik praci filozofickej fakulty Brnenske univerzity. 2005. R. 10. S. 181–193.

ARNOLD, Heinz Ludwig (Hrsg.): Sonderband Joseph Roth. Reihe Text und Kritik, Jg. 1974.

BLOCH, Chajim: Chassidische Geschichten / mit einem Vorwort von Salcia Landmann. München: Diederichs, 1990.

BRONSEN, David (Hrsg.): Joseph Roth und die Tradition. Darmstadt, 1975.

BRONSEN, David: Joseph Roth. Eine Biographie. Köln, 1974.

BRONSEN, David: Zum Erdbeeren Fragment. Joseph Roths geplanter Roman über die galizische Heimat, in: Joseph Roth / hrsg. von Heinz Ludwig Arnold. München, 1974. S. 122–131.

CYBENKO, Larissa: Galicia miserabilis und/oder Galicia felix? Ostgalizien in der österreichischen Literatur. Lwiw: VNTL-Klasyka; Wien: Praesens Verlag, 2008.

CYBENKO, Larissa; MÜLLER Manfred (Hrsg.): Reise in die Nachbarschaft. Zur Wirkungsgeschichte der deutschsprachigen Literatur aus der Bukowina und Galizien nach 1918. Wien: LIT-Verlag, 2009.

FARIN, Michael: Leopold von Sacher-Masoch. Materialien zu Leben und Werk. Bonn, 1987.

FARIN, Michael: Nachwort zu: Leopold von Sacher-Masoch. Don Juan von Kolomea. Galizische Geschichten. Bonn, 1985.

GAUSS, Karl Markus; POLLACK, Martin (Hrsg.): Das reiche Land der armen Leute. Literarische Wanderung durch Galizien. Wien: Jugend und Volk, 1992.

DOHRN, Verena: Mythos Galizien, in: Galizien / hrsg. von Verena Dohrn, Guido Baselgia. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1993. S. 7–25.

GELBER, Mark; HORCH, Hans Otto, SCHLEICHL, Sigurd Paul (Hrsg.): Von Franzos zu Canetti: Jüdische Autoren aus Österreich. Neue Studien. Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 1996. 429 S.

GOLTZMANN, Carola L. (Hrsg.): Unerkannt und (un)bekannt. Deutsche Literatur im Mittel- und Osteuropa. Tübingen, 1991.

HAHN, Hans Henning; STÜBEN, Jens (Hrsg.): Jüdische Autoren Ostmitteleuropas im 20. Jahrhundert. Frankfurt am Main, 2000.

Heimat Galizien. Ein Gedenkbuch / zusammengestellt von Julius Krämer. Stuttgart, Bad Cannstatt, 1965. (Heimatbuch der Galiziendeutschen, Teil 1).

HEUER, Renate: Lexikon deutsch-jüdischer Autoren / hrsg. vom Archiv Bibliographie Judaica. 7 Bde. München, 1992–1999.

HORCH, Hans Otto (Hrsg.): Handbuch der deutsch-jüdischen Autoren. Oldenburg, 2016.

HUBACH, Sibylle: Galizische Träume. Die jüdischen Erzählungen von Karl Emil Franzos, Diss. Stuttgart, 1986.

JASTAL, Katarzyna: Erzählte Zeiträume. Kindheitserinnerungen aus den Randgebieten der Habsburgermonarchie von Manès Sperber, Elias Canetti, Gregor von Rezzori. Kraków, 1998.

JOBST, Kerstin S.: Der Mythos des Miteinander. Galizien in Literatur und Geschichte. Hamburg: Deutsche Gesellschaft für Osteuropakunde, 1998.

KASZYNSKI, Stefan H. (Hrsg.): Galizien – eine literarische Heimat. Poznań, 1987.

KILCHER, Andreas B. (Hrsg.): Metzler Lexikon der deutsch-jüdischen Literatur. Jüdische Autorinnen und Autoren deutscher Sprache von der Aufklärung bis zur Gegenwart. 2. aktual. und erw. Auflage. Stuttgart und Weimar: Verlag J.B. Metzler, 2012. 576 S.

KŁAŃSKA, Maria: Aus dem Shtetl in die Welt: 1772 bis 1938; ostjüdische Autobiographien in deutscher Sprache. Köln, 1994.

KŁAŃSKA, Maria: Die deutschsprachige Literatur Galiziens in der Forschung, in: Schwob, Anton (Hrsg.): Deutsche Literatur Ostmittel- und Südosteuropas. 19. und 20. Jahrhundert. München, 1992. S. 72–85.

KŁAŃSKA, Maria: Die Erfahrung Exil in deutschsprachigen Autobiographien ostjüdischer Autorinnen, in: Germanistentreffen Deutschland – Polen. Tagungsbeiträge / hrsg. vom DAAD. Bonn, 1994. S. 103–122.

KŁAŃSKA, Maria: Die galizische Heimat im Werk Joseph Roths, in: Joseph Roth: Interpretation, Rezeption und Kritik / hrsg. von Michael Kessler und Fritz Hackert. Tübingen, 1990. S. 143–156.

KŁAŃSKA, Maria: Erkundungen der neuen österreichischen Provinz Galizien im deutschsprachigen Schrifttum der letzten Dezennien des 18. Jahrhunderts, in: Galizien als gemeinsame Literaturlandschaft: Beiträge des 2. Innsbrucker Symposiums polnischer und österreichischer Literaturwissenschaftler / hrsg. von Fridrun Rinner und Klaus Zerinschek. Innsbruck: AMOE, 1988. S. 35–48.

KŁAŃSKA, Maria: Galizien in deutschsprachiger Literatur seit 1848, in: *Studia Historica Slavo-Germanica* 12. 1983. S. 73–105.

KŁAŃSKA, Maria: Galizien und Bukowina – die zwei ungleichen Schwestern, oder Zu den Prämissen der deutschsprachigen Galizien- und Bukowinaliteratur und zu ihrer Entwicklung, in: Kulturlandschaft Bukowina: Studien zur deutschsprachigen Literatur des Buchenlandes nach 1918 / hrsg. von Andrei Corbea und Michael Astner. Iași: Editura Universității „Alexandru Ioan Cuza“, 1990. S. 67–87.

KŁAŃSKA, Maria: Problemfeld Galizien in deutschsprachiger Prosa 1846–1914. Wien: Böhlau, 1991.

KŁAŃSKA, Maria: Zwei galizisch-jüdische Schicksale in Wien. Die Autobiographien von Manès Sperber „All das Vergangene“ und Minna Lachs „Warum schaust du zurück“, in: Jüdische Autoren Ostmitteleuropas im 20. Jahrhundert / hrsg. von Hans Henning Hahn, Jens Stüben. Frankfurt am Main, 2000. S. 291–312. (Mitteleuropa – Osteuropa. Oldenburger Beiträge zur Kultur und Geschichte Ostmitteleuropas 1).

KLEIN, Albert; KRUK, Raya: Alexander Granach. Fast verwehte Spuren. Berlin, 1994.

KRÄMER, Julius; KRÄMER, Elfriede: Heimatdichtung der Galiziendeutschen, in: *Heimat Galizien – ein Gedenkbuch (1782–1939)*. 1999. S. 447–472.

KRČAL, Katharina: Poetisches Galizien – Roths Galizienbild(er) in Belletristik und Reiseberichten. in: *Galizien im Diskurs. Inklusion, Exklusion, Repräsentation* / hrsg. von Paula Giersch, Franziska Schößler, Florian Krobb. Frankfurt am Main: Peter Lang, 2012. S. 91–113.

MAKARSKA, Renata: Mehrsprachigkeit oder Mischsprachigkeit. Literatur in Galizien Anfang des 20. Jahrhunderts, in: *Kulturgrenzen in postimperialen Räumen. Bosnien und Westukraine als transkulturelle Regionen* / hrsg. von Alexander Kratochvil, Renata Makarska, Katharina Schwitin, Annette Werberger. Bielefeld: Transcript, 2013. S. 141–163.

LINDEN, Hermann (Hrsg.): *Joseph Roth. Leben und Werk*. Köln, 1949.

LOPUŠANS'KYJ, Jaroslav: *Ukrajins'ka klyasyka v nimec'komovnych interpreta-cijach O. Hrycaja*, in: *Wiener Slavistisches Jahrbuch*. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 1996. Bd. 42. S. 205–216.

LUNZER, Heinz: *Joseph Roth, Leben und Werk in Bildern*. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 1994.

NAMOWICZ, Tadeusz: *Galizien nach 1772. Zur Entstehung einer literarischen Provinz*, in: *Galizien als gemeinsame Literaturlandschaft: Beiträge des 2. Innsbrucker Symposiums polnischer und österreichischer Literaturwissenschaftler* / hrsg. von Fridrun Rinner und Klaus Zerinschek. Innsbruck: AMOE, 1988. S. 65–74.

NÜRNBERGER, Helmuth: *Joseph Roth. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuchverlag*, 1981. (Rowohlts Monographien 301)

POLLACK, Martin: *Nach Galizien. Von Chassiden, Huzulen, Polen und Ruthenen. Eine imaginäre Reise durch die verschwundene Welt Ostgaliziens und der Bukowina*. Wien und München, 1984.

PRYMA, Ljubov (Hrsg.): *Ostap Hrycaj. Ukrajins'ka epika i liryka nimec'koju movoju. Drohobyč*, 2007. 233 S.

PYTEL, Ewa: *Der Mythos einer verlorenen Heimat – Galizien. Deutsch-polnischer Gedächtnisraum in den Romanen Radetzky marsch von Joseph Roth und Das Salz der Erde von Joseph Wittlin*, in: *Studia Germanica Posnaniensia*. Jg. 27/2001. S. 59–70.

RINNER, Fridrun; ZERINSCHEK, Klaus (Hrsg.): *Galizien als gemeinsame Kulturlandschaft*. Innsbruck: Institut für Sprachwissenschaft 1986.

SCHMIDT, Ulrich: *Die neun Leben des Adams Zielinski*. Klagenfurt / Celovec: Wieser Verlag, 2009.

SCHWOB, Anton (Hrsg.): *Deutsche Literatur Ostmittel- und Südosteuropas. 19. und 20. Jahrhundert*. München, 1992.

SIMONEK, Stefan; WOLDAN, Alois (Hrsg.). *Europa erlesen – Galizien*. Klagenfurt: Wieser Verlag, 1998.

SIMONEK, Stefan: *Galizien als Gegenstand interkultureller slavistischer Forschung in Österreich (1988–2009)*, in: *La Galicie au temps de Habsbourg (1772–1918). Histoire, société, cultures en contact* / hrsg. von Jacques Le Rider, Heinz Raschel. Tours: Presses Univ. François Rabelais, 2010. S. 189–203.

STERNBACH, Hermann: Galizien und Galizier in der deutschen Literatur, in: Ostdeutsche Monatshefte für Kunst und Geistesleben. März 1927. S. 1143–1147.

VYNAR, Ljubomyr: Ostap Hrycaj. Žyttja i tvorčist'. Klivlend: Zarevo, 1960. 92 S.

WAGNER, Karl: Joseph Roths Galizienbeschreibungen im Kontext, in: Stillmark, Alexander (Hrsg.): Joseph Roth. Der Sieg über die Zeit. Londoner Symposium Stuttgart: Akad. Verl. Heinz, 1996. S. 141–157.

WERNER, Klaus: Erfahrungsgeschichte und Zeugenschaft. Studien zur deutsch-jüdischen Literatur aus Galizien und der Bukowina. München: IKS Verlag, 2004.

WOLDAN, Alois: Beiträge zu einer Galizienliteratur. Frankfurt am Main: Peter Lang, 2015.

WOLDAN, Alois: Grenzdialoge in den Literaturen Galiziens, in: Dialoge über Grenzen. Beiträge zum 4. Konstanzer Europa-–Kolloquium / hrsg. von Norina Procopan, René Scheppeler. Klagenfurt: Wieser, 2008. S. 56–83.

WOLDAN, Alois: Interkulturelle Beziehungen in den Literaturen Galiziens, in: Germanistische Erfahrungen und Perspektiven der Interkulturalität / hrsg. von Franciszek Grucza, Hans-Jörg Schwenk, Magdalena Olpińska. Warszawa: Euro-Edukacja, 2005. S. 111–129.

WOLDAN, Alois: Mehrsprachigkeit in der Literatur Galiziens, in: Annales Universitatis Paedagogicae Cracoviensis. Studia Historicolitteraria XII. 2012. S. 357–373.

WOLDAN, Alois: Zum deutschsprachigen Galiziendiskurs der letzten zehn Jahre, in: Polendiskurse. Convivium Germanistischen Jahrbuch Polen 1993–2003. Bonn: DAAD, 2004. S. 87–105.

ZEMAN, Herbert (Hrsg.): Geschichte der Literatur in Österreich von den Anfängen bis zur Gegenwart. Bd. 7: Das 20. Jahrhundert. Graz, 1999. 779 S.

Weitere Sekundärliteratur

BAHR, Ehrhard: Deutsch-jüdische Exilliteratur und Literaturgeschichtsschreibung, in: Deutsch-jüdische Exil und Emigrationsliteratur im 20. Jahrhundert / hrsg. von Itta Shedletzky und Hans Otto Horch. Tübingen, 1993. S. 29–43.

BARAN-SZOŁTYŚ, Magdalena: Galizien als Archiv. Reisen im postgalizischen Raum. Göttingen, 2021.

BASELGIA, Guido: Galizien, Fotografien von Guido Baselgia mit einem Essay von Verena Dohrn. Frankfurt am Main: Jüdischer Verlag, 1993.

BRAWER, A.J.: Galizien, wie es an Österreich kam. Eine historisch-statistische Studie über die inneren Verhältnisse des Landes im Jahre 1772. Wien, 1910. (ND. Berlin 1990)

BRIX, Emil: Das Kronland Galizien und Lodomerien, in: Brix, Emil; Kohl, Irene: Galizien in Bildern. Wien: Verein für Volkskunde, 1997.

BYCZKIEWICZ, Anna: Die neueste deutschsprachige Reiseliteratur zu Galizien. URL: <http://www.kakanien.ac.at/beitr/emerg/AByczkiewicz1.pdf>.

- COLDEWEY, Gaby (u.a.): Zwischen Pruth und Jordan, Lebenserinnerungen Czernowitzer Juden. Köln: Böhlau Verlag, 2003.
- DOHRN, Verena: Reise nach Galizien. Grenzlandschaften des alten Europa. Frankfurt am Main: S. Fischer Taschenbuch Verlag, 1991.
- GRYNBERG, Henryk: Drohobycz, Drohobycz. Zwölf Lebensbilder. Wien: Paul Zsolnay Verlag, 2000.
- HERMAND, Jost (Hrsg.): Aus dem Ghetto in die Welt. Frankfurt am Main, 1990. (Arhenäums Taschenbücher 147)
- HOFBAUER, Ernst: Verwehte Spuren. Von Lemberg bis Czernowitz: Ein Trümmerfeld der Erinnerungen. Wien: Iberia-Verlag, 1999.
- HÜCHTKER, Dietlind: Der „Mythos Galizien“. Versuch einer Historisierung. URL: <http://www.kakanien.ac.at/beitr/fallstudie/DHüchtker2.pdf>.
- KLEINSCHMIDT, Erich: Schreiben und Leben. Zur Ästhetik des Autobiographischen in der deutschen Exilliteratur, in: Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch. 1984. Bd. 2. S. 24–40.
- KRÄMER, Julius (Hrsg.): Heimat Galizien. Ein Gedenkbuch. Stuttgart und Bad Cannstatt, 1965.
- LANDMANN, Salcia: Mein Galizien. München: Herbrig Verlagsbuchhandlung, 1995.
- MAGRIS, Claudio: Der habsburgische Mythos in der österreichischen Literatur. Salzburg, 1966.
- MAGRIS, Claudio: Weit von wo. Verlorene Welt des Ostjudentums / Übers. J. Prasse. Wien: Europaverlag, 1974.
- OBER, Kenneth O.: Die Ghettogesichte: Entstehung und Entwicklung einer Gattung. Göttingen, 2001.
- PAULSEN, Wolfgang: Das Ich im Spiegel der Sprache. Autobiographisches Schreiben in der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts. Tübingen, 1991.
- PFANNER, Helmut F.: Schreiben als Selbstbestätigung: Erzählen im Exil, in: Erzählen und Erzählforschung im 20. Jahrhundert / hrsg. von Rolf Klöpfer und Giesela Janetzke-Dillner. Stuttgart, 1981. S. 83–94.
- POLLACK, Martin: Galizien. Eine Reise durch die verschwundene Welt Ostgaliziens und der Bukowina. Frankfurt am Main: Insel Verlag, 2001. (Insel Taschenbuch, 2747)
- POLLACK, Martin: Nach Galizien. Wien: Brandstätter Verlag, 1984.
- RÖSKAU-RYDEL, Isabel (Hrsg.): Deutsche Geschichte im Osten Europas: Galizien, Bukowina, Moldau. Berlin: Siedler-Verlag, 1999.
- VISHNIAC, Roman: Wo Menschen und Bücher lebten, Bilder aus der ostjüdischen Vergangenheit. München: Kindler, 1993.
- VISHNIAC, Roman: Verschwundene Welt. München, 1983.
- WITTLIN, Józef: Mein Lemberg. Bibliothek Suhrkamp, 1994, Bd. 1156.

НАВЧАЛЬНЕ ВИДАННЯ

ПОВЕРНЕННЯ

АНТОЛОГІЯ НІМЕЦЬКОМОВНОЇ ЛІТЕРАТУРИ
ГАЛИЧИНИ ТА БУКОВИНИ

ТОМ 1: ГАЛИЧИНА

Видання третє, пепероблене та доповнене

Редактори-упорядники:

Ярослав Лопушанський та Олег Радченко

За участю

Наталії Дашко-Пірхер та Ірини Лопушанської

Макетування та верстка

Олег Лазебний, Олег Радченко

Дизайн обкладинки

Юлія фон Вольгемут

Здано до набору 08.05.2023 р. Підписано до друку 23.06.2023 р.

Гарнітура Minion Pro. Формат 70x100 1/16.

Друк офсетний. Папір Cremo.

Ум. друк. арк. 51,03. Зам. № 9386

Наклад 200 прим.

Свідоцтво про внесення суб'єкта видавничої справи до державного реєстру видавців, виготівників і розповсюджувачів видавничої продукції Серія ДК № 2509 від 30.05.2006 р.

Друк ПП «ПОСВІТ»

Адреса: вул. І. Мазепи, 7, м. Дрогобич, 82100 Україна

тел.: (03244) 2-23-35, 3-38-50

E-mail: posvitdruk@gmail.com